



920

25,913

University of Vermont

FROM THE LIBRARY OF

JOHN HENRY WHEELER, Univ. Va.

THE GIFT OF

LOUISE F. WHEELER



John H. Wheeler  
1884.



3 o e g a ' s

L e b e n.

---

Sammlung

seiner Briefe und Beurtheilung seiner Werke

durch

Friedrich Gottlieb Weleker.

---

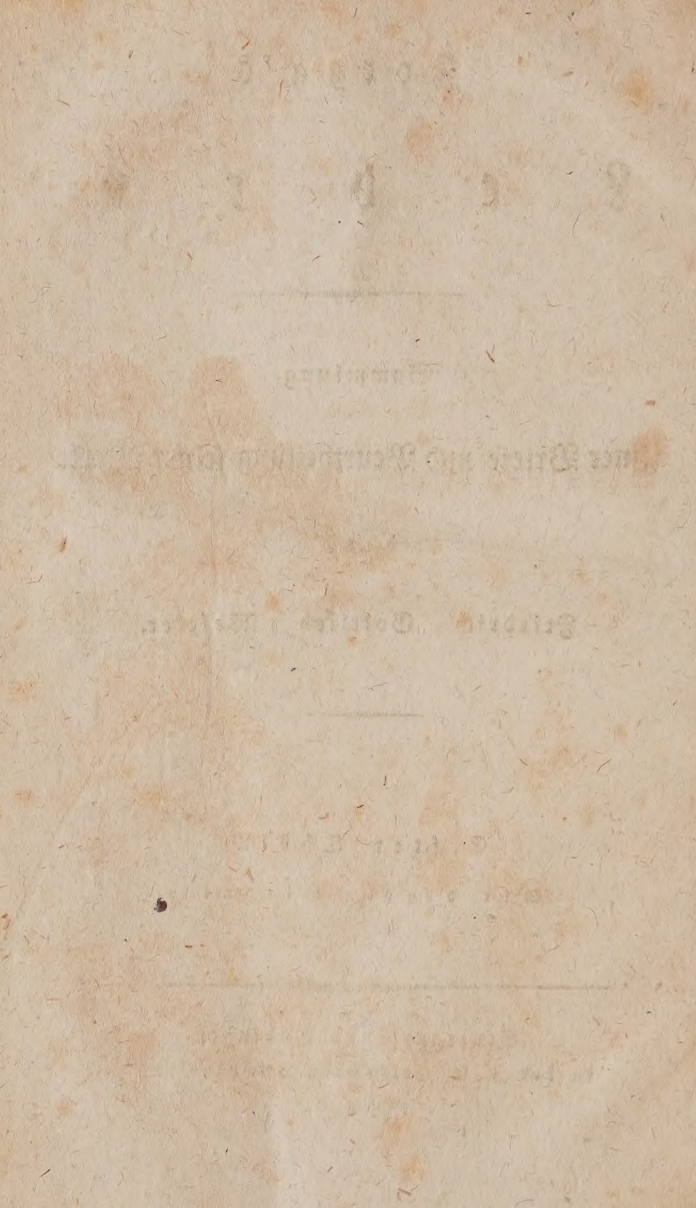
Erster Theil.

Mit dessen Bildniß.

---

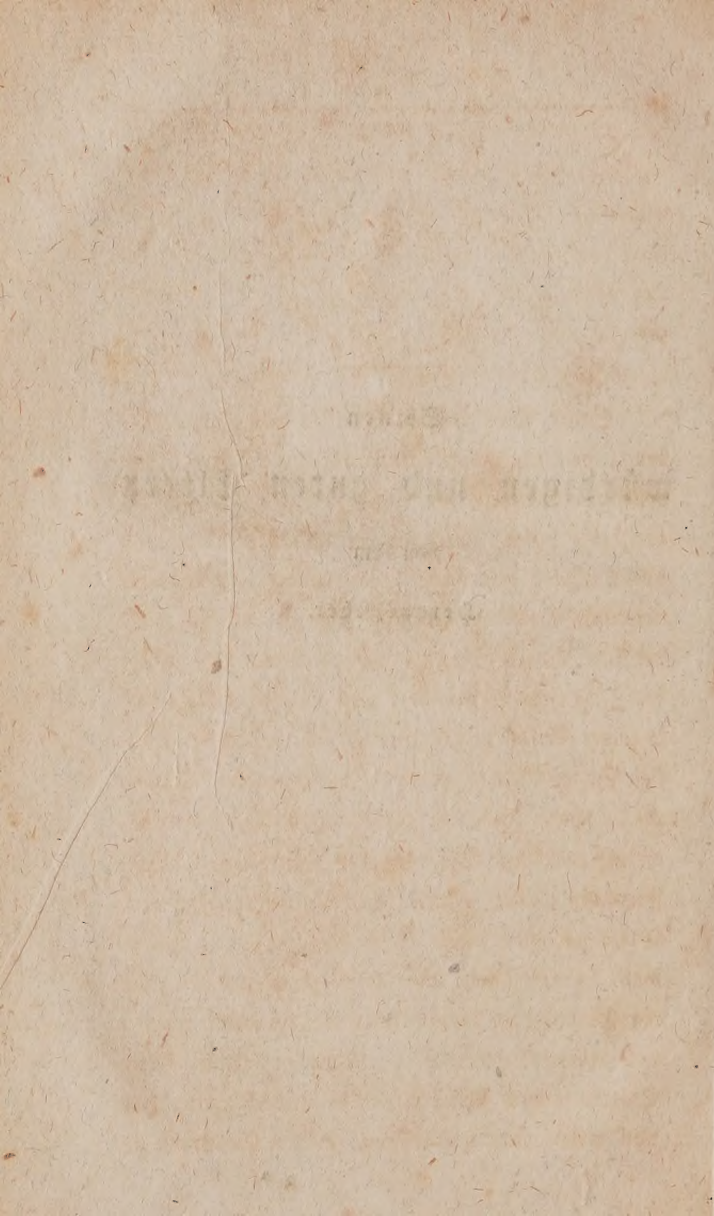
Stuttgart und Tübingen  
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1819.





Seinen  
würdigen und guten Eltern  
von dem  
Herausgeber.



## V o r r e d e.

---

Statt eines kleinen Abrisses von Zoegas Leben, den ich ursprünglich für die Vorrede der deutschen Ausgabe der *Bassirilievi di Roma* beabsichtigt hatte, liefere ich ein Buch über ihn und größtentheils von ihm. Unerwartet wurden mir nehmlich Briefe von ihm anvertraut, die sich nachher von andern Seiten her vermehrten und zuletzt die Zahl von fünfhundert weit überstiegen und viele seiner Erfahrungen und Gedanken von der frühesten Jugend an in großem Zusammenhang enthielten. Doch sind am zahlreichsten die geblieben, welche mir auf Veranlassung von Zoegas treuer Freundin, der Frau Conferenzzrätthin Friederike Brun geb. Münter, aufgesucht, erbeten, gesammelt, guten Theils abgeschrieben und mit der größten Gefälligkeit dargeboten und überliefert wurden von einem Vetter des Verstorbenen, dem Herrn Etatsrath und Ritter Nissen in Kopenhagen. Auch von vielen andern Papieren, wovon Gebrauch ge-



macht worden ist, verdanke ich Abschriften der für diesen Zweck unermüdllichen Thätigkeit dieses Mannes, an dem die lebhafteste Achtung ächten Verdienstes und Werths in einem von seinem Beruf entfernten Fach auch diejenigen loben werden, die ihm etwa diese Brieffsammlung, welche im Ganzen sein Werk ist, nicht zu danken geneigt seyn sollten.

Denn es wurde der Herausgeber bald inne, daß er statt einer Lebensbeschreibung, unter diesen Umständen, nur den Stoff dazu, wie er wenigstens ihm nicht selten in Büchern dieser Art willkommen als das Verarbeitete gewesen war, zu liefern, und den Mann selbst in seinen Briefen reden zu lassen habe, worin sich sein Sinn und seine Schicksale eben so getreu als zum großen Theil auf anziehende Art aussprechen. Dieß Verfahren aber ist nicht überall wohl empfohlen, bey den einen, weil sie glauben, es verleihe die den Todten gebührende Rücksicht, bey den andern, weil sie die davon fast unzertrennliche Erweiterung und Ausführlichkeit für unzweckmäßig halten; und es wird vielleicht schwer gelingen, gegen beyderley Meinungen die getroffene Einrichtung zu rechtfertigen.

Wenn etwas auffallendes darin liegt, Briefe, die der Lebende vielleicht ungern nur unter des Drit-



ten oder Vierten Augen gewußt hätte, vor der fremden Welt ausgestellt zu sehn, so muß man doch wohl bedenken, theils, daß eben dieser Dritte und Vierte Bekannte waren, theils daß die berührten Verhältnisse nur für den Augenblick geheim gehalten seyn wollten, oder daß, wenn Ansichten und Aeußerungen eingemischt waren, die einzeln auch von dem Gutmüthigsten missverstanden werden könnten, solche im Zusammenhang und recht gewürzt, in ihrer freien Natürlichkeit, oft die Krone des sittlichen Menschen sind, lecke und unbesorgte Züge der Selbstschilderung, die erst im Verhältniß zum Ganzen im rechten Licht erscheinen, die wenigstens der Verständige, der Kenner, dessen Urtheil allein in Ansehung der Todten noch mehr als für die Lebenden gilt, in diesem Verhältniß zu deuten und zu beschränken weiß. Johann von Müller, als er das zärtliche vor mehr als 300 Jahren geschriebene Liebesbriefchen einer Braut gedruckt gelesen, die ausdrücklich es keinem zu zeigen flehte, sagt darüber in einem seiner Briefe: „In der That man darf nur die nächsten Mitlebenden, deren Neugierde unheilig seyn könnte, aus den Augen lassen, in einer fernen Zeit einen guten Menschen in seinen vertrautesten Aeußerungen, selbst Fehlern zu sehn, ist nur unschuldig, erfreuend

und stärkend; gern giebt man den Umständen die Fehler und Schwächen und sucht den bloßen reinen Kern des Menschlichen auf.“

Ein Kreis von Neugierigen umschließt unsichtbarer Weise gewöhnlich nur Männer, die in öffentlichen Verhältnissen, in weiten und verschiedenartigen Verbindungen, in Streitigkeiten, in bedeutenden wissenschaftlichen oder andern Partheyungen leben, und hält auch noch ihren Schatten, je öffentlicher sie geworden waren, um so eifriger und länger, um so mehr aufgelegt zu Misgunst und Misdeutung in seiner Mitte zurück, daß er gleich unbefriedigten Manen noch nicht zur Ruhe gelangen kann. Solche mit der Welt vielfach zusammengewachsene Männer sind auch nicht bloß sie selbst, sondern in ihnen werden zugleich Freunde oder Widersager angegriffen oder begünstigt, und die Zurückhaltung, welche man gegen diese beobachten würde, ist man in Betracht auf jene schuldig, wenn sie abgetreten sind. Es kann aber der Fall seyn, daß ein Mann auch von bekanntem Namen die Welt in so großer Gleichgültigkeit über seine persönlichen Verhältnisse gelassen, seine Tugend oder Verdienst so glücklich vor der Verkleinerungssucht geborgen, und sich schon vor seinem Ende in eine so abgeschlossene Stille zurückgezogen

hatte, daß er, kaum aus der Welt geschieden, wie ein Langverstorbenen von der Zeit sich ablöst, frey von allen Ungebungen scheint, und zum Gegenstand einer geschichtlichen Betrachtung gemacht werden kann, ohne daß er befangenen oder scheelsüchtigen Urtheilen und all dem Mißbrauch und Unglimpf, wozu die aufgeregte Kleinlichkeit und Selbstsucht im Menschen Anlaß geben, ausgesetzt würde. Liegt nun Denkart und Leben eines solchen Mannes in seinen Briefen, so sollte wohl gegen ihre Bekanntmachung nichts eingewandt werden. Man hat sich darauf bezogen, daß M. Antonius, wie Cicero erzählt, durch Herausgabe empfangener Briefe, die viele Zeitgenossen in Verlegenheit gesetzt haben mögen, alle unwillig machte. Jener Fall aber erinnert weit treffender an die von den Römern seit alten Zeiten her (wie Plinius in einem seiner Briefe sagt) befolgte Sitte, das Lob vorzüglicher Männer zu schreiben. Denn ein besseres Lob kann man doch einem Menschen nicht widmen, als daß man seine Natur und sein Leben auf das genaueste darstelle. Hierdurch wird auch die Frage, ob der, welcher solche Briefe schrieb, sie selbst würde haben drucken lassen, abgewiesen. Freylich würde er auch wohl keine andre Lob- und Denkschrift auf sich verfaßt haben. Wiewohl was

jenes betrifft, so eitel es scheinen möchte, wenn einer den Antheil, den die Welt an ihm nehmen würde, sich selbst lebhaft genug dächte, um ihr vermischte Briefe von sich mitzutheilen, doch die Unbefangenheit mancher großer Männer, welche sich nicht verbargen, daß ihr Briefwechsel vielen angenehm oder belehrend zu lesen seyn würde, immer noch nicht schlimmer ist, als die Aengstlichkeit, die in die Seele eines berühmten Mannes hinein verlegen wird, wenn das Bild seines Privatlebens ausgestellt wird, als ob er dadurch entweder für die Bescheidenheit zu viel geehrt, oder zu sehr ausgesetzt werde, der ungleichen Menge zu misfallen. Wie man ein Bildniß nicht hehl hält, so braucht man die Persönlichkeit eines edlen Freundes wenigstens aus dem Grund nicht als ein Geheimniß zu hüten, um sie der Beurtheilung zu entziehen, oder vielleicht in die Ferne unbestimmte und täuschende Erwartungen zu erregen. Schlecht ist, wie Sophokles sagt, das Hehlen, keines edlen Mannes werth. Nur dann soll man den Menschen zu schildern übergehn, wenn er eher ein ganz gewöhnliches, nachgeahmtes, als ein inneres, auf dem Boden des ewig Neuen, in der freyen Eigenthümlichkeit gewurzelttes Leben geführt hat, oder wenn so viel Kleinliches oder verzerrtes an ihm war, daß



er gleichgültig läßt, mehr noch als zur Schonung auffodert, und dadurch nur die Freude an den schriftstellerischen Werken verleidet werden könnte. Doch wird sich der Widerspruch von schlechtem oder unbedeutendem Seyn und scheinbar großen Werken meist durch die einfache Bemerkung lösen, daß man das bloß Angelernte zwar fruchtbar verarbeiten und durch die in der Gelehrsamkeit selbst liegenden erborgten Mittel manches leisten kann; daß aber doch eigentlich wer nicht durch sich selbst leistet nur ein sehr dienstbares Werkzeug des gegenwärtigen Zeitgeistes einer einzelnen Wissenschaft seyn könne. Ein wahrhaft tüchtiger Schriftsteller wird immer auch als Mensch gekannt zu seyn verdienen, und das Geringfügige in wissenschaftlichen Bestrebungen kann kaum durch etwas mehr befördert werden, als durch das Vorurtheil, welches den Gelehrten so gern scharf absondern möchte von dem Menschen. \*) Darum ist die Aeußerung, womit

---

\*) Lichtenberg sagt: „Der Gemeinspruch, daß das Leben eines Gelehrten in seinen Schriften bestehe, verdient sehr eingeschränkt zu werden.“ (Vermischte Schr. Th. 2. S. 271.) „Nachrichten aus dem Cabinet der Seele sind unterrichtender als die in allen Compendien stehen.“ Daselbst S. 184. Und Göthe: „Wenn man behaup-

die sonst achtungswerthe Schilderung von Spittler als Historiker schließt, was er als Mensch gewesen,

---

tet hat, schon der Styl eines Schriftstellers sey der ganze Mann, wie viel mehr sollte nicht der ganze Mensch den ganzen Schriftsteller enthalten.“ (Zur Farbenlehre Th. 2. S. X.) „Wie irgend jemand über einen gewissen Fall denke, wird man nur erst recht einsehn, wenn man weiß wie er überhaupt gesinnt ist. Dieses gilt wenn wir die Meinungen über wissenschaftliche Gegenstände, es sey nun einzelner Menschen oder ganzer Schulen und Jahrhunderte recht eigentlich erkennen wollen.“ Das. S. 107. Der geistreiche Ruhlenius, der auf Lebensbeschreibungen von Gelehrten nicht viel hielt, (Vita Ruhn. p. 168) hat eine sehr lehrreiche erhalten. Walckenaer gieng noch etwas weiter als er, und sagte, die Verhältnisse eines Gelehrten, seyen es die der Familie, der Liebe und Freundschaft oder des Streits, und seine Schicksale überhaupt, vermuthlich auch seine Religion und Philosophie, seyen eben so gleichgültig als die etwa eines Handelsmannes oder jedes andern in seinen Geschäften geschickten Arbeiters. (Luzac in der Vorrede zu Valcken. Diatr. de Aristob. Jud.) So hat auch neulich Herr J. Ancillon in dem Eloge de Mr. Mérian in den Abhandl. der Berliner Akademie behauptet, das Leben eines Gelehrten finde sich ganz in seinen Schriften, und dieß ist

mdge ein Heiligthum seiner Freunde bleiben , eigentlich zweydeutig. Ein trefflicher Schriftsteller ragt in den Gesichtskreis vieler empor und hat viele Freunde weit hinaus über den engen Cirkel , den in seinem Leben der Zufall um ihn vereinigt , und wenige werden etwas über ihn lesen wollen , die nicht seine Freunde sind oder zu werden wünschen : gerade das Schönste aber an ihm ist , und eine eigentlich würdige Erscheinung , wie sich in ihm Leben und Wissenschaft in sichtbarer Einigung gegenseitig bedingen und ergänzen , so daß die Bildung wahr und lebendig , und das Leben von dem Geiste dieser Bildung erfüllt ist , und keines sich ohne das andre vollständig begreifen läßt. Wahr ist es , daß wenn die Lebensbeschreibungen einen verhältnißmäßig allzu großen Raum unter den Schriftwerken einer Zeit einnehmen , wie z. B. bey den heutigen Engländern , oder einst bey den Römern , namentlich im ersten christlichen Jahrhundert

---

ausgeführt , daß man nicht begreift , wie ein *homme de lettres* den Menschen , d. i. Empfindung , Willen , Kraft und Leidenschaft kennen lernen , und dann wie er ohne dieses die Welt und das Schicksal verstehen , wie er Geschichte fassen , wie selbst sein Denken mehr seyn könne als ein bloßes Spiel der Begriffe.

dert, wo insbesondere auch die Geschichten und Leben der Gelehrten (*αἱ ιστορίαι καὶ οἱ βίοι τῶν σοφιστῶν*) sehr häufig waren, dieß mit andern nicht sehr vortheilhaften Merkmalen und Erscheinungen zusammenzuhängen pflegt. Allein dieß verändert nicht die Sache überhaupt und an sich.

Wenn es nun wichtig und erfreulich ist, Gemüth und Sinnesart eines Mannes kennen zu lernen, dessen Schriften auf die Wissenschaft entschieden zu wirken bestimmt sind, so wird die Schilderung auch seines äusseren Lebens fast unvermeidlich, weil wir den Menschen genauer nur in den Lagen und Verhältnissen desselben kennen lernen. Sie enthalten gewöhnlich den sprechenden Ausdruck seines Charakters und können als Sinnbilder dessen, was er unter irgend andern Umständen würde gewesen seyn, bey äusserer Mittelmäßigkeit, für den Menschenkenner größere Bedeutung haben, als andre, die nach einem ungleich größeren Maßstabe gestaltet sind. Im Leben aber bestimmt sich so vielseitig eins durch das andre, daß oft auch ganz alltägliche und niedere Dinge mit in Anschlag gebracht werden müssen, um ein Menschenleben mit der Wahrheit und Sicherheit aufzufassen, die eine so viel wohlthätigere Wirkung thun, als die Unbestimmtheit und Halbwahrheit von sehr viel glän-



zenderen Erscheinungen vermag, die wir oft in Roman und Geschichte finden. Klopstock hat irgendwo gesagt: ein kurz hingeworfnes Leben ist keins. \*) So ist in den Briefen von Zoega sehr viel stehn geblieben, was ausserdem, daß es die Schranken bezeichnet, womit das Schicksal almählig die freye Thätigkeit umschließt, daß es zeigt, wie sich einfache Charakterzüge unter den verschiedensten Verhältnissen oft fast unmerklich hindurch leiten, nicht im Mindesten belehrt; und das Ausländische von manchen seiner Verhältnisse erforderte noch eine besondere Ausführlichkeit, wenn nicht das, was fremd darin ist, ins Zweifelhafte sich verlieren sollte. Ein sorgfältig ausgemaltes Bild selbst eines namenlosen Menschen, wird mit Recht einem hohen Gegenstand der Dichtung oder Geschichte, ausgeführt ohne Wahrheit und Uebereinstimmung, vorgezogen. Umfang und Reichthum des Stoffs haben immer nur im Verhältniß der Lebendigkeit und Anschaulichkeit, die sie in der Darstellung gewinnen, des Blicks, welchen sie uns in die innere Tiefen der Natur thun lassen, Werth; und es ist daher vollkommen wahr, daß nicht blos ausgezeichnete, sondern eines jeden Menschen Leben unterhaltend

---

\*) Vaterländisches Museum 1810. S. 1.

ist, wenn es gut erzählt wird. Diesen Ausspruch thut ein Dichter von einer dem Großen und Wunderbaren verwandten Einbildungskraft, Dehlensschläger, in einer kleinen Lebensbeschreibung Ewalds; und eben dieser Ewald hat selbst sein Leben so beschrieben, daß ich wenigstens gestehn muß, durch die unnachahmliche Wahrheit und den zarten, geistreichen Ausdruck dieser Darstellung mehr als durch alle seine Werke angezogen worden zu seyn. Wie seine Arenalte, von Kummer und Elend verzehrt, ihn auf dem Krankenbett, das er nicht mehr verließ, nachdem sie durch ein beyden verbittertes Leben von ihm getrennt gewesen, endlich noch einmal sieht, die äußersten Spitzen dreier Finger auf seine zitternde Hand legt und spricht: die vorigen Zeiten sind verschwunden Ewald, und hastig fortreist, und er ihr ohne eine einzige lindernde Thräne nachstarrt, diese Scene macht nach allem, wodurch er im vorhergehenden die große Gewalt angedeutet hat, welche die Liebe über seinen Geist und sein Schicksal ausgeübt, eine größere Wirkung als Balzers Tod, sie macht die Wirkung in der That, die in jenem beabsichtigt ist. Doch dieß und die Dänische Litteratur überhaupt ist Deutschland fremd, so entschiednen und großen Vorzug auch ein Theil derselben vor vielem ausländischen behauptet.

tet, das ohne rechte Wahl und Umsicht häufig gelesen wird.

Indessen ist die Vergleichung zwischen einer Sammlung von freundschaftlichen Briefen und einem Lebensgemälde in mancher Hinsicht sehr uneigentlich. Wenn ein Bild nur betrachtet seyn will, so ladet jene zu einem müßigen Verweilen, wie in Stunden des wirklichen geschwähigen Umgangs, ein. Was unter einem andern Gesichtspunkt als Wiederholung oder Langweiligkeit erscheinen könnte, darf wenn der Zweck der vertrautesten Bekanntschaft erreicht werden soll, nicht allzustreng ausgeschieden werden, und, weil so vieles in einander verflochten ist, fällt es auch schwerer, in der Auswahl sparsam zu seyn, als es vielleicht obenhin scheinen möchte. Sogar muß manches bleiben, wonach es dem besten persönlichen Bekannten nicht einfallen würde zu fragen, weil man im Umgang immer mehr oder weniger ein Ganzes vor Augen sieht und sich manches unmittelbar und ohne Worte er giebt, was im Lesen nur aus allerley Angaben und Umständen geschlossen werden kann. Recht tüchtige Männer von Grund aus und traulicherweise zu kennen, ist so belehrend und anziehend, und kann doch nur wenigen zu Theil werden. Daher um so eher was zu einer einigermaßen ähnlichen Empfindung

Anlaß geben kann, vielen annehmlich seyn muß. Persönliche Freunde oder Männer, die mit dem Leben und, insbesondre mit der Gelehrtengegeschichte vertraut sind, dürften allerdings eine strengere Auswahl vorziehen. Andern möchte mit der minder kargen Zusammenstellung mehr gedient seyn, vorzüglich auch den jüngeren Freunden der Wissenschaften, die durch die Bildungsgeschichte berühmter Männer so vorzüglich angezogen und geweckt werden; in welcher Hinsicht F. A. Wolf ohnlängst solchen ausführlichen Lebensbeschreibungen in seinem Aufsatz über Winckelmann, sehr nachdrücklich das Wort geredet hat. Nach demselben Gesichtspunkt hatte Müller, wie er in seinen Briefen erzählt, sich vorgesetzt, Lessings Leben zu beschreiben. Zoega selbst spricht einmal davon, (31. May 1785) daß er seinen Lebensgang wohl einmal darstellen möchte. Briefe übrigens wirken mehr dem Beispiel ähnlich als der Lehre, gehn gewöhnlich auch mehr aus dem vollen und ganzen Leben, als aus dem bloßen Gedanken hervor, und sind schon darum eindringlicher.

Ohne den Hauptzweck, welchen der Herausgeber dieser Briefe haben konnte, daß man den, der sie geschrieben, daraus kennen lernen möchte, aus dem Auge zu verlieren, ist doch natürlich manches

gelegentlich stehn gelassen worden, was an sich den Denker, den Menschenkenner, den Beobachter der Zeitgeschichte, den Gelehrten, namentlich den Alterthumsforscher, zu unterhalten geeignet seyn könnte; Kleinigkeiten zum Theil und Nebendinge, welche nur die Gegenwart angehn können. Aber dürfen überhaupt Lebensbeschreibungen in ähnlicher Gestalt weit über diese hinaus zu reichen hoffen, ohne etwa durch Abkürzung einmal wieder erneuert zu werden, wenn sie nicht mehr Beziehungen und Anwendbarkeit genug haben? Gern mag der gegenwärtigen begegnen, daß sie, wenn es vielleicht einmal als eine wichtige und schöne Aufgabe gefühlt werden wird, die lehrreiche Geschichte der Alterthumswissenschaft in einer gewählten Reihe der ausgezeichnetsten Meister darzustellen, gegen die jüngste Gestalt ganz zurücktrete, einer kurzen Schilderung ihren Platz einräumend, der sich eine gefällige und bedeutende Haltung gar wohl würde geben lassen.

Insbefondere schien es, daß Trotz der vielen Beschreibungen von Italien und den Straßen, die dahin führen, was ein Mann wie Zoega zu verschiedenen Zeiten über Natur und Kunst, Personen und Sitten urtheilte, von vorzüglichem Werth für diejenigen unter uns seyn werde, welche dieß Land



oder auch die benachbarten lieben, weil sie sie kennen gelernt haben, oder, deren noch weit mehrere sind, ohne sie zu kennen: und dadurch ist die Lebensbeschreibung größtentheils nicht bloß wie das Leben überhaupt, sondern im eigentlichen Sinn einer Reise ähnlich geworden.

Das Vorstehende war, bis auf den kleinen Zusatz über Ewald, im December 1812 geschrieben, und das ganze Werk damals druckfertig so wie es jetzt erscheint, nur daß es noch durch die Briefe, welche mir Boegas vertrautester Jugendfreund später zu dem Ende zu übergeben die Güte hatte, beträchtlich erweitert worden ist. Diese Briefe sind vorzugsweise vor allen andern, wenigstens die aus der Jugendzeit zum größeren Theile ganz oder mit nicht beträchtlichen Auslassungen aufgenommen worden. Jener Zeitraum wo Göthes erste Schriften mit der ganzen Kraft der Neuheit auf die Gemüther wirkten, wo überhaupt eine größere Empfindsamkeit, wie Frühlingswärme, vorzüglich die Deutsche Jugendwelt trieb und belebte, wo sich die Kraft wie wiedergeboren regte, und mit ihr, wie immer, die Annahmung erwachte, wozu der nach völliger Unabhängigkeit strebende Verstand geneigt ist, gehört unter die wichtigsten in der ganzen Geschichte unseres Schriftwesens. Stark und vernehmlich spricht aus diesen

Briefen der bessere Geist jener Zeit, und was ihr Verfasser an einer Stelle sagt, daß er seine Ansichten so oft in Göthe wiederfinde, als in keinem anderen, das wird der Leser als wahr empfinden, und nächstdem nicht selten durch Urtheile von Lessing'scher Klarheit und Tiefe, von einem Jüngling ausgesprochen, überrascht werden.

Für den letzten Abschnitt des Buchs ist die Gelegenheit vortheilhaft gewesen, die ich auf besondere Veranlassung — (um nehmlich zum Behuf der Fortsetzung von Zoegas Arbeiten über die alten Basreliefe, vermöge der huldreichen Erlaubniß Sr. Majestät des Königs von Dänemark, von Zoegas Papieren Gebrauch zu machen) — im Herbst 1814 gehabt habe, von diesem ganzen Nachlaß in Kopenhagen vollständige Kenntniß zu nehmen. Da ich nun ausserdem seit dem Herbst 1806 bis zum Frühjahr 1808 das Glück seines täglichen und vertrauten Umgangs genossen, in welcher Zeit ich auch schon den besten Theil seiner ungedruckten Sachen kennen lernte; so ergiebt sich daß ich wenigstens durch alle Arten von Hülfsmitteln zu meinem Vorhaben vorzüglich begünstigt gewesen. Hierdurch, — ohne mich übrigens der tiefften Kenntniß meines Gegenstandes rühmen zu wollen, da, wie Hamlet spricht, einen andern Mann aus

dem Grunde kennen hiesse sich selbst kennen, — habe ich mich denn aufgefodert gesehen, eine Vollständigkeit zuzulassen, welche zwar mehr als einer Art von Lesern unmöglich erwünscht seyn kann, wodurch ich aber wenigstens der Sorgfalt und Vielseitigkeit nahe gekommen zu seyn hoffe, womit von Zoega selbst jederley Aufgabe behandelt wurde.

Nicht unbeachtet gelassen und unbenuzt geblieben ist, was an verschiedenen Orten andre schon über Zoega gesagt hatten; zuerst die Römische Zeitung 1809. St. 30, woraus der manchen Angaben nach von dem alten Baron Brown herrührende, von Filippo Visconti abgefaßte, und am Schluß des Werkes über die Basreliefe etwas erweiterte, aber nicht berichtigte Artikel, aus dem einige Unrichtigkeiten in viele Deutsche Blätter übergegangen sind, auch besonders abgedruckt wurde; sodann Hr. Gierlew, der im Winter von 1803 auf 1804 Zoega kennen gelernt hatte, in einem schätzbaren, auf Mittheilungen der Verwandten gegründeten Aufsatz in der Kopenhagener Zeitung, der in das Intelligenzblatt der Leipziger Literaturzeitung 1809 St. 33 übergetragen worden ist; ferner Hr. Arsenne Thiébaud de Berneaud im Aprilstück des Magazin encyclop. 1809 (übersetzt im Giornale dell' Ital. letteratura 1812. T. 2. p. 151)

und endlich Hr. Justizrath und Prof. Niels Schom in Kopenhagen, der in der dortigen Gesellschaft der Wissenschaften den 26. May und den 2. Juny desselben Jahrs in Dänischer Sprache einen Bericht über Zoegas Leben und Verdienste vorgelesen hat, welcher in den Schriften der Akademie und auch einzeln abgedruckt worden ist.

Daß der Herausgeber hinsichtlich alles Urkundlichen sich keine Freyheiten herausgenommen haben werde, sollte sich eigentlich von selbst verstehn. Nach der Natur freundschaftlicher Briefe ertragen sie gar wohl eine stellenweise Mittheilung, wenn nur in diesen Stellen selbst kein Wort und keine leiseste Beziehung verändert, und nicht, bald durch kleinliches Abknappen, bald durch beliebige Verbindungswörter und Wendungen, oder durch übertriebene Rücksichtlichkeit etwas fremdes hineingetragen wird. Eine höhere Treue und Aechtheit liegt in dem Verhältniß des Ausgehobenen zu einander, und diese kann nicht ohne die immer gegenwärtig erhaltene deutliche Vorstellung der ganzen Persönlichkeit, die ausgedrückt werden soll, nicht ohne sorgfältiges gewissenhaftes Abwägen erreicht werden. Den Einfluß, welchen die verschiedenen Personen, woran die Briefe gerichtet sind, auf Ton und Haltung gehabt haben, wird der aufmerksame Leser leicht unterscheiden, und die ganze freye Eigenthümlichkeit von der, nicht aus Heuchelen; sondern aus wohlbegründeten Rücksichten, in eine gewisse Form geprägten, absondern.

Die in fremden Sprachen geschriebenen Briefe sind mit buchstäblicher Treue <sup>2</sup> ersetzt worden. Ursprünglich Deutsch sind alle an die Familie geschriebenen, die an Esmarck, bis auf einen einzigen Dänischen, ferner die an Heyne und die an Friederike Brun; Italienisch die an die Herrn A. Birch, Siebenkees, Hill in London, Engelbreth und mehrere an Münster; Französisch die an Baron Schubart und einige andre, mehrere auch an Münster; die meisten an diesen aber Dänisch, nur ein paar Deutsch; Dänisch auch die an Hn. Prof. Ramus. Die Rechtschreibung war in den Abschriften vieler Deutschen Briefe verändert worden, und ist darum auch in den in der Urschrift vorliegenden, wo sie von der früheren Zeit an mit Rücksicht auf die Griechische, und ziemlich übereinstimmend mit den Vossischen Grundsätzen, von der gewöhnlichen abweicht, nicht beibehalten worden. Unmittelbar erhielt der Herausgeber ausser der schon gedachten Reihe von Briefen des Jugendfreundes, der bedeutendsten von allen, noch von den Eigenthümern selbst die von seiner immer gütigen Freundin Friederike Brun, von Heyne und von dem Hn. Baron Schubart. Mehrere von dem Kardinal Borgia, von Heyne, Eckhel, Fernow u. a. an Zoega wurden ihm von einem achtbaren Bekannten in Rom, dem schon gedachten alten Norwegischen Baron Brown übergeben.

Gießen den 25. Juny

1816.

F. G. Welcker.

G e o r g Z o e g a.





## Erste Jugend.

Georg Zoega ward am zwanzigsten December des Jahres 1755 in Dahler, einem Dorf der Grafschaft Schackenburg, die in dem Stift Ripen in Jütland liegt, geboren. Sein Vater, Wilhad Christian, war daselbst Prediger, wurde aber wenige Jahre darauf in die Nähe der Stadt Tondern, nach Mögeltondern, einem andern Pfarrort der Grafschaft, als Probst versetzt. Dieß Mögeltondern ist nur wenige Schritte vom gräflichen Schloß abgelegen, und ein ziemlich ansehnlicher Flecken. Die Gegend ist eine von denen, wo

der Dänische Pflüger den Deutschen,

Dieser den Dänen versteht.

Das Amt Tondern und Angeln sind die Striche des Herzogthums Schleswig, wo das Deutsche am meisten auch auf dem Lande verbreitet ist, und wenigstens allgemein verstanden wird. Das Dänische, das vorzüglich an den nördlichen Gränzen vorkommt, und wenigstens bis zu Ende des dreyzehnten Jahrhunderts allgemeine Landessprache des Herzogthums war, ist doch nicht die ursprüngliche Sprache, indem die Bewohner eigentlich von Friesischem Stamme sind. In der Kirche, in Geschäften und unter der gebildeten Klasse ist längst das Deutsche allgemein, und zwar

seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts durchgängig das Hochdeutsche herrschend. Zoega's Vater pflegte in spätern Jahren gern davon zu reden, wie ein „origineller Knabe“ immer Georg, sein ältester Sohn, gewesen sey. Bis in die erste Kindheit desselben gieng er zurück, um Züge von Nachdenklichkeit und früh erwachtem Sinn aufzusuchen. So erzählte er oft, wie jener als kleines Kind gern mit sich selbst gesprochen habe. Ihm verdanken wir auch eine spärliche Nachricht von des Sohnes erstem Lernen, dem, was noch allein gewöhnlich aus der Kindheit ausgezeichneten Menschen bekannt und erwähnt wird, weil es leichter zu bemerken ist, als die zarten Eigenthümlichkeiten der freyen Kindesseele. Er äußert sich nehmlich in einem Briefe über den damals nicht viel mehr als zehnjährigen so: „Mein Ältester ist immer sehr lehrbegierig, aber dabey schwächlich gewesen; doch scheint er jetzt etwas gesünder zu werden. Meine drey Söhne überhaupt nehmen zu, und geben mir viele gute Hoffnung. Ich wünschte nur einen bessern Informator zu ihnen zu haben, besonders zu Jüngen; einem Kind von gutem aber zärtlichem Gemüth, vieler Fähigkeit und Application, und überhaupt von vieler Hoffnung, die Gott in Gnaden von ihm und meinen andern beyden Söhnen erfüllen wolle. Er hat ihnen nach seiner großen Güte auch nichts mangeln lassen. Die Kinder liegen mir immer auf dem Herzen.“ Zwey Jahre später schreibt er: „Mein Jüng hat noch immer viel Lust und Genie zum Studiren. Nur hat er keinen so geschickten Anführer, als

ich ihm wünschte; wenn ich ihn nur finden könnte! Er hat viel Geschicklichkeit und Trieb zum Zeichnen; es fehlt mir aber hier die Gelegenheit, seinem Genie darin zu helfen. Doch hatte er verwichenen Sommer ein paar Monathe Unterricht.“ Bald darauf wurde der schwache Hauslehrer befördert, und der Vater gab sich nun einige Zeit bisweilen selbst mit der Unterweisung der Kinder ab, bis er einen jungen wohlempfohlenen Mann fand. Dieser war verwundert über Jürgens Fertigkeit in der Lateinischen Sprache, in Geschichte und Geographie, und versprach ihn weiter zu führen zur Lesung der Lateinischen Dichter und zur Erlernung der Griechischen und der Französischen Sprache, die derselbe denn auch, jetzt fast 13 Jahre alt, anfieng. Allein dieser neue Lehrer, ein sehr getreuer, fleißiger und geschickter Mann, artig und gefällig, aber schüchtern, konnte nur Ein Jahr bleiben. Nun wußte der Vater wieder eine Zeit lang nicht, wo jemanden finden, dem er seine Kinder anvertrauen könnte, besonders den ziemlich vorgerückten ältesten Sohn, der ihm besonders am Herzen lag. „D er ist von Kindheit auf, schreibt er später einmal, eine ganz besondere Edition von einem Knaben gewesen. Wenn er etwas anfieng, war er totus in eo, machte Riesensprünge, und konnte nicht ruhen, bevor er das Angefangene ausgeführt, und zu der ihm möglichsten Vollkommenheit gebracht hatte.“ Wie bald sich ein neuer Lehrer gefunden habe, ist nicht genau anzugeben. Wenigstens im Anfange seines sechzehnten Jahres finden wir Jürgeu mit einem solchen fleißig

Griechisch lesend, im Hebräischen ziemlich weit, worin er schon das ganze erste Buch Moses und das Buch Ruth übersetzt hat, und in allen Stücken mit starken Schritten weitergehend. Ja nach dem Zeugniß der Sachkundigen war er damals schon so weit, daß er mit Nutzen hätte die Akademie beziehen können, und es stand nicht lange an, so bekannte der Lehrer ehrlich und unumwunden, daß er ihn nicht weiter bringen könne. Der Vater hörte übrigens nicht auf, sich neben diesem Lehrer um die Bildung seines Sohnes zu bemühen. So findet sich gerade aus der eben genannten Zeit ein Heft voll Deutscher Aufsätze, die der Vater von Woche zu Woche durchgesehen hat. Ausgestrichen ist darin nichts, wenigstens an den Rand oder übergeschrieben; da der Ausdruck freylich sehr ebenmäßig, richtig, und schicklich, die Darstellung klar und zusammenhängend ist. Der Gegenstand ist nicht, wie oft bey Erstlingsversuchen, im Schreiben erst begriffen worden, sondern leiht sich als ein schon fertiger und im Innern wohl zusammengehaltener leicht dem einfachen und stillen, runden Ausdruck. Es scheint neben dem Biblischen etwas von der Ruhe und Gediegenheit des Griechischen und Römischen Stils durchzublicken, den wenige Leser der Alten frühzeitig, die meisten auch spät nicht in seiner allgemeinen Wirkung und Anwendbarkeit, entkleidet von dem Fremdartigen und Zufälligen, auffassen. Ein Talent aber, das sich die fremden Töne leicht vertraut macht, und, was mehr ist, ein scharfer, auf das Innere dringender Sinn können schon dem Jüngling eine gewisse alter-

thümliche Weihe mittheilen; dieses Alter faßt überhaupt leicht bis auf einen gewissen Grad Stil und Art einer fremden Bildung auf, und weiß seiner Sprache einen Hauch davon einzuslößen. Die Gegenstände jener Ausarbeitungen sind biblisch, die Aufopferung Isaaks, der Kampf des David und Goliath, eine Beschreibung des Delbergs, die Kreuzigung des Erbsers. Verständig sind die Hauptzüge der Geschichten hervorgehoben, und die dichterische Erweiterung quillt aus dem Sinn des Textes natürlich und wahr hervor. Die Liebe und Sorgfalt zum gegebenen Geschichtlichen, die Zoegan immer, gleichsam als Grundlage seiner Bildung, geblieben sind, verbinden sich hier mit bescheidenen, aber sichern Schilderungen, mit einer Thätigkeit der Einbildungskraft, die das künftige Leben bey ihm, nicht zu unterdrücken, wenn auch nicht auszubilden bestimmt war, und das Ganze ist so behandelt, daß man auf diese und keine andere Weise die biblische Geschichte jedem Kinde vorgetragen wünschen möchte. Wer einiges von der Lichtenbergischen Neugierde hat, die sich bis auf die ersten Schreibbücher vorzüglicher Menschen ausdehnte, wird diese Bemerkungen zu gut halten.

Das Gemälde des Delbergs erinnert an Gedner; und aus der Kreuzigung Christi sieht man, wie der Geist des Alopstockischen Messias das Gemüth des jungen Erzählers erfüllte. Er hebt an mit dem Wandern zum Kreuz, malt schauerlich den Hügel der Brecher, wirft, über die Kreuzigung schnell hinweggehend, einen Blick auf die Vollzieher derselben, schil-



bert die Todesleiden und den Anblick, der umstehenden Menge Haß und Spott, läßt den Kaiphaß, diese zu unterhalten und zu steigern, an sie eine Rede halten, die aber die entgegengesetzte Wirkung thut. Denn er hatte der Wunder gedenken müssen, die manchem unter ihnen wohlthätig gewesen waren. Rührung und Stille verbreitete sich. Darin hob sich die murmelnde Stimme von einem aus dem Volke hervor, der in offene Reue und Selbstanklage ausbrach. Das erweckte Besorgnisse bey Philodem, der bey Klopstock Jesum vor dem Synedrium anklagt, zum Tode verdammt, vor Pilatus und vor dem Volk geradezu und durch heimliche Abgesandte gegen ihn spricht, von da an aber nicht eher wieder vorkommt, als am Grab Christi, wo er sich auf des Römischen Hauptmanns Zeugniß, daß das Grab offen und ohne den Todten sey, in das Schwert rennt. Dieser sonst kühne Mann fürchtete jetzt die Wuth des unbeständigen Pöbels, wandte sich an den Hohenpriester, welchen die Stille des Volks gleichfalls in Schrecken setzte, suchte vergebens den ängstlichen zum Reden zu ermuntern, und trat dann selbst auf. Seine Worte setzten das Volk von neuem in Täuschung und Hohn, Priester und Phariseer begleiteten sie und allmählig, „wie ein Nordwind Anfangs die Gipfel der Bäume durchrauscht, dann die niedrigen Stauden berührt, endlich, ein heulender Sturm, alles verheerend durch die Gefilde streicht,“ so breitete sich das Geschrey von den Haufen der Großen aus unter die Schaaren des Volks, und sie rufen: Steige vom Kreuz herab, und wir wollen dir glauben.

Dann, wie Jesus schweigt und vergiebt, von dem Hohn der Kriegsknechte, und von den zwey Schächern. Worauf eine zweyte Erfindung eingewebt ist, die man mit dem neunten Gesang des Messias vergleichen kann. In diesem lesen wir, wie, während beym Kreuz die Menge endlich schweigt, die Freunde Jesu in der Ferne stehend sich meiden, und sich nicht zu sprechen wagen, und von Petrus, wie er abgemattet, um Trost zu suchen, nach seinen Bekannten irrt, von Fremdlingen das Lob Jesu und darin den stillen Ladel seiner Verläugnung hört, von Lebbäus nur schmerzvollen Antheil, von seinem eignen Bruder Andreas nur Vorwürfe vernimmt, neue hört in denen, die sich Nikodemus und Joseph von Arimathäa selbst machen, daß sie Jesum nicht öffentlich bekannt hätten, und wie er dann in Verzweiflung dem Todeshügel und den Marien sich nähert. In dem Aufsatz finden wir in diesem Theil der Handlung Thaddäus überwältigt vom Schmerz vor sich hinstehend, weich, thränenvoll, mit Mühe den Gedanken festhaltend, daß Jesus auch am Kreuz der Messias sey, und wieder sich selbst anklagend. Simon von Kana irrt in stürmischen Gedanken einsam; Thomas nähert sich ihm mit leisen Zweifeln und wird zurechtgewiesen mit Zorn und mit Liebe. Gern wären sie nun durch die Menge gedrungen, um dem Mittler abzubitten, daß sie in voriger Nacht ihn verlassen; allein sie wurden gehemmt. Da führt ihnen Andreas seinen Bruder zu, der bey den Gräbern der Seher herumgeirrt war. Petrus reißt sie weiter hin, denn die Reue glebt ihm selbst wieder

Muth. Sie gehen zusammen den Hügel hinan; nur  
 Thaddäus vermags nicht. Unterdessen kommt Jakob  
 der Zebedäide zu ihm, sein Inniggeliebter von Mut-  
 terschoos an, und tröstet ihn durch einen Traum, den  
 er die Nacht im Gehölz verirrt gehabt hat, worin ihm  
 sein Engel die Absicht der Vorsehung, und die Vor-  
 stellung von der Rückkehr Christi in den Himmel,  
 mit einem Triumph verglichen, vorgehalten hat. Darauf  
 wandelt das Paar auch zum Kreuz, und zum wer-  
 den der Schmerz der Maria, die Wunden, Tod und  
 Bestattung kürzer geschildert. Die beyden mehr dichte-  
 rischen Episoden in diesem kleinen Ganzen sind sehr  
 gut gewählt. Vielleicht dürften namentlich die Zwi-  
 schenscenen der Jünger, während Christus am Kreuze  
 hing, sogar eine vortheilhaftere Wirkung gethan ha-  
 ben, als die Einmischung der Erzväter. Jugendliche  
 Versuche heften sich sonst gewöhnlich entweder ganz  
 an das Gegebene an, oder bauen ganz in die Ein-  
 bildung hinauf. Die Art, wie hier die Geschichte  
 behandelt ist, mag unter Klopstocks Einfluß stehn;  
 sie stimmt aber sonst auch ganz zu dem Zug, den  
 wir immer wieder in Zoega finden werden, was er  
 unternahm, mit gründlicher Einsicht, ohne durch bloße  
 Aufwallung oder eitle Gründe verlockt zu seyn, von  
 gewissen Seiten, wenigstens im Verhältniß zu den an-  
 gewandten Mitteln, unscheinbar, jedoch weise und  
 schicklich anzulegen. Wenn er übrigens den der Prosa  
 solcher Erzählungen ziemlich nah liegenden Klopstocki-  
 schen Hexameter nicht gewagt hat, so hatte er doch  
 schon vorher Klopstockische fromme Oden versucht, wor-

in auch Hexameter vorkommen. Wenigstens hat der Vater, der einige Strophen der Art selbst in das Übungsbuch des Sohnes, vermuthlich viel später, eingeschrieben, sie um ein Jahr früher gezeichnet. In einer andern kleinen Sammlung von Gedichten, ebenfalls von 1770, die durch ihren Ton und auch ausdrücklich an Gellert, Haller und Canitz erinnert, ist Widerwillen ausgedrückt gegen wilden Lärm und die Rede von Schwermuth, die vor stiller Geistesbeschäftigung fliehe. Sie ist der Schwester Ulrike gewidmet, einem von frühster Jugend auf beyden Seiten gelähmten, unaufhörlich leidenden, aber sinnigen Kinde.

Den so ernsthaft beschäftigten Jüngling wünschte der Vater auf eine gute Schule zu bringen. Er erkundigte sich darum lange zuvor nach den augenblicklichen Einrichtungen und Lehrern einiger benachbarten, und wählte Altona, wohin er ihn zu Ostern 1772 begleitete; indem er, so wie alle, die seinen Sohn kannten, sich viele Hoffnung von ihm machte und im Bezug auf ihn weniger ängstlich der vielen Verführungen in Lehr' und Leben der argen Welt gedachte.

Ueber den Aufenthalt in Altona entnehmen wir einige Nachrichten aus einem Briefe von Herrn Struve, der als Zoegas Mitschüler auf der Schule, welcher er jeko vorsteht, einer seiner besten Freunde war. — „Er kam schon mit guten Vorkenntnissen her. Die Griechische Sprache unter den alten, und die Englische unter den neueren hatten seine Vorliebe. Homer war schon damals in jener sein Liebling, so wie er auch in dieser einen Dichter vorzog, über den ich nicht mehr

gewiß bin. Er war ein heller, selbstdenkender Kopf, von unermüdlichem Fleiß und stets reger Arbeitsamkeit. Seine Erholungen und Aufheiterungen bestanden in dem Besuch einiger Concerte, allenfalls zuweilen des Schauspiels in Hamburg, vorzüglich in Spaziergängen in unserer schönen Natur, welche er bald einsam, bald von einem oder dem andern Freunde begleitet, anstellte. Seine Unterhaltung war dann gewöhnlich ernsthaften Inhalts, und dabey angenehm; nie leichtsinnig und frivol. Sein Herz war vortrefflich. Lag es an seinen Mitschülern, oder an ihm, oder auch an beyden zugleich, daß er sich nur an wenige angeschlossen, und auch an diese nicht eben eng und besonders vertraut, das wage ich jetzt nicht zu entscheiden. Genug, wir alle, jeder nach seinem Maße, liebten und schätzten ihn herzlich und sahen uns auch von ihm werth gehalten. Im Winter war er das Haupt und der Stifter eines kleinen besondern Vereins, der unter vier bis sechsen von uns Statt hatte. Nach seinem Plane machten wir theils freye Aufsätze, theils Uebersetzungen mit und ohne Anmerkungen. Diese schickten wir uns einander zur schriftlichen Beurtheilung zu. Darauf giengen die Arbeiten nebst den Urtheilen durch die Hände der Verfasser, welche nöthigenfalls Bertheidigungen und Gegenbemerkungen hinzusetzten, an unsern Vorsitzenden Zoega. Bey diesem brachten wir nun wöchentlich einen Abend von fünf bis zehn angenehm und nützlich durch unsere gegenseitige mündliche Verständigung und Belehrung zu. Es fehlte nicht an einem und dem andern Hitzkopfe unter uns; auch war Stoff



gereizt zu werden da. Aber so groß war unsere Achtung für unsern edeln und geliebten Vorſitzer, daß es nur einmal zu einigen Weiterungen kam, die aber auch gleich wieder in die gehörige Gleise zurückgeführt wurden.“

Von den Hilfsmitteln, die sich in Altona der Bildung darbieten, giebt ein Brief des Vaters vom 4. September ziemlich vollständige Nachricht. Er hatte seinem Sohn aufgegeben, ihm über seine Lehrer ganz offenherzig zu schreiben.

„Mein Sohn, schreibt er, ist in Altona nicht vollkommen vergnügt. Der Director Henrici hat bey seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit einen pedantischen Vortrag, mit elenden Einfällen und Sticheleyen untermischt, er treibt die Lateinische und Griechische Sprache gut, setzt aber mehr Bekanntschaft mit ihnen voraus, als die meisten seiner Zuhörer haben. Dusch hat bey vortrefflichem Genie einen weitschweifigen Vortrag, verliert sich selbst bey seinen Demonstrationen in der Mathematik, die nicht seine Sache zu seyn scheint, und treibt die Englische Sprache gut, nur nicht für Anfänger. Ehlers behandelt die Französische vortrefflich, liest auch über die Moral sehr gut, nur daß er sich in verschiedenen Ausdrücken und Erzählungen unter die Würde des öffentlichen Vortrags erniedrigt. Dem Corrector Lange fehlt das, was er vorzüglich braucht, nemlich Sprachwissenschaft; er behandelt die Griechische Sprache mittelmäſig und die Ebräische überaus schlecht, die Geschichte ziemlich, doch ohne auf Kritik und pragmatische Anwendung zu sehn. Die Lehrer erlauben ihren Zu-

hören keinen Zutritt, um in den Freystunden sich ihres Rathes und Unterrichts zu bedienen, sondern fahren sie gleich an: was wollen Sie? und wenden allerley Geschäfte vor. Das Bernehmen unter ihnen ist nicht das beste. Inzwischen nützt er seine Lehrer so gut er kann, und hat daneben wöchentlich 14 Stunden, worin er theils einigen seiner Mitschüler im Griechischen und Ebräischen, worin er allen überlegen ist, Unterricht giebt, theils auch in neueren Sprachen, im Clavier spielen und Tanzen welchen nimmt. Er beklagt, daß die Sachen mehrentheils in den öffentlichen Stunden so getrieben werden, daß man sie, ohne auf ihr Verhältniß zu einander zu sehn, nach einander folgen läßt. Man hat in einem Tag Moral, Mathematik, den Cicero, Historie, das Griechische, Englische, Hebräische. Dadurch wird das Gemüth gar zu sehr zerstreut, als daß man allezeit die nöthige Aufmerksamkeit haben könnte. Du siehst hieraus die Beurtheilungskraft meines Sohns, und daß er seine Studien mit guter Ueberlegung treibt. Ich wünsche ihn an einem Ort zu haben, wo eine bessere Einrichtung und bessere Lehrer wären. Wo soll man aber einen solchen finden? Der gehört unter die *pia desideria*."

Unter diesen Umständen wurde dem Sohn die Wahl gelassen, ob er in Altona noch länger, als den Winter durch bleiben wolle, oder nicht. Er fand für das erste wenig Beweggründe. Das Einzige, worin er sich etwas vorzügliches versprechen durfte, war die Lateinische Sprache, der er sich denn auch den Winter über aus allen Kräften widmete. Im Griechischen

gieng es ihm zu langsam; während man nur damit umgieng, Xenophons Denkwürdigkeiten einzuführen, die damals in der Ernestischen Ausgabe viel gelesen wurden, und in Deutschland das Griechische emporzubringen viel beytrugen, hatte er sie schon für sich durchgelesen. Im Englischen und Französischen glaubte er es auf dem Gymnasium nicht weiter bringen zu können, weil er in dem ersten große Geläufigkeit hatte, so daß ihm zum Sprechen nur einige Uebung fehlte, und das andere, womit er sich weniger beschäftigte, zu sehr nach Regeln gelehrt wurde. Der Consistorialrath Ahlemann erweckte die Lust in ihm, nach Göttingen zu gehen. Auch der Vater dachte an diese Universität; denn er hielt es zu früh, mit siebzehn Jahren Ernesti zu hören; und Gellert, zu dem er ihn sonst gern schon ein Jahr früher geschickt hätte, war todt. Auf die Bedenklichkeit anderer zog er jedoch Leipzig vor, überließ aber dem Sohn, den er, „trotz seiner Jugend, bey seiner stillen Gemüthsart und feinen guten Aufführung, dem bösen Beyspiel nicht sehr ausge-setzt glaubte,“ die Wahl. Ich vermuthe, schreibt er, daß seine große Neigung zu den morgenländischen Sprachen bey ihm ein Uebergewicht haben werde, Göttingen zu wählen. Wie ihm nun auch sey, so soll er, so Gott mich leben läßt, späterhin nach Leipzig, um den großen Ernesti und andere dortige vortreffliche Männer zu nutzen. Er ist bisher meine Freude gewesen und ist es noch, und zugleich meine Hoffnung. Ich sende dir eine jugendliche Probe von seiner Denkfungs- und Schreibart in seinem sechzehnten Jahr.

Sie ist eine Arbeit, die er in seinen Nebenstunden in der Allee des Schackenburgischen Gartens ausgeheckt, in seine Schreibtafel eingetragen und nachher zu Papier gebracht hat. Er hatte so wenig Eigenliebe und Einbildung von diesem Product, daß er es vor seiner Abreise nach Altona verbrennen wollte und es seinem Bruder nur auf dessen Bitte ließ. Ich kenne es nur durchs Ungefähr.“ — Dieß möchte wohl etwas Dichterisches gewesen seyn.

Dem Sohn ward Göttingen von einer ganz andern Seite geschildert. Man habe da nicht allein die größten Lehrer in allen Fächern, sondern die Einrichtung sey auch so gemacht, daß alles, was in Deutschland von vortrefflichen Köpfen sey, sich allmählig dahin ziehn müsse. Die Leipziger Studenten führten ein affectirtes Modelleben. Die Göttingische Lebensart vermeide dieses, ohne ins Rauhe zu fallen; vor Reizungen zur Ausschweifung, setzt er selber hinzu, werde man kaum auf irgend einer Universität gesichert seyn, und wer einmal einen Geschmack daran bekommen, werde ohne Zweifel allenthalben Gelegenheit finden.

Nach solchen Ueberlegungen wurde denn die Reise nach Göttingen im April 1773. angetreten.

„Mein lieber Sohn, schreibt der Vater, hat sich dem Altonaer Gymnasium durch eine Abschiedsrede von der Verbindung der Sitten mit den Gesetzen, die sehr kurz aber in einem feinen Geschmack geschrieben ist, empfohlen. Er selbst war damit sehr unzufrieden, weil man ihm dabey weder die Wahl des Gegenstandes noch der Gedanken ließ, sondern eine lange Disposition und

enge Schranken zur Ausführung vorsehte, woraus nichts anders als eine affectlose Trockenheit entstehen konnte. Es war ihm daher eben so verdrießlich, sie auszuarbeiten, als zu halten, und er wünscht, daß sie außer mir niemand zu lesen bekomme. Er hat in Altona einen großen Ruhm wegen seines Fleißes und seiner Aufführung zurückgelassen. Ahleman giebt ihm in einem Schreiben das große Zeugniß, daß er ein nachahmungswürdiges Muster aller dortigen Studirenden gewesen. Mehrere Stimmen bey, und ich halte die sämtlichen Zeugnisse für unverdächtig. Er klagt, daß der Luxus in G. unter den Studenten sehr herrsche, wie jetzt an allen Orten, auf allen Akademien, sogar in Jena der Fall ist, wo die Studenten jetzt viele Pracht in Kleidern zeigen müssen, als ein Merkmal, daß sie gesittet sind. Ich werde ihn dort jährlich nicht unter 400 Thalern schwer Geld halten, und ich kann mir und ihm Glück wünschen, daß es mir nicht sauer wird, sie ihm zu geben.“

---



## G i t t i n g e n.

---

Das Universitätsleben konnte auf einen Jüngling von solcher Vorbereitung und Richtung keinen sehr auffallenden Eindruck machen, und ihm keine plößlich neue Wendung geben. Sein Charakter und seine Empfindungsweise standen zu fest, um sich anders als aus sich selbst hervor, in Gefolg erweiterter Ansichten von Natur und Leben, entwickeln zu können, und sein Streben zu einer freyen und nach dem eigensten Bedürfniß bestimmten Bildung und zur Gelehrsamkeit war entschieden. Es verräth sich Ernst, Gemüthlichkeit, früh reife Mäßigung und Umsicht im Urtheil, eine bescheidene Richtung auf das Tüchtige und Große, weiter und überlegter Plan im Studieren, eine stille aber nie verloschende Flamme der Seele in den Briefen an den Vater, die aus dieser Zeit übrig sind. Wir heben nur die Summe der gehörten Vorlesungen aus, und manches von seinen besondern Beschäftigungen, die, wenn er gleich fleißig zu den Füßen Gamaliels gesessen, doch gewiß nicht der unwichtigere Theil seiner Bestrebungen waren.

---

Den 10 Juny 1773.

Ich bin jetzt an einem Ort, wo man die beste Gelegenheit hat, sich jeder Wissenschaft zu widmen. In

allen Fächern haben wir Männer, die allgemein für vortrefflich gehalten werden. Nur in Ansehung der schönen Wissenschaften finde ich nicht alles, was ich gewünscht und erwartet habe. Hofrath Heyne ist freylich ein vortrefflicher Mann. Er beschäftigt sich aber nur mit den Alten, die ohne Zweifel unentbehrlich, aber nicht hinreichend sind. Die hiesige Bibliothek ist für den Studirenden unschätzbar. In diesem halben Jahr höre ich bey Feder Logik und Metaphysik, und die praktische Philosophie; bey Erxleben Physik und Naturgeschichte; bey Heyne über Pindar, und bey Meiners ein kritisches Collegium über die philosophischen Werke der Griechen. Ueberhaupt finde ich bey meinen Lehrern, was ich wünsche. Besonders ist Feder ein Mann, von dem ich ganz eingenommen bin. Sein Vortrag ist so angenehm als gründlich, und sein Betragen so leutselig und freundschaftlich, daß er sich bey einem jeden Liebe und Hochachtung erwirbt. In der Italianischen Sprache habe ich angefangen Unterricht zu nehmen. \*) Meine Lebensart ist bisher sehr einsamig gewesen; all meine Zerstreuung, Samstags oder Countags, auf ein Dorf zu wandern. Von den drey Burschen, wonach Sie mich fragen, habe ich nur mit Eßmarch, der ein recht guter Mensch ist, Umgang.

---

\*) Hölty soll darin zu einer gewissen Zeit sein Lehrer gewesen seyn.

Den 15 Nov. 1773.

Die letzten Gesänge der Messiasode habe ich neulich gelesen, und soweit sich meine Beurtheilung erstreckt, finde ich sie vortrefflich; besonders haben mir die Hymnen im letzten Gesang und die angehängte Ode an den Erlöser, gefallen. Von meinen Lehrern habe ich keinen darüber urtheilen hören. Ueberhaupt wird freylich die Messiasode erhoben. Der größte Theil hält sie für ein Meisterstück des Genies, und viele dürfen vielleicht nicht anders urtheilen. Auf einen Abriß von den hiesigen Lehrern werde ich mich wohl nicht leicht einlassen dürfen. Als gelehrte und in ihrem Fach vortreffliche Männer, sind sie fast alle bekannt. Ueber den moralischen Charakter vieler sind die Urtheile sehr schwankend und zum öftersten nur persönliche Zuneigung oder Widerwillen. Der Umgang mit Lehrern ist hier gar zu entfernt und die Verbindung, in der man mit ihnen steht, allzu einfach, als daß man leicht Gelegenheit haben sollte, sie von der Seite kennen zu lernen. Ich habe diesen Winter fünf Kollegia; bey Gatterer Universalhistorie, nach seinem Abriß, der, so weit ich ihn habe prüfen können, sehr wohl eingerichtet und besonders durch die vorangehende erst chronologische, dann synchronistische Uebersicht für das Gedächtniß sehr bequem ist; sodann bey Eberhard reine Mathematik, bey Heyne die Geschichte der Römischen Literatur, bey unserm vortrefflichen Meiners, der mit außerordentlich vielen und ausgebreiteten Kenntnissen die feinste Beur-

theilungskraft verbindet, die philosophische Geschichte und die der älteren Religionen. Jene besonders ist mit sehr vielem Schreiben und Nachschlagen verknüpft. Ich habe überhaupt diesen Winter ziemlich viel Arbeit. Ob ich im Spanischen werde Stunden nehmen, weiß ich noch nicht, und dieß ist auch etwas, das sich fürs Erste verschieben läßt. Sprachen haben für mich viel zu wenig anziehendes, als daß ich ihrentwegen Wissenschaften versäumen sollte, und bloße Sprachkenntniß ohne Hinsicht auf ihren praktischen Nutzen halte ich für etwas sehr leeres und unbedeutendes. Unter unsern Kanzelrednern findet Doctor Less den meisten Beyfall, und ich glaube, daß er ihn auch sehr verdient. Er hat einen edlen, einfachen, unterrichtenden und nicht declamatorischen Vortrag. Zum Beichtvater habe ich den Pastor Luther gewählt, der von sehr liebenswürdigem Charakter ist.

---

Den 31 Juny 1774.

Ich habe alle Morgen von 5 bis 6 ein Collegium, wo wir uns gewöhnlich mit Ausmessung unter offenem Himmel beschäftigen. Ordentlicher Weise gehe ich auch täglich eine Stunde auf dem Walle spazieren, sehr oft in Gesellschaft des Professor Meiners, eines Mannes, den ich nicht genug rühmen kann. Ueberhaupt wird mir Göttingen immer lieber, je näher ich die hiesigen Lehrer und die hier angebotenen Hülfsmittel kennen lerne. Die Bibliothek brauche ich diesen Sommer vor-

nehmlich, um mich mit den Schriften meiner Landelente, und mit den in die Geschichte und Statistik von Dänemark einschlagenden Werken bekannt zu machen. Meine Collegia sind ausser dem genannten Alterthümer bey Heyne, Reichshistorie bey Pütter, Psychologie bey Meiners, Statistik bey Schöbzer, und zum zweytenmal die praktische Philosophie bey Feder. Den Winter wünsche ich den Fectboden zu besuchen und einen Französischen Sprachmeister zu nehmen. Im Fecten habe ich einen Anfang gemacht. Sie verlangen meine Gedanken über die beste Methode des Sprachunterrichts zu wissen. Es kann wohl nicht von mir erwartet werden, daß ich hierüber schon selbst etwas brauchbares gedacht haben sollte; denn eigne Gedanken setzen, wenn sie nicht ganz Roman seyn sollen, nothwendig eigene Erfahrung voraus. Es ist ohne Vergleich leichter eine Unbequemlichkeit zu bemerken, als die Mittel anzugeben, wodurch ihr abgeholfen werde. Und dann muß man bey jeder Art von Vorschlägen erwarten, daß ein Mann von Erfahrung sie mit viel mehr Schwierigkeiten verknüpft finde, als wer bloß räsonnirt. Ich habe über die Erziehung und den ersten Unterricht verschiedenes mit Aufmerksamkeit gelesen und, so viel ich konnte, geprüft. Ueber den Sprachunterricht hat mir besonders die Schrift vom Vocabellernen von Ehlers gefallen, worin ich glaube, sehr viel brauchbares gefunden zu haben, um die Erlernung einer Sprache sowohl angenehmer als leichter und geschwinder zu machen.

---

Den 1. Sept. 1774.

Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich Ihnen einst meine Dankbarkeit thätlich an den Tag legen könnte. Sie senden mir immer mehr, als ich erwarten oder wünschen darf. Aber nichts überzeugt mich mehr von Ihren liebevollen Gefinnungen, als die Freyheit, die Sie mir lassen, selbst das Studium meiner künftigen Bestimmung zu wählen. Ich weiß, daß es ein seltenes Glück ist, sich erst mit den Wissenschaften bekannt machen zu können, ehe man sich einer einzigen besonders widmen darf. Der Plan, den ich in meinen Studien befolgen zu können wünsche, ist so beschaffen, daß ich nicht geradezu eine einzige Wissenschaft für mein Hauptstudium erklären kann. Meine Lieblingsbeschäftigung ist die Philosophie; allein so weit ich sie kennen gelernt habe, läßt sie sich gar nicht ausschließungsweise studieren. Philologie und Geschichte müssen als vorhergehend angesehen und mit gleichem Ernst studiert werden, als das Hauptstudium. Mathematik und Naturkunde halte ich für Wissenschaften, mit denen sich jeder, welcher der Gesellschaft als Gelehrter nützlich zu werden wünscht, bekannt machen muß; wovon aber auch eine oberflächlichere Kenntniß dem, der sich nicht einer von ihnen besonders widmet, nützlich und hinreichend seyn kann. Dieses sind die Gedanken, auf die ich bey der Wahl meiner Collegien sowohl, als bey meiner Lectüre Rücksicht zu nehmen pflege. Ich habe Herrn Meiners, denjenigen unter meinen Lehrern, zu dem ich das



größte Zutrauen, und den einzigen, mit dem ich einen speciellern Umgang habe, zu Rathe gezogen und mit vielem Vergnügen erfahren, daß er ungefähr ebenso gedacht und bey Anwendung seiner akademischen Jahre ähnliche Zwecke gehabt hat.

---

Den 17. Nov.

Mit vieler Beruhigung sehe ich aus ihrem Letzten, daß Sie meine Wahl eines Hauptstudiums billigen, welches ich nicht ohne einige Furchtsamkeit zu dem meinigen gewählt habe. Denn ich habe wohl eingesehen, daß ich ein anderes hätte wählen können, welches mir vielleicht gewissere Ausichten für die Zukunft dargeboten hätte. Der Plan meines Studierens ist etwas weitläufig und ich bin hiebey mehr, als bey einem andern, mir selbst überlassen, und also mehrern Fehlritten ausgesetzt. Ich kann keinen ordentlichen Cursum hören, und verschiedenes muß ich hier blos für mich treiben. In der Geschichte wird hier ausser der Reichsgeschichte und der philosophischen Geschichte, fast nichts gelesen. Schlobzer sucht nur auffallende Dinge zu sagen \*), und Gatterer ist fast unausstehlich im Vortrag. Der gründlichere von beyden ist ohne Zweifel Gatterer. Bey Heyne höre ich diesen Winter über die Griechischen Alterthümer, ein ganz vortreffliches Collegium, ausserdem nur noch eins. Das ist weniger, als ich wünschte.

---

\*) Vergl. Joh. Müllers Werke Th. 7. S. 50.

Ueber schöne Wissenschaften und Literaturgeschichte, worin Dieze der einzige Lehrer ist, wird leider nicht gelesen. Das Collegsteigen, wie man hier spricht, wird einem so mechanisch, daß man nicht recht weiß, wie man dran ist, wenn man einen ganzen Tag auf seiner Stube sitzen muß. Daher sind die Ferien, bey schlechter Witterung zumal, die unangenehmste Zeit im ganzen Jahr. Das Italiänische und Französische setze ich diesen Winter fort, zum Spanischen fehlt es mir an Zeit. Die Anzahl meiner Bekannten ist ißt sehr klein. Die ich hatte sind oder gehn weg, und die Neigung, neue Bekanntschaften zu machen, hat sich bey mir in einem hohen Grad verloren. Einen speciellen Freund habe ich hier gar nicht. Die hiesigen Bekanntschaften sind gewöhnlich ohne Delicatesse und führen eine Art von Vertraulichkeit mit sich, welche die wahren vertrauten Freundschaften fast gänzlich verhindert. In Ansehung Klopstocks denkt man hier sehr verschieden. Ein kleiner Haufe, die man Barden nennt, und an deren Spitze Herr Boje steht, sind geschworne Verehrer von ihm. Eine ungleich größere Anzahl aber, worunter viele von den angesehensten der hiesigen Lehrer gehören, schätzen ihn wohl etwas weniger, als er's verdiente.

---

Den 26. Juny 1776.

Meine dießhalbjährigen Collegien sind bey Gatterer über die Geographie, bey Meiners über die Nethen-

tif, bey Feder über die Logik und Metaphysik und bey Heyne über die Odyssee.

---

Von der Vorlesung über die Odyssee ist ein unbedeutendes Heft vorhanden, ohne Lücken, aber sehr wüß geschrieben, und hier und da ist zur Unterhaltung eine Bemerkung Englisch eingemischt; z. B. Here follow some rules of epic poem in the manner of Horace — why let them pass? — and then if you consider it truly, 'tis all one indeed, 'tis all one — very well and I love much to see genius, but by all what's dear, not to see him bridled. In dieß Heft sind aber sehr sorgfältige und mühsame Arbeiten über den ganzen Homer, vermuthlich aus späterer Zeit her, angebunden; einmal aller Inhalt kurz ausgezogen und nach allen Richtungen verglichen und zusammengestellt unter dem Titel: Sitten und Charaktere des Homerischen Zeitalters \*), und darnach der Anfang eines ausführlichen Commentars, der auf mehr als 300 großen Seiten nur die ersten 300 Verse der Ilias umfaßt, und nur den Inhalt angeht, nirgends die Sprache.

Im Winterhalbjahr 1775 sollten noch zuletzt Gatterers Statistik und Diplomatif, Murrays neuere Eu-

---

\*) Vgl. unten unterm 30 Nov. 1778. Dieß Heft heisst — der Herausgeber durch die Güte des Herrn EtatsR. Rissen.

ropäische Geschichte und Schloßers Politik besucht, die ganzen Vormittage aber zum ungestörten Lesen benutzt werden. In die Arbeiten dieses Winters mischten sich indessen bald Reised Gedanken ein. Der Plan war, nach dem Vorschlag des Vaters, den größeren Theil des Sommers über die meisten Gegenden und Städte von Deutschland zu besuchen, und dann den noch übrigen Theil, so wie den ganzen Winter das Studiren in Leipzig fortzusetzen.

Ein Gelehrter in Kopenhagen erzählte, Zoega habe zu der Zeit, da er selbst ihn in Göttingen gekannt, keine Vorlesungen besucht, außer bey Heyne; auch diesen habe er über die Römischen Alterthümer kaum vier Wochen fortgehört, über die Griechischen dagegen ununterbrochen; doch habe er nie nachgeschrieben, und sich nur an einzelnen geistreichen Bemerkungen zu erfreuen geschienen. Uebrigens habe er ganz als Gentleman gelebt, ziemlich zurückhaltend, stolz scheinend. Heyne habe ihn andern als einen sehr guten Kopf genannt. Großen Eindruck hätten auf ihn die Winkelmannischen Schriften gemacht. In dieser Zeit des beginnenden Kunststudiums erregten selbst Klotz, Christ, Martini großen Antheil bey den besseren Köpfen unter den jungen Leuten, und man fühlte sich damals in dieser Art des Wissens gern etwas vornehm, so wie später in andern.

---

## Erste Reise nach Italien.

---

Die Reise, die eigentlich nur auf einem Umweg zur Universität Leipzig zu führen bestimmt, und in Straßburg, Wien und Sachsen abgesteckt war, wie wohl auch schon gerathen wurde, Bern und Zürich, als Hauptstädte der benachbarten Republik und Sitze verschiedener Gelehrten, zu besuchen, dehnte sich unvermuthet über diese Grenzen, doch nicht über die des Sommers aus. Mit Anfang der Ferien wurde sie unverzüglich angetreten, und einige Briefchen an den Vater bezeichnen ihren Weg.

---

Münden den 31. März 1776.

Die Zeit muß es lehren, ob ich Ihrer Güte werth gewesen bin, oder ob Sie an einen Unwürdigen verschwender haben. Göttingen war mir, besonders im letzten Vierteljahr, überaus verhaßt geworden. Mein Freund kann nicht mitkommen; ich reise ganz allein, und ich habe mich auf alle Gefährlichkeiten so viel möglich gefaßt gemacht und reise mit einem ziemlich ruhigen Gemüthe, so weit mein Temperament, welches sehr zum Melancholischen hinneigt, es gestattet. Ich

zweifle nicht daran, daß Ihr Segen und Ihre Wünsche mich begleiten, und dieß vermehrt meine Zufriedenheit.

---

Strasßburg den 21. April.

Ich bin hier bey vollkommenem Wohlbefinden angekommen. Frankfurt hat mir sehr gut gefallen. Doch dergleichen werde ich Ihnen einmal aus meinem Tagebuch vorlesen können. Sie haben mir oft anbefohlen, allemal das Beste zu erwarten; allein ich muß gestehen, daß nichts dem natürlichen Gang meiner Gedanken mehr entgegen ist. Wenn ich etwas recht sehr wünsche, so erwarte ich fast allemal, daß meine Wünsche vergebens sind, und so sehr ich Ihren Grundsatz in der Theorie hochschätze, so kann ich ihm doch in der Ausübung nicht immer getreu bleiben. In Rücksicht auf Dinge, die von mir ganz unabhängig sind, kann ich eine gewisse Angestlichkeit nicht allemal von mir entfernen.

---

Wien den 26 May.

Bey meiner Rückkehr aus der Schweiz sah ich mich genöthigt, den nächsten Weg hieher über Augsburg und München zu nehmen, und hielt mich an jedem dieser Orte nur zwei Tage auf. In der Schweiz hatte es mir gar so wohl gefallen, und ich war zu spät inne geworden, wie köstlich das Reisen in diesem Lande ist. Nirgends habe ich eine solche gutartige und ungekünstelte Lebensart, und bey den Gelehrten so viel Menschenfreund-



schaft angetroffen, als in Zürich. Sonst sind die Besuche bey Gelehrten nicht allemal die angenehmsten, und oft macht der Stolz und das Selbstgefühl berühmter Leute, daß man ihre Bekanntschaften ziemlich theuer erkaufen muß. Hier kam ich den 20. zu Wasser von Linz an. Wien enthält viele Dinge, die Aufmerksamkeit verdienen, aber nirgends wird der Zutritt dazu den Fremden so sehr erschwert, als hier. Das Theater ist mittelmäßig, besonders die Auswahl der Stücke schlecht. Hingegen sind die großen pantomimischen Ballette, die Noverre hier verfertigt und aufführen läßt, in aller Hinsicht vortrefflich, seine Tänzer im Ausdruck der Leidenschaften sehr vollkommen.

---

Leipzig den 13. Sept.

In meinem letzten Brief, aus Venedig vom 19. Juny, meldete ich Ihnen die Gründe, die mich bewegen, meine Reiseroute zu verändern, und warum ich Ihre Erlaubniß dazu nicht abwarten konnte. Ich schmeichle mir, Sie überzeugt zu haben, daß ich die damals noch übrige Hälfte des Sommers nicht besser anwenden konnte, als wenn ich einen Theil von Italien besäße, dessen Gränzen ich damals so nahe war. Wien verließ ich den 10. Juny. Der Wunsch Italien zu sehen, war theils durch die Lobsprüche der Reisebeschreiber, theils durch meine Italiänischen Bekanntschaften in Wien in mir rege geworden. Ich glaubte hier, meiner Empfindlichkeit für das Schöne die beste

und lauterste Nahrung zu verschaffen, von den Kunstwerken der Alten richtige Begriffe zu erhalten, und durch die Betrachtung derjenigen, welche das einstimmige Urtheil der Kenner für die vortrefflichsten erklärt, zu lernen, wie weit es die Menschen in den edlern Künsten gebracht haben, und wie man, ohne bloß seinem individuellen Gefühle zu folgen, über Schönheit und Häßlichkeit in den Werken der Kunst urtheilen müsse. Hierzu kam die Begierde, ein Volk kennen zu lernen, von dem ich meinen Ursprung herleite, welches eine lange Zeit über alle andere Völker Europens erhaben war, und das man jetzt inögemein als unter sie erniedrigt ansieht, und endlich auch ein Land zu sehn, welches von allen den nordalpischen so sehr verschieden ist. Was mich bestimmte, die Reise so schnell anzutreten, war der Wunsch, dem Petersfest in Rom beizuwohnen, und die Gelegenheit, in Gesellschaft einer Lombardischen Familie bis Venedig zu reisen. In dieser Stadt erlaubte mir mein Plan nicht, mich lange zu verweilen, so sehr auch der Aufenthalt daselbst einem Fremden gefallen muß. Die stets aufgeräumte und sorgenlose Denkart des Volks, welches alle Straßen und Plätze mit Gesang und Spiel erfüllt, die Pracht und der Reichthum, die der Venezianer in allen Stücken zu zeigen sucht, die Zuneigung gegen Fremde und die große Freyheit, die dieselben genießen, die vielen prächtigen und mit den vortrefflichsten Gemälden angefüllten öffentlichen Gebäude, alles dieß macht, daß Venedig inögemein den Beifall der Reisenden erhält. Wie sehr diese Stadt in ihrer Anlage

von allen übrigen Städten Europas abgeht ist bekannt. Von jedem Klumpen Häuser zum andern sind zwey Wege; den einen macht man in Gondeln, dem wollüstigsten Fahrzeuge, das je erfunden worden ist, den andern zu Fuß durch enge Gassen und über schmale Brücken, und dieser ist oft zehnmal so lang als jener. Ein Fremder muß nothwendig eine eigene Gondel haben. Die meisten Häuser in Venedig sind in einem Geschmack gebaut, der nicht sowohl Schönheit als Dauer zum Endzweck hatte, und geschickt, durch ihren Anblick, eine Art von Melancholie hervorzubringen, zumal da die Seeluft allen eine schwarzgraue Farbe gegeben hat, ungeachtet sie insgesamt von weißem Marmor aus Istria erbaut sind, mit dem man auch alle Straßen gepflastert hat. Das Klima muß sehr gesund seyn, indem die Venezianer beyderley Geschlechts, ungeachtet ihrer erstaunlichen Ausschweifungen, mit Recht unter die schönsten von den Einwohnern Italiens gerechnet werden. Sonderbar ist ihre Liebe zum Maskentragen. Macht und Handel der Republik, obgleich seit 250 Jahren erstaunlich gesunken, sind dennoch immer noch in einem gewissen Grad beträchtlich und die Einwohner ihres großen und volkreichen Gebiets scheinen mit ihrer Herrschaft sehr wohl zufrieden zu seyn. Von Venedig gieng ich durch die Brenta, eins der herrlichsten Länder, die ich je gesehen habe, nach Padua, und von da nach Verona. Verona ist zwar unter den Städten Italiens keine vom ersten Rang, aber dennoch in verschiedener Rücksicht merkwürdig. Sie hat ihre blühende Epoche gehabt, so wie fast alle Städte der Lom-

harden, die einmal frey und reich und mächtig waren, aber theils durch die Eifersucht unter einander und die Herrschsucht ihrer mächtigen Familien, theils durch die Revolutionen im Handelssystem von Europa abhängig, arm und schwach wurden. Verona, Vicenza und Padua waren bald Republiken, bald von unternehmenden Familien beherrscht, die gegen einander zu Felde zogen, und von denen es bisweilen einer glückte, sich alle drey Städte unterwürfig zu machen, bis endlich, der Unruhen müde, Vicenza sich 1404. an die Republik Venedig ergab, und Padua und Verona in den beyden darauf folgenden Jahren ihrem Beispiel folgten. Unter diesen Unruhen hatte die Familie della Scala sich besonders hervorgethan. Ihre marmornen Gräber werden noch in Verona gezeigt, und geben bey den Kosten und der Mühe, die an sie verschwendet worden, ein Zeugniß von dem Reichthum und zugleich von dem höchstelenden Geschmack ihres Zeitalters. Abkömmlinge waren im sechzehnten Jahrhundert noch übrig; Julius Cäsar Scaliger ward 1484. auf einem Schloß bey Verona geboren. \*) Hier, so wie in den meisten andern Lombardischen Städten, trifft man häufig eine Art von Architektur an, die weit unterm dem reinen Gothischen Geschmack ist, von welchem Deutschland verschiedene in ihrer Art schätzbare Muster liefert. Nichts konnte geschickter seyn, eine Art melancholischer, schwärmerischer Andacht, wie das

---

\*) Joseph Scaliger gedenkt verschiedentlich dieser Abkunft mit Bejagen. D. H.

Mittelalter sie forderte, hervorzubringen, als verschiedene deutsche Münsterkirchen und vorzüglich die zu Straßburg es sind. Der gleichgültigste Neugierige fühlt eine kleine Anwandlung davon, wenn er solche Kirchen besucht. Aber die Zierrathen, so die Italiäner aus der Griechischen Baukunst entlehnt und an ihren Gothischen Gebäuden angebracht haben, verursachen einen Contrast, dessen Wirkung höchst widerlich ist. Die vornehmste Merkwürdigkeit in Verona, die sogenannte Arena, das wohlerhaltne Amphitheater, wird noch zu eben dem Gebrauche angewendet, wozu die Bezwinger der Welt es erbauten, nemlich um Thierhezen da zu halten. Dieses geschieht zwar nur bey großen Feyerlichkeiten; ich hatte aber doch das Vergnügen, Schauspiele da aufführen und eine große Menge Zuschauer nach altrömischer Art placirt zu sehen. Bey meinem Aufenthalt in Verona war ich aufmerksam, Spuren von unserer Familie zu entdecken; habe aber dort und in Italien überhaupt keine zuverlässige davon angetroffen. Könnten Sie mir nicht von der Geschichte unsers ersten bekannten Stammvaters nähere Nachrichten geben? Schon in Wien erfuhr ich, daß eine von den Inseln der Stadt Venedig den Namen unserer Familie führt, und ließ mich auch, als ich dort war, von meinem Gondolirer auf dieselbe führen. In Rom befremdete es mich Anfangs, den untern Schild unsers Wapens in vielen Kirchen und andern öffentlichen Gebäuden anzutreffen, bis ich erfuhr, daß dieses die älteste Form des Mediceischen Wapens ist. Diese Familie besaß außer Toscana in den verschiede-

nen Staaten Italiens und selbst mitten in Rom Paläste und Landgüter. Auch in Rom hatte sie einen Palast, der noch vorhanden ist, so daß leicht eine Verbindung zwischen beyden Familien hat Statt finden können. Vorigen Winter habe ich ein Werk in Händen gehabt, worinn das Leben zweyer Personen unsers Namens kürzlich beschrieben wird, nemlich des Rector Jens Worms Versuch eines Lexikons von Dänischen und Norwegischen Gelehrten. Ich muß aber bekennen, daß ich sehr wenig darauf aufmerksam war, weil ich diese Schrift zu einem besondern Zwecke gebrauchte. So besinne ich mich auch auf der Göttinger Bibliothek zwey Werke von einem Zoega gefunden zu haben, wovon eins *de vestitu sacerdotum* handelte.

---

Hierauf hat nachmals der Vater die Auskunft gegeben, daß Matthias Zoega, ein Italiänischer Graf, in Italien Vater von zwey Töchtern, Güter nicht weit von Verona besessen, den Herzog im Zweykampf erschossen, sich darauf geflüchtet habe, Lautenist am Lüneburgischen und hernach Magister morum der fürstlichen Kinder am Mecklenburgischen, zuletzt geheimer Kammerdiener oder Cabinetssecretär am Gottorpschen Hofe geworden; zu Rom aber, nachdem ihm der Pabst vergebens Verzeihung und seine confiscirten Güter zurückgeboten, in effligie verbrannt, in Deutschland unterdessen durch den Mecklenburgischen Hofprediger Stampe zum Lutherthum gebracht worden sey, und dessen Tochter Anna, nachdem sich die erste Frau, eine Ita-



Italiänische Gräfin, zu Tode gekrönt, geheurathet habe; dieß alles in den Jahren 1570—80; daß ferner dessen zweyter Sohn, Cantor in Glensburg, und von diesem der Sohn, der Enkel und der Urenkel Prediger in Wilsstrup gewesen seyen. Der Sohn des letzten von diesen war der Probst von Mögeltondern. In dieser Nachricht ist der Herzog von Verona sehr be fremdlich. Diese Stadt war schon seit 1516. im Brüs seler Frieden wieder an Venedig gekommen, und hatte also in den angegebenen Jahren nicht mehr ihre Domini oder signori, nach Art der altgriechischen Tyrannen, (denn Herzöge hat sie nie gehabt,) sondern einen venezianischen Podestà. Oft ist es bloß ein miß verstandner Ausdruck, der einer ganzen Erzählung das Ansehen einer Fabel giebt. Vielleicht sollte von einem Nachkömmling der alten Beherrscher von Verona die Rede seyn. Wir sehen aus dieser Nachricht, wie frühzeitig die Familie in eine deutsche umgewandelt worden, die auch noch in der Zeit, da wir sie kennen lernen, der Sprache nach ganz als eine deutsche zu betrachten ist. Ihr Namen sollte nach diesem Ursprung geschrieben werden Zoega; da dieß aber im Deutschen und Dänischen unrichtig ausgesprochen werden könnte, so pflegt die Familie zu schreiben Zoëga; auch unser Zoega that es immer, wenn er nicht Italiänisch schrieb. Die gedachte Insel von Venedig wird geschrieben Giudecca, in der Mundart des Volks Zu- eccca. Hierauf kehren wir zu der kurzen Reisebeschreibung zurück.

---

Rom hat für mich so viele Merkwürdigkeiten, die sich, so oft ich mich ihrer erinnere, haufenweise vor meine Seele stellen, daß es mir schwer wird, Ihnen die vornehmsten auszuheben. Von allen Städten, die ich gesehen, habe ich diese am besten kennen gelernt. Rom ist ohne Zweifel mehr als irgend eine andre Stadt zugleich der Gegenstand der Bewunderung und des Bedauerns; ein Gemisch von Stadt und Wüstenen, von prächtigen Palästen und Tempeln und von Ruinen anderer, die noch prächtiger gewesen zu seyn scheinen; von wollüstigen Gärten und verödeten Plätzen, die nur noch einigen halberstorbenen Cyressen Nahrung geben. Aber eben dieses vervielfältigt für einen Mann von Empfindung das Interesse. Rom in seiner glänzendsten Epoche konnte ihm kaum so unterhaltend seyn, als es in seinem jetzigen Zustand ist. Ich hatte dort den Vortheil, allzeit in Gesellschaft von Künstlern zu seyn; ich fuhr nie aus, ohne von einem Maler oder Bildhauer begleitet zu seyn. Es scheint partherisch, wenn ich behaupte, daß ein junger Mensch in der Fremde mit ungleich mehr Nutzen sich einer Kunst oder Wissenschaft widmen kann, wenn er nicht gezwungen ist, ängstlich in seinen Ausgaben zu seyn. Allein ich glaube die Erfahrung für mich zu haben, und ich weiß, daß ich selbst weniger würde profitirt haben, wenn ich einen weniger gütigen Vater gehabt hätte. Im August reiste ich von Rom ab, und den Rückweg habe ich, ohne mich aufzuhalten, durch Tyrol, Schwaben und Franken genommen bis Nürnberg, wo ich ein paar Tage stille lag. Von da bin ich vor-

gestern hier angelangt. Ich fühle noch die Ermüdung dieser mit Extrapost zurückgelegten Reise. Uebrigens befinde ich mich vollkommen wohl, und es ist mir auf der Reise nie weder Krankheit noch der geringste Unfall zugestoßen, ungeachtet ich oft allein und sehr viel des Nachts gereist bin. Ich glaube mit Gewißheit erwarten zu können, daß diese Reise für mein künftiges Glück von Nutzen seyn wird. Ich habe Gelegenheit gehabt, eine Menge von Kenntnissen einzusammeln, die theils dazu dienen werden, mich in meinem Betragen behutsam und auf mich selbst aufmerksam zu machen, theils mich in den Stand setzen, von vielen Dingen richtiger zu denken und zu urtheilen, als wir aus Büchern oder einer Schulerziehung je zu denken oder zu urtheilen lernen. Die Blendwerke, die man uns vormacht, sind unzählig, und auch Wahrheiten haben das Anschauliche und Anwendbare nicht mehr, wenn sie aus der zweiten, dritten Hand auf uns kommen. So viel mir möglich gewesen ist, habe ich gesucht, die Menschen in recht vielen Lagen kennen zu lernen, und allemal in ihre Art zu denken und zu handeln recht tief hineinzusehn.

---

Raum hatte unser Freund sich für den Winter in Leipzig eingerichtet, so besuchte er zuvor noch die übrigen Sächsischen Akademien und Gotha und Dresden auf einige Wochen. Von Leipzig selbst erzählt er wieder dem Vater.

---

Leipzig den 9. Okt. 1776.

Vorigen Freytag kam ich von Dresden zurück. Ihr Brief ist, wie allezeit, lauter Liebe und Güte; mehr, als ich jemals werde verdienen können. Auch haben Sie mein ganzes Herz, jeden warmen Wunsch meiner Seele. Es ist hier allerdings theuer, zumal wenn man Familienbekanntschaften hat. Ich war zwar sehr wenig geneigt, dieselben zu suchen; denn das wenige Vergnügen, welches man dadurch gewinnt, muß durch eine viel größere Aufopferung unserer Freyheit erkauft werden. Allein in dem Verhältnisse, worin ich mich hier befinde, bin ich gezwungen, meine Gesinnung zu ändern. Der Zutritt in das Wedelsche Haus kann in der Zukunft von zu großem Nutzen für mich seyn, als daß ich ihn vernachlässigen dürfte. Der Geheimerath Baron Wedel = Jarlsberg, dessen Sohn ich in Göttingen speciell gekannt habe, hat mich mit einer Güte und Freundlichkeit aufgenommen, die meine Erwartung weit übertraf. Sein Lieblingsfach ist die Geschichte, und da ich mit derselben auch nicht ganz unbekannt bin, so macht mich das in einem gewissen Grad für ihn unterhaltend, und giebt mir oft Gelegenheit, ihm in Widerspruch und Nachgeben etz, was gefälliges zu sagen.

---

Den 15. Nov. 1776

Ich gestehe es, daß ich immer mit einem innern Vergnügen an Italien gedente, welches mich so sehr für sich eingenommen hat, daß es einer von meinen

liebsten Wünschen ist; es noch einmal in meinem Leben zu besuchen. Ich bin hier nicht so sehr beschäftigt, als ich wünschte. Leipzig ist auch eigentlich für meine Art zu studiren der rechte Ort nicht. Was mir Göttingen am meisten schätzbar machte, fehlt hier, nemlich die Bibliothek. Ich kann daher meine Lectüre nicht so einrichten, wie ich es wünschte, nicht eine ganze Folge von Büchern in einem Fach lesen. Mein letztes halbes Jahr in Göttingen habe ich fast ganz der Geschichte gewidmet. Diesen Winter höre ich das Staatsrecht bey Seger, die Cameralwissenschaft bey Schreiber, und die zweyte Hälfte der Staatengeschichte bey Wenck. Die Vorlesungen sind überhaupt weder so wohl eingerichtet, noch so fleißig abgewartet, als in Göttingen. Die dortige Akademie würde auch gewiß vor der hiesigen einen unbestrittenen Vorrang behaupten, wenn die Lebensart feiner wäre, und der Ort mehr Gelegenheit zu anständigen Vergnügungen darböte. Der Mangel der Lehrern ist vielleicht die vornehmste Ursache, daß die Sitten, wenn gleich nicht roh, wie man sie hier gern nennen möchte, doch steif, ungesellig und ungesällig sind.

Ich bin sehr dankbar

zu sein

Den 17. Febr. 1777.

Die Griechische Sprache ziehe ich allen andern so viel ich kenne vor. Ungeachtet ich mich mit einigem Fleiß auf sie gelegt habe, so sehe ich doch wohl ein, daß ich sie noch viele Jahre werde studiren können, ohne es darin zur Vollkommenheit zu bringen. Homer ist immer mein getreuer Reisegefährte gewesen, und hat mir

manche Stunde verkürzt. In der Geschichte sind gesunde scharfe Kritik und forschender philosophischer Geist, vornehmlich aber in den frühern Epochen derselben, eben so nothwendig, als ausgebreitete Belesenheit und sinnreiche Fertigkeit, viele Begebenheiten in ihrem Zusammenhang und ihren Folgen zusammenzudenken und zu übersehen. Da ich hier nicht für mich nach meinem Plan studieren kann, so arbeite ich auch nicht mit dem rechten Eifer, und dann muß ich auch gestehen, daß Leipzig für mich viele Zerstreuungen hat. An dem Doctor Ernesti habe ich den Mann nicht gefunden, dessen Umgang ich sehr wünschen könnte. Ein Stolz, der es zu sehr merken läßt, daß er alle unsere Gedanken und Reden für Kleinigkeit hält, ist schon genug, um uns den Umgang des größten Gelehrten wenig begehlich zu machen. Besuche bey Gelehrten sind überhaupt selten angenehm. Es wäre ungereimt zu verlangen, daß ein Gelehrter sich gegen jeden, der sich einfallen liesse, ihn zu besuchen, aufschließen sollte. Allein die in einem gewissen Grad nothwendige Zurückhaltung wird gar zu oft bis zum Affectirten und Rebutanten getrieben. Einige, die von sich selbst recht voll sind und wenig Lebensart haben, unterhalten uns nur von ihren Schriften und Streitigkeiten; andere, die gern den Weltmann machen, reden nur von der Beschaffenheit des Wetters und der Wege. Sehr wenige habe ich gefunden, die, wie Pater Denis in Wien und Gesner in Zürich, den Fremden gleich das erstemal auf eine zugleich angenehme und nützliche Art unterhalten können. Der erste versteht vollkommen die Kunst, das Interesse



eines Gesprächs zwischen sich und der mitredenden Person zu theilen, und Gesner hat in seinem ganzen Betragen etwas so wohlmeynendes, so sanftes, daß man nicht umhin kann, ihn zu lieben. Ueberhaupt sind die Gelehrten in Zürich durchgängig als sehr gefällige, freundschaftliche Männer bekannt. Dort hat mir der Aufenthalt vorzugsweise vor den meisten andern Orten gefallen. Die ungekünstelte Einfalt der Sitten, die Cordialität des Umgangs, der Zusammenfluß von Leuten, die die große Welt gesehen haben, aber in ihrem Vaterlande alles Ausländische abzulegen scheinen, die romantische Lage des Orts zwischen Bergen und Seen, Wäldern und Weingärten, die vielen Ueberbleibsel eines zwar barbarischen aber doch edelmüthigen Alterthums machen mir diese Stadt sehr schätzbar. Ich traf da ein paar junge Männer, die ich in Göttingen nur wenig gekannt hatte, und die es mir ikt schwer machten, mich wieder von ihnen loszureißen. — Je mehr die Zeit herannahet, daß ich mich wieder in Ihre Arme werfen soll, desto mehr sehne ich mich danach. Ich mache mir schon die angenehmsten Vorstellungen von der ländlichen Ruhe, in der ich künftigen Sommer in Gesellschaft der Personen, die mir in der Welt die theuersten sind, zuzubringen hoffe.

---

## Ueber Philosophie und Volksreligion.

Ein Schreiben an Hrn. A. L. H. Pastoren zu B.  
von J. G. \*)

---

Mein Bester! Keine Freundschaft kann mir schätzbarer und schmeichelhafter seyn, als die Ihrige es ist. Ich möchte stolz darauf seyn, daß ein Mann, dessen Grundsätze so sehr den meinigen entgegengesetzt sind, dem ich die meinigen mit so vieler Offenherzigkeit und Wärme vorgelegt habe, und der so oft mich zu belehren und von der Wahrheit der seinigen zu überzeugen suchte, noch immer mich seiner Freundschaft würdigt, und mich stets durch neue Proben davon überzeugt. Unter diese zähle ich auch Ihr letztes Schreiben, und mit Dank erkenne ich Ihre wiederholten Bemühungen, die Bollwerke, hinter welche meine Unwissenheit sich verschanzt hat, einzureißen, und dem, was vielleicht Wahrheit und Kenntniß ist, den Eingang zu eröffnen. Ihr letztes Schreiben ist eine Vertheidigung der Philosophen, die ich mit Vergnügen und Nutzen gelesen habe. Ich wünschte mir selbst Glück, daß ich in meinem vorigen Briefe, fast ohne es zu wissen, einige Worte gegen diesen Orden fallen lassen. Sie wissen, daß ich mehr fast als sonst ein anderer Sterblicher gewohnt bin, meine Gedanken widerlegt, und das, was ich

---

\*) Nach einer alten Abschrift Schmarchs, wo bey der Ueberschrift sowohl dieses als des folgenden kleinen Aufsatzes bemerkt ist: Leipzig Febr. 1777. D. H.

l'augne oder ignore, als entschiedene, einleuchtende und unwidersprechliche Wahrheit dargestellt zu sehn. Ich bin gegen alle und alle sind gegen mich. Freylich wenig Ruhm für mich; aber kann ich dafür, daß mein Gehirn nun einmal so geformt ist, daß, was den Uebrigen Ja mir Nein scheint? Ich sage zu meiner Seele:

Οὐτὶ μοι κίττω εἶσι. Ἰσοὶ νῦ μοι αἰτίοι εἰσιν,

οἱ μὲν ἐφωρμήσαν πολέμον πελιδάκρυα —

wie Priamos einst von der schönhaarigen, götterähnlichen Griechin sagte. Gern wollte ich überzeugt seyn; gern wollte ich zu der Parthen übergehn; für die Sie, mein Theurer, die Waffen ergriffen haben; gern wollte ich ein großes Opfer thun. Sie wissen wie die Freyheit schmeckt, wie enthusiastisch ich sie verehere, welche Glückseligkeit es für mich ist, so nach meiner Weise zu denken, ohne mich um das Denken anderer zu bekümmern.

Αἰνῶς ἀδανατήσῃ Ἰσὴς τις ὑπὸ σοίκεν,

αἰδῶς καὶ ὡς, τειρητὲρ εὐσοῦα — νεοῖσα.

Ja, lieber Freund! gerne wollt ich das große Opfer thun, wenn nicht etwas in mir wäre, das mirs unmöglich macht, all die vielen Dinge, die man für evidente Wahrheiten erklärt, für etwas anders als unerwiesene Probleme zu halten, mirs unmöglich macht, dasjenige, was mir übertünchtes Holz scheint, für Marmor anzusehn.

Sie haben die Sache der Philosophen mit vielem Eifer und so geführt, daß wenn ich ein Philosoph wäre ich Sie lieb gewinnen würde, selbst wenn ich, wie viele dieser Herrn, den Geistlichen eine ewige Feinds

schaft geschworen hätte. Aber eins muß ich an Ihrer Vertheidigung ansetzen, zu viel Billigkeit, zu viel Mäßigung, lauter ruhige Gründe, keine Declamation. Unmöglich kann's Ihnen unbekannt seyn, wie nöthig die letztere bey jedem dogmatischen Vortrag ist. Oder haben Sie mir dadurch ein Compliment machen wollen, als wüßten Sie im voraus, daß ich gegen den Einfluß der Declamation sicher wäre. Denken Sie ja nicht zu vortheilhaft von mir. Ich glaube es Ihnen erzählt zu haben, daß ich einmal einem berühmten L—z — Philosophen zu seiner großen Scandalisirung erklärte, daß ich Standhaftigkeit in Grundsätzen und Meinungen für wenig rühmlich hielte, und daß ich nicht gar zu vortheilhaft von dem Menschen urtheilen würde, der oft die Kirchen von Rom besuchen könnte, ohne ein Katholik zu werden. Ich lasse mich gern von jeder Sinnlichkeit hinreißen, ich bin selbst im höchsten Grad, wenn ich einer Empfindung oder einer Grille zu Gefallen meinem Skepticismus entsage. Es geht mir wie all den Leuten von leicht zu erschütternden Nerven, oder, um mich moralistisch auszudrücken, wie den Weibern und Weichlingen, wenn man uns erst das Herz warm gemacht und für die Sache interessirt hat, dann läßt sich ohne alle Gefahr im Raisonnement dann und wann ein kleiner, und dann und wann ein großer Sprung machen, und wir denken darum nicht weniger, daß der Mann doch Recht hat. Allerdings wiederum ein Geständniß, das mir wenig Ehre macht, und wofür ich mich nur durch die Behauptung schadlos halten kann,

daß es ungefähr allen Menschen so geht, einige wenige ausgenommen, vor denen mich Gott behüte.

Kalte Gründe sollten wir immer da brauchen, wo wir Wahrheit auf unsrer Seite haben, das heißt für all, was ich weiß, niemals. Aber da ist nun insgemein die vielleicht sehr heilsame Einbildung, daß wir nichts als eine Wahrheit behaupten, ohne uns einmal darum zu bekümmern, was das für ein Ding sey, oder vielleicht durch irgend eine unsrer Bemühungen dahin kommen zu können, es zu ergründen. Da kanns denn freylich nicht anders seyn, als wie es wirklich in dieser Welt auch ist, daß alle unsere Râsonnements so quer über einander hinweg laufen, und sich bald da bald dort berühren, ohne je in einander zu fließen. Ist mir auch oft eingefallen, und kann noch bisher aller meiner Selbstbezüglichung ohngeachtet den Gedanken nicht recht unterdrücken, daß Gott die Menschen nur erschaffen habe, um dann und wann über sie zu lachen. Wenigstens glaube ich, daß die Philosophen und wir andern Râsonneurs zu dem Ende da sind, wenn anders die Dinge, wie wir gelehrt sind, zu Zwecken erschaffen worden. *Aspetos* — das möchte wohl die heilsamste Folge von jedem philosophischen Streite seyn. Und ich bin geneigt, mir zu schmeicheln, daß dieser Gedanke den Begriffen, die ich mir nach der Bibel von Gott mache, nicht so sehr widerspricht, als die philosophischen Theologen behaupten möchten. Aber das ist einer von den Kunstgriffen der Weltweisen, daß sie ihre aus der Bibel entlehnte Wesen nach gewissen Schimären, oder wie sie lieber sagen Idealen umformen, wegnehmen

und hinzuthun, und dann sprechen: seht das Werk unsrer Hände. Und da danken sich's die Herren noch gar was großmüthiges zu seyn, wenn sie, nachdem sie der Religion alles, was ihnen anstand geraubt, sich das Ansehen geben, als wollten sie sie nackt und dürstig wie sie sie gelassen haben, gegen diejenigen vertheidigen, die etwa ein Vergnügen oder Ehre darin suchen möchten, sie von der Erde zu vertilgen. Wie wenn auf einsamem Wege ein Bärenhäuter Sie überfiele, Sie auszöge, und dann mit großmüthiger Grimasse sagte: Sehn Sie mich inskünftige als Ihren Freund und Beschützer an.

So haben sich die Philosophen bemüht, der Religion das Verdienst all der Lehren zu nehmen, die sie den Menschen ehrwürdig und heilsam machten, und dann sprachen sie voll Selbstbehaglichkeit: Fehde ihren Verächtern, Fehde jedem, der nicht vor ihr kniet. Nun ja, ich will knieen; aber was ist's, wovor ich knieen soll? ein Gewebe von Legenden und Unbegreiflichkeiten? — Sonst hielten wir die Religion unserer Väter für die Unterrichterin von dem Daseyn eines Gottes, der unser Gott ist, unser Fürsorger, unser Erretter, der von uns verehrt, von uns im Staube angebetet seyn will und dann segnend auf uns herablächeln; für die Lehre der Glückseligkeit, wie wir uns diesen Gott versöhnen, wie wir uns unter einander lieben sollen, und jeder das Glück seiner Brüder suchen wie sein eigenes. Sonst hielten wir sie für all das, für das heilsamste, verehrungswürdigste Gut, das uns Sterblichen zu Theil geworden. Aber unter uns sind Männer aufgestanden, die viel viel weiter sehn als wir andern, die das all oh-



ne ihre Hülfe wissen, und viel gewisser, viel überzeugender darthun können. Wie sich Thamyris rühmte, die Tochter Zeus im Wettgesange überwinden zu können, und sich nicht fürchtete vor der Strafe seiner Vermessenheit, der Thor. *Αἰ δὲ χολωσάμενοι* &c. Nicht bloß, daß ein Gott ist, der unser Vater ist, unser Erretter, sie wissen, daß ein Gott ist ein allvollkommenes Wesen, ein Welterschöpfer, und wie der Jargon weiter heißt, ihnen und mir und allen Erdensohnen unverständlich, sie wissen, daß es unsre Pflicht ist, diesen Gott zu verehren, daß einige unserer Handlungen ihrer Natur nach gut sind, andre böse, und wissen welche die guten sind und welche die bösen; daß wir zu ewiger Dauer bestimmt sind; daß wir nach Maßgabe unsrer Handlungen einst glücklich oder unglücklich seyn werden. Alles dieß und noch viel mehr wissen diese worthies ohne alle Hülfe der väterlichen Religion, würdens wissen, wenn kein solch Ding vorhanden wäre. Wohl und was bleibt denn übrig, welches wir nicht ohne Hülfe der Religion eben so gut wissen könnten? So viel, als mir bekannt ist, nichts als einige Legenden, die für all, was uns interessirt wahr oder unwahr seyn mögen, und dann noch einige Behauptungen, die man Geheimnisse nennt, und die wir nach Gutbefinden nachsprechen mögen, bey denen wir aber so lange wir in der icht menschlichen Denkart fortfahren nie einige Ideen haben werden.

Das ist's all, was sie unserer väterlichen Religion gelassen, Hesen und Bodensatz, nachdem sie den klaren kraftvollen Trank sich zugeeignet haben. Jedes Volk,

jedes Zeitalter hatte seine Lieblingsfabeln, seine Lieblingsart, womit die Lehrer der Weisheit, die Männer Gottes es dann und wann amüsiren mußten, wenn sie ausgehört und ausgelesen seyn wollten. Und so haben es auch unsere Lehrer, die Männer unseres Gottes gemacht. Und diese Fabeln, diese Art ist es, was die Philosophen Religion nennen. Dennoch sind dieß die Herrn, die ganze Schiffsladungen von Religionsvertheidigungen schreiben, die wider Naturologen, Deisten und wie die ganze schwarze Reihe lautet declamiren. Warum sie declamiren, weiß ich nicht, auch nicht, warum sie nicht auch diese Dinge, die sie doch ihrer Vertheidigung würdigen, mit in ihr Vernunftsystem aufgenommen haben. Denn daß etwa jene Lehren leichter aus der Vernunft zu beweisen wären, ist für all was man mich bisher hat belehren können, höchst problematisch. Sie sind berechtigt, die Gründe von mir zu fodern, die mich hier zum Skeptiker machen, die mich verhindern, das, was beynah ganz Europa als Beweise ansieht, auch dafür zu halten. Prüfen Sie meine Gründe, zeigen Sie mir das Unrichtige in meinen Râsonnementen und das Ueberzeugende in den Beweisen der Philosophen; und verpflichten Sie dadurch einen Ihrer Freunde, den eine innre bisher nicht zu überwindende Nothwendigkeit in Dingen, die man insgemein für höchst wichtig betrachtet, zum Zweifler macht.

Ich werde Ihnen zuerst meine Gedanken über den philosophischen Beweis von der Existenz einer Gottheit vorlegen. Ich werde bey der ersten Quelle desselben anfangen und behaupten, daß schon diese sich verstopf-

fen ließe. Ich werde zum Schein immer mehr und mehr einräumen und doch am Ende behaupten, daß die Dogmatiker nichts dadurch gewonnen haben. Ich werde vielleicht nichts sagen, welches Ihnen nicht schon bekannt wäre; aber vielleicht sind Sie durch eine solche Zusammenstellung aller dieser *Räsonnements* aufgefordert worden, sie in ihrem Zusammenhang und in ihren Folgen zu überdenken. Wir sind nicht immer selbst im Stande, die Neuheit unsrer Gedanken zu beurtheilen, und das Erfinden ist wohl in solchen Dingen ein sehr zweydeutiges Verdienst.

Der sogenannte Grundsatz des zureichenden Grundes ist ein bloßer Erfahrungssatz, und kann also nicht weiter angewandt werden, als sich der Kreis unserer Erfahrungen und Beobachtungen erstreckt. Diese stimmen darinn überein, daß eine Sache insgemein mit einer andern in einer Causalverbindung stehe, und bewegen uns, dergleichen auch da zu suchen, wo solche nicht geradezu in die Augen fällt, und alsdann, wenn wir sie nicht entdecken können, doch vorauszusetzen. Aber dieß berechtigt uns noch gar nicht zu der allgemeinen und eingeschränkten Behauptung, daß nichts existiren könne, ohne irgend worinn seinen Grund zu haben. In dieser Ausdehnung ist also der Grundsatz des zureichenden Grundes ein von den Philosophen willkürlich angenommener Satz, um durch Hülfe desselben Dinge zu beweisen, von deren Evidenz sie uns gerne überreden möchten.

Allein wenn wir auch diesen Herren alles einräumen, so ist doch mit der Annahme dieses Satzes eine

Unbequemlichkeit verbunden, die sie selbst wohl eingesehen, uns aber durch eine Menge Blendwerke zu entziehen gesucht haben. Um dem undenkbaren Fortgange der Ursachen ins Unendliche zu entgehen, hat man von innerer Nothwendigkeit geredet, von Existenz der Ursache eines Wesens in dem Wesen selbst. Es ist aber gar zu leicht einzusehn, daß das eine so ungereimt ist als das andere, und daß ein menschlicher Kopf bey dem einen eben so wenig etwas denken kann, als bey dem andern. Man beantworte mir die Frage, ob diese im Wesen selbst existirende Ursache vor dem Daseyn des Wesens vorhergehend war oder nicht. In jenem Falle war sie ausser dem Wesen, weil dasselbe noch nicht existirte. In diesem war die Wirkung schon ohne Zuthun der Ursache da; denn was nicht existirte, konnte wohl auch nicht wirken.

Wenn man aber ein Wesen annehmen wollte, das die Ursache seines Daseyns in sich selbst hätte, oder menschlicher zu reden, welches da wäre ohne die Ursache seines Daseyns in einem Wesen ausser sich zu haben, warum ließ man nicht das Universum dieses Wesen seyn? Warum nahm man statt eines Punktes eine Linie an und blieb bey dem zweyten Punkte derselben stehen? Warum wollte man erst vom zweyten Gliede der Kette das behaupten, was sich sogleich vom ersten sagen ließ? Was man von Veränderlichkeit der Welt vorbringt, entscheidet nichts. Denn ohne mich darauf einzulassen, ob Veränderlichkeit nothwendig Anfang und Ende voraussetze, kann ich bey allen scheinbaren Veränderungen der Körper dennoch die Veränderlichkeit des Unis

Versum als ein Ganzes betrachtet läugnen. Wir ha-  
 ben noch nie etwas hervorbringen oder vernichten sehen,  
 und bloß Hervorbringung oder Vernichtung könnte im  
 Ganzen der Dinge, in dem eigentlichen Grundstoffe  
 der Körper eine wesentliche Veränderung verursachen.  
 So lange das Universum im Inbegriff desselben und  
 eben so vieler Theilchen bleibt, kann man wohl nicht  
 behaupten, daß es einige Veränderung erlitten. Ein-  
 schränkung, Endlichkeit, Anfang sind Dinge, die wir  
 dem Universum gar nicht beylegen können. Wir treffen  
 sie freylich bey allen Individuen an, die das Ganze  
 ausmachen; allein nur in so fern der Zusammenhang  
 des Ganzen, die unter einander und auf einander wir-  
 kenden Kräfte es verursachen. Ich weiß wohl, daß  
 Universum ein Begriff von unbestimmlichen Gränzen  
 ist; aber das, wodurch die Philosophen den Begriff von  
 Gottheit zu fixiren suchen, ist auch bloße Wortdefinition.  
 Wer mit Worten spielen will kann das Universum Gott  
 nennen, wie die meisten Philosophen des Alterthums  
 gethan zu haben scheinen. Uebrigens ist es mir unbe-  
 greiflich, wie derjenige, welcher mit philosophischen  
 Gründen einen Urheber der Welt als nothwendig an-  
 sieht, bey irgend einem Wesen, er mag es nun Gott  
 nennen oder sonst einen beliebigen Namen geben, ste-  
 hen bleiben kann, ohne auch da einen Urheber voraus-  
 zusetzen.

Hiemit läugne ich nicht das Daseyn eines Gottes  
 oder höchsten verständlichen \*) Wesens. Vom Nicht-

\*) Sollte heißen verständigen. D. H.

seyn eines Dinges können wir Menschen nie eine Ueberzeugung haben. Nur behaupte ich, daß wir dieses Wesen nicht aus der Vernunft erkennen, noch sein Daseyn beweisen können. Wenn ich diesen oder jenen natürlichen Körper betrachte, so fällt mir manchmal ein, was wohl die Ursache von seinem Daseyn und der ihm eigenthümlichen Beschaffenheit seyn möge. Allein alsdann wenn meine Beobachtungen nicht weiter reichen, ist mir der Gedanke, daß er von dem Zusammentreffen der wirkenden Kräfte in der Natur herrühre, eben so beruhigend als der, daß der Wille einer Gottheit die Ursache davon sey. Jenen aber ziehe ich vor, weil er leichter ist und nur solche Wesen voraussetzt, von deren Daseyn ich ohne das hinlänglich überzeugt bin. Was man von der weisen Einrichtung der Dinge und den sogenannten Endzwecken sagt, verdient keine Aufmerksamkeit, so lange man noch nicht gezeigt hat, daß die Welt anders hätte eingerichtet seyn müssen, wenn alles vom Zusammentreffen der Ursachen herrührte. Wenn ich vorwiegend genug wäre, um zu fragen, warum denn die natürlichen Kräfte just auf diese Weise wirken, so könnte ich in Ansehung der Gottheit dieselbe Frage aufwerfen, und wir wären dann in beyden Fällen gleich weit. Sagen, daß die Gottheit so handle, weil ein Mensch oder mehrere, weil dieser und jener von uns, die sich klüger dünken als wie andere, es gut und weise finden, ist nicht viel weniger als lächerlich.

Vielleicht giebt es höhere verständliche Wesen als der Mensch, vielleicht Wesen, die ihn unendlich übertreffen, die auf die Begebenheiten in der Welt und auf



die Schicksale der Menschen großen Einfluß haben; vielleicht endlich ist ein höchst vollkommener Geist, der mit seinem Einflusse über das ganze Univers ausgegossen dessen Urheber und Erhalter ist. Alles dieses läugne ich nicht. Vielleicht wünschte ich von der Wirklichkeit eines Theiles davon überzeugt zu seyn. Allein so lange ich nicht völlig befriedigende Beweise davon sehe, solche Beweise als ich noch nicht habe davon entdecken können, so lange kann ich mich dieser Ueberzeugungen nicht rühmen und keine solche Erkenntniß besitzen. Vielleicht sind diese Kenntnisse für ein anderes Leben bestimmt und werden meiner Seele erst nach jener großen Veränderung, die sie wie ich hoffe überleben wird, mitgetheilt werden.

So, mein Bester, würde ich als bloß vernünftig denkender Mann reden, wenn ich kein Christ wäre, wenn ich nicht seit meiner frühesten Jugend mit den Lehren unsrer väterlichen Religion bekannt wäre, und sie als heilige über allen Widerspruch erhabene Ueberslieferung derjenigen Männer ansähe, denen sich unser Gott auf eine nähere Art offenbart und ihnen seine Befehle bekannt gemacht. Sie wissen, wie sehr ich die Religion unseres Volks und unserer Väter verehere, und daß ich mir nie erlauben werde, meinen Skepticismus gegen sie zu gebrauchen. Ich weiß, wie geschickt sie ist, uns in den mancherley Vorfällen des Lebens Trost und Beruhigung zu geben, und verachte die Bemühungen derjenigen, die menschenfeindlich genug gesinnt sind, um die Anzahl der Arzeneyen in einer Welt vermindern zu wollen, wo die Anzahl der Uebel so groß ist.

---

Die Heiligenanbetung ist einer von den Punkten der katholischen Religion, die mir am wenigsten anstößig sind, oder vielmehr die ich schätze und einer jeden Volksreligion einverleibt wissen möchte. Es ist etwas so Behagliches darin, ein Wesen anzubeten, das für mich mehr Gott ist als für einen andern, solch eine Wärme, mit der ich meinem Genius die Hände entgegen strecke, ihm sage, ich bin's, der dich so lange geliebt, so oft dir seine Gebete dargebracht, der dich aus der Menge der Götter auserlesen, um auf dich seine Hoffnung zu setzen. Solch ein Gebet ist unserer Natur weit angemessener, als das Anrufen eines Gottes, dessen Ohren stets von dem Geschrey stets zudrängender Belästen voll sind, vor dem meine Stimme sich unter den Stimmen der Millionen verliert, dessen Majestät mich schüchtern macht, und vor dessen Angesicht ich mein Auge auf den Staub hefte.

---

### Selbstmord und Zustand nach dem Tode.

Der Tod ist das Ende aller mir bekannten Uebel. Er wird es also seyn, zu dem ich meine Zuflucht nehmen werde, wenn ich mich selbst unglücklich glaube, wenn ich ein Uebergewicht des Uebels über das Wohl bey mir selbst antreffe. Ist mit dem Tode alles aus, so gewinne ich dabey. Empfindungslosigkeit ist dem Uebermaße schmerzhafter Empfindungen vorzuziehen. Dauert mein Bewußtseyn nach dem Tode fort, so kann ich keinen un-

glückseligen Zustand erwarten, weil mir nichts bekannt ist, welches mich nach dem Tode darin versetzen könnte. Das mögliche Daseyn solcher Ursachen kann so wenig als jede andre bloße Möglichkeit einigen Einfluß auf meine Entschliessungen haben. Ist ein Gott, der sich für mein Schicksal interessirt, so wird er ein Gefallen an Glückseligkeit haben; wird's billigen, daß ich meinen Qualen ein Ende mache, in seinen Schoß zurückkehrte, und wird mir eine neue Laufbahn anweisen, die mehr Freuden für mich haben wird. \*) Ist's ein Wesen, das sich an Leiden ergötzt, so werde ich meinem Schicksal fluchen, daß es mich seiner schrecklichen Gewalt unterwarf. Aber Thorheit wäre, wenn ich mir von einem Zustand, von welchem ich gar nichts weiß, solche schreckende Vorstellungen machen wollte. Von einem Wesen, das aus höheren Absichten mich unglücklich machen sollte, weiß ich nichts; und von einem solchen Wesen könnte ich erwarten, daß es sich mir offenbarte, um mich mit seinem Willen bekannt zu machen. Sonst ist es so gut ein Tyrann als dasjenige, welches elend macht bloß mit dem Vorsatz elend zu machen.

Ich denke mir auch nicht gern ein Aufhören im Tode. Ich schmeichle mir selbst mit der Vorstellung, daß mein Bewußtseyn etwas zu einfaches ist, um leicht aufgelöst oder verwandelt zu werden, und von Vernichtung habe ich nie ein Beispiel gesehen, und weiß von keinem Wesen, das vermögend wäre, meinen Geist

\*) Vergl. Joh. Müllers Werke Th. 6. S. 491.

seines Daseyns zu berauben. Ich hoffe fortzudauern und stelle mir den Tod als einen Zustandswechsel vor, So wie derjenige, welcher Muth genug hat, das Glück welches in seinem Vaterlande ihn flieht, in fernen Landen zu suchen \*), nicht so leicht dem Schicksal unterliegt, so wird auch derjenige, der sich kühn genug fühlt, diese Welt gegen eine andere zu vertauschen, mit weniger Angst jedem Schicksal entgegengehn.

Ist aber der Tod ein Aufhören, so ist dennoch Trost im Selbstmorde. Ich erhebe mich dadurch über mein Schicksal. Ich setze mich aus dem Zustand heraus, in welchem ich seiner Gunst bedürfte. So ist mir der Tod von keiner Seite schrecklich und keins von den Uebeln ist es, denen ich durch ihn entgehen kann. Der Unglückliche wünscht den Schlaf, auch ohne Hoffnung eines angenehmen Traums. Wenn der Erndter müde ist, legt er sich hin zur Ruhe, nicht um wieder munter aufzustehn, sondern um seine Müdigkeit los zu werden.

---

Eine Fortdauer ohne Empfindung ist dem Nichtseyn gleich. Ich denke mir die Empfindungslosigkeit nicht gern. Ich wünschte Fortdauer meines Wesens nach dem Tode, ich hoffe sie. Aber meine Gründe dafür sind schwach. Meine Seele sey so einfach als sie wolle; hat sie durch die Zeugung entstehen können, so kann sie auch durch den Tod wieder aufgelöst werden. War sie vor der

---

\*) Vielleicht, daß hierin ein Gedanke an Italien unter spielte. D. H.

Zeugung schon ein empfindendes Wesen, und hat seitdem alles Bewußtseyn ihres damaligen Zustandes verloren, so kann vielleicht der Tod sie in einen neuen Zustand versetzen, wo sie sich des jetzigen gar nicht mehr bewußt ist. Ein Zustand verhält sich dann zum andern wie Traum zu wachenden Ideen. Seine Auflösung ist wie Schlaf ohne Träume.

Ich kann mir überhaupt nach dem Tode vier verschiedene Arten von Zustand als möglich denken: a) eine gänzliche Auflösung zur Empfindungslosigkeit oder ein Schlaf ohne Träume. b) ein ganz neues Bewußtseyn, das mit meinem gegenwärtigen Zustande in gar keiner Verbindung steht, oder ein zufälliger Traum, der in Dingen, die außer mir sind, seinen Grund hat. c) ein neues Bewußtseyn, das aber durch meinen gegenwärtigen Zustand gewissermaßen modificirt wird, oder ein Traum, der in den Ideen, mit welchen man sich die vorhergehende Zeit wachend beschäftigt, seinen Grund hat. d) eine Fortdauer meines jetzigen Bewußtseyns.

Ich darf nicht bestimmen, welchen von diesen ich mit der meisten Wahrscheinlichkeit erwarten könnte. Wenn ich die Wahl hätte, so würde ich vermuthlich die letzte Art wählen, weil in meinen Ideen so vieles ist, welches ich ungern aus meiner Seele entfernt sähe. Vielleicht aber ist in der zweyten oder dritten Art mehr reine Glückseligkeit zu ernden.

Zoegas Vater hatte sich seit einiger Zeit verge-  
 bens um einen guten Lehrer für seine jüngern Söhne  
 bemüht und wünschte daher, daß der älteste ihnen den  
 nun folgenden Sommer widmen möchte. Dieser nahm  
 die Rückreise über Dresden, um Kunstwerke, um die  
 er gern eine Menge angeblicher Merkwürdigkeiten un-  
 gesehen ließ, wieder zu besuchen; dann über Berlin  
 und benachbarte Städte. „Vielleicht bin ich,“ schrieb  
 er damals, „in Italien zu sehr mit der Empfindlich-  
 keit für das Schöne in der Kunst angesteckt worden,  
 die bey diesem Volke gewissermaßen epidemisch ist. Der  
 gemeinste Mann redet da oft von einem schönen Ge-  
 mälde, einer schönen Statue mit eben dem Enthusiasmus,  
 als bey uns ein Künstler oder Kenner.“ Der  
 Vater empfing ihn in Altona, und er traf mit dem  
 May nach fünfjähriger Abwesenheit wieder im väterli-  
 chen Haus in Mögeltöndern ein. Hier lebte er den  
 Sommer über ganz eingezogen, meist mit seinen Bü-  
 chern, war fast noch mehr von schweigseligem und  
 nachdenkendem Wesen als vorher, sprach nur über Ge-  
 genstände seines Fachs beredter, sonst unaufgefordert  
 sehr wenig und fast immer kurz. Dem Vater war es  
 nicht recht, daß er nie das gute Reitpferd gebrauchen  
 wollte, das für ihn angeschafft war, und daß er fast  
 nur mit seiner jüngsten Schwester recht munter seyn  
 konnte. Der jüngste noch lebende Bruder, Hr. Karl  
 Ludwig Zoega, Besitzer der Landstelle Stenderup Hof,  
 nicht weit von Kolding, der ihm immer der liebste  
 geblieben ist, und auch in der Gemüthsstimmung sowohl  
 als im Aeußeren Aehnlichkeit mit ihm hat, schreibt:



Mein Bruder arbeitete fleißig, widmete auch meinem andern Bruder und mir einige Zeit, uns im Französischen und Englischen zu unterrichten. Vorzüglich war ich immer, wenn ich Gelegenheit hatte, um ihn, weil mir seine Manier besser gefiel, als die unsers gelehrten aber pedantischen Informators, und hieng mit unaussprechlicher Liebe an ihm. Wir streiften täglich im Feld und im Schackenburger Garten herum, und hatten da unsre Lieblingsplätze, heimliche dunkle Dertchen, und ich lernte von ihm über manches denken. Einige Aufsätze, die ich von ihm in dieser Zeit erhielt, viele Kleinigkeiten, beschriebene Kartenblätter, ein paar Englische Gedichte, eine Ballade, die er nach der Ueberschrift, auf seiner ersten Reise in einer stürmischen Nacht gemacht hatte, ein paar Idyllen, und ein Englisches Singstück, betitelt: Alexanders feast, \*) sind mir in einem Brande verloren gegangen. Doch kann ich wenigstens eines von jenen Kartenblättern anführen: „Wenn da die Leute stehn und Kartenhäuser bauen, und freuen sich so innig ihres Gebäus, und es kommt denn einer und reißt ihnen kalt ihre Gebäude nieder, da ärgerts mich. Wenn aber die Herren ihr Gebäude für Brandmauer ausgehen und uns vordemonstriren wollen, und es kommt dann Einer bläst aus voller Lunge darein und sie werfen ängstlich Rock und Mantel darüber und schreyen: es steht noch, das freut mich.“

---

\*) Vielleicht eine Verwechslung mit einem damals bekannten Englischen Singspiel dieses Namens. D. H.

Vielleicht ist ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, *Elementina Salviati*, eine Frucht der ruhigen Einsamkeit dieser Zeit; daß es wenigstens nach dem Besuche von Rom geschrieben sey, geht, wie mich dünkt, mit Gewißheit aus ihm hervor. Dieß Werkchen scheint flüchtig entworfen zu seyn; die Charaktere und zum Theil die Verhältnisse sind mehr angedeutet und umrissen, als ausgeführt. Die Zeichnung von Personen und Lagen wie sie die Wirklichkeit darbietet gelingt natürlich dem erfahrenen Künstler besser, so wie sie ihm anziehender seyn kann, als dem Jüngling, zumal, wenn dieser so viel später begonnen hat, in der Welt, als in Büchern zu lesen. In einigen Stellen spricht sich ein tiefes Gefühl aus, hier und da ist Vertrautheit mit Shakespear's sichtbar; doch erinnert die Behandlung zunächst an Goethe's *Clavigo* der 1774 erschienen war, auch der Inhalt selbst möchte nicht ohne Beziehung auf dieses Stück seyn. *Salviati*, ein Römischer Edelmann, will seine Tochter *Elementina* einem Römischen Grafen geben. Sie war so lang zu der glänzenden Verbindung geneigt, bis ein junger, vornehmer Engländer ihr ganzes Herz gewann. Seinen Bitten, ihm heimlich nach England zu folgen, würde sie zuletzt nichts mehr entgegensetzen, wenn sie nicht noch auf die Hülfe der Mutter zählte, die den Grafen haßt, weil er ihren Vater gestürzt hat. Rachsucht und Stolz machen es dieser leicht, dem Vertrauen des Kindes zu entsprechen, sie will die Liebenden heimlich trauen lassen, und nimmt es auf sich, den unbeweglichen Vater, wenn nichts mehr zu an-

dem stünde, zu versöhnen. Indessen Clementina mit dem Gedanken kämpft, ihren Vater zu beleidigen, fällt Wilson seinem Römischen Vertrauten in die Hände, der unzufrieden ist, auf diese Art um den Spas der Entführung zu kommen. Zwischen diesem Menschen von leichtfertigen Grundsätzen, aber lustigem und gefälligem Wesen, und zwischen der hingegebensten Liebe schwankt der Engländer hin und her, und läßt jetzt gar von jenem sich bewegen, statt am Abend zu der verabredeten Feyerlichkeit zu erscheinen, mit ihm nach Frascati zu fahren; denn der Römer glaubte als treuer Freund ihn von den Fesseln der Ehe zurückziehen zu müssen. Der Mönch verräth aus Eigennutz das Geheimniß, Mutter und Tochter sind dem Zorn des Vaters ausgesetzt; dieser bietet Clementinen Verzeihung an, wenn sie iht noch den Grafen nähme; sie aber vermag es nicht, selbst nicht, als die vermeyntliche Abreise Wilsons gemeldet wird, erfährt die Härte des Vaters und verlangt ins Kloster. Wilson ist unterdeß schon zur Erkenntniß gekommen und in Verzweiflung. Sein treuer Bedienter beredet ihn, zurückzukehren, was er für sich nicht wagte, während sie zwischen Wahnsinn und Verstand, zwischen Rache und Liebe getheilt in ihrem Garten herumirrt, von ihrem Mädchen begleitet. Die Mutter, die nun aufs engste mit ihr verbunden seyn will, wird gewaltsam durch den mißtrauischen Vater von ihr gerissen, sie selbst mit den schrecklichsten Vorwürfen belegt. Zum zweytenmale erscheint sie im Garten, iht mit dem Giftbecher. Wilson kommt zu spät, eben wie sie in Todesnähe seine flüchtige Er-

scheinung als ein Wunder sich wünscht; er ahnt Anfangs indem er ihre Verzeihung und Liebe erhält, nichts arges, und folgt ihr dann, als er die schreckliche Entdeckung gemacht hat, im Tode nach.

In dem Charakter Clementinens, aus Sanftheit und Heftigkeit gemischt, und in der Mutter zeigt sich anschauliche Kenntniß Römischer Naturen, und auch der Engländer ist ziemlich nach dem Leben gezeichnet. In der Hauptperson liegen die Bedingungen zu tragischer Wirkung; Kraft und Tugend nicht gesichert vor einer Schwäche, welche mehr dem Menschen und den Lagen als dem Einzelwesen vorzuwerfen ist, und das letzte Selbstgespräch und die Scene mit Wilson sind nicht ohne Rührung; eben so die wahnsinnigen Reden, z. B. „Weißt du was schonen heißt, Gianetta? Als ich meines Vaters Kniee umfaßte, wandte er sein Gesicht weg und stieß mich von sich. Weißt du nun was schonen ist? Halt her dein Gesicht und ich will dir nur eins deiner Augen ausreißen, das ist schonen. Ja ich will schonen, nur einmal will ich sein Herz durchstoßen. Ich weiß es, sie lachen meiner Schwäche. Hast du gesehen wie der Habicht gleichgültig eine Taube zerreißt? Sie hatte keine solche Klauen wie er. Das ist das Bild des Schicksals. Aber wenn ich mich gerochen habe, dann will ich ihn lieben, und ihn fest an meinen Busen drücken mit alleiniger inniger Liebe, und dann wollen wir uns überreden, daß seine Untreue ein Traum war, und unsere Leiden eine Wintererzählung. Was regt sich? Du kannst unglücklich wer-

den, liebes Mädchen; ich nicht mehr. Das ist der Trost des tiefen Leidens.“

Aus dieser, oder einer früheren Periode, scheint auch ein andres noch vorhandenes, mit zartem Sinn und sehr sorgfältig behandeltes Stück herzurühren, Deukalion, in drey Scenen, welches wieder der Schwester Ulrike zugeeignet ist. Deukalion erwacht aus einem Schlummer, mehrere Tage nach der Fluth, die er von Pyrrha noch getrennt unglückselig durchtrauert hatte. Jetzt hatte ihn im Traum eine Schöne besucht und allen Schmerz und alle Sehnsucht aufs heftigste angeregt. Da heißt ihn eine göttliche Stimme der Vermissten entgegenzugehen, wo er bald die Sonne hinter dem Gebürg würde aufgehen sehen. Auf dem Wege kommt er an einen Abgrund ohne Ausweg, glaubt, er solle sie im Tod wieder finden; und stürzt sich in den Strom hinab. Pyrrha auf einem Opferplatz spricht, nach vergeblichem Gebet, sanfter als Deukalion, ihre Klage gegen die Götter aus. Sie fühlt ein dunkles Liebessehnen, Deukalion war ihr noch unbekannt. Die Stimme verspricht ihr ihn, und verbietet zugleich, daß sie einander sich nähern, bevor sie den Altar mit Rosen bekränzt. Aber in diesen Felsen sprossen keine Rosen; die, so sie früher gepflanzt, deckt die Fluth noch. Deukalion, aus den Wellen gerettet, schlummert; sie naht behutsam, erweckt ihn, er will sie trotz der Grausamkeit der Götter lieben, es donnert, und er sinkt zu Boden. Sie wirft sich über ihn hin, und wird durch Donnerschlag ebenfalls getödtet. Liebesgötter trennen sie und breiten am Altar Rosen aus; die Unerfahrenen hatten

nicht gewußt, daß Rosen in der Liebe blühen. Pyrrha wird zuerst erweckt, dann getröstet durch Deukalion, und das Glück der Liebe in Gesängen gefeiert, Amor hat die Götter versöhnt und die Menschheit belebt.

Viele andre Dichtungen in verschiedenen Gattungen aus dem Aufenthalt in Göttingen und dem nun folgenden in Kopenhagen, die ein Freund damals zum Theil gelesen zu haben versichert, haben sich verloren. Aber noch zwey Balladen, deren Stoff aus den Rämppe = Viser genommen ist, sind durch die Sorgfalt der Verwandten erhalten worden. Vielleicht wird man sie nicht ungern hier lesen, obgleich Art und Ton in Behandlung solcher Gegenstände sich seitdem beträchtlich geändert haben. \*)

### Rinaldo und Elline.

Die Nacht ist still und alles schläft,  
Elline wacht und weint;  
Ach Rinald, Rinald, warum zogst  
Du hin in fernes Land? —

---

\*) Die erste dieser Erzählungen ist nach der so anmuthigen in den Rämppe = Viser S. 750, (in Grimms altdänischen Heldenliedern, Ball. und Mährchen S. 74, wo die Ueberschrift ist: Tod aus der Liebsten Munde;) und die zweyte gründet sich auf den Berner Riesen und Orm den jungen Gesellen, S. 108 und 39. an den ehengenannten Orten. Ob die Episode von der Rache und Heue der Hilda, die in dem zweyten Stück vor der glücklichen Verbindung eingewebt ist, auch nach einem andern alten Gedicht sey, oder nicht, ist mir unbekannt.



Elline! — Ha wer ruft? — Ich bin's,  
 Dein Rinaldo, laß mich ein;  
 Ich fehr aus fernem Land zurück,  
 Elline, laß mich ein. —

Zu spät fehrst du zu mir zurück,  
 Denn nicht mehr bin ich dein;  
 Gezwungen gab ich meine Treu,  
 Und morgen bin ich Braut. —

Vor Gott gilt nicht erzwungne Treu,  
 Mir schwurst du Lieb und Huld,  
 Und keines andern Weib zu seyn,  
 Schwurst du, Elline mir.

Mein Vater haßt dich und dein Haus,  
 Und meine Brüder all;  
 Sie gaben mich dem reichen Jon,  
 Umsonst mein wimmernd Flehn. —

So komm entflieh nun auf mein Schloß,  
 Da sollst du sicher seyn;  
 Mit Gold und Perlen schmückst du dich  
 Und schläfst in meinem Arm. —

Wie kann ich fliehn? Der reiche Jon  
 Herrscht übers ganze Land,  
 Ihn fürchtet jedermann, und wer  
 Mich sieht, verráth mich ihm. —

Mein Waffenknaabe folgt mir nach,  
 Zieh seine Kleider an,  
 Und reit mit mir nach meinem Schloß  
 So bleibst du unerkannt. —

Elline legt den Gürtel ab  
 Und jungfräulichen Schmuck,  
 Und hüllt den zarten, schlanken Leib  
 In grauen Wassenrock.

Der Sturmwind braust, der Regen plätsch, —  
 Elline, frierst du nicht? —  
 Kalt ist die Nacht, scharf ist der Wind,  
 Die Liebe frieret nicht. —

Die Glocke hallet Mitternacht,  
 Und Gräber öffnen sich,  
 Und Geister wandern durch die Nacht, —  
 Elline, graut dir nicht? —

Willkommen, Mitternachtsgäste, mir  
 Aus Todtenwohnungen!  
 Was ist des Tanzens Deutung? sagt,  
 Bringt ihr dem Ritter Glück? —

Dem Ritter Glück, der Jungfrau Glück,  
 Ja Glück, auf weißem Ros!  
 Dem Ritter Weh, der Jungfrau Weh,  
 Ja Weh, mit blankem Stahl!

Fürcht nicht das Schwerd, fürcht nicht den Stahl,  
 Die Zunge brütet Tod,  
 Rinaldo ist ein Zauberwort,  
 Und mordvoll ist die Nacht. —

Hun-hun hurr hurr, so faust es dampf  
 Durch öde Mitternachtsluft,  
 Verschwunden ist die Geisterschaar  
 Zurück ins Grabgefilde.

Der Mond geht auf im Silberglanz,  
 Und spiegelt sich im Bach,  
 Rinaldo spornt sein schäumend Ross,  
 Sie reiten durch die Nacht.

Die Espe rauscht, der Gießbach rinnt,  
 Der Dommel twupt im Rohr. —  
 Mein Rinald, ha, was regt sich da?  
 Es trampelt durch den Wald. —

Wohin? wohin bey Mondenschein,  
 Du Mann aus fernem Land?  
 Und mit den Rosenwangen du  
 Im grauen Waffenrock? —

Elline, eil' in das Gebüsch,  
 Die Schwerder glimmern schon;  
 Du sollst sie alle fallen sehn,  
 Nur nenne Rinald nicht.

Und strömte Blut aus meiner Brust,  
 Durchbohrte mich der Stahl,  
 Und stürzt' ich auch betäubt dahin,  
 Doch nenne Rinald nicht. —

Sie fochten, Jon, der reiche, fiel,  
 Die Söhne Roberts all;  
 Denn Rinalds Arm verfehlte nicht,  
 In jedem Hieb war Tod.

Nur Diedrich stand; von Roberts Stamm  
 War er der letzte Zweig. —  
 Rinaldo! schon, töd' ihn nicht,  
 Verdirb nicht mein Geschlecht! —

So rief Ellna, und der Tod  
 Fuhr schnell durch Rinaldo's Herz;  
 Er fühlte das, und Diedrich sank  
 Vom letzten Streich dahin.

Rinaldo schwenkt sein stolzes Ross, —  
 Elln', auf ist, davon! —  
 Sie reiten durch den blüh'nden Wald,  
 Schon glänzt das Morgenroth. —

Wie ist dir Rinaldo? wie so blaß,  
 So trüb dein blaues Aug,  
 Die Lippen bleich und stumm der Mund,  
 Wie ist dir, Rinaldo? sprich! —

Um meine Augen Finsterniß,  
 Auf meinen Lippen Tod,  
 Im Harnisch stockt mein Herzeblut;  
 Mich nimmt dein Bett nicht auf. —

Ho Wächter, ho! Rinaldo kommt,  
 Und seine junge Braut! —  
 Willkommen, Sohn, aus fernem Land!  
 Willkommen, junge Braut!

So blaß mein Sohn, so blaß die Braut,  
 Zur Erden hängt ihr Haupt,  
 Verblichen ist die Rosenwang;  
 Nie sah ich solch ein Paar. —

Gebt, Mutter, mir ein kühles Grab  
 Zu einsam stiller Ruh.  
 Dir, Bruder, geb ich meine Braut,  
 Sie ist noch unberührt.

Nur einmal in der kalten Nacht  
 Küßt' ich den Nasenmund;  
 Nie schloß ich sie in meinen Arm,  
 Nie nähr' ich ihrem Bett. —

Rinaldo, nein! Ellinas Herz  
 Hat nur für Einen Raum.  
 Stirbst du, so sterb' auch ich, das Grab  
 Soll uns ein Brautbett seyn. —

Und dumpfe Todtenglock' ertönt  
 Vom alten Kirchthurm her,  
 Rinaldo ist's, Ellina ist's,  
 Das Grab soll Brautbett seyn.

### Othar, Sigfreds Sohn.

Wer ist, der pocht an meiner Thür  
 Bey stiller, bder Nacht?  
 Wer ist es, der mit wildem Muth  
 Der Todten Ruhe stört? —

Ich bin es, Othar, Sigfreds Sohn,  
 Kennst du die Stimme nicht?  
 An deiner Seite liegt ein Schwert,  
 Das fodre ich von dir. —

Undankbarer, mißgdnust du mir  
 Des kühlen Grabes Ruh?  
 Ich geb dir nicht das Helden Schwert,  
 Denn deine Hand ist schwach. —

Und bin ich denn nicht Sigfreds Sohn?  
 Und weigerst mir dein Schwert?  
 Mein Arm ist stark und meine Brust  
 Ist voll von kühnem Geist.

Ich habe mir ein Weib verlobt,  
 Schlank wie die Lilie;  
 Der Riese fodert sie von mir,  
 Und fodert mich zum Kampf.

Mehr als mein Leben lieb' ich sie  
 Und wag' den Riesenstreit;  
 Auf Agnas Ebnen ist der Kreis  
 Des Kampfes schon bestimmt.

Versagst du, Vater, mir dein Schwert,  
 So siegt der Riesensohn.  
 Mein Arm ist stark, mein Muth ist kühn,  
 Versage nicht dein Schwert. —

Wohl, Sohn, ich gebe dir mein Schwert,  
 Nur schwör' erst mir den Eid,  
 Daß Sigfreds Tod durch Othars Arm  
 Gerochen werden soll. —

Hier schwör' ich bey den Göttern dir  
 Und bey Walthallas Fest,  
 Daß Sigfreds Tod durch Othars Arm  
 Gerochen werden soll.

Nun, Vater, nenne mir den Mann,  
 Von dessen Hand du fiellst,  
 Ich fodr' ihn aus zum wilden Kampf  
 Und räche Sigfreds Blut. —



Wer dir zuerst mit Eichenlaub  
Gefrönt entgegenkommt,  
Der ist der Mann, der Sigfred schlug,  
Den fodre du zum Kampf. —

Leb wohl, mein Vater! Sey die Ruh  
Des Grabes ungestört!  
Der blanke Stahl in Othars Hand  
Soll Sigfreds Rächer seyn. —

Willkommen, Biarno, Riesensohn!  
Gelüftet dich der Kampf?  
Komm, stille meines Schwerdes Durst,  
Es lecht nach Riesenblut. —

Verwegner Kleiner, rasest du?  
Steh ab vom Heldenkampf,  
Für Hilda, dein verlobtes Weib,  
'Schenk' ich dein Leben dir. —

Zum Kampf, zum Kampfe, Riesensohn!  
Der Rabe schreyt nach Fleisch,  
Du sollst dem Raben Speise seyn,  
Komm, eile, Riesensohn. —

Schon thüemt der Staub empor, schon klrzt  
Das Schwerd, dumpf tönt der Kampf,  
Und über öde Haiden rollt's  
Bis Agnas Felsenstrand.

Vergebens Biarnos Riesenarm,  
Umsonst sein glimmernd Schwerd,  
Der Stahl durchbohrt die harte Brust,  
Er fällt und Othar siegt. —

Heil, Götter von Walhalla, euch!  
 Ihr gabet mir den Sieg,  
 Nun führt den stolzen Mann auch her,  
 Der meinen Vater schlug. —

Und Othar eilt im Siegerstolz  
 Zu Hildas Wohnung hin;  
 Mit Eichenlaub die Stirn umfrängt  
 Begegnet Asbern ihm. —

Willkommen, Othar, aus der Schlacht!  
 Ich rieche Riesenblut.  
 Nimm meine Tochter hin: denn du  
 Errangest sie im Kampf. —

Ihr Götter! — Ha der Eichenkranz  
 Verräth dein graues Haupt,  
 Du bist der Mann, der Sigfred schlug  
 Und ich bin Sigfreds Sohn. —

Und bist du Sigfreds Sohn, wohl an  
 Komm her und räch' ihn denn,  
 Mein Haupt ist grau, kahl meine Stirn,  
 Doch fürcht' ich nicht den Kampf. —

Unglückliche! — Mein Vater der,  
 Und der mein Bräutigam.  
 Halt, Othar, inne, oder nie  
 Wird' ich die Deine seyn. —

Ich schwur den Eid bei Sigfreds Grab,  
 Zu rächen seinen Tod;  
 Da gab er mir sein siegvoll Schwert,  
 Und Glück im Riesenreit. —

Von meiner Hand trof Sigfreds Blut;  
 Hier, Othar, räche dich!  
 Mein Haupt ist grau, kahl meine Stirn  
 Doch fürcht' ich nicht den Kampf. —

So fochten sie und Asbern fiel. —  
 Mein Vater! ach! er stirbt!  
 Auf Hilda, räche Asberns Tod,  
 Sey Othars Blut für seins. —

So sprach sie und mit fühner Hand  
 Ergriff sie Asberns Schwert. —  
 Zum Kampfe! wehre dich, sonst fließt  
 Von meiner Hand dein Blut. —

Ach Hilda, schone! — Nein, der Mann,  
 Der meinen Vater schlug,  
 Ist auch mein Feind, der blanke Stahl  
 Durchbohre seine Brust. —

Und Hilda schwingt den blanken Stahl,  
 Durch Othars Seite fährt's.  
 Betäubt stürzt er zur Erden hin  
 Und schwimmt in seinem Blut. —

Hilda, ich sterbe. — Götter! ach!  
 Mein Freund, mein Bräutigam,  
 Mein Othar, ha! von meiner Hand.  
 Stirb auch, Unglückliche! —

Nun richtet sie mit wildem Blick  
 Das Schwert auf ihre Brust. —  
 Vollende nicht, du tapfres Weib,  
 Vollende nicht den Stoß! —

So schallt die Stimme Thorarins  
 Vom Hügelwalde her.  
 Er kannte jeder Pflanze Kraft  
 Und heilte jeden Schmerz.

Auf seinem Arm ein schlankes Reh,  
 Sein Pfeil hatt' es erlegt,  
 Eilt' er vom Hügelwald daher,  
 Zu stillen Othars Blut. —

Hilda, ich lebe. — Theuerster,  
 Komm, ruh an meiner Brust.  
 Mein Herz ist warm und Othar ist  
 Mein Freund, mein Bräutigam. —

Nun leben sie in stolzem Glück,  
 Vergessen ist der Schmerz.  
 Wie Othar Hilda liebt, so liebt  
 Kein andrer Mann sein Weib.

---

## Erster Aufenthalt in Kopenhagen.

Wie günstig auch das einsiedlerische Leben in der Heimath dichterischen gelehrten Uebungen seyn mochte, so foderten doch die Verhältnisse etwas anders. Nach dem Plan, den Zoega in seinen Arbeiten befolgt hatte, schien es nicht leicht, in eine angemessene Thätigkeit zur Anwendung derselben zu gelangen, und der Vorschlag seines Oheims, der Justizrath und Postcassirer in Kopenhagen war, und ein sehr braver und geachteter Mann gewesen seyn soll, daß er vorläufig bey ihm verweilen möchte, um eine Gelegenheit dazu bequemer abzusehn und zu erwählen, sehr annehmbar. Aus dem Hause desselben sind die folgenden Briefe an den Vater, der verständig und schonend zwischen Bruder und Sohn stand.

Kopenhagen den 4. Nov. 1777.

Mein Onkel erhielt kurz nach meiner Ankunft ein Schreiben von Ihnen, worin Sie meiner finstern philosophischen Miene gedachten, die er aber nicht an mir finden zu können vorgab. Ich wünschte auch sehr sie verbergen zu können, und zwingte mich, so viel möglich heiter zu seyn. Die Seereise über war ich beständig krank gewesen, und konnte mich auch hier die ersten 4 Tage von Schwindel und Ekel nicht erholen. Endlich mußte ich mich übergeben, das machte mir Luft und seitdem befinde ich mich recht wohl. Ich

habe aber die Fatalität, daß Nissen, mit dem ich logire, an der Gicht liegt, und muß also mit den Annehmlichkeiten einer Krankenstube vorlieb nehmen. Das ist nun um so viel obdieser, da man hier iht vor Schmutz auf den Straßen kaum aus dem Hause gehen kann. Ueberhaupt ist das Logiren zu zwey eine Sache, vor der ich mich immer gefürchtet habe, und die sowohl mir als dem, der mit mir logirt, eine Plage seyn muß. Ich habe nun einmal ein unglückliches Temperament, das mich oft treibt die Einsamkeit zu wünschen, und mir alsdann jede Gesellschaft zur Qual macht. Sonst bin ich hier im Hause recht wohl. Man begegnet mir mit vieler Freundschaft und Gefälligkeit. Man lebt sehr eingezogen, hat nur wöchentlich einmal Gesellschaft, wobey ein Jeder seine Freyheit hat. Ich merke aber nicht, daß mein Onkel einige Aussichten für mich gefunden hätte. Noch hat er mir keine Gelegenheit gegeben, mit ihm davon zu sprechen. Ich weiß nicht, ob die Verbindungen, in denen er steht, bey den ihigen Umständen von großem Einfluß sind. Bey der hiesigen Universität fortzukommen, darf ich gar nicht denken; denn zum Pedanten und Schmeichler bin ich verdorben. Wenn man hier nicht so sehr mit kameralistischen Sujets überladen wäre, so dürfte ich mir am ehesten Hoffnung machen, bey dergleichen Geschäften gebraucht zu werden. Denn eine acceptable Hofmeisterstelle möchte vielleicht etwas weit aussehendes seyn. Nähere Aussichten muß ich von der Zukunft erwarten, und da Sie gütig genug sind, mich



fürs erste unterstützen zu wollen, so brauche ich freylich nicht ängstlich besorgt zu seyn.

Kopenhagen den 3. Jan. 1778.

Die Bemühungen, eine Hofmeisterstelle zu finden, die nur einige Aussicht für die Zukunft eröffnete, sind bisher vergebens gewesen. Unterdessen ist mir ein Informatorplatz bey den Kindern eines hiesigen angesehenen Kaufmanns mit einem Gehalt von 130 Rthlr. angeboten worden, und ich habe keine Bedenklichkeit ihn anzunehmen. Nach der Beschreibung glaube ich, daß ich in dem Hause werde zufrieden leben können, und wenn ich denn mein nöthiges Auskommen habe, so verlange ich nichts mehr. Mein Plan geht iht dahin, mir Bekanntschaften zu verschaffen, um mit der Zeit im Kommerz oder Finanzwesen gebraucht zu werden. Ich sehe für mich keinen andern Weg übrig. Denn zum Handwerksgelehrten bin ich nicht brauchbar. Ob ich übrigens was gelernt habe, wird sich fürs erste noch nicht zeigen können; denn so lange ich nicht gewiß bin, viel zu leisten, werde ich nicht als Gelehrter auftreten. Ich habe mit Leidenschaft studirt, und um in dasjenige, womit ich mich beschäftigte, so tief hineinzudringen, als meine Verstandeskkräfte es erlauben wollten, nicht um mir eine Menge von Ideen zu sammeln, die ich hernach bey vorfallender Gelegenheit auskramen könnte. Das ist freylich nicht der rechte Weg, um mit seiner Gelehrsamkeit Brod zu verdienen, und hätte ich allerdings besser gethan, wenn ich eine Facultätswissenschaft erwählt, und die so ge-

lernt hätte, wie man sie zu lernen pflegt. Ich werde auch Jeden, der nach Akademien geht, vor der Grille warnen, ein eigentlicher Gelehrter werden zu wollen, wenn gleich eben nicht viele darauf verfallen. Unter dessen verdrießt mich meine Art zu studiren noch nicht, und mein Wunsch geht nur dahin, in eine Verfassung zu kommen, wo ich ohne Noth zu leiden, noch Zeit übrig behalten kann, mein Studium fortzusetzen.

Kopenhagen den 24. Febr. 1778.

Mein Onkel, der Anfangs völli mit dem mir geschehenen Antrage vergnügt war, hat ihn, ohne mich darum zu fragen, plötzlich abgelehnt. Ich muß überzeugt seyn, daß seine Gründe hinreichend gewesen, so unangenehm es mir übrigens ist, in der Hoffnung in eine Art von Ruhe zu kommen, betrogen zu seyn. Man wiederholt mir immer, daß es mir bey dem, was ich gelernt habe, nicht fehlen könne, mein Glück zu machen, und mir scheint's, daß man sich um Leute meiner Art wenig bekümmert und nur solche haben will, die nach einem gewissen Schlender zu einer gewissen Sache mechanisch erzogen sind. — Bisher wenigstens hat mir's noch nirgends glücken wollen, wenn ich's gleich an Bemühungen nicht habe fehlen lassen. Mit einer Sekretärsstelle bey dem Grafen — ward ich lange amüsirt, und mein Onkel sowohl als ich glaubten ihrer schon gewiß zu seyn, als ich endlich zur Antwort erhielt, daß man sich bedacht hätte, und keinen haben wollte: vermuthlich war meine Hand nicht gut

genug. Außerdem habe ich eine Hofmeisterstelle gesucht, die ein andrer Graf zu vergeben hatte, und einen Platz beym Commerz-Collegium mit der Aussicht bey Consulatsgeschäften gebraucht zu werden; aber bin immer gleich glücklich gewesen. In Ermangelung anderer Bestimmung habe ich angefangen, als Volontär auf die Rentkammer zu gehen, mit dem Versprechen, nach einigen Monaten ein jährliches Gehalt von 150 Rthlr. zu bekommen. Dieß ist auf den Fall, daß sich kein andrer Weg eröffne, doch eine Unterstützung und vielleicht sind auch einige nicht so ganz entfernte Aussichten dabey. Meinem Vetter, dem Rentschreiber, habe ich viele Verpflichtung; ich gehe auf sein Comtoir und er giebt sich viele Mühe, mich in die Geschäfte einzuleiten. Freylich muß es mir unangenehm seyn, Ihnen noch länger zur Last zu werden, da Sie schon so lange und in einem hohen Grade freygebig gegen mich gewesen sind. Wenn sich etwas anders finden sollte, werde ich auch gewiß nicht unterlassen, mich darum zu bemühen, zumal da die Kammergeschäfte die trockensten und mechanischesten sind, die man sich denken kann; doch in der Rücksicht bin ich schon ganz resignirt. Ich gehe hier viel um mit meinem akademischen Freunde Eßmarch.

Kopenhagen den 17. April 1778.

Ihr letztes gütiges Schreiben hat mich so sehr ausgerichtet, als etwas in meiner Lage es zu thun fähig war, die freylich nicht die angenehmste ist und mich mit mir selber immer unzufriedener machen muß. Ich

re Anerbietungen sind gütiger, als ich jemals erwarten durfte, und doch sehe ich nicht, daß ich einigen Gebrauch davon machen könnte. Allerdings wünschte ich, in ein andres Verhältniß zu kommen, und da wäre die akademische Bestimmung diejenige, zu der ich am meisten Neigung, und, wie ich glaube, auch am meisten Brauchbarkeit habe. Ich habe Gelegenheit gehabt, mir Kenntnisse zu erwerben und bilde mir ein, diese Gelegenheit nicht ungenützt vorbey gelassen zu haben. Allein was man in vier, fünf akademischen Jahren lernen kann, ist allemal nur Grundlage für ein größeres Gebäude \*), und mein Plan, als Hofmeister meine Studien fortzusetzen, scheint vereitelt zu seyn. Bey einer Akademie wie Göttingen, wo alle Fächer schon so stark besetzt sind, und wo immer eine Menge angehender Gelehrten auf den Abgang der alten warten, hält es überaus schwer, Glück zu machen, wenn man sich nicht schon vorher einen Namen erworben hat. Ich sprach schon in Göttingen mit Meiners davon, und würde jetzt keine andere Antwort erwarten können. Er selbst ward als ein bekannter Schriftsteller dahin gerufen, und konnte es doch in den ersten drey Jahren kaum so weit bringen, daß er sein Auskommen hatte. In Kiel könnte ich vielleicht eher Hoffnung haben fortzukommen. Man ist da in philosophischen und philologischen Wissenschaften nicht

---

\*) Vergl. Joh. Müllers Briefe an Füssli 1812

S. 149. D. 5.

Boega's Erben I. Thl. 1801. 6

überflüssig versehen, noch im Unterricht in modernen Sprachen. Allein so lang ich niemand habe, der sich meiner annähme, darf ich auf nichts mit Gewißheit Rechnung machen. Es war eine Zeit, da ich erwarten konnte, daß — dorten sich für mich interessieren sollte, und er that's sehr wenig; was ich mir iht von ihm versprechen kann, weiß ich nicht, so wenig als er iht im Stande ist mich zu beurtheilen, da er mich nur dem Namen nach kennt. Vielleicht wäre es vortheilhaft gewesen, wenn ich diesen Winter statt in Kopenhagen in Kiel zugebracht, und selbst gesucht hätte, mir da Bekanntschaften zu erwerben und auf eine oder die andere Art in Thätigkeit zu kommen. In Ansehung Kopenhagens habe ich mich erstaunlich betrogen. So viel ich einsehe, bin ich nicht viel weiter gekommen als ich war, und wüßte auch nicht, von welcher Seite sich nun Aussichten eröffnen sollten. Ich folge dem Rath, den man mir giebt, und lasse mit mir machen, was man will; weiter kann ich hier, wo ich mich unter der Menge verliere und nur als ein Anhang der Familie in Betrachtung komme, nichts thun. Nur als Gelehrter kann ich mich hier nicht brauchen lassen: ich kann meinen Geist nicht in die Ideen derjenigen hineinzwängen, die ausschliessend den Ton angeben, und habe auch nicht die Gabe, dasjenige, was ich im Herzen verwerfe, öffentlich zu loben, würde mich selbst verachten müssen, wenn ich sie hätte. Zu andern Dingen, wozu meine Kenntniß moderner Sprachen und Verfassung mich bequem machen könnte, will man mich nicht brauchen, weil ich weder schmeicheln

noch pralen kann, und niemand sich gerne die Mühe giebt zu untersuchen, was wir eigentlich leisten können. Es muß mich natürlicherweise kränken, daß ich noch fortfahren muß, Ihnen Kosten zu verursachen, und nicht sehe, wenn es aufhören soll. Wenn Sie auch gütig genug sind, es nicht als Last anzusehen, so ist es mir doch allemal ein Vorwurf. Die Informatorstelle hätte ich mit Freuden angenommen. Ich würde nur zwey noch unverdorbene Knaben zu unterrichten gehabt haben, und mir selbst noch viele Zeit haben erübrigen können. Unterdessen gab mein Onkel sie auf ohne mich darum zu fragen. Freylich in der Absicht mich in eine bessere Tour zu bringen; allein ich sehe nicht, daß es sich dazu anliese. Diejenige, in der ich jetzt bin, möchte wohl noch sehr weitaussehend seyn, und allemal ist sie von der Art, daß alles, was ich bisher gelernt habe, mir dabey ganz unnütz ist, und am Ende ganz vergessen werden muß. Unterdessen muß ich mich meinem Schicksal unterwerfen und mit erzwungener Geduld und Gleichgültigkeit abwarten was es aus mir machen will.

Kopenhagen den 9. Juny 1778.

Ich antworte unverzüglich auf Ihren Brief, worin Sie melden, daß unser Verwandter Hr. Brögger einen Informator sucht. Ich wünschte daß diese Stelle noch für mich offen wäre. Es kann nicht fehlen, daß ich auf den Fall sehr viel glücklicher seyn müßte, als ich in meiner izeigen Lage und vielleicht jemals in Kopenhagen seyn kann, wo alles zusammenstimmt mich



niederzuwerfen und zu kränken. Ich dachte freylich sonst nicht, daß ich jemals dahin kommen sollte, Ihnen Verdruß und Kummer zu verursachen; unterdessen man muß sich in sein Schicksal finden. Zeither denke ich auch nicht mehr über solche Materien; ich hatte mich mit dem Gedanken so lange geschleppt, bis es mich ganz zu ruiniren drohte. Ich bin die letzte Hälfte des Winters nie recht gesund gewesen, ich achtete es aber nicht bis es überhand nahm und man mir den Arzt schickte. Ich fieng an mich zu erholen, und es währte einige Tage, bis ich wieder zurückfiel und Elender ward als vorhin. Durch Brunnen und China, welche letztere ich noch immer brauche, bin ich iht wiederum in einem gewissen Grade hergestellt; mein Arzt aber sagt mir, daß er, so lange ich keine Gemüthsruhe habe, nichts Dauerhaftes bey mir ausrichten kann. Die suche ich nun durch Absonderung von allen Menschen, die mit Verachtung oder wenns hoch kommt, Mitleiden auf mich herabsehen, und durch Unterdrückung jedes ernsthaften Gedankens. Und so scheint das ziemlich gut zu gehen, wenns gleich in die Länge nicht viel verspricht. Mein hiesiger Aufenthalt ist vielleicht etwas mehr als Zeitverlust gewesen. Ich brachte Muth und Thätigkeit mit, und würde mich durchgearbeitet haben, wenn ich in eine Lage gekommen wäre, wo ich hätte arbeiten können, und wo meine Bemühungen einen Zweck gehabt hätten. Das ist nun anders ausgefallen, und wo ich iht hinkomme, wird ein niedergedrückter Geist und eine lässige Erschlaffung mich begleiten. Ich fühle mich iht nicht im Stande, etwas

anders als eine Informatorstelle nach dem gewöhnlichen Schlander anzunehmen, und wenn mir was besseres angeboten würde, müßte ich mich verbunden glauben, es auszuschlagen. Ich bin nicht zu dem Kaufmann — gegangen; ich wußte nicht, was ich ihm sagen sollte, und ihm meine traurige Gestalt zu zeigen, hätte ihn eher wider als für mich einnehmen können. Die Hoffnungen meines Onkels sind ganz gewiß nichts als Wünsche, deren Erfüllung noch immer eben so entfernt ist, als jemals. Ich weiß übrigens nicht, was er sich für Vorstellungen von mir gemacht hat, wenn er erwarten konnte, daß ich, so wie ich ikt bin, vergnügt und zufrieden seyn würde; alsdann denke ich, verdiente ich unglücklich zu seyn. Das Resultat von allem ist, daß ich ikt keinen andern Wunsch habe, als eine solche Stelle zu finden, wie die im Bröggerschen Hause. Die Entfernung von einem Orte, der mir im höchsten Grade verhaßt ist, der Aufenthalt auf dem Lande, die wenig angreifende und doch beschäftigende Arbeit würden mich vielleicht wiederum aufrichten und mich geschickt machen, meine Studien, die sonst mein Glück ausmachten, aufs neue mit Fleiß und Ernst zu treiben. Meine künftigen Aussichten können dabey auf keine Weise verlieren, sondern eher gewinnen. Ein unfähres Glück kann mich dort so gut finden als hier, wo niemand mich kennt oder Rücksicht auf mich nimmt, und wo ich nur alle Tage ungeschickter werde, auf solchen Fall Gebrauch davon zu machen. Ich habe rein herauschreiben müssen, wenn ich gleich voraussehe, daß mein Brief Ihnen sehr unangenehm seyn muß.

Da eine Gelegenheit sich findet, meinen Zustand zu verbessern, wie ich sie wünschte, und wie sie mit meiner izzigen Stimmung am meisten übereinkömmt, so muß ich sie ergreifen, und um Sie zu überzeugen, daß es mein reiflicher Ernst sey, muß ich Ihnen meine Lage von der Seite zeigen, von der ich sie ansehe. Darauf kömmt es am Ende doch an, und das Räsonniren andrer Menschen über fremdes Glück und Unglück, Zufriedenheit und Mißvergnügen will nichts entscheiden. Ich weiß und bin überzeugt, daß Sie an meinem Schicksal sehr vielen Antheil nehmen, und der Gedanke könnte mich ungeduldig machen, daß das Ihrer Ruhe nachtheilig seyn muß. Ich mag Ihnen für Ihre Bemühungen nicht danken; ein Dank, der blos in Worten besteht, ist das unbedeutendste Ding auf Erden, und meiner soll vielleicht nie was anders werden. Auch das muß gut seyn, wenn's gleich am unrechten Orte trifft; denn ich habe nie die Gabe gehabt viele Worte zu machen. Ich erwarte bald ein Schreiben von Ihnen u. s. w. Ihr Sohn.

Kopenhagen den 30 Juny 1778.

Ich muß glauben, daß Sie meinen Brief vom 9ten nicht erhalten haben. Was ich verlangte war wenig, und bald zu resolviren, und war mir sehr dringend. Ihre Briefe sagen mit sehr vieler Güte, daß ich Ihnen noch am Herzen liege; und unterdessen fahre ich fort der unglücklichste Mensch auf Erden zu seyn, und kostete Ihnen nur ein Wort, mein Schicksal erträglich zu machen. Das vorgeschlagene Mittel ist

fürs erste das einzige, eine Informatorstelle auf dem Lande, gleichviel wo oder wie. Auch eine viel weniger acceptable als die angegebene würde mir angenehm seyn. Es ist unmdglich, daß ich nicht dabey gewinnen sollte, denn ich bin so tief gesunken als ich sinken kann. Ich schreibe dieses in einem von meinen ruhigsten Augenblicken, nicht in den finsternen, da mir selbst vor einer Zerrüttung meines Gehirns bange ist, die das einzige ist, was ich noch zu befürchten habe. Ohne Uebertreibung und mit aller Kraft darf ich sagen, daß ich nicht unglücklicher werden kann als ich bin. Hingeworfen, auf eine unwürdige verächtliche Weise behandelt, lebe ich seit Monaten nicht wie ein Mensch, der auf Erden Zwecke und Wünsche hat, sondern wie ein Geschöpf, das unbrauchbar geworden und das man aus Gnade und Barmherzigkeit zu Tode füttert. Ich danke Gott und Ihnen, daß ich genug gelernt habe, um mein Brod zu verdienen, und verlange weiter nichts als Gebrauch davon machen zu dürfen. Meine besten Jahre auf diese Weise zu verleben, dem Spott oder dem schonenden Mitleid einer großen Anzahl Menschen ausgesetzt zu seyn, die theils mich sonst gekannt haben, theils vor meiner Ankunft von mir als einem Menschen von einiger Bedeutung gehört haben, das ist mehr als irgend jemand mit Geduld ertragen kann, der nicht aller Empfindungen beraubt ist, ohne die der Mensch ein Schurke ist, und mehr, als man einem Menschen zumuthet, den man nicht für einen Nichtswürdigen hält. Ich habe nicht gehört, daß jemanden in meinem Fall so wäre begegnet worden als mir, und

die Ursache habe ich nie ergründen können. Unterdessen, so lange mir noch einige Hoffnung übrig war, daß es eine andre Wendung nehmen könnte, ertrug ich mit einer Geduld und Unterwerfung, deren man nur durch ein tiefes Gefühl von Pflicht und empfangener Wohlthat fähig ist. Nun ich sehe, daß jede Hoffnung verschwunden ist, daß seit vielen Monathen meines Schicksals mit keiner Sylbe gedacht wird, und daß man auch wirklich einen Menschen aus mir gemacht hat, der nirgends ohne Prostitution empfohlen werden kann, so ist es die höchste Zeit, daß ich rede. Mein Onkel muß das nothwendig auch einsehen, und wird ihm lieb seyn, wenn Sie mich von hier entfernen, wo ich ihm so wenig Ehre mache als Ihnen. Jeder Tag, den ich hier länger zubringe, trägt dazu bey, meinen endlichen unwiederbringlichen Ruin zu befördern und eine nicht lange Zeit muß das Angefangene vollenden. Ich habe hier schon mehr verloren als ich je wiederum einholen zu können glaube und möchte das Bischen, was an Kraft und Brauchbarkeit noch bey mir übrig ist, gern erhalten. Wenn Sie noch väterliche Liebe genug haben um mich retten zu wollen, so muß es bald geschehen. Aufschub ist so gut als Abschlag; eins wie das andere muß die Verzweiflung, die schon lange in mir gährt, mich oft mit innerer Angst von einem schrecklichen Vorsatz zum andern herumtreibt, zur Reife bringen. Außer Ihnen ist kein Mensch, von dem ich das Geringste erwarten dürfte; in der Lage, worin ich bin, kann ich für mich selbst eben so wenig etwas thun als ein Gefangener in Ketten, und wenn ich mir einbilden

Könnte, daß auch Sie mich verlassen wollten, so müßte ich wünschen, niemals existirt zu haben. Ich bin Ihr unglücklicher Sohn.

Kopenhagen den 10. Jul. 1778.

Ihr Schreiben hat mich nicht sehr beruhigt. Daß Hr. Brögger geneigt ist, mir seinen Sohn anzuvertrauen, ist mir allerdings lieb; aber bis Neujahr darauf zu warten ist zu lange. Ich weiß nicht, was vor der Zeit aus mir werden kann. Das Leben wird mir alle Tage unerträglicher und meine Seele immer finsterer. Das kann bey einem freudeleeren zwecklosen Daseyn nicht anders seyn. Sie werden schon einen Brief von mir erhalten haben in dem Ton der Verzweiflung, auf den zeither alle meine Gedanken gestimmt sind, und den die Ungeduld über das Ausbleiben Ihrer Antwort erhöhte. Unterdessen habe ich nichts geschrieben was zu widerrufen, wenn gleich besser ungesagt wäre. Diese letzten Wochen sind die schrecklichsten meines Lebens gewesen. Ich bin wiederum gesund, fühle Thätigkeit in mir, denke was ich hätte werden können und liege da niedergetreten ohne Hoffnung empor zu kommen. Nun ich muß ja glauben, daß man es gut mit mir meynt; kann auch seyn, nur daß man mich verkennt, vernachlässigt, und ich komme darüber um. Wen braucht das auch zu interessiren als mich selbst? wäre auch wohl anders gegangen, wenn man mich nicht in eine Lage gebracht hätte, wo alle Gemeinschaft zwischen mir und der übrigen Welt nothwendig aufhören mußte. Und doch erfahre ich neulich, man habe er-



wartet, daß ich selbst das Meiste thun sollte. Die Schuld liegt also am Ende auf mir; kann das zwar nicht recht reimen, aber mir ist schon so viel Unerwartetes begegnet, daß ich keinen Zusammenhang der Dinge mehr glaube. Wenn ichs nur so weit bringen könnte, die Hoffnungen, die verloren sind, auch zu vergessen, das Andenken davon zu tilgen, die ich einmal hatte, die Sie hatten, die auf den Geist gegründet waren, den Gott mir gegeben hat, der mich würde emporgehoben haben wenn ich in der weiten Welt unbekannt und ununterstützt von unten auf gearbeitet hätte und der in Unterdrückung und Sklaverey nur dazu dienen kann, mich doppelt elend zu machen. Die Ideen grenzen an Raserey, führen mich weiter als ich gehen wollte oder sollte und schaudre dann zurück. Freylich habe ich mir selbst da Vorwürfe zu machen; warum wählte ich den leichter scheinenden, durch fremde Gunst zu eröffnenden Weg, wenn ich den schwereren größeren und mir durch Ihre Güte schon so sehr erleichterten hätte gehen können? Aber daß man ein Kind ist, die Welt nicht kennt und sich Wunderdinge verspricht und dann immer weiter vom Ziel abkommt. Und sich wiederum beym Geschehenen aufhalten ist nur Narzheit. Wenn ich erst Einen Schritt wieder zurückgethan hätte, wenns hier bald und mit guter Manier aufhörte, wenn ich in eine neue Tour kommen, meine Condition gleich antreten könnte. Ich würde die Entfernung von hier als die größte Wohlthat ansehen, die ich je von Ihnen empfangen hätte. Oder wenn Sie mich nicht zu Hause haben wollen, so schicken Sie mich

so lange an einen andern Ort hin, gleichviel wohin; wird doch wohl noch irgendwo in einem Winkel der Erde Raum zu finden seyn für einen armen Unglücklichen, der gewiß wissentlich niemanden etwas in den Weg legt. Um Neujahr gienge ich dann zu Hrn. Brögger oder wohin es wäre. Wenn es nur hier ein Ende hat, so ist mir alles gut. Ich bin Ihr Sohn  
G. Z.

Kopenhagen den 24. Jul. 1778.

Ich hab Ihr Schreiben vom 17. empfangen, worin Sie mir erlauben von hier wegzugehen. Ich bin iht ruhig, wenigstens in den meisten Stunden sehr viel ruhiger als ich war; und wollte sehr ungern, daß Sie sich meinerwegen einigen Kummer machten. Ich glaube, daß alles gut werden kann, und mit den Ursachen werden, hoff ich, auch die Wirkungen aufhören. Daß Sie in meinen Briefen Unordnung der Gedanken antreffen, befremdet mich nicht; ich habe das lange erwartet und es als die natürlichste Folge eines Daseyns ohne Beschäftigung und ohne Zerstreuung, ohne Gesellschaft und ohne Einsamkeit angesehen, und eben deswegen darauf gedrungen, aus der Lage herauszukommen, ehe ich ganz ruinirt wäre. Ich sehe iht wohl ein, daß ursprünglich alles von Mißverständnissen herrührt; ich hielt aber dergleichen Mißverständnisse sonst nicht für möglich. Vor mir sind die Aussichten freylich auch sehr finster und öde. Ich sehe nur noch einen einzigen Weg für mich, um in der Welt fortzukommen, und der ist so beschaffen, daß ich

ihn vielleicht selbst über eine kurze Zeit für absurd halten möchte. In meinem Vaterlande ist für mich jetzt gar nichts mehr zu erwarten. Kopenhagen war der einzige Ort, wo ich möglicherweise einiges Glück machen konnte, und den werde ich nicht wiedersehen. Um bey einer auswärtigen Akademie fortzukommen, hätte ich mich von Anfang darauf einrichten müssen. Jetzt ist das auch verkehrt und weitaussehend. Ich glaubte in meinem Vaterlande die besten Aussichten zu haben, und bekümmerte mich also eben so wenig als andre meines Gleichen darum mir in der Fremde Gönner zu verschaffen. Die Freundschaft eines oder des andern Gelehrten will nicht viel zu meinem geschwinden Fortkommen beitragen. Bey einer Hofmeisterstelle auf dem Lande habe ich nicht die allergeringste Aussicht, und ich denke überhaupt, daß dabey mehr verloren als gewonnen werde. Lieber die Condition bey Brögger so traurig Sie mir sie beschrieben und bey der es für mich das unangenehmste ist, daß es wieder in Dänemark hineingeht, wo ich weiter nichts zu hoffen habe, als lebenslang Informator zu bleiben. Das ist unterdessen etwas, was sich allenfalls ertragen läßt, wenn es nicht anders seyn kann. Von — erwarte ich nichts. Dagegen ist mir dieser Tage eingefallen, mich an Dusch in Altona zu wenden, der sich immer etwas für mich interessirt hat und der vielleicht im Stande wäre, einen mir angemessenen Weg auszuzeichnen. Es fehlt mir nicht an Muth, ich habe mir selbst immer viel zugetraut, und thue das noch, kann und mag arbeiten, und kein Mensch, der mich nur einigermaßen

hat beurtheilen können, hat je daran gezweifelt. Aber Kräfte, die keine Richtung ausser sich haben, zehren sich in sich selbst auf, oder reiben sich so lange an einander bis eine Gährung entsteht, deren Folgen verderbend sind. Daß ich gegenwärtig zu einer jeden andern Sache weniger geschickt bin, als ich vor einem Jahr war, das sehe ich wohl ein; aber ich dachte doch, daß ich noch immer brauchbar werden könnte, wenns nur möglich wäre in eine Carriere hinein zu kommen. Sie meynen, daß ich in meiner gegenwärtigen Fassung wenig aufgelegt seyn könnte, nach Hause zu gehn, und freylich hat das seine Unannehmlichkeiten; aber nach Hattingen bin ichs noch weniger, wo ich meine Zeit nicht zuzubringen wüßte und nur in Verhältnisse hineinkäme, in die ich nicht hinein paßte. Ich bin Ihr Sohn G. Z.

---

Joega von seiner Seite hatte in diesem Verhältniß gefehlt, wenn ihm auch „seine schwerfällige Gemüthsart, und daß er so genirt war, und sich so tief blickte“ zu hoch angerechnet worden seyn sollte. Er gehörte zu denen, welchen, wo sie nicht besonders angesprochen werden, alles zuwider ist. Nothwendig mußten die Englischen Dichter auf sein ihnen von Natur zugestimmtes Gemüth die Wirkungen hervorgebracht haben, welche Göthe neulich so treffend angedeutet hat. \*) Aber neben diesen gespannten Betrachtungen und ern-

sten Bildern hatte er auch heitern Lebensreiz kennen gelernt. Diesen doppelten Zug nach den Mondscheinscenen und der Welt der Geister, wie nach dem schönern Naturleben, dem ein nur um sich selbst sich herumdrehendes, noch dazu ihm entfremdetes Familienleben zu sehr widersprach, scheinen ein paar Verse von Otway, auf die er sich unten einmal bezieht, auszu-  
drücken :

Give me the soul, thats large and an confind,  
Free as the air and boundless as the wind.  
Nature was then in her frist excellence  
When undisturb'd with pungent conscience  
Mans sacrifice was pleasure, his god sense.

Wer aus Gefühl einer höheren Bestimmung, oder aus an sich edlem jugendlichen Stolz das Leben nicht heiter und thätig ergreift, wie es eben ist, dem wird es selten mit seinem Unternehmen bald gelingen. Inzwischen waren weder jugendlicher Ungerück, noch Ueberspanntheit, noch Hypochondrie die Hauptursache der höchst peinlichen Stimmung in der letzten Zeit, sondern etwas anders. Früher war die Lage gewiß leidlicher als sie in den Briefen erscheint. In Beschäftigung hatte es Zoega keineswegs gefehlt, sondern er hatte fleißig die Suhmische Bibliothek benützt; die Italiänische Oper war ihm lieb gewesen; Freunde hatten ihm nicht gefehlt. Darunter war der, an welchen die nachfolgenden Briefe gerichtet sind, schlicht und lauteren Herzens, wie Zoega die Menschen liebte, ein Freund auch von Boß in Göttingen und später, und

von Boje, in dessen elterlichem Haus in dem schönen Flensburg er erzogen worden war; gegenwärtig und seit vielen Jahren in Rendsburg als Vater einer glücklichen und liebenswürdigen Familie. Nachdem Zoega nach Mögeltöndern zurückgekehrt war, schreibt der Vater: „Mein Sohn befindet sich hier recht wohl, hat aber dieselbe finstre Miene und dasselbe stille Wesen, womit er uns verließ. Er beschäftigt sich stets mit seinen Büchern und dem Unterricht seiner Geschwister.“

---

Mögeltöndern den 24. Aug. 1778.

Lieber guter Esmarch. Du wirst unwillig auf mich seyn, und hast's auch Ursach, und doch wollt ich daß Du's nicht wärest. Ich bin ein Feind von Entschuldigungen, und Du mußt mir's auf mein Wort glauben, daß ich nicht eher habe schreiben können. Und noch heute bin ich wenig dazu aufgelegt, und werde wohl sehr wenig zu sagen haben. Seit wir uns trennten bin ich immer von Fatalitäten und Verdrießlichkeiten umgeben gewesen, die mich bald ungeduldig und wüthend bald mis'muthig und unthätig machen; und ißt auch keinen Freund mein Herz in seins auszuschütten. Nun er gab, er nahm. Aber wo man da am Ende Resignation hernehmen soll, wenn einem alles geraubt ist; wenn ich da herumirr' in der ganzen grossen menschenvollen Welt wie ein verlornen Wanderer in einer öden Wüste, weiß nicht ob ich wünschen soll rechts oder links, vor mir oder hinter mir, und kein Geschöpf Gottes, das mich bey der Hand nähme. Ißt wün-



sche ich zurück, wünsche Klosterruhe und Einsamkeit, und auch das wird mir erschwert; so wie man mich vor Zeiten zurückhielt und niedertrat, als ich emporstreben und ein Mann werden wollte. Ich soll wiederum in die Welt, soll dieß, soll jenes, aber alles Bedingungen, auf die ich mich nicht einlassen kann, nicht will. Ich weiß nicht recht, wie das ist, aber ich muß wohl eine Abart von dem menschlichen Geschlechte seyn; denn jedermann empfindet, denkt, räsonnirt anders als ich, und just die Leute, die es am besten mit mir meynen, sind diejenigen, die mir am meisten Kummer machen, und da muß ich denn eine Art von Standhaftigkeit annehmen, von der ich nicht viel habe, um mich ihnen zu widersetzen. Gott weiß, was noch aus mir werden soll; aber das ist fest bey mir beschloffen, mich in keine Verhältnisse zu begeben, die ich nicht vorher kenne und weiß, daß sie meinen Empfindungen und Grundsätzen angemessen sind. Uebrigens bin ich auf jeden Fall gefaßt, und alle die Dinge, die bey den Alltagsmenschen Hauptzweck sind, sollen bey mir gar nicht in Betrachtung kommen. Alles Glück dieser Erde ist nicht Einen Tag von Knechtschaft werth; und bin ich nicht bestimmt, mich einst durch mich selbst empor zu heben, so hülle ich mich in Nacht und wandle vor Gottes Angesicht. Raum wird ja wohl auf Erden noch irgendwo seyn, auch so viel Brod als ich essen kann, das übrige ist ja Kleinigkeit. Und doch fehlt noch Eines, etwas, woran man das Herz hängt, wornach man strebt und ringt, und bey dem Streben und Ringen ganz sich selbst,

doppelt sich selbst ist. Wie mir manchmal so öd und leer zu Muth ist, liegt mir mein Leben wie eine Last auf, nicht mir zu Nutz, auch so viel ich seh nicht den andern. Ob den andern Menschen auch so ist, weiß ich nicht; mir aber ist nie recht wohl als nur, wenn ich mit ganzer Seele auf etwas gerichtet bin, alle meine Kräfte auffodre und anstrenge. Einiger Epochen meines Lebens erinnre ich mich, da das war, und wenn ichs denn vergleiche, so vergeht mir die Geduld. Wo ich mich hinwende, stosse ich auf Kleinheiten und Elendigkeiten, immer ein hohles, laues Wesen, nirgends Wärme und Fülle. Da ekelt's einem denn vor allen Dingen, zieht sich in sich selbst zurück und wünscht sich verbergen zu können im Dunkel ewiger Wälder. Und wenn wir da wären, wär's uns doch auch nicht wohl, brauste auf mit Leben und Mittheilung, könnten den Eichbaum unseren Freund nicht nennen, nicht umarmen mit dem Druck der Liebe.

Das ist denn ein ewiger Widerspruch in mir, weiß selbst nicht was ich will oder wünsche, und möchte mich selbst hassen, wegen des Hin- und Herschwankens von Trieb zur Lässigkeit, von Entschluß zu Zweifel. Lieb ist mirs doch, daß ich aus Kopenhagen weg bin, wo ja alles darauf eingerichtet war mich zu ruiniren. Viel Freude erwartete ich hier nicht, und hab sie auch nicht gefunden. Auch wäre ich nicht gerade nach Hause gegangen, wenn ich nicht von der Seereise krank und kümmerlich gewesen wäre, so wie denn dieser elende schwache Körper mich immer anklozt, den jeder Windhauch zu Boden wirft. Manchmal will mir's wohl ein-

fallen, daß meine Seele sich verirrt, und eine Wohnung gewählt, die nicht für sie war, und ob sie nicht ihre Hütte abbrechen könnte und sich eine neue bauen. Das wenigstens kann ich mir nicht einbilden, daß wir hineingebannt wären wie die Dryaden vor Alters, verhauchten das Leben mit dem Umsturz der Pflanze. Ob wir aber vielleicht herumirren würden auf wüsten finstern Haiden, vergebens eine Hütte suchen, und regnete und stürmte es jeglichen Tag. Ich hab' einmal im Dante gelesen, daß die Verdammten in den vordersten Höllenregionen auf Sturmwolken mit Blitzeschwindigkeit herumgetrieben werden. Ganz übel, deucht mich, müßte es einem bey einem solchen Wettrennen nicht seyn. Besser wär's wenigstens als dieß Kochen und Gähren und Aufwallen imig, und auf der Oberfläche Todesstille. Wir hatten mächtige stürmende Gegenwinde, ich setzte mich da die Nacht hin auf die Ankerwalze im Schnabel, und unterhielt mich mit den raschen Wellen. So fehlte mir's nicht an Gesellschaft, und schien ihnen eben so friedlich zu Muth zu seyn, als mir selbst. Braust nur, braust nur ihr lieben Gesellen, wollt', daß ich Flügel nehmen könnte von den Sturmwinden, und so mit euch hinbrausen, daß den Mäunerchen im Schiffe dabey grauste. Und schien der Mond im Kampf zu seyn mit dem düstren Gewölk, konnte mir so deutlich einen Drachen vorstellen, der ihn verschlingen wollte, und blickte doch immer wiederum vor, tanzten seine Strahlen umher auf den Wellen. Kam auch einmal ein Fischerkahn neben uns hin, schaukelte auf den Wogen, so einsam schaudrig, daß es mir in

der Seele wohl that. All das freylich sah nur ich, und ließ mich's nicht verdriessen, manchmal vom aufgethürmten Meere übergossen zu werden. Die übrigen waren zu flug, sich um dergleichen Kleinigkeiten zu bekümmern, verschlossen sich in die Kajüte und waren höchst unzufrieden, daß der Schiffer in so unruhigem Wetter die Fühnsche Küste verlassen hatte, wo wir einige Stunden vor Anker lagen. Ich wünschte nur, daß der Sturm hätte ernstlicher werden sollen; es muß doch eine wahre Freude seyn einen rechten Sturm überstanden zu haben. Nun leb wohl, lieber EsMarch; ich dacht' nur wenig zu schreiben, und hab Dir viel vorgeschwagt, und finde dessen noch lange kein Ende. Du pflegtest ja meine Grillen mit Geduld und ich denk' auch wohl mit Theilnehmung anzuhören. Grüß' niemand von mir ausser den einzigen Menmert, laß auch niemand sonst erfahren, daß ich Dir geschrieben habe. Schreib mir bald, wenn Du willst und kannst; lange möcht' ich vielleicht nicht hier bleiben. George Zoega.

Mögeltondern den 18. Sept. 1778.

Was Du von mir gehört hast, ist allerdings wahr, und in so weit zu meiner Zufriedenheit. Ich wollte nur Ruhe und Unabhängigkeit haben, und die denk' ich dabey zu erlangen. Das ist nun freylich wohl nicht, was Du Dir bey der Hofmeisterschaft denkst; bey der meinigen aber ist das doch ungefähr der Fall, und würde ich sie sonst nicht angenommen haben. Meinem Vater ist's zuwider, und ist mir sauer geworden, bis ich's dahin brachte, daß man mich mir selber überließ. Mir wurs

den hier zwey andere Conditionen angeboten , wo besonders von der einen mein Vater sich grosse Erwartungen machte ; ich aber schlug sie geradezu aus , weil ich dabey hätte ein Knecht seyn müssen , und weil ich entschlossen bin keines Menschen Knecht auf Erden zu werden ; gehe es übrigens wie es wolle. Von derjenigen , die ich angenommen habe , redete ich den' ich schon in Kopenhagen einmal mit Dir. Es ist nemlich ein junger Unverwandter von meinen , der neulich eine sehr reiche Erbschaft gethan hat ; er ist fünfzehn Jahr alt und soll vornehmlich nur in modernen Sprachen unterrichtet werden. Du siehst also , daß ich nichts bequemerens wünschen kann. Aber freylich weitere Aussicht ist nicht dabey , werde da so für's erste einen Stillstand machen , und wie lange ich dazu Geduld haben werde , muß die Zeit lehren. Wenn ich dritthalb Jahr bey ihm aushalte , so kann ich alsdann mit ihm auf Akademien und Reisen gehn , habe mich aber zu nichts verpflichtet. Hier werde ich noch einige Wochen zubringen , und dann mit ihm nach Kierteminde gehen , wo sein Ohefvater neulich eine Bedienung erhalten hat. Unangenehm ist mir's wiederum unter Dänen leben zu müssen , wider die ich seit meinem Aufenthalt in Kopenhagen einen Widerwillen gefaßt habe , der doch vielleicht ungerecht ist. Zu meinem Troste wird's in einem kleinen dorfmässigen Städtchen seyn , wo niemand mich kennt , und wo ich mit niemand umzugehen brauche , der mir nicht aufsteht. So weiß ich denn überhaupt selbst nicht recht , ob ich mit meinem Schicksal zufrieden bin , oder nicht ; bald frene

ich mich auf die Ruhe, und bald graut mir vor dem unthätigen isolirten Daseyn. Denn mit der Hoffnung aus meinem Elven was rechts zu machen, darf ich mir nicht schmeicheln. Er ist bestimmt, einmal Proprietär zu werden. Wir wollen einander nun recht fleißig schreiben. Du wirst doch für's erste fortfahren der einzige Mensch zu seyn, mit dem ich von Angesicht zu Angesicht reden kann. Die übrigen verstehen mich nicht, und wenn ich's ihnen auch noch so deutlich vorzunehmen suche, bleibt's ihnen doch Hieroglyphen. Hier habe ich einen Gesellschafter, den ich Dir sonst genannt habe, der ein recht guter Mann ist, nicht ganz unter die Werktagsmenschen gehört, und mit dem ich mich manchmal unterhalten kann. Aber er hängt doch an seinem System wie sie alle thun, schätzt mich nur als einen paradoxen Kopf, und das ist's doch, wofür ich mir selbst am wenigsten gut bin. Von dem warmen vollen unablässigen Gefühl, dem Drang des Herzens nach Ausdehnung und Mittheilung, der edlen Schwärmercy, die den Menschen über den Vernünftler emporhebt und über alle seine Alltagsweisheit, die dem Geiste eigenthümlichen Werth und eigenthümliche Richtung giebt, davon wissen sie nun einmal nichts, und ich denke, Gott hat's nicht gewollt. Diese Verschiedenheit des menschlichen Geistes macht mich oft nachsinnen, und wie doch einige einander immer auf halbem Wege entgegenkommen, und andre sich nie treffen. Nun schweige ich zwar insgemein, und das verargen sie mir auch, können nur nicht mit sich selbst einig werden, ob's Schwäche oder Eigensinn



ist; aber läuft denn einmal mein Herz mit meinem Gehirn davon, fange an zu reden, wie mir's in der Seele ist, mit Stolz und Kühnheit, so staunen sie mich an und kreuzigen sich. Ueberhaupt scheint eine Antipathie zu seyn zwischen mir und all den gewöhnlichen Menschen, gebiert immer Krieg und Streit, so sehr ich auch ein friedlich Leben zu führen wünsche. Du schreibst mir, daß Du dich meiner gegen sie annimmst; ich wußte das schon, und konnte nicht anders seyn, dank' Dir auch dafür, und ist doch wohl eine undankbare Mühe. Ausöhnen wirst Du mich doch mit ihnen nicht, bis Gott ihnen meinen oder mir ihren Geist giebt, und das denk' ich wird und soll nie geschehen. Manchmal zwar dünkt mich's, als wären die Menschen besser daran, die so die Landstrasse einherziehen, legen sich mit dem Wasser der Dachtrauffen und denken nicht des silbernen Quells, zu löschen den Durst der lechzenden Seele. Aber doch bin ich's zufrieden, daß mir Gott einen andern Weg gegeben, und denke muß mehr Seligkeit seyn in einem Zug aus dem silbernen Quell, als in allen Güssen der Dachtrauffen. Aber vielleicht ist das Täuschung; ist doch mir Trost darin und werde keinen Fremden von seinem Wege ab auf den meinigen zu leiten suchen. Du wünschest, daß ich Herrn — näher hätte kennen lernen. Ist schränkt sich mein Verlust ganz auf Deinen Umgang ein, und das ist viel, und doch können Deine Briefe mir ein groß Theil davon ersetzen, wenn Du geschickt seyn willst. Vielleicht verlor ich noch etwas sonst, vielleicht auch nicht, schwebt mir so vor

wie ein lieblicher Morgentraum, und mag mich selbst nicht recht aufklären über das, was dahin ist. Auch war noch ein Mann da, den ich Dir damals genannt habe, der mir lieb und werth war, dachte und fühlte wie ich; aber den konnt' ich doch nur sehr selten sehn, und so Segen seinem Andenken. Meinem Hrn. Onkel habe ich ein Billet geschrieben, mit aller möglichen Ergebenheit; das geschah meinem Vater zu Gefallen; denn sonst bin ich, wie besagter mein Onkel weislich angemerkt, kein Freund vom Briefschreiben. - Etwas piquirt mag er wohl gegen mich seyn, verdenke ihm das nicht, und kann auch nicht anders seyn, so lange er das Leben, das ich durch seine Veranstaltung in K. geführt, für erträglich hält. Zwar dächte ich, daß eben nicht viel Menschenverstand erfordert würde, um das Gegentheil einzusehn, wenn man's einsehen wollte; aber kann seyn, daß ich mich darin irre. Ich suche hier auch alles von der besten Seite vorzustellen, lasse alle Schuld auf meine wunderliche Laune schieben und befinde mich besser dabey, mir Unrecht geschehen zu lassen, als selbst andern Unrecht zu thun. Grüß den lieben Bruder Bär von mir und küß' ihn in meiner Seele; bin ich ihm doch recht gut. Seit ich hier bin, arbeite ich nichts, meine Lage ist nicht darnach, auch fühle ich wenig Trieb dazu. Meine Kopenhagenschen Arbeiten sind mir jetzt verhaßt, und werden vermuthlich mit meinen frühern einerley Schicksal haben. Ich verzweifle allmählig daran mir es selbst jemals zu Danke zu machen, und sollte man billig erst sich selbst befriedigen, ehe man sich um den Beyfall

anderer bewerbe. Doch muß ich thätig seyn, ich hab' ißt wiederum verschiedene Ideen, an deren Ausführung ich mich zu machen gedenke, sobald ich werde zur Ruhe gekommen seyn. Schreib mir bald und viel, recht viel von Dir selbst, das ist doch das Interessantste, was Du mir schreiben kannst; auch sonst von andern Leuten, die wir leiden können, und etwas von gelehrten Sachen u. s. w. Hier werde ich noch seyn bis den 16. October; und kannst von hier aus noch einen Brief von mir erhalten. So leb wohl mein Bester; daß Du mein Freund zu seyn fortfährst, weiß ich ja. Noch eine kleine Erwähnung; folg' nicht den geheimen Tügen — und doch ja folg' ihnen nur, wenn sie auch nicht zu Freuden führen, so ist's doch immer eine Freude ihnen zu folgen, und gewinnen doch durch allen Zwang und alle Selbstplage nichts. Leb wohl, Lieber! Ich bin dein G. Z.

Mögeltondern den 14. Okt. 1778.

Lieber Eszmarck, meine Abreise von hier ist auf übermorgen festgesetzt. Ich hoffe noch hier ein Schreiben von Dir zu erhalten, und hab' es seit einigen Posttagen mit Verlangen erwartet. Du hast nicht Gelegenheit oder nicht Laune gehabt, und das soll mir genug seyn. Ich rücke Dir ißt näher und kommt nun der langweilige Winter, da wollen wir beyde fleissiger seyn. Es ist mir lieb, daß ich von hier wegkomme, ich bin seit einiger Zeit so gar nichts, daß ich mir selbst verächtlich werde. Wunderlich ist's, wie der Mensch so einschrumpfen und zusammenfallen kann, daß man

welt da liegt und zu nichts auf Erden nütz ist. Ich hab nie so sehr Erschütterung nöthig gehabt, als izt, so ganz und gar eingeschläfert bin ich. Die erschreckliche Einschränkung, die Unmöglichkeit seine Kräfte anzuwenden und dabey übrigens ein ganz erträgliches Befinden, das muß einen Menschen stumpf machen, und wenn er der einzige auf Erden wäre. Wie ich zeither ein Philisterleben führe, esse und trinke, schwaze und Karten spiele und all das nicht mit Trieb oder Wunsch, sondern bloß um einer langweiligen, schwer mir aufliegenden Gegenwart los zu werden; und wenn denn mir einfällt zurück und um mich zu schauen, was das ein Blanko in meinem Leben ist, da fluch' ich und möchte mir die Stirne einschlagen. Gott weiß, ich bin nicht für ein solches Leben geformt, und ist's ja doch, als wäre mir kein andres bestimmt. Das ist Schicksal des Menschen, das ist Vorsehung und ihre Endzwecke, und daß wir uns resigniren — und wohl dem der's kann, fühlt nicht die stürmenden Wünsche in sich, hört nicht die gebietende Stimme des Gottes, der in ihm wohnt. Und wahr ist es, hab das oft und viel bemerkt, daß der Mensch die meisten Zwecke erreicht, wenn er sich keine vorsetzt, die meisten Freuden genießt, wenn er sich keiner Wünsche bewußt ist. Ob das eine ewige Weisheit ist, die sich an unserm endlosen Stürmen und Drängen ergößt, und nur manchmal aus launigter Güte Freuden auf uns herabschüttet, und ob eigne Glückseligkeit nicht Bestimmung des Menschen ist, sondern nur so nebenher zu Theil wird, wenn die höhern Absichten der Gottheit erreicht sind, und was das

für eine Gottheit, und was das für Absichten sind, all das ist mir dunkel. Aber wenn ich so den Menschen zusehe, die keinen Wunsch, keinen Gedanken haben, als ihr erträgliches Daseyn, so erträglich wie es ist zu verlängern, und sehe denn, wie ihnen manchmal so wohl ist, und kommt die Freude, und geht die Freude, und ist wie der Schatten, den wir sehen, und denken sein so ganz nicht, und wie wiederum all unser Treiben und Rennen umsonst ist, und wie wir emporfliegen, spannen jede Sehne aus, uns anzuklammern an die Felsklumpen, bis sie löbreissen und im Absturz uns zerquetschen, und wie wir's dann ein Glück dünken, wenn wir mit Arm- oder Beinbruch davon kommen, heilen's oder verbinden's so gut wir können, und fangen wieder an zu klettern. Und nun all das wär' umsonst! Lieber, wo wäre denn der Unterschied zwischen dem Menschen, den Gott nach seinem Bilde erschuf, sein letztes theuerstes Werk, und zwischen dem Vieh auf dem Felde und dem Gewürm, das auf Erden kriecht? Labyrinth ist das wohl, und habe noch keinen gefunden, der mir einen Faden gegeben hätte. Alle ihre Systeme sind wahr und nicht wahr, wie man's haben will, das sage ich ihnen auch gerade heraus, und kreuzigen sich denn.

Beg komme ich also, komme in einen andern Gang, und wenn's auch sonst nichts ist, so ist's doch Veränderung. Auch werde ich mehr unabhängig seyn, weniger mich scheuen, den Leuten zu erscheinen, wie ich bin, wenn gleich das keine von den regelmässigen Figuren ist. Ueber ihre Urtheile lache ich doch, und bisweilen findet man da Theilnehmung, wo man sie am wenigsten

erwartete. Ich hab's nie so sehr gefühlt was ein Freund uns ist, und ist hab ich keinen. Jedermann ist in die Mäzagsmanier gestimmt, und die besten sind so, daß man nur zum Zeitvertreib mit ihnen umgeht. Und was mich noch am meisten ärgert, wenn ich etwas sage was mir ernstlich und wahr ist, und denken denn sie haben's gefaßt, hilligen's und commentiren's mit einem Gemeinspruch, da ichs lieber hätte, wenn sie mich einen Narren hießen. Einen Mann habe ich hier noch kennen lernen, der mir ziemlich gefiel, Pastor Fabricius von Humtrup, den Du in Kopenhagen gesehn hast. Er schien mir ein Mann zu seyn, von viel weitem Grundsätzen und viel feinerem Gefühl, als es in dem Stande sonst gefunden wird. Dafür ist er denn auch als ein wunderlicher verkehrter Mann bekannt, und lachen die Leutchen über ihn, weil er weiser sieht als sie. Auch fand ich einen jungen Mann bey ihm, der unter den Brüdern zu Warby erzogen worden, von einem finstern rauhen Ansehn, aber dessen Gespräche viel Interesse für Kunst und Schönheit verriethen, und den ich gern näher hätte kennen lernen. Fabricius ist auch den Brüdern zugethan, die seit ihrem Etablissement auf Christiansfeld in unserer Gegend viel Aufsehn machen. Unsre Dogmatiker sind rüstig gegen sie, scheint aber, daß sie mehr verlieren als gewinnen. Ich kenne die Leute nicht genug um sie zu beurtheilen; Du vermuthlich auch nicht.

Ich habe mich für diesen Winter mit einer ganz kleinen außerlesenen Bibliothek versehen, oder vielmehr versehen wollen: denn die meisten Bücher die ich ver-



langt, waren bey Hn. Jessen nicht zu haben, besonders in fremden Sprachen gar nichts. Vielleicht wirst Du von K. aus Gelegenheit haben mir eins oder das andre zu verschaffen. Um Nachrichten von neuen Büchern habe ich dich in meinem vorigen Briefe angesprochen, und die wirst Du mir auch ertheilen. Besonders wirst Du mir's melden, wenn von Goethe, Klinger oder Stilling etwas erscheinen sollte. Du wirst im Altonaer Merkur eine Einladung zu einem Briefwechsel über die Kräfte der Natur gelesen haben, und dich erinnern, daß im Stilling etwas von der Art vorkommt. Vielleicht kannst Du mir das näher erklären. Im Correspondenten fand ich neulich die Gedichte eines Niemeyers mit sehr vielen Lobsprüchen angezeigt, welches zwar eben kein sehr vortheilhaftes Vorurtheil giebt, aber mich doch aufmerksam machte; wofern Du sie kennst, so schreib mir deine Meynung davon. Sobald ich in Kierteminde angelangt seyn werde, schreibe ich Dir wieder und melde Dir meine Adresse. Wenn unser guter Memmert schon in Koldingen angelangt ist, so werde ich ihn unterwegs sprechen. Leb wohl. Grüß Bruder Bär. Ich habe hier mit vielen Kindern Bekanntschaft gemacht, aber keinen Knaben gefunden, der so ganz nach meinem Sinn gewesen wäre. Das ist sonst mit meine liebste Conversation, unterhaltend sind sie wenigstens eben so sehr als die Alten, und weniger präsumtudo und beleidigend. Auch hab ich gemerkt, daß die Kinder sich gern an mich halten, ob aus physionomischen Grün-

den, weiß ich nicht. Leb wohl mein Bester. Bleib mein Freund. G. 3.

Abends um 7 Uhr.

Lieber, ich muß Dir doch etwas von meiner Freude mittheilen. Wie sich das Herz öffnet und ausdehnt, wenn einem so stille wohl ist. Ich habe eben einige von den angenehmsten Stunden meines Hierseyns gehabt. Komme von einem Spaziergang zurück in Gesellschaft meiner Brüder, und haben die Sonne untergehn gesehen, und wie sie den blaulig flockigten Himmel in Purpur und Feuerfarb wandelte. Wie ich mich daran ergötzt habe, und wenn sie nun fast verschwunden ist, und schießt dann noch die letzten Strahlen zwischen den dicken thürmenden Nachtwolken hindurch. Ich weiß nicht ob ich dir's schon erzählt habe, daß hier dicht an meinem Dorfe ein weitläufiger gräßlicher Garten ist, mit einer Anhöhe darin, wo man über alle Bäume des Gartens wegsehen kann, einige graue hundertjährige Pappeln ausgenommen, die statt den Himmel zu verbergen, seinen Anblick mit mehr Mannigfaltigkeit darstellen. Da standen wir und sahen dem lieben Freunde zu, wie er Abschied nahm, und hingieng, auszuruhen im kühlen Bett des Oceans. Besonders ist es doch, daß wir den ganzen Tag da gehn, wenn er einherzieht in der Pracht seiner Schönheit, und achten's nicht, werden öfter von ihm belästigt als erquickt; aber wenn sein Glanz matt geworden, und es an dem ist, daß er verschwinden soll, dann fängt er an uns lieb zu werden, schauen ihn

sehulich an, und wird uns weh haben, wenn er nun  
 hin ist. Mit den Trennungen im menschlichen Leben,  
 ist's deucht mich, ungefähr eben so. Alsdann erst füh-  
 len wir recht, was wir einander waren, und wün-  
 schen so ganz heimlich, wenn wir's doch einen Tag  
 aufschieben könnten, und noch einen Tag. Nun, wie  
 ich dir erzählte, wir standen so da, und war die Son-  
 ne unter, flatterte noch wohl ein einsam melancholisch  
 Vögelchen, daß der Habicht aus seinem Neste ver-  
 scheucht hatte, und ergößten uns noch an einigen Wol-  
 ken in denen die letzten Sonnenstrahlen allmählig ver-  
 blichen, und an dem Schweigen der Natur, die sich  
 zur tiefen Ruhe neigte. Nahe bey uns war der Gar-  
 tengraben, mit dessen Reinigung eine Anzahl Bauern  
 beschäftigt gewesen waren, die nach Vellendung ihres  
 mühsamen Tagewerks ein lustiges Lied anstimmten.  
 Dieß war uns eine angenehme Abwechslung, und ich  
 habe manch schönem Concert mit weniger Vergnügen  
 zugehört, als diesen rauhen Hälßen, wie die Töne so  
 hohl gedämpft zwischen den Bäumen zu uns herauf-  
 stiegen. Wir wurden bald eins den Leuten ein Trink-  
 geld zu geben, daß sie uns noch ein paar Lieder vor-  
 sängen, und erndteten so eine Menge Danksa-  
 gungen ein. Wir irrten noch lange im Gebüsch des Gar-  
 tens herum, so gar schön war der Abend, daß es  
 uns viele Ueberwindung kostete, nach Hause zu gehen.  
 Meine Brüder sollten noch eine Lektion haben, und so  
 folgte ich denn mit ihnen. Leb wohl, Lieber.

Den 15. Abends. Heute war's wiederum Posttag, und machte mir viele Hoffnung noch ein Briefchen von Dir zu bekommen, auch die ward betrogen. Es würde mir nicht lieb seyn, wenn nach meiner Abreise ein Brief anlangte. Aber ich schrieb Dir's ja damals. So leb wohl. Morgen bey Tages Anbruch davon.

---

So reiste er ab nach Kierteminde an der östlichen Küste der Insel Jühnen, und war den Abend vorher so froher Laune, als man ihn je gesehen. Verunglückt war also der erste Schritt, mit dem sich Zoega dem bürgerlichen Leben zu nähern gedacht hatte, und die Erfahrungen, die er in der Folge davon gemacht hat, sind diesen Vorbedeutungen treu geblieben. Man sieht aus dem Ereigniß, wie viel Vorsicht für Leute des Mittelstandes das erste Ergreifen einer bürgerlichen Thätigkeit erfordere; und zugleich beklagt man, so früh den Kampf und Zwang zu bemerken, welchen die Nothwendigkeit, den Lebensunterhalt aufzusuchen, dem inneren Beruf Zoegas auflegte, der beyde nur zu lebhaft für den ungestörten Frieden seines Lebens fühlen mußte.

---

## Kierteminde auf der Insel Fühnen.

---

An den Vater. Den 23 Oct. 17-8.

Die Stadt ist freylich traurig und an Umgang wird wenig zu denken seyn; aber die Gegend ist schön, ganz in meinem Geschmack, und das ist mir sehr viel wichtiger. Ich habe sie durchstreift. Ueberhaupt bin ich mit meiner gegenwärtigen Lage zufrieden und für die Zukunft unbesorgt. Wofern ich je einiges Glück machen soll, so muß es durch mich selbst geschehen. Andere können mir nicht helfen, so sehr sie es auch wünschen. Meine Zwecke sind von den Zwecken der allermeisten Menschen verschieden. Rang, Reichthum oder prahlerisches Wissen sind's nicht, warens nie. Meine Wünsche giengen immer nur dahin, in eine Lage zu kommen, wo ich mit Gemüthsruhe meine eignen Ideen verfolgen konnte. Ob ich Kräfte genug habe, den Zweck, den ich mir vorgesetzt, zu erreichen, ob ich auf dem rechten Weg dazu bin, und ob derselbe überhaupt zu erreichen sey, sind Fragen, die ich mir selbst nicht beantworten kann, und über die allein eine vielleicht noch entferntere Zukunft den Aufschluß geben muß. Das sind meine ernsthaftesten und wahrsten Gedanken, über einen Gegenstand, der keiner deutlichern Erklärung fähig ist, und über den ich gegen sehr wenige Menschen einiges Wort verliere. Den übrigen muß ich im Dunkeln stehn und bin das auch sehr wohl zufrieden.

An Esmarch. Den 25 Oct. 1778.

Mein Vetter, Du wirst diesmal vielleicht einen sehr kurzen und wenig interessanten Brief von mir erhalten. Ich hab Dir so viel zu sagen, und kann Dir so wenig davon mittheilen, und weiß nicht recht zu wählen und zu ordnen. Nur ist ist recht wohl, bin mit der ganzen Welt um mich herum zufrieden, und lasse an mich selbst zu vergessen. Du weißt, was das bey unsrer eitem sagt; ob's von Dauer seyn wird, und kann, das ist ein andres. Ich bin in einer von den schönsten Gegenden Dänemarks, irre da ganze Tage herum, und habe meine Freude an der milden, süssen Natur. Es ist viel was ich da sehe und fühle, aber beschreiben kann ich Dir noch nichts davon: ist mir alles so neu, so eigenthümlich, der erste große Eindruck der Anschauung, noch nicht das articulirte Bild der Einbildung. Wald und Meer und jähe Klüfte und Ausichten nach feinen Hühen, denn Du das bey einander, und nun meine Phantasie mit all dem Wilden und Romantischen, was mich zu besetzen pflegt. Ich freue mich auf den Winter, wenns kühlen und kühlen wird und ich mich hinsetze in die Nähe des Waldes und zuschaue den kühnenden Wagen. Und wenn der Frühling wiederum zurückkehrt, mich zu verlieren in den süßen romantischen Thälern, oder von der Spitze eines hohen Thal und Wald zu betrachten, und wie die Wellen des Meeres aus tanzen im Schimmer der Abendsonne. Der Ort selbst ist schlecht, ein traurig Mittelding zwischen Dorf und Stadt, doch fehlt's nicht an Umgeung, und was der Stadt selbst abgeht, ersetzen die Gassen, deren



eine grosse Menge um uns herumliegen, und an deren Besitzer wir größtentheils Adressen haben. Auch finde ich den Umgang hier ziemlich frey, und also nach meinem Geschmack, ich wenigstens genire mich in keinem Stücke und bemerke nicht, daß man es mir übel nähme. Einige Leute scheinen sich sogar an mich zu attachiren, nur fürchte ich, daß sie sich in mir irren. Du kennst meine Art zu denken und zu handeln, daß ich keine determinirte Grundsätze profitire, jedermann jederley bin, und mein eignes Wesen in mir selbst verborgen halte. Daher kommt's, daß Anfangs jede Klasse von Menschen mich zu sich rechnet, und hernach, wenn wir auf den Punkt kommen, wo wir uns scheiden müssen, mir's verarget. Auf meiner Reise hierher, die vier Tage dauerte, habe ich eine Art von Journal gehalten, wo ich meine Gedanken und Grillen aufzeichnete, dergleichen einem bey dem langen unbeschäftigten Sitzen auf einem Wagen viele einfallen müssen. Das liegt noch alles in seiner ersten rohen Form, und weiß ich nicht, ob etwas abschreibens- oder mittheilenswerthes darunter ist. Einige natürliche Gegenstände habe ich mich bemüht, ganz übereinstimmend mit ihrer wahren Gestalt ohne einigen idealischen Schmuck zu beschreiben; eine Übung, die ich für sehr nützlich halte, \*) um die vagen Ideen von natürlicher Schönheit determinirter und mittheilbarer zu machen. Daß ich Dir nicht den ersten Posttag nach unserer Ankunft geschrie-

---

\*) Jean Paul Richter erzählt sie in seiner Jugend sehr fleißig angestellt zu haben. D. H.

ben, ist die Unruhe Schuld, in der wir bisher leben. Du kannst Dir das ungefähr vorstellen, wenn eine ganze Familie sich an einem fremden Orte einzurichten hat. Und dann die vielen Introductionsbesuche und Gegenbesuche, wobey ich in qualitate als Hofmeister zugegen seyn muß. Deine Briefe darfst Du nur unter der gewöhnlichen Aufschrift nach Kiertemünde schicken; unsere Stadt ist zu klein, als daß sie mich verfehlen könnten. Leb wohl mein Bester. Ich bin dein Freund G. Z.

An denselben. Den 10. Nov. 1778.

Mein Bester, gestern spät erhielt ich Dein Schreiben in einer Gesellschaft, die bey Punsch und Gesang bis diesen Morgen nach drey Uhr dauerte, worauf ich noch eine halbe Meile zu Fusse machen mußte, um nach Hause zu kommen. Ich habe nur ein paar Stunden geschlafen, und bin doch, nachdem ich mich auf's Neue durch einen Spaziergang erfrischt habe, sehr munter. So setze ich mich hin, an Dich zu schreiben, aber mit dem Vorsatze, meinen Brief nicht ehe auf die Post zu geben, bis ich noch einen von Dir erhalten habe, und der soll ja, wenn Du anders Wort hältst, in einem oder zwey Posttagen eintreffen.

Es hatte mich geahndet, daß ich dießmal einen erhalten würde, und hatte unsern Postmeister gebeten Order zu geben, daß wenn Briefe an mich da wären, sie sogleich mit den Zeitungen nach Brolücke, einem Edelhofe, wo wir den Nachmittag engagirt waren, zugeschickt würden.

Freylich ist mir's schmerzlich gewesen, so lange ver-

gebens auf ein Schreiben von Dir zu warten, und wollt ich mir manchmal über die Ursachen davon Grillen machen. Nun da es kam und meine Grillen widerlegte, war mir's so viel willkommener. Ich möchte schier mit Dir zanken, daß Du auf Laune wärest um mir zu schreiben, wenn ich nicht selbst das erste Beyspiel davon gegeben hätte; so ist's meiner Sünden Strafe. Zwar möchte man denken, daß Freunde die sich kennen, wie wir, just die Erholungsstunden zur Unterhaltung mit einander anwenden könnten; aber Schlüsse a priori sind allemal sehr trüglich, und es giebt Stunden, wo man auch seinem Freunde nichts zu sagen hat, wo man zu nichts taugt, als etwa einander gegen über zu sitzen und en grotesque über das menschliche Leben zu seufzen. Etwas fleissiger könntest Du doch wohl seyn, und wenn Du's nicht wirst, so muß ich glauben, daß Du Deine Briefe studirst, und das thu' ich nicht, schreibe so aus Herzensfülle hin, was ich in dem Augenblick denke und fühle, und erinnre mich morgen dessen nicht mehr, was ich heute geschrieben habe, denk' auch nicht viel daran, ob's Weisheit oder Thorheit ist, denn ich weiß ja, daß Du alles aufs beste auslegst, viel mehr Nachsicht mit mir hast als ich selbst. — Ich fühle es, wie viel Dir Memmerts Verlust seyn muß. Ich weiß, was einem ein Freund ist, besonders in den Tagen des Leidens und der Unterdrückung, wenn wir in jedermanns Urtheil verlieren, und allmählig anfangen auch in unsrem eignen zu sinken. Die Zeit ist mir noch frisch im Gedächtniß da mein Daseyn mir eine Last war, und mir würde unerträglich geworden seyn, wenn Deine

Freundschaft mich nicht aufgerichtet hätte. Nun Gott Lob, daß das vorbei ist, und ist vielleicht im Ganzen gut gewesen. Vielleicht wär' auch Dir's besser gewesen, wenn Du Deine Bestimmung nicht in Kopenhagen gefunden hättest. Du hast einen viel zu sanften nachgebenden Geist, um unter einem Volke glücklich seyn zu können, dessen Lieblingsgeschäft Unterdrückung und Herabwürdigung ist. Stolz, Trotz und Wildheit sind nothwendige Ingredienzen, um unter ihnen zu leben, ohne ihr Sklave zu seyn, und von alle dem glaubte ich doch ein beträchtliches mehr in mir zu haben als Du. Dieß ist auch wohl der Scheidepunkt unserer Charaktere, woraus alle Verschiedenheiten unseres Denkens und Handelns herfließen. Und am Ende ist wohl diese Verschiedenheit nicht ursprünglich in uns gelegt, sondern, wie Du selbst anmerkst, die Schuld der Umstände. Es giebt eine gewisse Art einschränkender Umstände, die mehr vermögen, als die vollkommenste abgezielteste Unterdrückung. Ich habe auch davon die Erfahrung gemacht, war ein Zeitpunkt, da ich mich selbst und andre menagirte, und fieng schon an aus meinem eigenthümlichen Gange herauszukommen, daß Du mir prophezeihst, ich würde in kurzer Zeit ein Philister seyn. Daß ich ist gar nichts bin, keine Ausichten auf Erden habe, einigen Leuten eine Verwunderung andern ein Aergerniß bin, all das sind nun Dinge, die nicht anders seyn können, und deswegen so seyn müssen, und die mich für mich selbst nicht sehr afficiren. Ich amüsire mich damit, mir mein gegenwärtiges Leben als ein Incognito vorzustellen, und trifft sich's gut, daß ich

unter Leute gerathen bin, die keine Prätenſion machen, meine Gönner oder meine Freunde abzugeben. Oder ſtell' mir's vor als einen vorübergehenden Winter, und wenn ich im Walde herumirre unter den beraubten Büſchen, ſag ich oft in mir ſelbſt: Wenn der Frühling zurückkehrt, wird wiederum Laub und Blüthe ſeyn. Dem Aufenthalt in meines Vaters Hauſe war freylich alles vorzuziehn, wenn gleich einige Dinge da waren, die mich attachirten, und mir den Abſchied, den ich von Anfang an ſehrlich gewünscht hatte, erſchwerten. Meine Schweſter, die es ſo aufrichtig gut mit mir meynete und mit wahrer Theilnehmung ihren Bruder beklagte, daß er ſeine Gedanken für ſich hätte, wie ſie ſich auszudrücken pflegte. Meine beyden Brüder ſind Knaben von ſehr offenen Köpfen, und dabey völlig mit einander contrastirend, welches mir viele Unterhaltung gab. Der Jüngere von ihnen, der 15 Jahre alt iſt, hat alle Anlagen zu meinem Charakter, wenn er gleich das Gegentheil von mir zu ſeyn ſcheint, und auch von denen, die bey der Oberfläche ſtehen bleiben, dafür gehalten wird; und fehlte nur die monachaliſche Erziehung, die ich in meinen erſten Jahren gehabt habe, um juſt einen ſolchen Menſchen aus ihm zu machen, wie ich geworden bin. Zu ſeinem Glück haben ſich die Zeiten ſeitdem geändert. — In Kopenhagen ſtehe ich mit keinem Menſchen mehr in Connexion auſſer Dir; habe auch eine Art von Gelübde gethan, eure Stadt nicht wieder zu ſehen. So viel für heute.

Den 11. Nov. Du bist ein böser Prophet, und freylich, wer mich kennt hat eben nicht Ursach das Beste von mir zu hoffen; aber doch war's möglich, daß Du Dich irrtest, daß meine gegenwärtige Heiterkeit, wie Du's nennst, von mehrerer Dauer wäre, als Du Dir vorstellst. Mein Zustand ist eigentlich nur Ruhe, Befreyung vom Uebel und stiller Genuß derjenigen simplen Freuden, die eine schöne Natur uns gewährt, und die einem gefühligen Geiste immer neu sind. Nicht Anstrengung, nicht dasjenige Gefühl der Wirksamkeit und Mittheilung, das uns ganz ausfüllt, und wenn es verschwindet ein wehvolles Nades nach sich läßt, nicht der volle Gedanke idealischer Glückseligkeit, der uns im Wohlfeyn schwimmen macht, uns auf Adlersflügeln zum Himmel erhebt, und dann, verliert er sich, uns zur Hölle herabsinken läßt, daß unser Wesen sich verliert im unendlichen Leeren. Was ich besitze, werde ich wohl nicht leicht verlieren, aber befriedigend ist es nicht, nichts woran das Herz sich hienge, darin lebte und webte und den ganzen Umfang seiner Bestimmung auszufüllen glaubte. So lang das nicht ist kann unser einem eigentlich nicht wohl seyn, was drunter ist, ist nur erträglich, und bleibt noch ein grosser Raum in der Seele, drängen sich Kräfte und haben keine Richtung. Dieß fühle ich oft sehr lebhaft, und graust mir vor dem Gedanken, daß dieses Gefühl bis zum Schmerz wachsen könne, daß die zwecklosen Kräfte eine Richtung nähmen, die mich ruinirte. Auch ist mir's oft schrecklich, wenn ich mir vorstelle, wie isolirt ich hier bin, kein Mensch, der mit mir einiges gemeinschaftliche Interesse



hätte, der nur halbwegs den Gedanken verricthe, daß ausser dem Cirkel mechanischer Geschäfte und kunstmäßiger Gelehrsamkeit etwas zu begreifen wäre. Sonst gefällt mir das gros der Menschen hier besser als leicht an einem andern Orte. Eine gute harmlose Menschenart, die *ἐν ἀπλοτητι καρδιας* selbst geniessen und andre neben sich geniessen lassen, ohne durch System oder Affectation sich oder andern die Freude zu verderben, die mich unter sich leiden, ohne Anspruch darauf zu machen, mich nach sich umzuformen. Unterhaltend sind dergleichen Leute freylich nicht, und doch bemerke ich manchen Zug, der mich interessirt, manchen Ausbruch eines offenen unverkünstelten Gefühls. Einen Freund werde ich unter ihnen nicht finden, und den suche ich auch nicht; denn ich denke daß in der Freundschaft etwas eben so capricioses ist, als in der Liebe, und daß sie eine von uns selbst unabhängige Sache ist, worüber nur unsre Schutzengel zu gebieten haben. Aber auch nicht einen Gesellschafter, den ich doch gerne hätte, wenn's auch nur wäre, um manchmal mit einander streiten zu können. Ich weiß nicht, ob ich Dir den Hrn. Wolf charakterisirt habe, und unsere Art des Umgangs mit einander. Du wirst schwerlich zwey Menschen zusammen bringen, die mehr gemeinschaftliches Interesse, und zugleich mehr Widerspruch in der Art ihres Afficirtwerdens hätten als wir beyde; daß einer immer den andern suchte, nicht aus Sympathie, sondern um sich an einander zu schärfen. Und ich muß gestehen, daß ich von ihm sehr viel profitirt habe.

Nachts um halb zwey. Esmarch ich möchte ungeduldig werden vor Erschlaffung und Leerheit. Daß man da den ganzen langen Abend bis so weit über Mitternacht umher sitzen soll, nichts denken, nichts wissen; Menschen und Gespräche, wo so gar nichts interessirt. Und mit ihren Fragen und Erkundigungen nach Dingen, wovon sie gar nichts wissen können, nichts wissen sollen. Ich hab mich ennuyirt und geärgert. Und was schon genug war mir den ganzen Abend zu verderben, kommt da einer zu mir, und wirft mir vor, daß ich ihn nicht besucht hätte, da er doch schon einigemal bey uns gewesen, und wäre er zwar ein armer unbedeutender Kerl, aber doch redlich, und keiner Verachtung werth. Nun Gott weiß, daß ich keinen Menschen auf Erden verachte, am allerwenigsten, weil er arm und unbedeutend ist; aber daß die Leute prä-tendiren können, daß ich ihre Gesellschaft suchen soll, die mir nichts sind, und denen ich nichts bin, und dann mir's so auslegen, daß ich mich selbst hassen mußte, wenn's wahr wäre. Endlich haben sie uns verlassen, und bin nach meinem Zimmer zurückgekehrt. Schlafen kann ich izt nicht, auch mag ich nichts lesen, so hab ich mich hingesezt, mit Dir zu schwätzen.

Ich war ganz herabgespannt, die Lesung deines Briefes hat mir eine neue Stimmung gegeben. Was Du sagst ist wahr und richtig, und ist ein Glück kein Mensch zu seyn, wie unser einer; immer Ueberspannung oder Erschlaffung, man seze sich's noch so sehr vor, und räsommire sich noch so viele Ruhe zu; und wo keine wirkliche Gegenstände uns anziehen, schaffen wir

uns selbst einen Abgott und verschwenden uns daran. Es reibt den Menschen auf und wird auch mich aufreizen, und mag's denn, nur einen Punkt erreicht, den ich gern erreichen möchte, so ist mir alles gleich. Meine Maßregeln sind genommen und ich habe mir mit mehrerem Ernst als jemals vorgesezt, meiner Bestimmung treu zu bleiben. Ich habe nie so viel Entschluß und Festigkeit gehabt, als ich gegenwärtig habe, und konnte sie auch nie haben. Ich habe alle Fesseln zerbrochen, und hat mich viel gekostet, kostet mich auch noch in einigen Augenblicken; aber es mußte seyn, und ist doch ein's in's andre berechnet so am besten. Freyheit ist das erste Bedürfniß unseres Geistes, und ist denn vielleicht ein Glück für uns, wenn eine Last, die wir tragen so schwer wird, daß wir sie abwerfen müssen, achten's nicht, wo oder wie sie fällt. Aber wiederum ist's wahr, daß dieß oft einen Nebel über unsre Freude wirft, daß in Stunden der Erschlaffung der Gedanke oft mit Schaudern auffällt, ob doch vielleicht alles umsonst ist, doch unser Zweck nicht erreicht werden soll. Und da wird's einem oft schwer, eine Zuflucht vor sich selbst zu finden, vor dem bösen Geiste über uns; und weiß ich da oft keinen andern Rath als mich in eine gewisse Philosophie zu hüllen, die ich in bessern Augenblicken zu vergessen pflege. Das ist freylich Inconsistenz und möchte nicht einem jeden das sagen. Aber unser einer weiß selbst nicht recht was er will und doch dünkt mich als wüßt' ich's. Nun muß genug seyn für dießmal. Es ist drey Uhr. Schlaf habe ich nicht. Aber über dem Schreiben hatte ich vergessen, daß ich in ei-

nem kalten Zimmer saß. Ich starre vor Kälte, wie Elred im Walde als er Moinas Hütte suchte bey Mondenschein. Gute Nacht Lieber, stürmt und braust draussen, und höre die Wogen einherstürzen; ich möchte noch eine Scene im King Lear lesen. Der arme Tom ist kalt. Gute Nacht Es-march.

Den 13. Nov. Die Post ist angekommen, und hat keine Briefe für mich gebracht; so muß ich meiner Erwartung einen neuen Termin setzen. Kommt Montag keiner, so werde ich böse. Ich habe diese Tage viel Lust zum Schreiben und auch Zeit genug dazu. Denn noch habe ich nicht angefangen etwas für mich selbst zu arbeiten, und mit meiner Information ist's auch noch nicht in den Gang gekommen, worin ich's gern haben möchte. So sauer werde ich mir sie zwar nicht machen, da ich dazu nur mit einem einzigen Knaben zu thun habe, und dabey ganz meinen eignen Ideen folgen kann. Ich hasse, wie Du weißt, alles Mühsame und Mangelliche, und denke, daß man mit Leichtigkeit und Zuratheziehung seiner eignen und andrer Menschen Laune und Aufgelegtheit mehr ausrichtet. Ganz ohne Zwang kann man's zwar auch nicht treiben, zumal wenn man mit Leuten zu thun hat, die an den Zwang gewohnt sind. Neulich fand ich unter meinen Papieren einen Aufsatz über die Erziehung, den ich wohl hätte vorlegen mögen. Ich habe ihn nicht lange nach meiner Ankunft in Kopenhagen verfertigt, dann wiederum bey Seite gelegt, und nicht angesehen, bis mirs vorigen Sonntag einfiel unter meinen Sachen zu kramen. Ich

finde, daß er mit vieler Wärme und Kühnheit abgefaßt ist, wie viel aber eigenthümliches darin ist, weiß ich nicht, und kann unser einer das nicht bestimmen, der viel und ohne System liest. Wir adoptiren oft anderer Leute Gedanken mit einer solchen vollkommenen Theilnehmung, daß wir sie hernach für unsre eignen halten. Oft ärgert's mich wenn ich einen Gedanken, den ich für ganz neu und eigenthümlich gehalten hatte, bey einem andern antreffe. Wiederum ist mirs zu andern Zeiten ein Trost, wenn ein Mann von entschiedener Größe mit mir in einem Sentiment einig ist, das den gemeinen Ideen widerspricht. Das ist nun freylich leicht zu erklären, aber meynst Du nicht, daß es auch eine Art von Wahrheit giebt, für die man die Mehrheit der Stimmen als Kriterion annehmen könnte? Gewisse Leute wollten es für Satyre halten, wenn ich einen Wink von der Art gab, und doch finde ich mich sehr geneigt, so was in gutem Ernst zu behaupten. Vielleicht haben wir einmal Gelegenheit uns hierüber detaillirter mit einander zu unterhalten. In dem Verstande, worin ichs nehme, ist die Sache gewiß sehr interessant, und viel Mortification für die Reformatoren und Völkerverleuchter. Ich muß abbrechen, werde zum Kaffe! gerufen und ist Gesellschaft da. Wir sprechen uns heute noch einmal.

Abends um 5 Uhr. Ich halte Wort. Ich fand in der Gesellschaft etwas, das mich sehr interessirte, einen Mann von 72 Jahren, der Gutes und Böses auf Erden versucht und unter allen seinen Schicksalen noch

viele Laune und viel wahres Gefühl davon gebracht hat. Er erzählte mir allerhand von seinem Leben, wie er zu See viel Geld verdient, dann einen Handel angefangen, auch da Anfangs glücklich gewesen, und wie mitten in seinem besten Glücke alles verloren gegangen. Das ist ungefähr was Shakespeare irgendwo sagt: „Heute treibt er die zarten Blätter der Hoffnung; morgen öffnet sich die Knospe und umhüllt ihn das rosenfarbne Gewand der Blüthe; den dritten Tag kommt der Frost und wenn er nun voll Zuversicht glaubt, der gute zufriedene Mann, sein Glück stehe in goldner Reife — ertödtet's seine Wurzel.“ Ich hab das dumm übersezt, und mag's doch nicht austreichen. Was mich am meisten rührte war als er auf den Verlust seiner Frau kam, mit der er 43 Jahre gelebt hatte, und sagte er, wir hatten wohl gelebt mit einander, und stunden ihm die Thränen in den Augen. Wenn man jung ist, sagte er, vergißt sich so was noch wohl wieder, und kann einen doch sehr drücken; aber mich hat's gebrochen, was weder Alter noch Unglück hatten thun können, daß Geistes- und Leibeskräfte geschwächt sind.

Das allgemeine Gespräch war von Commercialsachen, dergleichen ich wohl hören mag, besonders wenn ich dabey Gelegenheit habe zu bemerken, wie die Dinge oft eine Wendung nehmen, die die Weisheit unserer Herren und Meister zu Schanden macht. War einer in der Gesellschaft, der sonst vielen Schleichhandel, besonders mit den Lübeckern, getrieben hatte. Wir können das, sagte er, zwar nicht mit gutem Gewissen thun, ist auch immer mit Unruhe und Angst verknüpft;



aber die Regierung thut ja alles, was sie kann, um uns dazu zu reizen, und können wir sogar diejenigen Waaren, die die Lübecker aus Kopenhagen holen, ihnen mit mehr Vortheil abnehmen, als den Kopenhagenern selbst. Das ist nun eine Folge von Zoll und Rückzoll, wodurch unsre systematisch kaufmännischen Politiker Aus- und Einfuhre zu menagiren pflegen; und ist wohl reiner Verlust für das Ganze. Was Hume mit so vielem Ernst sagte, und worauf kein Mensch achtete, daß ein freyer sich selbst überlassener Handel nicht allein dem menschlichen Geschlechte (denn was geht das unsre Fürsten an?) sondern auch dem Geldkasten der besondern Nationen am meisten ersprieslich sey, bleibt denck' ich am Ende doch die Wahrheit.

Wir sind diesen Abend bey unserm Byefogd invitirt, einem sehr fidelen Manne. Da wird's eine sehr wohl besetzte Tafel, und Wein und Punsch die Fülle geben. So leb wohl so lange.

Nach Mitternacht. Ich bin diese Woche ungewöhnlich heiter. Dem Menschen kann doch auf Erden recht wohl seyn, wenn er das, was vor ihm ist, genießt, und sieht das Uebrige an, als wäre es nicht. Ich wüßte in diesem Augenblick kein Wesen, das ich gegen das meinige eintauschen möchte, und was hindert mich denn, immer so zu denken? Wenn ich nun die Ideale aus meinem Kopfe verbannen könnte, oder das, was die wirklich existirenden Dinge zu kurz fallen, durch Punsch ersetzen, so würde mir ja immer wohl seyn. Wenn ich dem Dinge nachdenke, so wird's

mir sehr begreiflich, wie mancher Unglückliche seinen Trost bey der Weinflasche sucht; und wenn die Pharisäer und Schriftgelehrten ihn verdammen, hat nicht Gott auch diesen Trost gegeben? Damit ist's nun, wie mit den übrigen Dingen, ich weiß nicht was ich loben oder tadeln soll, und muß denn oft schweigen wo jedermann spricht. Freylich pflege ich mir wohl einzubilden, daß mir das eben nicht viel Schande macht; was die andern sehn, könnte ich auch wol sehen, aber was ich sehe, sehn sie nicht. Aber ich wollte mich ja über keinen Menschen erheben, und nüchternerweise thue ich's auch nie. Jedermann hat recht auf seine Art und ich auf die meinige. Wenn die Leute erst einmal dahin kämen, mir das einzuräumen, so würde ich mit der ganzen Welt in Friede leben. Aber lauter Freude ist auch nicht gut, man schläft drüber ein, und verschläft sein Leben. Der Trieb des Widerstehens hat denke ich die meisten grossen Leute hervorgebracht. Ihre Kräfte, die einmal die Richtung hatten, wirkten fest und hoben sie empor, wo der Unterdrücker sie nicht mehr erreichen konnte. Gute Nacht, Lieber. Ich mag nicht umschlagen.

Den 14. Nov. Das Museum kann ich hier nicht haben, also habe ich auch den Stolbergischen Hymnus nicht gelesen. Seines Hollbrecks erinnere ich mich nicht mehr deutlich; schreib mir doch, wo man es findet. Werden wir nicht bald eine eigne Sammlung von ihm haben? Vom Hamburger Adressblatt weiß ich nichts, auch nichts von den Schriften, auf die Dich dasselbe

neugierig gemacht. Mich interessiren nur zwey davon, nemlich die von Heyne und von Herder. Ueber Klopstocks orthographische Ideen habe ich Dir sonst einmal meine Gedanken gesagt. Ueberhaupt sind wir beyde in Ansehung dieses Mannes nicht recht einig, ich liebe und bewundre ihn, aber sympathisire nicht recht mit ihm. Die Freymaurer sind ein Volk, an das ich nicht zu denken pflege, wüßte auch nicht, was mich bewegen sollte, an sie zu denken. Für mich selbst habe ich dergleichen Gesellschaften, wenn Tyrannen des menschlichen Geschlechts Hauptpersonen darin sind. Cramers Klopstock widersteht mir. In Odensee soll ein beträchtlicher Buchladen von Deutschen Büchern seyn. Ich werde dieser Tage hinausreisen mich damit bekannt zu machen. Was wird von der Stolbergisch = Vossischen Homerübersetzung geurtheilt? Ich habe neulich eine Lieblingsstelle meines Homers in einer Art von Ode paraphrasirt. Achill sagt irgendwo: *Εγω δ' ὀλίγον τε φίλον τε βροχόμαι ἔχων, ἑπὴν πεκαίμην*. Hier hast du meine Paraphrase.

Der Contrast der beyden ersten und letzten Strophen gegen einander scheint mir glücklich, auch dünkt mich daß in der dritten Strophe etwas tonmalerisches ist: aber meine Urtheile von meinen eignen Arbeiten pflegen sich sehr geschwinde zu ändern, und so lieb mir meine Säckelchen eine Zeitlang seyn können, so verhaßt werden sie mir insgemein wiederum. Du erinnerst mich sonst daran, daß es gut wäre, auch verurtheilte Arbeiten aufzuheben, um den Gang seines eignen Geistes daraus zu studiren. Aber ich weiß nicht,

wie das ist, wenn ich etwas gemacht habe, und sehe nun ein, daß es nichts taugt, fühle ich eine Art von Gewissensunruhe in mir bis ich's auf den Scheiterhaufen gebracht. Ich denke das ist so was als die heiligen Väter Inquisitoren gegen die Ketzer empfinden. Eine größere Ode in ähnlichem Gusto werde ich Dir vielleicht ein andermal mittheilen, vielleicht auch nicht. Denn es ist viel Italiänisches drinnen, und das weiß ich wohl ist nicht für Dich. Kurz vor meiner Abreise von Hause fiel mir ein Griechisches Gedicht in die Hände, das ich für ein Meisterstück in seiner Art halte. \*) Es ist eine Art Romanze unter dem Titel *τα κατ' Ηρώ και Λεωνόρον*, und wird für ein Werk des Musäus ausgegeben, ist aber der Sprache nach aus dem romanisirenden Alter der Griechen. Ich konnte das Gedruckte nicht zu Kauf bekommen, so hab ich's mit eigener Hand abgeschrieben, ob es gleich aus über 350 Hexametern besteht. Nun kein Wort mehr, bis ich Dein versprochenes Schreiben erhalten habe. Du hast wohl nie einen so langen Brief bekommen, als dieser schon ist.

Den 18. November. Du schreibst nicht, so muß ich meinen Brief fertig machen und mit der heutigen Post abschicken. Daß Du nicht Wort hältst ist nicht recht; aber was hätte ich davon, wenn ich mit Dir zankte? Ich fange an eine Rückkehr meiner Melancholie zu befürchten, die feuchte schmutzige Witterung ver-

\*) Passow hat in ähnlichem Gefühle dieß Gedicht treffend gewürdigt.

hindert mich auszugehen, und habe gar keine Gesellschaft, die mich interessirte. Auch bin ich noch auf keine Verädr gefallen, die mich recht beschäftigte. Meine Gesundheit hat sich, seitdem ich Kopenhagen verlassen, sehr gebessert, und habe ich mich auch von allen diätetischen Willen losgemacht, die uns beengen und plagen und wodurch wir am Ende doch nicht gewinnen. Auf eine dauerhafte ununterbrochene Gesundheit darf ich für's erste nicht Rechnung machen; doch habe ich mir selbst wohl abgemerkt, daß es viel auf meine je-  
deomahlige Verfassung davon ankommt. Sobald nun meine Hypochondrie anfängt sich einzustellen, gebe ich mir gegen mich selbst eine Miene, als achtete ich's nicht, und denn pflegt's auch nicht lange zu dauern. Glucke wohl. Drey Briefe muß ich wenigstens von Dir haben, ehe Du wiederum einen von mir pretendiren kannst. Aber das möchte wohl eine ziemlich lange Zeit werden, und ich mag gar gerne drüber seyn, an Dich zu schreiben. Nur Einen Brief von Dir, so sollst Du gleich eine Antwort haben; und halte das nicht für eine Probung; denn nächstes mal will ich eben so kurz schreiben als Du. Diesen mag ich nicht einmal wieder durchlesen um die Schreibfehler zu corrigiren. Sollten bin und wieder einige seyn, so wirst Du mich doch wohl verstehen; wir pflegten uns einander ja auch mit halben Worten verständlich machen zu können. Leb wohl. Ich bin Dein Freund G. Z.

An denselben. Den 26. Nov. 1778.

Mein Bester, hab Dank für Deinen lieben Brief und für alle die Freundschaft und Theilnehmung, mit der er geschrieben war. Und doch machte er mich ganz melancholisch. Setzte mich im Dunkeln ans Fenster und gasste den Regen und Schlossen unsre alte Kirche an. Wunderbar ist das, und möchte ich mich über mich selbst ärgern; über das Schiefe, Unbestimmte in meinen Wünschen, und daß ich wie ein Kind mich mit Dingen amüfire, die nichts sind, stelle sie in ihr freundliches Licht und ergöße mich an den hellen Farben; und rückt man sie ins Dunkel, das ihnen gebührt, wie es mich zerknirscht, und gräme mich in mich selbst hinein mit Bitterkeit. Ich hatte lange aufgehört ernsthaft über die Sache zu denken, von der Du sprichst, war mir nur eine dunkle Erinnerung, wie von einem lieblichen Traum, von einem guten Tage, der gewesen ist, lieb und freund, und ist nicht mehr. Und nun Du so ernsthaft und distinct davon redest, hattest das Wort aufgefangen, das ich ohne deutlichen Gedanken gebraucht hatte, und wiederholst mir, daß es Verlust war, was ich mir als Resignation dachte. Gott weiß, daß ich keinen Wunsch, keinen Gedanken mehr habe, und doch fiel mir's auf, warf ein dumpfes schaudriges Gefühl über mich, und diese Beziehung auf einen andern glücklichern. Was ist der Mensch, was sind Wünsche und Bestimmung! Ja, Esmarch, ich liebte sie einmal, ich überredete mich, daß sie mich liebte, sich mir zu nahen suchte wie ich mich ihr, ich glaubte ganz gewiß daß sie mir bestimmt wäre. Sie schien mich zu ver-



stehn, wenn ich stumm und sinnend ihr Auge suchte; und wenn ich finster und niedergeschlagen dastand, faßte sie mich bey der Hand, und dächte mich, daß in dem Händedruck ein Versprechen freyer Zeiten war. Ich war damals gewiß glücklich, und einige Abende, die ich in ihren Schooß gelehnt zubachte, sind vielleicht die glücklichsten meines Lebens gewesen. Das ist alles, was ich Dir von einer Periode sagen kann, die nur kurze Zeit dauerte und deren Folgen für mich sehr traurig waren. Du wirst hierin nichts Ungewöhnliches finden; auch weiß ich nicht, ob dieß Liebe war in dem eigentlichen heben Sinne des Wortes, mehr wohl eine stille zärtliche Freundschaft, eine innige Zufriedenheit, Theilnehmung gefunden zu haben in einem weichen weiblichen Herzen. Ich hatte an dem Mädchen gar keine Reize entdeckt, bis ich auf den Gedanken fiel, daß sie mir gut wäre, daß sie sich für mich interessirte, wie die andern nicht zu thun pflegten. Ich war damals in derjenigen Verfassung, wo wir voll vom Gefühl des Drucks und der Niedertretung begierig jede Stütze ergreifen, die sich uns darbietet, unsre Arme jedem entgegenstrecken, der uns die Hand reicht, uns nicht von sich zu stoßen, wie die andern thun. Man ist da sehr geneigt sich selbst zu hintergehen: wo wir nur ein wenig Theilnehmung antreffen, dünkt's uns viel, heben uns empor, Selbstgefühl und Wünsche vereinigen sich Präensionen zu formiren, die vielleicht gar keinen Grund hatten. Vielleicht war ich betrogen, vielleicht hielt man mich für einen Klog, mit dem man die Fabel vom Eimon so halbwegs nachtragieren wollte; oder war's eine

Erfindung von meinem Better Zoega, um meinem finstern Mißvergnügen, wovon man vielleicht die Folgen fürchtete, eine Diversion zu machen. All das kann sein, mag sein, und mag ich mich ihr nicht darüber aufklären. Es währte nicht lange, daß ich anfang in ihrem Betragen gegen mich einen Zwang zu entdecken, der sonst nicht da war, und den ich mir nicht zu erklären mußte, bald als Kofetterie auslegte, nachdem man mich auf dem Punkte hatte, wo man mich haben wollte, bald als Furcht der Eltern, denen ich mehr willkommen schien. Es versteht sich, daß ich am meisten geneigt war, das Letzte zu glauben, und ein gewisser melancholischer Blick, mit dem sie mich bisweilen ansah, bestätigte mir's. Um diese Zeit erfuhr ich das, was Du mir in Deinem Briefe als eine mir vielleicht unbekannte Sache erzählst. Es ergriff mich damals mit Schauern und warf mich nieder; und das um so mehr, da mir's zuerst von einer Person gesagt ward, die von ihr ganz eingenommen und über meine Vertraulichkeit mit ihr neidisch war. Man machte mir dabei das spöttische Compliment, daß nun ein Glück für mich wäre, mich nicht in sie verliebt zu haben, ungeachtet ich mich so viel mit ihr beschäftigt hatte. Ich biß die Zähne zusammen und antwortete, daß mir das lange muthmaßlich gewesen, und daß ich ihr dazu Glück wünschte. Ob ich mich vertiet, weiß ich nicht; doch ist der Sache seitdem nicht gegen mich gedacht worden. Von nun an setzte ich mir vor, sie nicht mehr zu sehen, und vermied alle Gesellschaften, wo ich erwarten konnte sie anzutreffen, ungeachtet mir

von verschiedenen Seiten Vorwürfe darüber gemacht wurden, besonders von meinem Vetter, der von Anfang an wie geflissentlich uns zusammen zu bringen gesucht hatte. Unterdessen würde wohl mein Entschluß nicht lange Stand gehalten haben, wenn nicht meine Krankheit gewesen wäre, die kurz darauf folgte, und die mich zerstörte und vernichtete. In der Zeit vergaß ich sie fast, und blieb mir nur ein dunkles wehes Andenken übrig. Die Sache war mir ein Räthsel wenn ich darüber nachdachte, und ich scheute mich gegen irgend jemand einer Sylbe davon zu gedenken. Denn mißlungene Liebe wirft auch in den Augen unserer besten Freunde ein gewisses Ridikül auf uns. Selbst Dir wußte ich's heimlich Dank, daß Du gewisse Worte, die ich während meiner Berauschung gegen Dich hatte fallen lassen, in der Folge nicht wiederum erwähntest. Du erinnerst noch den Zustand, der auf meine Krankheit folgte. Innere aufreibende Wuth, die bisweilen in Symptome der Raserey ausbrach, ein Gefühl der tiefsten unerseßlichsten Beleidigung, die mich nach Rache dürsten machte, und die eines festen individuellen Gegenstandes beraubt, einen determinirten allgemeinen Menschenhaß in mir hervorbrachte, der just am meisten gegen diejenigen gerichtet war, gegen die ich sonst Zuneigung gehabt hatte. Mein Abentheuer erschien mir zu der Zeit in einem sehr demüthigenden Lichte. Ich war geneigt, alles aufs ärgste auszulegen, ich glaubte, daß man mich gemißbraucht und heimlich über mich gelacht hätte, und bildete ich mir ein, auch die Person zu hassen, der ich sonst so innig gut gewese-

fen war. In dieser Verfassung sah ich sie zum letztenmale an einem Orte, wo ein unvermeidliches Engagement mich hingezogen hatte. Ich wußte es vorher, daß ich sie da antreffen würde, und hatte mir vorgesetzt, alle Unterhaltung mit ihr zu vermeiden und ihr mit der äußersten Kälte und Gleichgültigkeit zu begegnen. Du kannst denken, daß es ihr nicht viel kostete, einen Vorsatz von der Art übern Haufen zu werfen. Ich hatte nicht Stärke genug, vor einem Mädchen zu fliehen, das mir mit Freundschaft und Theilnehmung entgegenkam, und das sich fest an mich zu drängen schien. Ich hatte mich von der Gesellschaft getrennt, gieng finster in mich gekehrt einen einsamen Gang und zerpflückte Blätter, wie es damals meine Gewohnheit war. Hier kam sie auf mich zu und reichte mir den Arm mit ihr zu gehn. Ich ward gewahr, daß sie sich mir mit Erröthen nahte, das verwirrte mich ganz. Ich gleng mit, und das war alles; denn ich hatte ihr nichts zu sagen und auf ihre Fragen, wegen meiner Absonderung, meines finstern stummen Wesens, konnte ich nichts antworten. So schleppten wir mit einander fort bis Trant und die jüngere Schwester uns aufstießen. Sie klagte über mich gegen ihn; Trant lächelte und antwortete nichts, wie das so seine Weise ist. Es war einer von den schönsten Abenden, die wir vorigen Sommer hatten. Die ganze Gesellschaft war ins Grüne gegangen, und wollte man sich bald sammeln, bald zerstreuen. Trant hatte Geschäfte und sollte früh zur Stadt, wir begleiteten ihn längs des Wassers hin zum Castell, und trafen unterwegs verschiedene von der Gesellschaft an,

Unterdessen öffnete sich mein Herz, wir fielen auf verschiedene meiner Lieblingsmaterien und ich sprach mit Wärme, wie ich zu thun pflege, wenn ich verstanden zu werden glaube. Wir sprachen auch von Dir, und daß Du der einzige Mensch auf Erden warst, mit dem der störrische Zoega einigen Umgang hatte. Hier muß ich abbrechen, morgen schreibe ich Dir mehr.

Den 27. Nov. Ich fahre fort wo ich gestern stehn geblieben. Wir blieben unter freyem Himmel bis wir zu Tisch gerufen wurden. Der Abend ward immer freundlicher, immer heimlicher. Ich erinnre mich deß noch deutlich, wie wir in der späten Dämrung am Pebling-See standen, wo der Weg hineingeht zum Osthor, und schauten so hin über das stille kräuselnde Wasser, nach den hohen Linden vom blauen Hofe und dem Gebüsch, das längs dem östlichen Rande des Sees liegt. Die schöne schlummernde Natur hat alsdann einen unwiderstehlichen Einfluß auf unsre Seele, man vergißt da alles Stürmen und Ungeßüm und ist lauter Wohl und Friede um uns: Wir sprachen nichts, aber es ward mir, als wenn die ersten Tage unserer Bekanntschaft zurückgekehrt wären, alles so leicht und frey und vertraulich; und waren wir den übrigen Abend unzertrennlich, wie in jenen Tagen, da mein Vetter zu sagen pflegte, was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden. Ich lächle selbst mitleidig dabey, wenn mir so was einfällt, und das wirst Du auch thun. Ich schwamm icht in Zufriedenheit. — Allein wie der Rausch dieses Abends schwand, diente als

laß nur dazu, mich meine ganze übrige traurige Lage  
 doppelt empfinden zu lassen. Der Gedanken, daß ein  
 liebes gefühliges Mädchen mir gut wäre, mich jedem  
 andern vorziehen würde, und denn mich so hingeworfen  
 zu sehn, reducirt auf ein elendes winziges Geschöpf  
 ohne Zweck oder Hoffnung, daß selbst der Wunsch, sie  
 zu besitzen, mich in meinen eignen Augen lächerlich ma-  
 chen mußte. Ich werde Dir diesen Zustand nicht be-  
 schreiben; es ist vielleicht einer von den schrecklichsten,  
 die sich denken lassen. Zu jeder andern Zeit wäre mir's  
 wohl unmöglich gewesen, mich von ihr loszureißen;   
 ißt aber ward sie mir ein neuer Bewegungsgrund meine  
 Entfernung von Kopenhagen mit Ungeduld zu betreiben;  
 auch war es mit derselben schon vorher so weit gekom-  
 men, daß ich nicht mit Ehren wieder zurücktreten konn-  
 te. Es giebt eine gewisse Art von Schmerz, der an die  
 Gefühllosigkeit gränzt, und ich denke, daß ich mich die-  
 sem schon nahte. In den Tagen, die von dieser Zu-  
 sammenkunft verflossen, bis ich den Brief von meinem  
 Vater erhielt, wodurch ich von K. abgerufen ward,  
 dachte ich ihrer selten und wenn der Gedanke aufstieg,  
 war's nagende innre Wuth, daß ich mit den Zähnen  
 knirschte und mein Angesicht verhüllte. Erst nach der  
 Zeit fieng ich wiederum an mich zu erinnern, was sie  
 mir gewesen war, was sie mir hätte seyn können, rief  
 die Hoffnungen zurück, die ich einmal gehabt hatte,  
 und nicht mehr hatte, forschte und verglich ihr Betra-  
 gen gegen mich. Dieß machte mir den lange gewünsch-  
 ten Abschied sehr bitter, wenn ich gleich das in mich  
 selbst verbiß. Ich hatte sie die letzten Tage beständig



im Gedächtniß, und schwebte sie um mich mit einem dumpfen wehen Gefühl, wovon ich mich nicht losmachen konnte. Ich habe noch einen unvollendeten Aufsatz aus der Zeit liegen, der an sie gerichtet war. Nach der Zeit ist ihr Bild immer dunkler geworden. Ich erinnere mich wohl bisweilen mit heimlichem Wohlgefallen der Theilnehmung, die ich bey einem guten sanften Mädchen fand, das nicht für mich bestimmt war; und habe für sie keinen andern Wunsch, als daß sie glücklich seyn möchte, glücklicher als sie's vielleicht mit einem Manne seyn wird, der gewiß ein braver gutmüthiger Mann ist, aber mit dem sie wenig sympathisirt und dessen Gesellschaft ich sie oft habe fliehen sehn. Ich bin auch überzeugt, daß es weniger ihre Verdienste waren, die sie in meinen Augen schätzbar machten, als der Drang nach Mittheilung, der bey ihr eine Befriedigung fand, die er sonst vergebens suchte. Sie ist vielleicht das Gegentheil von schön, und in ihrem Betragen ist vieles, was unpartheyische Beurtheiler Affectation und Koketterie nennen wollen. Und dennoch finde ich in mir, daß ich sie wieder lieben würde, wenn ich um sie wäre, daß ein Druck von ihrer Hand sie in Engelschönheit vor mir darstellen würde, und ein Blick von ihrem nassen oft verstört scheinenden Auge jedes sanfte Gefühl in meiner Seele aus Todesschlummer erwecken. Du kennst meine schwachen Seiten, und warum sollte ich suchen sie Dir zu verbergen? So hab ich Dir alles rein heraus erzählt, ohne Rücksicht wie viel oder wie wenig Ehre es mir mache. Ist, da die Sache aufgehört hat, von Folgen seyn zu können,

kann ich mit ziemlicher Kälte davon reden; auch hat mich diese Erzählung nicht sehr angegriffen. Nur Anfangs afficirte die Erwähnung mich stark, da es unerwartet war, und mir die Sache von einer Seite gezeigt ward, von der ich sie lange nicht mehr zu sehen gewohnt war. Jetzt ist es mir lieb, daß ich eine Veranlassung gehabt habe, sie mit mir selbst ins Reine zu bringen. Einiger Auftritte kann ich mich freylich nie ohne Nührung erinnern, aber die ist doch von der stillen gedämpften Art, die in unsern Nerven nur ein lindes Wehen, keine schmerzhaftes Erschütterung verursacht. Nur muß mir nicht einfallen, daß das vielleicht hätte anders seyn können, daß ich vielleicht selbst Schuld, zu ungeduldig, zu störrisch war. Ich pflege mir das denn geradezu abzulängnen, und daß ich nicht anders handeln konnte, nicht anders durfte, wenn ich nicht ganz zertreten seyn wollte, allen Anspruch auf den Charakter eines freyen entschlossenen Mannes aufgeben wollte. Nun genug davon. Es mußte so seyn und darum ist's gut.

Den 28. Nov. Da hab ich Dir nun ein weitläufiges von einer Sache geschrieben, die Dich bloß als Freund interessiren kann; denn für den Beobachter möchte nicht viel darin seyn. In dem, was ich Dir von geheimen Zügen schrieb, war gewiß kein Gedanke, als könnten wir beyde in Collision kommen. War nur so ein Zug in meiner Manier, wobey man viel oder wenig denken kann, je wie man will oder aufgelegt ist. Alle meine Ansprüche sind durchstrichen und

radirt, und wenn ich eine Cession machen könnte, so würde ich wohl nicht lange zu wählen haben. Aus Freundschaft für Euch beyde wünschte ich, daß Ihr einander kenntet, weiter freylich auch nichts in der Lage, worin Ihr beyderseits seyd. Und denke ich nicht, daß für Dich einige Gefahr dabey seyn würde, so wenig als ich glaube, daß für mich gewesen wäre, wenn ich das vorher gewußt hätte, was ich nach der Zeit erfuhr. Schreib mir doch, wie und durch wen Du sonst Nachrichten von ihr erhalten hast. Ich hoffe und wünsche, daß das ohne Beziehung auf mich geschehen ist. Und dann sag mir kein Wort weiter von der Sache: wenn ich mich damit beschäftige, ist's als wenn sie wiederum anfienge mich zu interessiren, und das möchte ich nicht gern. Und doch das ist nicht mein Ernst. Erzähl' mir nur dann und wann von ihr; mir ist doch mehr wohl als wehe dabey, wenn ich Gelegenheit habe an sie zu denken.

Ich will Schritt mit Dir halten. Es ist gut einen Leitfaden zu haben, dergleichen ich oft vermisste und verwickle mich denn in der Menge meiner labyrinthischen Râsonnemente, weiß nicht wo ich anfangen oder enden soll. Der Mann dessen ich in meinem Briefe gedacht habe ist ohne Zweifel mein Arzt; ich wüßte unter den Dänen keinen, der mich so verstanden hätte als er.

Es freut mich, daß wir in unserm Urtheil über W. Fabricius einig sind. Eine Tochter von seinen ist gegenwärtig in Christiansfeld, also muß er sich wohl Erlaubniß ausgewirkt haben. Gegen das Verbot habe

ich sonst auch verschiedentlich declamirt. Aber Esmarch, was ist Tyranny, was sind Rechte der Menschheit? und kann man sich die Begriffe deutlich denken ohne zu wünschen ein Trofese zu seyn? Ich habe izt meistens gute Laune und bin's zufrieden, daß's in der Welt noch so erträglich hergeht; aber wenn mir denn so was auffällt, wie sie muthwilliger, leichtsinnigerweise uns drücken und beengen, so werde ich wild, und wird all der grimme, brennende Haß in mir rege.

Abends. Hab Dank, Lieber, für den Stilling. Ich habe ihn heute erhalten, und schon mit grosser Begierde durchgelesen. Mehr sage ich Dir davon nichts, bis wo die Ordnung Deines Briefes es mit sich führt: denn das ist nun dießmal meine Laune, der zu folgen.

Von den Herrnhutern denke ich nicht ganz so vortheilhaft als Du. Meynst Du wirklich, daß dasjenige, was Du bey ihnen erwartest, bey irgend einer nur mittelmässig zahlreichen menschlichen Gesellschaft Statt finden könne? Mir scheint's unmöglich, daß eine so hohe transcendente Leidenschaft durch irgend ein System, irgend eine allgemeine Einrichtung hervorgebracht werde. Am wenigsten erwarte ich sie bey den Brüdern, die mit solcher Emsigkeit und Zierlichkeit den Geschäften des Gewinnes obliegen. Wenn irgend eine Einrichtung im Stande wäre, sie hervorzubringen, so müßte es die monachalische seyn, die man in derjenigen Kirche findet, für die ich, wie Du weißt, eine so grosse Parthenlichkeit habe. Ich weiß wohl, daß sie auch da im Allgemeinen nicht angetroffen

fen wird : das menschliche Herz will seinen eignen Gang gehen , und ist noch kein Mittel erfunden worden , ihm eine abgezweckte Richtung zu geben. Eine solche verehrungswürdige Leidenschaft ist nur das Antheil von Individuen , und gehört mit der Begeisterung des Dichters , des Künstlers , des Liebhabers in eine Klasse. Ich bin geneigt zu glauben , daß verschiedene von den Häuptern der Brüderkirche von ihr getrieben werden ; aber ich denke , daß sie die Natur des Menschen verkannten , als sie darauf ausgiengen , Proselyten zu machen. Bemühungen von der Art sind vielleicht der geradeste Weg uns zu Heuchlern und Wortkrämern zu machen. Ich verdamme niemand , ich glaube keineswegs , daß der größte Theil von den Brüdern dergleichen Leute sind ; aber ich denke , daß sich jener hohe Zweck schon längst bey ihnen verloren hat , daß es mit ihnen , wie mit allen andern Sekten , auf die Annahme eines gewissen ruhigen Systems herabgesetzt sey , dessen Einfluß auf ihre Gesinnungen und Handlungen von den jedesmaligen Umständen abhängt. Ich habe seit ich hier bin die vom Synodo unitatis fratrum 1751 herausgegebene Declaration gelesen , die vortreflich abgefaßt ist und sehr viel wahres , menschliches , tiefgedachtes enthält. Der Verfasser ist ein gewisser Spangenberg. Auch las ich Zinzendörfs Bedenken über die gegen ihn geführte Controvers , worin ich einen redlichen beleidigten Mann , und ein grosses über die kalte Alltagsvernunft erhabnes Genie anzutreffen glaubte. Auf unserer Reise hieher hielten wir uns einen halben Tag in Christiansfeld auf , und besahen alle Ein-

richtungen der dortigen Gemeine. Ich mußte sie fast alle einzeln loben, und doch gefiel mir das Ganze nicht. Es muß nothwendig die Wirkung haben, den menschlichen Geist zu beengen, sein Feuer und seinen Stolz zu dämpfen und ihm überhaupt eine schwachmüthige Stimmung zu geben. So mag die Sache gut seyn für andre, nicht für mich.

Ueber Religion und Frömmigkeit haben wir beyde verschiedene Grundsätze, und kann das nicht anders seyn: Du bist ein besserer, sanfterer Mensch als ich, und ich werde mich vielleicht in einem reifern Alter Dir mehr nähern. Ich verehere die Religion unserer Väter, ich weiß was sie vielen ist; aber mir hat ihr Gott sich noch nicht geoffenbaret, und bis dahin ist für mich keine Ueberzeugung. In meiner frühesten Jugend war ich ein Enthusiast für sie, redete von nichts lieber, und fühlte bey der Lesung der Bibel und andrer andächtigen Bücher einen gewissen sanften Schauer, der mich in eine Art von Entzückung versetzte. Sie war's die meinem Geiste den ersten Stoß zur Thätigkeit gab, und suchte ich mit Fleiß und Ernst mich recht fest und unerschütterlich in ihr zu gründen. Allein das Ende dieser Bemühungen war, daß ich ein Zweifler und Naturalist ward ohne andre Bücher gelesen zu haben, als die zu ihrer Vertheidigung geschrieben waren; und die man unter die besten in ihrer Art rechnet. Ich bin eine Menge von Klassen durchgegangen bis zum Atheisten, und was ich jetzt bin weiß ich nicht, wenigstens haben wir keinen Namen dafür. Dieß ist wohl sonderbar, so wie überhaupt die Geschichte



meines Geistes es ist, und ist es mir hier gegangen, wie sonst oft; daß ich just dahin kam, wo ich nicht hin wollte; eine Bemerkung die auf meine gegenwärtige Art zu denken und zu handeln einen sehr thätigen Einfluß hat. Aber davon sollst Du ein andermal mehr hören.

Den 29. Nov. Die Stelle im Stilling von den Kräften der Natur ist S. 130 der Jünglingsjahre.

Den 30. Nov. Es ist heute Sonntag, da denk ich Dir recht viel zu schreiben. Ich bleibe bey meiner Ordnung.

Der gute Memmert wäre also abgereist. Ich fühle wie viel Du an ihm verlierst. Grüß ihn doch von mir, so oft du ihm schreibst. Ich erwartete, daß ihm der Abschied von K. sehr sauer werden würde. Danke Rambusch für seinen Gruß. Grüß auch Hahn, ich bin ihm doch recht gut, so sehr ich's einem Menschen mit scharfem treuherzigem Auge seyn kann. Preisler gefällt mir; ich lieb's immer, wenn die Leute mit Entschlossenheit für sich selbst und nach ihrem eignen Sinn handeln.

Du willst mein Urtheil über Stilling wissen; aber was kann ich Dir sagen, als worüber wir schon lange einig sind, daß es ein trefflich Buch ist? Doch gefällt mir dieser Theil weniger, als die beyden ersten. Der Abhandlungen und augenscheinlichen Vorsehungsproben sind mir zu viele darin; das ermüdet. Hersfeld, Molitor, und der letzte Besuch bey der alten Großmutter haben mir besonders gefallen, doch wüßte ich in diesem Theile

keine Stellen, die mich so durchdrungen hätten, als verschiedene in den vorigen. Vieles ist darin, wovon ich keine Begriffe habe, vieles worüber ich anders denke als der Verfasser. Ich bin nicht von den Leuten, die alles unter ihr System rangiren wollen; ich habe kein ausschliessendes System, und läugne kein Factum weil ichs nicht begreifen kann; aber ich pflege auch nicht viel aus einem Factum zu folgern. Kannst Du mir keine nähere Nachricht verschaffen vom Verfasser? Daß es wirkliche Begebenheiten sind, habe ich vom Anfang an geglaubt, und das denk ich ist just das größte Verdienst des Buches, daß einem das gleich einleuchtet, dieser originelle Ton der Wahrhaftigkeit, daß man ihm nicht zu widersprechen wagt. Unter den Straßburgischen Personen ist nur eine einzige, die ich Dir genannt haben kann, und der Actuarius Salzmann, ein liebenswürdiger Mann, und das ist ungefähr alles, was ich von ihm weiß. Er hatte einige Jahre als Hofmeister bey dem Baron Stein in Göttingen gelebt, und ich war von Hrn. Meiners an ihn adressirt. Durch ihn ward ich auch in die Gesellschaft der schönen Wissenschaften eingeführt, deren im Stilling gedacht wird, und die damals in dem Hause eines Hrn. von Lankheim zusammen kam. Unter den Vorlesungen, die ich da hörte, gefiel mir vorzüglich eine über den Gebrauch der Logik von Mag. Blesig, den ich in Göttingen gekannt hatte, und der vielleicht ein Sohn seyn mag von dem Rathsherrn Blesig, der im Stilling genannt wird. Salzmann las eine Uebersetzung eines Stück's aus dem Vicar of Wakefield vor,

die mir nicht recht schmecken wollte. Sein Vater ist Luthertischer Geistlicher in Straßburg und auch ein lebenswürdiger Mann. Göthe wird hier von der Seite des Herzens gelobt, und ich fühle eine Ueberzeugung in mir, daß der Mann die Wahrheit sagt, wenn gleich fast die ganze Welt das Gegentheil behauptet. Vielleicht geht überhaupt meine Verehrung dieses „ausgezeichneten Menschen“ zu weit; allein allenthalben finde ich mich selbst in ihm wieder, und was für Maßstab haben wir armen Sterblichen sonst?

Heilmann ist ein guter gefühliger Mann. Wir wurden den ersten Abend, da wir uns antrafen, sehr offen gegen einander. Das Gespräch war bey Tisch auf den Umgang mit den Großen und die dabey nothwendige Verstellung gefallen. Ich sprach mit Eifer und Bitterkeit dagegen, ward aber bald inne, daß ich einigen Anwesenden, ohne es zu wollen, wehe gethan hatte. So waren wir alle geneigt, das Gespräch abzubrechen. Als wir aber aufgestanden waren, machte Hr. Heilmann sich an mich, und ließ sich wiederum über dasselbe Gespräch mit mir ein. Seine Gedanken waren mit den meinigen ungefähr übereinstimmend, nur mehr gemässigt, wie das sein Charakter und seine Lage so mit sich bringt, und daß er seufzte, wo ich zu fluchen pflege. Wir fielen dann auf verschiedene andre Gegenstände, und fand ich einen Mann an ihm, der selbst aus eigner Erfahrung denkt. Ein helles Genie dünkt er mich nicht, auch ist er mit seiner Gelehrsamkeit zu freygebig. Er spricht gern in Gesellschaften von allerhand Dingen, ohne zu untersuchen, ob die andern auch

etwas dabey denken und will sich viel auf Journalisten und Kritiker berufen. Er versteht Musik, auch etwas Zeichnen. So habe ich mich mit ihm versprochen die Gegend zu durchstreifen und ihm alle schöne Plätze und Aussichten zu zeigen, mit denen ich schon ganz vertraut bin. In der That, mein Vester, ich habe die Natur nie so genossen als seit ich hier bin, so mit innerer Ruhe und so ganz ihrer selbst wegen. Und doch ist dieß die Jahreszeit da sie am wenigsten schön ist; was wird der Frühling seyn! Gott erhalte mich nur beym guten Gefühl.

Gearbeitet habe ich hier noch nichts. Meine Zeit ist noch nicht gekommen. Meine bisherigen Arbeiten überzeugen mich nur zu sehr, daß ich noch nicht im Stande bin, mir selbst ein Gnüge zu thun, und bis dahin darf ich wohl auf den Beyfall andrer nicht rechnen, mag ihn auch nicht. So denke ich für's erste nichts zu machen, es geschehe denn um einen plöglich sich regenden Trieb zu befriedigen, und Aufsätze von der Art bleiben insgemein in ihrer ersten rohen Gestalt liegen. Sollte ich etwas von einigem Werthe hervorbringen, so werde ich Dir's gewiß mittheilen, auch wenn's so beschaffen wäre, daß die andern es nicht sehen dürften. Ueber die Weise unsern Transport einzurichten, werde ich Dir ein andermal schreiben; noch bin ich nicht in Odensee gewesen, habe aber nächsten Freytag zu einer Reise dahin bestimmt. Ich weiß nicht, was ich mit meiner Sabina anfangen soll; als Ganzes tangt das Stück nichts, und doch denke ich noch immer, daß viel schönes darin ist. Viele Stellen darin

haben für mich ein ganz eigenthümliches Interesse; und igt hast Du den Schlüssel zu ihrer Deutung. Meine Anmerkungen über den Homer sind bloß ein Fragment, das ich Dir der Idee wegen hätte zeigen mögen, die das einzige allenfalls Merkwürdige dabey ist. Zu ihrer Ausführung bin ich noch nicht im Stande, und war es damals noch viel weniger.

Nun wäre ich mit der Beantwortung Deines Briefes fertig, und könnte also schliessen. Aber da ich einmal einen doppelten Brief bezahlen muß und noch drey Tage hin sind, bis ich ihn abgeben kann, so denke ich auch noch den sechsten Viertelbogen voll zu schreiben. Mein Versprechen von legt, mich kurz zu fassen, wirst Du hoffentlich schon vergessen haben; denn ich mag wirklich sonst gern das Ansehn haben Wort zu halten.

Den 3. December. Daß ich hier fast täglich herumstreife weißt Du. Nun ist nicht weit von der Stadt ein Kliff, der steil und vorschüssig beynähe eine Viertelmeile längs des Gestades hinläuft. Dieß ist einer von meinen Lieblingsgängen, besonders gegen Abend. Seine Krümmung macht, daß ich an einigen Orten nichts als das weite Meer vor mir sehe und hinter mir den Fels, der mit seinen tausend Buchen über mich herabhängt und den Absturz droht. Wenn nun die Sonne sich zum Untergang neigt und dicke Nebel auf den Wassern schwimmen, so ist dieß eine Empfindung der Einsamkeit, die sich in Grausen der Seele mittheilt und doch behaglich ist. Oder wenn's Fluth ist, daß die Wellen mit dumpfem Brausen vordrängen und zer-

schellen zu meinen Füßen an den vordersten Steinen. Manchmal geh' ich auch oben am Rande des Kliffs hin, wo ich bey lichtem Wetter die Aussicht nach verschiedenen Inseln und Küsten habe, die in geheimnißvoller Ferne längs dem Horizont hin liegen. Ich fühle denn oft ein gewisses Sehnen in mir, und würde mir, deucht mich, wohl seyn, wenn ich mich herabsenken könnte und hinschweben über den leichten Gluthen. Dieß wird mir am meisten lebhaft, wenn ich bey dunklem Abend ein einsam Lichtlein in der Ferne erblicke, das mich einzuladen scheint, ob nicht in der verborgenen Hütte Mittheilung wäre für die schwillende eingeengte Seele. Oft ist dieß Gefühl sanft und gut und ergießt sich mein Herz, daß ich mit den leisen Wellen rede und mit dem Lüftchen, das an der durren Eiche hinrauscht. Aber oft stürmt's und braust's in mir, und fühle, daß es doch ein leeres zweckloses Wesen ist, wenn ich so herumirre, ergöße mich an Dingen, die mir nichts sind, mir nichts gewähren, als das augenblickliche Anschau. Es ist mir denn, als wenn alle meine Sehnen erschlafften, daß ich nicht von der Stelle kann, stämme mich an einen Baum und denke nach über mich selbst und meine Wünsche, und dünkt's mich all ein unstättes schwindendes Daseyn, finde nirgends ein festes bleibendes Wesen, nirgends den Wunsch, der meine ganze Bestimmung umfaßte. Das ist nun das Alte, wovon Du mir prophezeihstest, daß es wiederkehren würde; dieß Schwanken und Schmachten und Hang der Seele nach etwas, das sie ahndet und nicht weiß. Du hast Recht, ich



Kann mich nimmer davon losmachen, und wo es mit mir enden wird, ist mir selbst ein Räthsel. So wie mir ist, ist mir nicht recht wohl, und doch weiß ich nicht, was ich wünschen soll, damit mir's recht wohl sey.

Esmerch, wenn man gewiß wäre, daß jenseits der Kluft ein neues Daseyn angienge; ich weiß nicht was uns abhalten sollte, hinüber zu gehn, und all das Alte abzuwerfen. Gestern gegen Abend stand ich auf einem Hügel, wo ich einen Theil der Landschaft und des Meeres übersehen konnte. Hinter dem Walde sank die Sonne herab, und gegenüber stand der Mond schon hoch am Himmel. Der ganze östliche Horizont war blau und klar, nur ein einziges Wölkchen zog neben dem Mond auf ohne ihn zu berühren. Der Abendstern funkelte sehr helle; er war der einzige, den ich gewahr werden konnte. Vor mir hin lag das grenzenlose Meer, still und heiter, daß ich in der Ferne die Seevögel entdecken konnte, wie sie in Schaaren über seine Oberfläche einherfuhren. Den Kliff hatte ich gegen Norden und die Flügel der Nacht spreiteten sich schaudrig über seine hochstämmigen Buchen. Ich kann Dir den Eindruck, den das Ganze auf mich machte, nicht beschreiben. Mich deucht, daß ich den Mond nie in so sanfter Klarheit gesehn habe; und wie sich der freundliche ruhevolle Schimmer hingieß in die schlafenden Wellen. Es war das Behagen eines unendlichen Geistes um mich, ein Gefühl der Anbetung, daß ich mich niederwarf, wußte selbst nicht deutlich, was ich dachte. Aber mir war sehr wohl. So sich zu verlieren in der großen umströmenden Empfindung, auszu-

strecken seine Arme durch die weite Einsamkeit, daß uns die Geister unserer Lieben entgegensäufeln. Wie da alle Freuden der Erde schwinden und nichts sind, und möchten diesen Körper hingeben, der uns an sie fesselt, der mit seinen Bedürfnissen uns immer zurückruft, wo keine Fülle, keine Befriedigung für uns ist. Lieber es wird mir oft so gewiß, daß die Bestimmung des Menschen nicht auf Erden ist, aber wo ist sie denn? und warum blieb uns das verborgen?

Den 4. December. Mein Brief ist versäumt worden, deßwegen erhältst Du ihn einen Posttag später als meine Absicht war. Ich erhielt gestern eine Einladung von dem Justizrath Engelstadt aus Rissnige, dessen Gut eine starke Stunde von hier liegt. Weil das Wetter schön war, so macht' ich Gesellschaft mit Hrn. Heilmann um zu Füsse dahin zu gehn, und kamen wir den Abend erst zwischen elf und zwölf wiederum zurück. Der Hof liegt in einer trefflichen Gegend, und da hatte ich mich von der Gesellschaft weggestohlen, um herumzuwandern, und sie recht zu genießen. Das war wohl die Ursache, daß ich den Abend zu müde war zum Schreiben, ungeachtet ich mir unterwegs vorgesezt hatte, mich in der guten heiteren Laune, worin ich war, mit Dir zu unterhalten. Der Weg zwischen R. und R. ist überaus angenehm, besonders wenn's Frost und Mondenschein ist, wie es denn dießmal war. Nicht fern von der Stadt kommt man in ein Stück Gehölze, das ich meinen Garten zu nennen pflege, weil ich sehr oft da bin und weil es

mit Alleen, offenen Plätzen und Vertiefungen durchwebt ist, die alle Kinder des Zufalls sind, allenfalls von einer menschlichen Hand nachgeholfen um die Passage zu erleichtern. Nun denk Dir's sich zu verlieren im schaudrigen Dunkel, und wiederum hervorzukommen in den lichten Oeffnungen, wo vom hellen Himmel der Mond in all seiner Herrlichkeit auf uns herabblückt und dann die Aussicht aus dem Lichten ins Dunkle und aus dem Dunklen ins Lichte, und wie eins ins andre schwindet. Und wenn der Reif ausliegt, daß die Erde unter unsern Füßen glänzt, und knirret jedes Blatt, worauf wir treten. Auch pflegen in den alten Eichen viele Raben zu ruhen, die durch unsre Fußtritte rege gemacht aufflogen, daß es hart rasselte durch die starren Nester. Zunächst an dieß Holz stößt ein Edelhof Namens Lundsgaard; wenn man diesen vorbey ist und ein Stück Ackerland und noch ein Stück Wald, kommt man hinaus über den Kliff, und geht dann längs des Wassers bis zur langen Brücke. Nun kam eben ein Schiff ein und war herrlich anzusehn, wie es stolz und sorglos einherzog auf den silbernen Wellen. Leb wohl. Grüß Bruder Vår. Ich küsse Dich und ihn. Lebt wohl. George Zoega.

An denselben. Den 8. Dec. 1778.

Deinen lieben freundschaftsvollen Brief erhielt ich gestern Abend in einer Verfassung, da ich Zuspruchs und Ermunterung recht sehr bedürftig war. Ich hatte seit einigen Tagen Kopfschmerzen gehabt, daß ich weder vertragen konnte zu lesen noch zu denken, und das

nasse unruhige Wetter, welches mich verhinderte auszugehen, hatte mich vollends leer und mißmuthig gemacht. Ich lag eben auf dem Kanapee hingestreckt in einer Art von einem Schlaf, als der Briefträger zu mir kam. Ich ließ mir nun Licht geben, denn bis dahin saß ich um meine Augen zu schonen im Dunkeln, las Deinen Brief, und hatte ihn noch nicht zu Ende, als ich schon bemerkte, daß mein Geist, der angefangen hatte stille zu stehn, einen neuen Stoß zur Bewegung erhielt, daß der Trieb zu denken wiederum in mir rege ward. Es ist nichts, das mich so sehr zum Denken auffoderte, als Deine Briefe, so simpel und wahr Du auch schreibst und ohne alle gesuchte Auffallendheiten. Aber freylich kann ich mir das wohl erklären; alles andre, was ich lese oder höre, ist so im Allgemeinen, ist für mich und jedermann, aber was Du sagst ist bloß für mich, bloß in Rücksicht auf mich, so wie Du mich kennst. Da hat jedes Wort Wichtigkeit und ist forschenswerth. Auch bist Du mir der Einzige, wie Du sagst, daß ich Dir's bin. Und so muß es auch seyn. Die Freundschaft in ihrem wahren Sinn ist so ausschließend als die Liebe, was der Mensch besitzt, will er für sich allein haben, will nicht theilen so lange es ihm ein Ernst ist. Deinen Geburtstag haben wir also dasmal nicht mit einander feiern sollen; meiner ist gleichfalls in diesem Monath, und da werde ich auch allein seyn. Nun „Gott wird einem jeglichen geben je nachdem er genießen kann“. Ich pflegte mich damit zu einer gewissen andern Zeit zu trösten, da mir's noch wichtiger war. Freundschaft kann doch

nicht ersetzen — — Leb wohl, Lieber, es dämmert so schaudrig über den Kirchhof, ich muß ins Fenster treten.

Abends spät. Du hast Recht Esmarch, ich lache manchmal über mich selbst, aber das ist mit Bitterkeit verknüpft, wenn ich mich des Vergangenen erinnere und der Hoffnungen, die ich von der Zukunft hatte, und vergleiche mit dem, was nun ist. Aber husch darüber weg, das sind meine schwachen Augenblicke, was ich bin, bin ich in mir selbst. Das Unbefriedigte in mir, dieß Suchen und nicht Finden, daß es in Träumen vor mir schwebt und schwindet wenn ich die Augen aufschlage, das ist oft schrecklich, aber würd's nicht im Palast seyn wie in der Hütte?

Was Du von der Vorsehung sagst, und daß wir uns ganz in ihre Arme werfen, ist wahr und gut, wenn man's nur könnte; aber Esmarch ich kann das nicht! Was ist Vorsehung? was wissen wir davon? Ich sage Wir, und meine doch mich selbst allein. Ich glaube, daß ihr andern überzeugt seyd, und wohl euch, daß ihr's seyd. Du hast in meinem Brief eine Stelle gefunden, die Dich schauern macht, ich besinne mich nicht, welche es seyn könnte; aber in meiner Seele ist vieles, was mich selbst manchmal schauern macht, und doch muß es so seyn. Gott hat mir einen Geist zum Führer gegeben, einen Gott der nur mir es ist, und dem muß ich folgen.

Eins mißfällt mir an Dir, daß Du Dich selbst immer so herabsetzest. Was sind Fähigkeiten und Einsichten, und wer ist außer uns, der uns beurtheilen könn-

te? Der Mensch ist alles in sich selbst und durch sich selbst, und alle Wahrheit ist in ihm. Ich sage das nur hinter der Decke; denn die andern möchten mir's verargen, auch würden sie es nicht fassen. Sie sagen, daß mein Stolz mich verderben wird, und ich gönne ihnen die Freude, das zu sagen: denn was wäre ich ohne den?

Den 10. December. Heute bin ich seit Sonnabend zum erstenmale wieder aus gewesen, habe eine lange Tour gemacht in eine entfernte recht romantische Gegend, wo ich noch nicht gewesen war. Da bin ich nun frisch und heiter und habe recht Lust, mich mit Dir zu unterhalten. Wenn ich nur was neues habe, ist mir wohl, daß ich das Alte vergessen kann und die abgenutzte Gegenwart. Herumstreifen daß ich nicht weiß wohin, mich verlieren unter Hügeln und Thälern, eine jähe Kluft aufklimmen da mir selbst bey graust, mich in Höhlen und Gesträuchen verbergen und mich freuen, daß ich so einsam bin. Kommt ich dann nach Hause, müde daß ich kaum stehen kann und hungrig, daß ich vergebens nach Schleem und Dornbeeren gesucht hatte, werfe mich hin und erquickte mich mit einem Stück Brod und Trunk Wasser. Wie mir da wohl dabey ist, und bin mit der ganzen Welt ausgesetzt, und ist mir zur Arbeit so leicht und so freudig. Ich gieng diesen Morgen ungesessen aus, und bin über vier Stunden herumgeirrt. Was die Leute von mir denken, die mir wohl unterwegs aufstossen, weiß ich nicht. Ein sehr kurzer grauer Flaß dacht um den Leib



zugeknüpft, ein runder weißer Hut, die wollenen Strümpfe weit über die Hosen aufgezogen und in der Hand einen knotigen Dornstock, den ich mir selbst geschnitten. In diesem Aufzug ohne Weg und Zweck herumwandernd, da verdenk ich's keinem, daß er wohl stille steht und mir nachschaut. Diesen Abend schreibe ich Dir mehr.

Die Frage oder Behauptung, die ich in meinem vorigen Brief hinwarf, hast Du nicht in meinem Sinne genommen, und muß ich wohl auf die Ehre, einen Lambert zum Gewährsmann zu haben, Verzicht thun. Du bist weniger Sophist als ich, und das macht Dir wohl eben keine Schande; sonst hätte Dir's auffallen müssen, daß der Satz „die Wahrheit liege größtentheils in den gemeinen Ideen“ ein anderes höheres Kriterium voraussetze, und das ist just der Punkt, den ich läugne. Ich habe viel nachgedacht über Wahrheit und über ihre Erkenntniß, sowohl in Rücksicht auf sie selbst als auf den menschlichen Geist. Das Resultat meiner Râsonnements ist, daß es für uns keine absolute Wahrheit giebt, daß jedem menschlichen Individuum dasjenige Wahrheit ist, was ihm acceptabelst scheint; und folglich jeder Mehrheit von Individuen (als ein Ganzes betrachtet um als ein solches zu handeln oder zu leiden) dasjenige, was den meisten unter ihnen. Dieß letztere war es, was ich sagen wollte, und welches mir in vieler Betrachtung wichtig scheint. Ueberhaupt ist diese tiefe und vielleicht unfruchtbar scheinende Speculation von überaus wichtigen Folgen, und hast Du hier einen von den Hauptschlüsseln zu

meiner Denkungsart. Ich erkenne dreyerley Wahrheit; die eine ist ausschliessend für mich, die andre geht mich gar nicht an, und die dritte beurtheile ich in Rücksicht auf mich und andre. Die letzte Art, wo wahr und menschlich gleichbedeutend sind, ist der Gegenstand meiner Râsonnemente; die erste ist in meinen Empfindungen und Schwärmerereyen. Ob ein Mensch vor mir, neben mir oder nach mir so denke, weiß ich nicht, interessirt mich auch nicht sehr. Ich befinde mich bey diesem System so wohl, als übrigens mein Charakter und meine Lage es erlauben, und glaube, daß ich mich bey einem jeden andern weniger wohl befinden würde. Aber ich glaube zugleich daß es nur für mich ist, für einen Menschen, der im Ganzen just so fühlt und denkt. Es verbannt seiner Natur nach alle Dociersucht und Profelytenmacheren, und involvirt die Behauptung, daß ein jeder, dem damit gedient seyn könnte, von selbst darauf fallen werde. Auch weiß ich wohl, daß es ein überaus gefährliches Ding ist; denn man ist dabey ganz in der Gewalt seines Herzens, und könnte seinem System unbeschadet ein Vdsewicht seyn. Dennoch habe ich die Eitelkeit zu präsumiren, daß wenn alle Menschen so dächten und handelten wie ich, würde es gar erträglich auf Erden seyn, und gewiß niemand von uns ohne Noth die Plage des andern. Du schreibst mir, daß Du Dich meinem System zu nähern anfangest; wie Du das eigentlich verstehst, wirst Du mir künftig aufklären. Ich kann mir kaum vorstellen, daß Du jemals so lange wir uns gekannt haben, einem System angehangen, das dem meinigen

entgegengestanden, wenn ich gleich wohl wußte, daß Du in meines nicht entrirtest. Natürlicherweise schmeichelt es uns wenn Leute, denen wir ein gutes Herz und einen gesunden Verstand zutrauen, uns näher treten: doch weiß ich nicht, ob ich erwarten oder nur wünschen darf, daß mein System jemals das Deinige werde. Es ist vielleicht Deinem Geiste nicht ursprünglich angemessen, nicht dasjenige, welches ihm Gott gegeben hat. Vielleicht hast Du's auch bisher nicht in dem Lichte gesehen, worin Du es inskünftige sehn wirst; eine räthselhafte Vermischung von Ekepticismus und Schwärmeren. Du wirst Dich nächstens deutlicher gegen mich erklären, und bis dahin kein Wort mehr hievon.

Den 11. December. Du versprichst offen gegen mich zu seyn, frey vom Herzen weg zu reden. Die Erfüllung davon wird der größte Beweis von Deiner Freundschaft seyn. Du siehst, daß ich's gegen Dich bin, rede mit Dir ohne alle Considerationen oder Zurückhaltung, wie ich gegen keinen Menschen je geredet habe. Es sind wenige, gegen die ich offen seyn kann; deswegen hält man mich insgemein für tief und verschlossen, und doch bin ich's nicht von Natur, theile mich gerne mit, wo ich nur glaube verstanden zu werden. Aber den meisten sind meine Worte Räthsel. Wolf verglich mich immer mit dem *μεγαληγορας* Zeus, und war nie meine Absicht, mich vor ihm zu verbergen. Vielleicht habe ich auch die Gabe der Deutlichkeit nicht.

Daß Dein Styl dem Claudiusfischen ähnlich sey,

war allerdings ein unüberlegter Gedanke von meiner Schwester, vermuthlich weil sie sich eben keines andern modernen Buches besann. Mir ist das nie eingefallen. Warum aber sollte Dir's leid seyn, und warum vermeidest Du absichtlich alle Aehnlichkeit mit ihm? Wenn's Dir nun natürlich wäre so zu schreiben, was wär's denn weiter? Ich habe neulich sein Büchdel wiederum gelesen und viel mehr Geschmack daran gefunden als in Kopenhagen.

Ueber die Erziehung habe ich nichts gelesen, wovon ich noch deutliche Erinnerung hätte, auch ist meine Belesenheit in diesem Fache immer sehr eingeschränkt gewesen. Von Campe hab ich nie etwas gelesen; Rousseau's Emil seit vielen Jahren nicht. Was mir sonst an Rousseau's Schriften überhaupt widersteht, ist die hervorleuchtende Begierde paradox zu seyn; Paradoxien, die, wie mich dünkt, nicht aus innerer Ueberzeugung vorgetragen werden, sondern nur um zu argumentiren, und deswegen oft bloß in den Worten liegen. Meinen Aufsatz will ich Dir mittheilen, roh skizzirt wie er ist; denn umarbeiten mag ich ihn nicht. Gegen Oestern denk ich eine Auswahl unter meinen Scripturen anzustellen, und was alsdann einiger Aufmerksamkeit werth scheinen wird, soll Dir alles übersandt werden.

Den 12. December. Deine Gedanken über Stilling scheinen mir alle wahr und gut. Es ist ungefähr eben das, was ich in meinem letzten Briefe gesagt habe. Die Wahrhaftigkeit der Darstellung ist unstreitig das Interessanteste bey dem Werke und ich kenne

ne kein modernes, worin dieselbe so angetroffen würde. Ich finde hier eine Idee bestätigt, die mir bey meinen Beobachtungen über Homer sehr wichtig schien, und die ich Dir in denselben Worten mittheilen will, wie ich sie damals niedergeschrieben habe: „Die erste Vollkommenheit eines erzählenden Gedichts, und die vielleicht außer Homer kein Dichter durchgängig erreicht hat oder erreichen wird, ist diejenige, die ich die Wahrhaftigkeit nenne; wenn ich mich nemlich bey Lesung desselben bewußt bin, daß der Dichter alles just so vorgestellt und ausgedrückt, wie die Natur der Sache und seiner Empfindungen es mit sich führte. Eine gewisse über das Ganze ausgegossene und nur feinen Sinnen wahrzunehmende Gleichförmigkeit, unverfälschte und mit dem jedesmaligen Gegenstande unzertrennlich verknüpfte Empfindungen und Râsonnements, ein kunstloser, energischer und den Empfindungen stets entsprechender Ausdruck, eine detaillirte und anschauliche Darstellung der Begebenheiten sind es vornehmlich, die dieses Gefühl hervorbringen. Ossian kommt Homer auch hierin am nächsten.“ Diese Wahrhaftigkeit setzt ohne Zweifel eine Reihe wirklicher Begebenheiten voraus: denn über dem Schaffen, Wählen und willkürlichen Verschönern idealischer Gegenstände wird sie nothwendigerweise verloren gehen. Hieraus folgerte ich, und halte auch noch dafür, daß es in unserm Zeitalter unmöglich sey ein homerisches Gedicht hervorzubringen, weil keine Begebenheiten vorkämen, die einer solchen Darstellung fähig wären, zugleich so wahrhaftig, so interessant und so dichterisch. Begebenheiten entfer-

ter Lage, die unserer Art zu denken und zu handeln nicht gleichbödig sind, können nicht in Betrachtung kommen. Stilling's Verfasser hat auf die übrigen Eigenschaften Homers Verzicht gethan, um die Wahrhaftigkeit zu erreichen. Demnach fehlt's ihm an sehr vielen Passagen weder an Interesse noch an Poesie. Für den Inhalt sehe ich ihn nicht als Dichter an, sondern als romantischen Biograph. (Ich brauche das Wort romantisch bloß im Gegensatz gegen das Diplomatische.) Ich glaube gewiß, daß sich die meisten Begebenheiten ungefähr so zugetragen haben, wie sie erzählt worden; oder genauer, daß der Verfasser sie just so erzählte, wie sie ihm wahr sind. Ich kann keine Ursache finden, warum er just so und nicht anders hätte dichten sollen; denn daß seine Absicht weder idealische Vollkommenheit ist, noch tragisches Pathos, noch auch moralische Folgerungen, die aus Erzählungen hergeleitet werden könnten, braucht wohl nicht angemerkt zu werden. Die Wege der Vorsehung, die Vortheile der wahren Frömmigkeit sind Dinge, die nur in Thatfachen gezeigt werden dürfen. Meynst Du, daß es des Verfassers eigne Geschichte sey? Aber warum denn die Veränderung des Namens? Oder ist der Augenarzt Jung in Elbersfelde im Bergischen ein anderer als der Augenarzt Stilling in Schöneenthal im Bergischen; und hat der erstere die Geschichte aus dem Munde des anderen aufgezeichnet? \*) Daß ich mich

---

\*) Wohl gewürdigt ist der schöne Deutsche Charakter Stilling's in Franz Horn's *Schöner Litter. Deutschlands im 18. Jahrhundert.* D. H.



einmal gegen Stillings Lieder erklärt habe, (denn die alten Lieder im Stilling sind nach meinem Urtheil ganz herrlich) will nicht viel sagen. Ich urtheile über so etwas schnell, und werde oft mein Urtheil von heute morgen wiederrufen. Ich bemerke es oft wie solche Dinge abwechselnd bey mir gewinnen und verlieren; und zwar gewinnen viele Dinge bey der Wiederholung mehr als bey dem ersten Eindruck, weil ich schon auf die Schocks gefaßt bin, die das erstemal meine Empfindungen unterbrachen und eine Widerwärtigkeit in mir verursachten. Doch mit den Stillingschen Liedern habe ich mich noch nicht ausöhnen können; auch die in der Wanderschaft gefallen mir nicht. Es ist gewiß viel schönes darin, aber ihr Gang ist so langsam und ist so viel müßiges, das nun just das Gegentheil ist von meiner Stimmung. Vielleicht bin ich zu viel für das Schnelle, Hinrauschende, Gedrängte, und sind deswegen wenige Menschen, die mich begleiten können. Dieß denke ich wird sich mit der Zeit ändern und ob ich's gleich gegenwärtig eben nicht wünsche, so glaube ich doch nicht, daß ich viel dabey verlieren werde. Auch Stillings Prosa will mir hin und wieder zu gedehnt, zu kalt dünken. Aber ich halte darum das Ganze nicht für minder gut, glaube, daß die Sache es so erfordere und daß man überhaupt so schreiben müsse, wenn man zur Absicht hat, simplen, ruhigen, unbefangenen Gemüthern zu gefallen. Ja ich fühle selbst, daß ein solcher Ton dazu beynimmt, mich ruhiger, sanfter zu machen. Immer bleibt Stilling eins von den ersten Büchern, die ich kenne; besonders ist

Der zweyte Theil mein Liebling. Daß ihn die Berliner heruntermachen, ist mir gewissermassen lieb. Eine Sache wird mir immer doppelt theuer, wenn andre sie verwerfen; das ist denke ich etwas sehr menschliches. Der dritte Theil hat meine Erwartungen nicht ganz befriedigt, und würde ich ihn von allen dreyen noch am ehesten entbehren. Weder Charaktere noch Situationen haben das Interesse, sind auch nicht so markig ausgemalt. Ein Theil davon ist freylich meine eigne Schuld, nicht des Verfassers. Ein Mensch, der so viele Abundungen und Eingebungen hat als Stilling, und sich mit solcher Resignation leiten läßt, ist für mich mehr ein Gegenstand kalter Beobachtung als warmer Theilnehmung. Ich glaube nicht an dergleichen; und dennoch würde ich es gegen einen jeden vertheidigen, der es aus Modeweisheit verwürfe. Es giebt Leute, die daran glauben, und darum ist es wahr, und ist Eingeschränktheit des Geistes wenn wir es ihnen ablängnen wollen. „Gebet mir den Geist der weit ist und unbegränzt, frey wie die Luft, unaufgehalten wie der Wind.“ Leb wohl, lieber Esmarck, George Zoega.

An denselben. Den 12. Dec. 1778.

Ich schickte diesen Morgen einen Brief an Dich ab, und igt setze ich mich schon wiederum hin zu schreiben. Ich mag mich zeither gar nicht für mich selbst beschäftigen, mir ist insgemein zu wohl oder zu übel zu Muth, auch bin ich noch auf nichts Ernstliches gefallen.

Eben verläßt mich Hr. Heilmann, wir haben den ganzen Nachmittag mit einander zugebracht. Der Mann hat eine Menge Kenntnisse und dünkt sich doch nicht zu überweise; doch merke ich wohl, daß ich mehr Nahrung für meinen Verstand als für mein Herz bey ihm finden werde. Er hat viel gutes Gefühl, aber mehr, um auf sich wirken zu lassen, als um selbst zu wirken oder zu antworten. Am besten gefällt er mir wenn er von seinen häuslichen Sachen und von seinen Kindern spricht. Er hat eine Menge Knaben; die haben's ihm sauer gemacht auf Erden, und sind denn auch seine größte Freude. Da erzählt er mir oft von, und wie er ihren Geist zu forschen pflege und den werdenden Trieben nachzuspähen. Das giebt nun recht in meinen Geschmack. Auch denkt er über die Erziehung größtentheils eben so wie ich. Daß man da eher zu viel als zu wenig thun könne, daß alle kunstgerechte Methoden nichts sind, daß es nur darauf ankomme, den Geist muthig und das Herz gefühlig zu machen, und übriggens den Menschen seinen eignen Gang gehn zu lassen; über all das sind wir ungefähr einig. Ganz in einem so ausgedehnten Verstande wie ich nimmt er's wohl freylich nicht, das laß ich mir denn auch gefallen. Ein Punkt ist in der Erziehung, gegen den ich gern declamire, die Herabstimmung und Niederdrückung des Geistes, daß wir durch ihre Behutsamkeiten und Considerationen auf lebenslang schüchtern und zaghaft gemacht werden. Darin giebt er mir auch Recht. Man mache den Menschen mit Mühe und Gefahr bekannt, man lehre ihn durch Erfahrung seine eigne Kräfte kenne

nen und durch beständigen Gebrauch vermehren, man lasse ihn alles werden, was er aus sich selbst werden kann, so wird er kühn, und entschlossen einhertreten, weil er weiß, daß Gott ihn das gemacht hat was er ist.

Den 13. December. Kennst Du die χρυσά επη der Pythagorischen Schule? Ich habe sie heute von ungefähr in die Hände bekommen und mit vielem Vergnügen gelesen ob sie mir auch gleich nicht neu waren.

Ἦν δ' ἀπολείψας σῶμα εἰς αἰθερ' ἐλευθερον ἐλθεῖς,  
εἴσαι αἰδαντος θεος, αμύροτος. οὐκ ἐτι θνητος.

Das ist recht ein grosser prächtiger Gedanke, wie ich sie gerne denken mag. Ueberhaupt ist Pythagoras unter allen Philosophen mein Liebling. Einige halten ihn für einen Wahnsinnigen, andre für einen Herrenmeister und noch andre, die gar klug und gelehrt sind, für einen Taschenspieler; aber ich weiß wohl was er gewesen ist.

Diese Tage habe ich auch das νομικόν des Phylides gelesen, das gewiß ein vortreffliches Gedicht ist, wenn's gleich untergeschoben scheint und wohl einen Christen zum Verfasser haben mag.

Hr. Heilmann zeigt mir als eine Merkwürdigkeit ein neu herausgekommenes Werk über die Kriegsverfassung der Preussen; nun weist Du, daß der Name mir schon zuwider ist, so achtete ich nicht weiter darauf. Es waren dabey einige neue Kriegslieder von Ramler, der auch mein Freund nicht ist; denn ich hasse sowohl die Tyrannen als ihre Säger.

Noch eins in Rücksicht auf Stilling. Er hatte mich sehr neugierig gemacht auf den Hercules und Herculisus, die ich in meiner frühesten Jugend wohl durchblättert hatte, aber mich ihrer nicht mehr erinnerte. Es gelang mir zu Hause sie aufzutreiben, fieng an sie durchzulesen; allein ich fand sie unerträglich langweilig und zum Theil höchst abgeschmackt, so daß mir's nicht möglich war mehr als ein paar Bücher in jedem zu Ende zu bringen. Es möchte doch wohl ein Unterschied seyn zwischen grossen Hüten und dicken Quarsanten voll Fredduren.

Wo liegt das Fürstenthum Salen?

Ich vergaß, Dir lezt zu schreiben, daß ich in Odensee gewesen. Ich hatte eine sehr unangenehme und dabey vergebliche Reise. Denn der Buchhändler Iversen, den ich eigentlich sprechen wollte und von dessen Bekanntschaft ich mir allerhand Vortheile versprach, war nicht zu Hause; auch war in seinem Laden niemand, der mir ein Buch hätte ausgeben können. Er hat eine ziemlich wohl ausgesuchte Leihbibliothek, wozu ich mich wohl subscribiren möchte; und denn dacht' ich durch ihn unsern Transport zu reguliren, sonst muß ich für ein Päckchen von Odensee nach Kp. eben so viel bezahlen als von Kp. nach Od.

Was macht der junge Baron Wedel? Es ist besonders, daß mir diese Frage nicht eher eingefallen ist. Wir waren eine Zeitlang sehr vertraut und auch in Kp. dauerte unsre Freundschaft länger fort, als es bey unser beyder Lage zu erwarten war; denn im Grun-

de war er doch nur ein Sommerfreund. Er hat sonst ein besseres Herz als die Leute zu haben pflegen, auch hat er viel Muth und Entschlossenheit, aber ohne Festigkeit in seinen Grundsätzen und Maßregeln. Von seinem Vater wirst Du wohl eben nichts gehört haben. Der ist wirklich ein trefflicher Mann so sehr man vielleicht in Kop. das Gegentheil glaubt oder zu glauben vorgiebt. Sein kühner unerschütterter Eifer für alles, was nach seinen Grundsätzen wahr und gut ist, der ihm nothwendigerweise alle Minister auf Erden zu Feinden machen muß, hat ihn mir sehr verehrungswürdig gemacht. Und eben dieser Mann, der sein Vergnügen daran findet, den Großen zu trohen, und es so oft auf eine auffallende Weise gethan hat, geht mit uns andern um wie mit Brüdern, ohne uns nur das Geringsste von Herablassung fühlen zu machen. Das wird Dir schon genug seyn, um ihn lieb zu gewinnen. Seine schwache Seite ist die Begierde, als Schriftsteller zu glänzen; denn das ist gewiß seine Bestimmung nicht. Du wirst mir vielleicht sagen können, ob sein Werk über die älteste Geschichte Dänemarks noch nicht ans Licht getreten. Er zeigte mir's in Leipzig, las es mit mir durch, und wollte meine Meynung darüber wissen. Nun gefiel mir seine Manier gar nicht, und ich bin eben nicht sehr für die Verstellung; so geriethen wir in weitläufige Streitigkeiten, wo freylich jeder bey seiner Meynung beharrte: daß er zu sagen pflegte, ich würde der erste seyn, der gegen ihn schriebe, doch wollten wir darum nicht minder Freunde bleiben. Nach



der Zeit soll Schlegel es in Händen gehabt haben, um es zum Druck zu übergeben. \*)

Den 16. Dec. Gestern erhielt ich Deinen Brief. Das wäre also der dritte, seit Du einen von mir hattest, und kann ich nun wiederum mit gutem Gewissen an Dich schreiben. Nur daß schon 9 Viertelbogen an Dich unterwegs sind, die Du bey dieser Zeit vielleicht schon in Händen hast, wobey ich denn wohl am Ende zu kurz komme und unsre Moralisten sagen doch, daß es wider die Pflicht sey, sich selbst zu verborthellen. Nun genug das. Krank bin ich nicht, ob ich gleich einen kleinen Anfaß dazu gehabt habe. Das ist nun einmal so: wenn's Wetter regnet und schmutzig ist, daß ich nicht heraus kann, so bin ich ein geplagter Mensch an Leib und Seele. Izt fängt's wieder an Frost zu geben, und da ist mir wiederum wohl, hab' schon diesen Nachmittag einen weiten Gang gemacht, und rechne darauf, morgen wiederum dergleichen zu machen. Ich gehe denn gerne einen Weg, den ich noch nicht gegangen bin, und fehlt's selten, daß ich nicht auf etwas neues stosse, das mich interessirt. Heute traf ich tief im Walde einen ziemlich grossen, vier-

---

\*) Die hier gemeynete Abhandlung über die ältere Scandinavische Geschichte ist zu Kopenhagen 1781 erschienen, und der Verfasser hat das Verdienst, die Reise des Pytheas nach Thule (Norwegen) gut erläutert zu haben. Adelung folgt ihm ganz in seiner ältesten Geschichte der Deutschen. S. 52 ff.

echt und mit Gräben und Wällen umgeben gewesenen Hügel an, der unstreitig ein Werk menschlicher Hände seyn muß; aber aus entfernten Zeiten, denn es wachsen schon hundertjährige Eichen darauf. Du kannst Dir vorstellen, daß ich ein bezaubert Schloß dahin dachte; und werde ich den Sommer oft meine Residenz da nehmen. Auch ist dicht daran ein klein länglich frummes Thal, wo ein Wasserlein durchläuft; das ist nun gar ein lieber Ort, wo einem so wohl und so heimlich wird. Noch in dieser späten Jahreszeit fand ich das ganz frisch und grün, das einen herrlichen Contrast machte mit dem nackten winterlichen Walde. Ich werde Dir noch einmal eine geographische Beschreibung von meinen Entdeckungen mittheilen, die gar mannigfaltig sind und die ich noch immer fortsetze.

Nun Dein Brief. Die Nachrichten von Lambert sind mir allerdings interessant und ich erwarte die Fortsetzung davon. Von wem ist der Aufsatz? Im Ganzen gefällt mir der Mann nicht; ich kann ihn nur als eine Art philosophischer Maschinen ansehen. Von seinen Schriften kenne ich nur das Organon, und habe auch davon keine deutliche Erinnerung mehr. Daß Bosc nach Otterndorf gekommen, hörte ich erst letzten Sonnabend. Wird der Musenalmanach noch in Zukunft durch ihn besorgt werden? Den dießjährigen bekomme ich von Heilmann. Jagemanns Briefe über Italien kenne ich nicht, wohl aber seine ausgesuchten Stellen Italiänischer Dichter, die mit vielem Geschmaç gewählt sind. Was Du mir aus Lessings Freymaurergesprächen mittheilst klingt in meinen Ohren ein wenig marktschrener-

risch. Ich habe sonst wohl die Behauptung gehört, daß die Weisen und Guten aller Jahrhunderte ihres Ordens gewesen, aber auf dergleichen werden doch die Versicherungen eines Lessings nicht gegründet seyn; ich bin also wirklich neugierig zu wissen worauf. Die Freymaurer mögen übrigens immer eine recht gute ehrenswürdige Art von Menschen seyn, nur für mich sind sie wie ein Non - ens, so lange ich nicht sehe, daß durch sie irgend etwas Gutes oder Böses gestiftet worden. Dieß kann aber freylich wohl seyn, darum daß ich's nicht weiß. Ich verdenk's ihnen keineswegs, daß sie Fürsten und Grobse unter sich aufnehmen, es hat zu allen Zeiten auch unter diesen edle und gute Menschen gegeben: so meynte ich's nicht. Aber warum sollen just die Grobsten unter ihnen an der Spitze stehen? Warum werden auch die erklärtesten Unterdrücker der Menschheit in den Orden aufgenommen? Warum die abgeschmacktesten, hirnlosesten Geschöpfe, sobald sie nur Band und Stern tragen, davon ich die Beyspiele gesehn habe? Auch möcht' ich gern, daß jemand mir erklärte, wie in einer Gesellschaft, die ausschliessend im Besiz der höchsten Weisheit ist, Sekten Statt finden können. Mich dünkt, der Widerspruch ist zu offenbar. Dein Einwurf in Ansehung der Religionen ist unstreitig von Wichtigkeit. Sonst lieb ich Ordensverbindungen sehr, würde selbst gerne in dergleichen eintreten. Es ist etwas vortreffliches, wenn man sich einer Gesellschaft ohne Rückhaltung oder Rathsfel mittheilen kann, wenn einer in die Ideen und Zwecke des andern eintritt, und jeder und alle gemeinschaftlich zu Endzwecken wirken, wo

die andern nichts von wissen. Solche Gesellschaften können allemal nur eine kleine Zahl fassen, auch müßt es seyn weil man wüßte, nicht weil man wissen wollte; mit denen, die Weisheit verkaufen, habe ich nichts zu thun. Denn kein Mensch hat sie je gelernt, wohl aber gefunden. Sie rufet auf den Strassen, und wenn Gott giebt hört ihre Stimme: aber wenn sie sprechen: hie ist sie, oder da ist sie, in Sälen oder in Kammern, so glaubt's nicht; denn Gott giebt es wenn er will. Ich denke Du verstehst mich.

Es ist mir lieb, daß Du für mich auf den Nathan subscribirt hast; was von Lessing kommt hat allemal einen entschiedenen Werth. Sonst gefällt mir das Sujet nicht. Auch hat Lessing als Dichter zeither sehr bey mir verloren; ich denke es ist alles Kunst. In seinen *Räsonnementen* habe ich oft Uebereinstimmung mit den meinigen gefunden, auch da wo ich's nicht erwartete, wo ich die Worte zwey dreyimal gelesen hatte ohne mir einfallen zu lassen, daß was weiteres dabey zu denken wäre, bis ich hernach selbst auf die Sache gefallen war, und sie bey ihm wieder fand. Heynes Lobsschrift \*) muß ich haben; kann mir Iverson sie nicht verschaffen, so spreche ich Dich darum an. Kein Mann aus der Klasse, den ich so liebe wie Heyne. Das Studium der Kunst ist noch unter allen Dingen, die man Wissenschaft nennt, dasjenige was mich am meisten interessirt, und kränkt mich oft, daß ich das ißt ganz muß liegen lassen.

---

\*) Auf Windelmann, D. H.

Doch vielleicht wenn ich's tiefer ergründet hätte, würde mir's damit gehen, wie mit verschiednem andern, wofür ich sonst eine eben so starke Prädilection hatte. Unterdessen denk' ich wollt' ich's so anfangen, daß es mir nicht sobald ins Trockene fiele. — Hörst Du nichts von dem übersehten Vasari des Hrn. von Murr, der vorigen Winter im Museum angekündigt ward?

Den 20. Dec. Daß ich Dir die vorigen Tage nicht geschrieben habe, ist theils der neue Musenalmanach, theils Robertsons Geschichte von Amerika 1 Theil Schuld. Du schriebst mir vor einiger Zeit, daß der Musenalmanach Dir nicht gefalle; mir im Ganzen auch nicht. Es ist sehr viel mittelmässiges darin, das vermuthlich aus Mangel an Besserm, vielleicht auch um des Volks willen aufgenommen ist. Doch fehlt's auch nicht an Stücken, die nach meinem Urtheil vortrefflich sind. Stolberg an die Sonne ist eine der erhabensten prachtvollsten Poesien, die ich kenne. Wohl muß man sie zwey dreyimal lesen um sie zu fassen; aber dann lohnt's auch. Jacobis Lied S. 163. ist vollkommen in meinem Lieblingsgeschmack. Auch haben mir Alsmus Abendlied, Bössens Riesenbügel, Pfeffels Geizhals und Negerflave vorzüglich gefallen. In eine zweyte Klasse setze ich die Warnung von Klopstock, Daphne am Bach und das Fischerlied von Overbeck, die Erinnerung von Voß, das Winterlied von Brückner, Bartels Brusttuch von Campe, (ist das der Paedagog?) das schlechte Fuhrwerk von Jacobi, die Lanne von Pfeffel, die übrigen Stolbergischen und die Hölty'schen

Stücke. Ich besinne mich nicht im vorjährigen Almanach so viele Stücke gefunden zu haben, die mich interessirten. Freylich bestimmt mein Individualgeschmack größtentheils meine Urtheile; aber das verdenk' ich mir selbst eben nicht. Stolberg an Stilling hat mir nicht recht schmecken wollen. Bossens Abendschmaus und Hagestolz sind mir unerträglich. Das Vardenwesen scheint nun ganz verschwunden zu seyn. Weißt Du nicht von wem die Gedichte zwischen Nantchen und Amaranth herrühren? Sie haben immer vielen Beyfall gefunden und haben mir immer widerstanden. \*)

Die Morgenröthe rief mich in der Frühe von Dir ab. Sie schimmerte mir so schön durch's Fenster, daß ich's nicht lassen konnte hinaus zu wandern, um sie im Freyen zu betrachten. So mein Schreibzeug weggepackt, Klaus und Stiefeln an, meinen Stab in die Hand und hinaus auf die Höhe des Kliffs. Kalt und stürmisch war's, aber die Sache ist mir wie zur Leidenschaft geworden. Vielleicht sahest Du eben damals an Deinem Fenster und ergößtest Dich am schönen Morgen. Schöner hast Du ihn nicht leicht gesehn. Der hellgrüne Himmel im Grunde und feuerfarb in grossen Parthien drüber und drunter und zu allen Seiten, und wie Winde die düsterblauen Nachtwolken ungestüm drüber hintrieben. Nun denk Dir noch unten das Meer wie es flammte im Glanz des kommenden Tages. Das wär' ein Gemälde, wer ein Maler wäre es auszumalen; manchmal möchte ich halb mein Leben darum ge-

---

\*) Göttings Lieder zweyer Liebenden.



ben, es zu seyn. Ich hatte mich hingestellt in die Lhe, und war öde Stille um mich, nur daß der Wind in den Buchengipfeln fauste. Unterdessen erschien die Sonne und spiegelte ihr Antlitz über dem Dzean, daß ihr die Fische entgegentalzten und zwitscherten die Bglein im Walde. Ich freute mich in dem Augenblick recht innig, und war mir als freute sich die ganze Natur mit mir. Aber ich genoß das nicht lange. Wie die Sonne aufgegangen war verdickten sich die Wolken und währte nicht lange bis sie sie hinter sich verbargen, daß alles um mich traurig ward, tanzten die Fische nicht mehr, auch sangen die Bglein nicht. Dabey wird einem nun so weh und auch so wohl. „Sonne noch einmal blicke zurücke.“ Und ich denke, sie wird das auch. Ich stand noch eine Zeitlang an einen Baum gelehnt, stützte meine linke Wange auf meinen Dornsto und dacht’ so melancholisch hin und wieder. Dann machte ich mich auf, eilte in den dicken Wald, wo’s all düster und öde war, und leisteten mir die heischeren Raben Gesellschaft. Die Natur ist iht überaus traurig, aber ich denke, daß das bald den höchsten Grad erreicht hat; wenn wir erst Frost kriegen, würd’s schon heiterer. Nur fürchte ich, daß der mir meine Bgel verschrecken möchte, die mich manchen Morgen so freundlich begrüssen. Ich habe sonst nicht gewußt, daß es unter ihnen gab, die noch in so später Jahreszeit munter sind.

Ich stieß auf einige Htten, die neben einander hinlagen, jede von der andern entfernt und um jede herum ein umzäunt Stück Land, das Holz, Aer und

Obstgarten in sich faßte. Esmarch, wer nur so viel auf Erden hätte; daß es niemand sein nennen dürfte als wir, und ein Weib, das uns labte in der Stille der Mitternacht und stünde dann jeder für sich und für das Weib seiner Umarmung! Es war wohl eine Zeit da es so war, da der Mensch einherstand wie ihn Gott geschaffen hatte. Aber seitdem sind die Verbeßrer und Wohlthäter des Menschengeschlechts gekommen, haben uns niedergedrückt, daß wir auf dem Bauche herkriechen, wie die Schlange, die von Gott verflucht ist.

Den 21. Dec. Ich hab Dir gestern etwas vordeclamirt, heute will ich vernünftiger seyn. Das sind unmögliche Dinge, sagen sie und war nicht und sollt' nicht seyn, und ohne ihre Verfeinerungen sind wir Bestien. Sie haben ja Osten und Westen durchreist, alle Höhen gemessen und alle Tiefen erforscht, um die Entdeckung zu machen, und so laß sie ihnen. Und doch ist ein Zeuge in mir, sagt, daß sie lügen und ich traue seinem Zeugniß. Ich kann's nicht lassen mich zu ärgern, wenn ich sehe, wie sie hin und her rasonniren, damit Ländeleiy siege über That und Knechtschaft über Freyheit. Robertson ist auch einer von denen, er spricht von Freyheit und Menschheit mit einer Kälte, da einem bey friert und fehlt's nicht viel, daß er das Verfahren der Spanier gegen die Indianer billige. Wenn das geläuterte Vernunft ist, solch unschlüssig theilnehmungsloses Râsonniren, so behüte mich Gott davor. — Leb wohl, lieber Esmarch. George Zoega.

An denselben. Den 22. Dec. 1778.

Lieber Esmarch, ich habe Dir in meinen letztern Briefen allerhand Dinge geschrieben, die Du vielleicht nicht erwartetest, vielleicht nicht billigst. Allein wir haben ja einmal den Bund gemacht, ohne Considerationen und in dem Tone eines jeglichen Augenblicks mit einander zu reden: so tadle was zu tadeln ist, und billige was gut ist. Wir haben doch alle unsre bösen Augenblicke, und wiederum unsre guten, sind heute nicht was wir gestern waren, nicht was wir morgen seyn werden. Die Physiologen versichern uns, daß wir jede Minute einen neuen Körper haben, ich denke, es ist mit der Seele eben so. Was mir am meisten auffällt, ist die Abwechslung von Wärme und Kälte, von Ausdehnung und Einschrumpfung, daß mein Herz oft schwillt und sich ergießt, und möchte eine ganze Welt mit Liebe umfassen, und zu andrer Zeit zusammen sinkt, daß alles außer mir nichts ist, und könnte jeden zertreten, der sich in meinen Weg legte. Ich habe oft nachgedacht über den Trieb des Menschen sich mitzutheilen, sein Daseyn wieder zu finden in andern, zu säen und zu pflanzen wo er keine Erndte hofft, und dann wiederum den Hang, sich in sich selbst zurückzuziehen, alles zu reduciren auf den engen Punkt eigner Befriedigung, jeden Gewinn zu berechnen und alles andre von sich zu stoßen mit Füßen. Sieh das ist auch wohl und weislich geordnet, daß das Gleichgewicht der streitenden Neigungen den Menschen aufrecht erhält und ihn hinlenkt zu dem Ziel, das ihm Gott ausgemerkt hat. Wir würden verwildern, uns

verlieren aus unsrem eignen Wesen, wenn nicht das Selbstgefühl uns zusammenhielte, und würden einschrumpfen und welken, wenn's nicht immer neu in uns keimte, drängte uns auszu dehnen und zu umfassen, alles was sich uns naht.

Den 23. December. Ich wandre diesen Abend von einem fernen Walde her längs des Gestades nach Hause und klebt mir die Zunge am Gaumen. Esz march, so viel Wasser, und wir dürsten!!! Wer's kochen könnte und wieder kochen, bis es süß würde, und verschmachteten über dem Experimente.

Ich werde iht ein gewaltiger Läufer, das noch einmal seinen Nutzen haben kann: denn wie lange bleiben wir in Kiertemünde? Ich gehe Dir dreh gemessene Meilen in vier Stunden ohne stille zu stehn und müde zu werden. Nur muß ich schnell gehn, sek' ich langsam an, so erschlafe ich, steigen mir Gassen in den Kopf, daß ich stocke in meinem Gange, und wird mir so dumpf und lässig. Was das eine Freude ist hinzurauschen über Hügel und Thäler und stürmt's über mir in den Wipfeln der Eichen und fernher tönt die Donnerharmonie des Ozeans. Gieb mir Erschütterung, daß ich wache und fühle die Gegenwart meines Daseyns!

Oft will mir's einfallen, als machte ich Dir Langeweile, wenn ich Dir immer von der Natur vorschwaze und von all dem Vergnügen, das ich an ihr habe, und beschreibe Dir alle meine Wege und Gänge, und doch kann ich's nicht lassen; unser einer hat nun keine andre

Freude auf Erden, und auch das ist schon viel. Ich bin kein Verächter der Kunst wie einige von uns sind, Du weißt das, ich habe sie gesehen und empfunden in all ihrer Herrlichkeit; aber Gott ist doch mehr als der Mensch. Ich besuchte oft die Colonnade von Sanct Peter, das Meisterstück der Kunst, ich beugte mein Herz vor der Majestät des Genius, der das hervor, gehn hieß: aber doch war's nichts gegen das Gefühl, wenn ich herumwandre in den Säulengängen eines schlankstämmigen Buchenwaldes, fühle die Gegenwart des Unendlichen, der durch alles ausgegossen ist, alles umfaßt mit schaffender Liebe, daß die verborgensten Winkel der Erde feyern in der Pracht ihres Erhaltes.

Den 24. December. Ich weiß nicht, was das ist und ob ich's Neid nennen soll, das ich doch nicht gern möchte. Es ärgert mich wenn ich Vortrefflichkeit sehe, die ich nicht erreichen kann, oder wenn ich einen Gedanken hatte, wo ich mir viel auf einbildete und finde denn, daß ein andrer ihn vor mir gedacht hat, wahrer, fruchtbarer gedacht hat. Das verbittert mir manchen Genuß, und könnte mich selbst dafür hassen. Ich schlag mich oft vor die Stirn, spotte mein selbst mit Bitterkeit. Daß ich Wurm mich messen will mit den ersten unter den Menschen! Und doch muß ich; und sagte mir jemand, daß ich ewig zu kurz fallen würde, so müßte ich ihn hassen.

Den 25. December. Gestern erhielt ich ein Schreiben von meinem Vater, voll von Vorwürfen, wie ich das denn nicht anders erwartete und auch nicht

anders seyn kann; denn wir contrastiren, und nun die Dinge nicht nach Erwartung ausgefallen sind, mißfällt ihm alles an mir. Gleichgültig kann mir's nicht seyn, das versteht sich: ich habe meinen Vater immer geliebt und verehrt, thue das noch, weiß was ich ihm schuldig bin, und das Gefühl liegt tief. Aber ich darf, ich muß nichts thun, das ich meiner unwürdig achte, mich nicht in Connexionen einlassen die meinem Naturel entgegen sind. Für mich ist nur ein Weg auf Erden, den will ich gehn, will mich nicht von ihren Conventionsbegriffen heruntreiben lassen, die für jedermann wahr seyn können, für mich nicht, und die dem Menschen jeden eigenthümlichen Werth, jede innere Glückseligkeit rauben. Ich habe mit Eifersucht und Entschlossenheit geantwortet, so viel als neben einander bestehen kann. Ich bin jetzt fest und unerschütterlich, muß das auch seyn; denn allmählig habe ich mit der ganzen Welt gebrochen, stehe ganz allein gegen sie alle. Und so ist es recht, war nothwendig, daß es so würde. Bisweilen graust mir's wohl ein wenig um die Scheitel; aber im Ganzen ist mir's doch wohl dabei. Mein Geist ist rege, ich wollt' wohl einen Felsen aufhalten, der über mich stürzte. Wunderbar ist es um die Natur des Menschen, wie seine Kräfte unter Lasten wachsen, streben mit doppelter Gewalt empor und fühlt in sich was ihm sonst nicht abndete. Man sagt so etwas vom Palmbaum, das ich gar wohl begreife. Nur rasch einhergestanden und entgegengekömmt und gearbeitet bis der Tag der Vollendung kommt. Manchmal ist mein Auge so hell, daß es



durch all die dicken Wolken hindurch dringt, wie's da hinten tagt zu einem neuen Daseyn, und ist alles so licht und so freundlich. Ich weiß gewiß, daß das keine Träume sind, daß der Mensch viel hingeben kann und dennoch nicht verlieren. Nur daß wir den großen Vorsatz fassen, sammeln all unser Wesen zu Einem hohen unsterblichen Zwecke und folgen getreu dem Genius, der unser Führer seyn soll durch die Regionen der Finsterniß.

An den Vater. Den 25. December.

Ihr Schreiben enthält Dinge, die ich nicht lange unbeantwortet lassen kann. Sie äußern einen Argwohn, der mir unerträglich ist, den ich nicht verdient zu haben glaube, und den ich alles anwenden muß zu vernichten. Die Auslegung, die Sie von einigen meiner Worte machen, ist gewiß nicht die wahre. Behüte mich Gott, daß ich je etwas wider die Religion meiner Väter denken sollte! Ich verachte alle Bemühungen, sie in ihrem Ansehen zu beeinträchtigen, und glaube, daß ein Feind der Religion auch ein Feind Gottes und der Menschen ist. Wohl war eine Zeit, da ich viel zweifelte, vieles läugnete, allein die Epoche ist nicht mehr, wird nie wiederkehren. Auch denke ich nicht, daß irgend jemand einen festen Grund habe, der nie in diesem Falle gewesen ist. Es sind unstreitig auch in der Religion Dinge, die einem Menschen, der selbst zu denken gewohnt ist, auffallen müssen, und wo es etwas festet, bis man zu einer gewissen Resignation kommt. Noch sind Punkte, worüber ich meine eigene

Gedanken habe, das ich gern gestehe; allein dieß sind keine wesentlichen Dinge; auch sind sie es nicht, die den Gegenstand meiner Bemühungen ausmachen. Am allerwenigsten ist Homer der Mann, der einen hier irre führen könnte; denn sein Göttersystem wird wohl niemanden einnehmen. Daß er übrigens mein Liebling ist, daß er auf meine Denkungsart vielen determinirenden Einfluß hat, läugne ich nicht, und das sind auch Dinge, die man nicht zu läugnen braucht. Sie beklagen sich, daß meine Sprache zu räthselhaft sey, mehr als das Zutrauen, das ich Ihnen schuldig bin, verstattet. Der Vorwurf ist in diesem Verstande allerdings gerecht; ich bin Ihnen alles Zutrauen schuldig, das man gegen einen Menschen haben kann: allein ich glaube nicht, daß dieß der Punkt sey, auf den es hier ankommt. Es giebt verschiedene Dinge, die ihrer Natur nach nicht dargestellt werden dürfen, bis sie eine gewisse Reife erlangt haben, ohne welche sie niedrig und abgeschmackt scheinen müssen. Dieß ist der Fall der meisten, die aus dem gewöhnlichen Gleise abweichen, und dieß ist auch der meinige. Ich habe vieles gelesen, gesehen, erfahren, das mich auf Ideen gebracht hat, die nicht die alltäglichen sind, die vielleicht irrig sind, aber denen ich nachgehen muß bis ich die Ueberzeugung vom Gegentheile erlange. Meine Seele hat dabei einen Ton angenommen, der ihr eigenthümlich ist, hat sich Zwecke vorgesetzt, die vielleicht Chimäre, Schwärmeren, unerreichbar sind, die aber mir wahr, gut und edel scheinen müssen. Wir sind nicht unsere eignen Richter, aber auch nicht unsere eig-

nen Döner; ein jeder muß den Weg geben, der ihm bestimmt ist, und wer das nicht thut, ist nichts. Das ist aber noch Räthsel, ist der ungerechtesten Auslegung fähig, und doch könnte ich mich gegen meinen vertrautesten Freund im Allgemeinen nicht deutlicher erklären. Wer nicht selbst dergleichen in sich fühlt, wird mich nimmermehr verstehen. Ich bin und werde immer mehr Mißverständnissen ausgesetzt seyn, und bin darauf gefaßt, so kränkend sie mir auch von verschiedenen Seiten seyn können. Es ist vieles an mir selbst, das ich nicht billige, vieles das Tadel verdient, und auch da, wo ich keinen Tadel zu verdienen glaube, mag ich mich nicht rechtfertigen; denn die Rechtfertigungen sind insgemein so viele Lügen. Es ist nur einer, der uns durchschaut, der die Dinge in ihren innern Verhältnissen sieht, der da richtet ein recht Gericht. Daß meine gegenwärtige Lage Ihren Wünschen und Erwartungen nicht entspricht, weiß ich, und ist mir oft ein quälender Gedanke. Auch ich erwartete, daß es anders seyn würde, und es mag meine eigne Schuld seyn, daß es nicht anders geworden ist. Untersuchungen von der Art sind so widerig als unfruchtbar. Für mich selbst rührt's mich wenig: denn ich habe den Glauben, daß weder mein Glück noch mein Werth von dem Glanz abhängt, mit dem ich in der Welt erscheine. Zwar wenn es gut seyn könnte wäre ich lieber in einer Lage, die auch dem Scheine nach vortheilhafter wäre; nun es sich aber anläßt, als wenn das nicht seyn sollte, so ist es mir auch so gut. Was mein künftiges Schicksal seyn wird, warre ich mit Resignation ab, so lang die Gegenwart er-

träglich ist; und daß sie nicht unerträglich werden wird, hoffe ich von der Vorsehung. Weiter denke ich darüber nichts, könnte auch mit all meinem Denken und Projectiren nichts ausrichten. Das einzige, was ich mir zu thun vorgesetzt habe, ist, nie etwas zu thun, was ich meiner unwürdig achtete, und mich nie in Connexionen einzulassen, die meinem Naturel entgegen wären; die Folge sey davon wie sie wolle. — —

Fortsetzung des vorhergehenden Briefes.

Den 2. Januar 1779. Ein glücklich Neues Jahr, lieber Gernard. Daß ich Dir all diese Tage kein Wort geschrieben, hat vielerley Ursachen, die alle gar gültig sind, und die ich Dir nach der Reihe berechnen könnte, wenn ich darüber fern möchte. Unter anderm habe ich in den letzten acht Tagen des vergangenen Jahres fünf Briefe zu schreiben gehabt, jeden in seiner Art von einer gewissen Wichtigkeit. Auch mußte ich dem Hrn. Heilmann seine Kirchengesänge recensiren, das nun in Betracht meiner gar ein artig Geschäft ist, besonders zu einer Zeit da einige andre Geistliche und Layen geneigt sind mich für einen Antichristen zu halten. So was divertirt mich und will Dir ein andermal mehr davon schreiben. Heilmann hat von Schack Rathlow einen Auftrag bekommen ihm geistliche Lieder zu seinem Privatgebrauch zu verfertigen. Er zeigte mir den Brief, der in einem so menschlichen Tone geschrieben war, daß ich eine Art von Hochachtung für den Minister bekommen habe. — Die Grüße von Traut und Fabricius sind mir sehr angenehm. Ich erwarte, daß

man sich in dem Cirkel weidlich über mich mokirt, daß mich denn sehr wenig rührt; aber wenn ich höre, daß sie mich bedauern, so ärgere ich mich und bekomme Lust ihnen Eottisen zu sagen. Die gute — ist allerdings reizbar, und wer kann sich vor den Verirrungen des Herzens bewahren? Sie ist auch von einem heftigen melancholischen Charakter wie ich, und da begebt man inögemein groöe Thorheiten. Stelbergs Werke muß ich haben, so bald sie heraus sind.

Den 3. Januar. Lieber Esömark, es war heute eine grimmige schneidende Kälte, auch habe ich mich den ganzen Tag nicht recht wohl befunden, verspürte etwas fieberhaftes in meinem Körper: doch konnte ichs nicht unterlassen herauszuwandern um die schöne Abendröthe zu betrachten, die ich diesen Winter noch nicht so prächtig gesehn habe; die groöen schwebenden Feuerklumpen, und wie das Grünlichte, Gelbe und Orange in allen ihren Gradationen um sie herumspielten und über sie hin der purpurne Mantel der Nacht. Von da gieng ich hin, ein Conzert anzuhören, das freylich nicht amphionisch war, aber doch eben bey mir eine gute Wirkung gethan hat. Nun ich nach Hause komme, bin ich rege, etwas fieberhaft ist mir noch, das mich aber nicht hindern soll, mich ein Stündchen mit Dir zu unterhalten. Und Du glaubst, daß ein Herz, das unserer Liebe nicht werth war, der Gegenstand einer alleinigen Liebe gewesen seyn könne, daß man in diesem Sinne nie wieder Liebe empfinden könne. Ich habe keinen Sinn für das, der Mensch wäre gar zu

unglücklich. Auch mein Schicksal kann ich nicht von einer traurigen Seite ansehen wie Du thust. Ich hätte ein Herz verloren, das für mich, nur für mich gemacht war. Hält'st Du's für möglich, daß wir ein solches Herz verlieren, daß dasjenige was unser ist aufhöre es zu seyn? Was wäre denn das Wesen der Dinge, was wären Verhältnisse und Bestimmungen? Es kann nicht seyn, wir finden das nur Einmal, und ist von dem Augenblick an unser Eigenthum, und ist unmöglich, daß wir das Bewußtseyn verlieren. Sieh, wenn ich einen Gegenstand ergriffen hätte, wäre mir ein Ernst, und hätte die Ueberzeugung, daß er mein wäre, sie sollten mir ja Hände und Füße abhacken, und wollte mich noch mit den Zähnen festhalten. Darum kann der Mensch nur Einmal lieben in dem hohen vollen Sinne des Werts und kann nimmermehr ablassen. Meine Leidenschaft war ein Kind des Bedürfnisses, der Herzensleerheit, nicht die helle gottvolle Flamme, die aus sich selbst und durch sich selbst emperlodert und ist unauslöschlich. Ich war dem Mädchen gut, recht herzlich gut, dacht' ich könnte ein Leben mit ihr verleben, und ihr Glück suchen, wie das meine, ich bildete mir ein, daß das Liebe wäre, und war mir recht wohl dabei; aber ich konnte noch berechnen Glück und Unglück, Ursache und Folgen, konnte kommen und gehn, und nun es verschwunden ist, ist mir auch dabei ganz wohl. Liebe war das nicht, muß ganz etwas anders seyn, sie verwebt sich in unser Wesen, daß keine Trennung ist, und ist unmöglich, daß sie anders als mit unserm Daseyn aufhöre. Ich fühle das in mir, denke mir's so



wahr und deutlich, so ganz deutlich, mit Feuerflammen steht's geschrieben in meiner innersten Seele, und spottete des, der vernünftelte. Eros und Thanatos begegneten sich unter den Gräbern von Memphis. Sie kämpften, daß die Pyramiden in ihren Grundfesten erbeben, Nacht und Verwesung brüllten hervor aus den heiligen Gewölbem, und der Strom Aegyptens stockte vor Banzigkeit. Eros siegte und Thanatos krümmte sich in den Staub. Er hüllte sich in den Mantel seines Bruders, zu verbergen sein Antlitz vor dem Ueberwinder. Ich denk es ist Deutung in dem Mythos und die Deutung ist Wahrheit. Was wäre auch die Existenz des Menschen, wenn uns nicht Gott Leidenschaften gegeben hätte, die unendlich sind wie er selbst; und daß wir alles hingeben, alles zusammenfassen in Einem grossen verschlingenden Gedanken, daß zu unserer Rechten unendliche Fülle ist, zur Linken endloses Leere. Und das ist die Ueberzeugung, daß unser Geist ewig ist, weil Gott Unendlichkeit in uns gelegt hat.

Den 4. Januar. Ich hatte meine drey Viertelbogen vollgeschrieben, so viel auf einen ordentlichen Brief geht, und wartete nur auf die Post, die morgen von hier geht, um ihn fertig zu machen und abzuschicken. Heute aber erfahre ich, daß morgen ein Schiffer von K. nach Kopenhagen und sobald er kann wiederum zurückgeht. Das wäre nun eine gute Gelegenheit um einige Bücher, die ich gerne hätte, durch Dich zu bekommen. So geb ich ihm meinen Brief mit, mit angehängter Bitte an Dich, mir folgende Bücher,

wenn Du sie anders dort haben kannst, zu schicken: Heyne's Lobrede auf Winkelmann, Herders orientalische Lieder, Klingers Zwillinge, und Göthes Götz von Berlichingen. Die beyden letztern habe ich bey Iverson vergebens gesucht. Dafür sandte er mir zugleich mit der Stelle ein niederträchtig Ding genannt Stella Nummer zwey, das ich aus Unwillen auf der Stelle verbrannte. Du sagtest mir einmal, daß man vom Ossian eine Engländische Ausgabe hätte, die eben so wohlfeil aber correcter wäre als der Deutsche Nachdruck. Schreib mir doch ob und wie die wohl zu haben wäre. Meld mir auch etwas von den Handausgaben von Shakespeare. Ich habe zwar ein weitläufig Excerpt daraus, das ist mir aber nicht genug und zum Sommer mücht ich ihn mir wohl ganz anschaffen. Jagemanns Anthologie habe ich bekommen und schon größtentheils durchgelesen. Das ist nun recht gut; aber wenn der Ehrenmann uns überreden will, die Lectüre der Italiänischen Dichter in extenso durch seine Fragmente entbehrlich gemacht zu haben, so betrügt er sich oder uns. Es ist mit Stücken von großen Gedichten wie mit Ueberbleibseln großer Gebäude, seyen es auch die schönsten Theile des Ganzen, so ist doch das Ganze mehr werth und die schönen Theile erhalten von ihrem Orte immer einen Zuwachs von Schönheit. Ueberhaupt gefallen mir die Râsonnements des Mannes gar nicht und haben mir für seine Briefe kein günstig Vorurtheil gegeben. Man hat von ihm auch eine Litteraturgeschichte Italiens, woben das Werk des Italiäner Tiraboschi zu Grunde liegt.

Nun ich ins Schwanken gerathen bin , und Zeit habe , fällt mir noch ein Punkt Deines Briefes ein , wovon sich etwas sagen ließe. Du schreibst mir , daß Du Trant mein „in Kierteminde seyn“ nicht begreiflich machen können. Aber was ist nun das ? Ihr Leute seht das Ding ganz von der unrechten Seite an. Da nehmt einmal einen Menschen wie ich bin , zum Weltmann zu wenig Biegsamkeit , zum Gelehrten einen zu unruhigen Kopf , ohne Erziehung zum Künstler und ohne Körper zum Soldaten , und überhaupt gegen die meisten Güter der Erde zu gleichgültig um sich ihrentwegen zu geniren ; was wolltet ihr aus dem wohl machen , als einen Sprach - oder etwa Hofmeister , das in meinem Fall kein grosser Unterschied ist ? Wahrlich das Glück müßte viel mehr für mich thun als ich selbst zu thun Willens bin , wenn je sonderlich was anders aus mir werden sollte. Was ich mir sonst in den Kopf gesetzt hatte waren Projecte einer sich fühlenden Jugend , voll von unverdauten Säften , wo man noch gar viel zu purgiren und zu vomiren hat , ehe man mit andern ehrlichen Leuten zu Tische sitzen kann , essen und trinken wie sie , und sich's wohl bekommen lassen. Izt bin ich von allen möglichen Launen , die Launen genannt worden sind seit dem Tage , da Noah aus dem Kasten gieng und pflanzte Weinstöcke und war Freude auf Gottes grüner Erde. Dabey laß ich's gut seyn , ergötzt mich manchmal über mich selbst , wie ich mit meinen Philistern herumlebe , als wär mir die ganze übrige Welt nichts , und wie die braven Leute mich in gutem Ernst versichern wollen ,

ich sey der offenherzigste, harmloseste Mensch auf Erden, daß ich dann auch wirklich bin, so lange man mir's nicht unmöglich macht, es zu seyn. Etwas könnte zwar noch wohl in mir seyn, da sie kein Arg von haben, geht sie auch nicht an und hat sein eigen Spiel im Verborgenen. Wahr ist es doch, daß Gott einen Fond von Freude in unsre Seele gelegt hat, der unerschöpflich ist, und daß Unglück und Unzufriedenheit insgemein nur von unserer Anhänglichkeit an Dinge herrührt, die nicht wir selbst sind. Darum kann der Eremit in seiner Höle glücklich seyn und der nackte Sohn der Natur im Dunkel seines Waldes. Ich führe hier auch wirklich eine Art von Eremitenleben abwesend bey jedermann, nur bey mir selbst gegenwärtig. Neulich einmal hab ich mich doch signalisirt bey Gelegenheit eines Abschiedsschmausses, den wir dem reisefertigen Jahre gaben. Wir waren eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft, und befanden uns bey einem Glas Bischof jeder auf seine Art ganz erträglich. Mir trieben just einige Grillen durch den Kopf von alten Zeiten, wie ich sonst wohl meinen Bischof in dem Schooße eines Mädchens getrunken habe, das doch viel lieber ist, als wenn man ihn so trocken einnehmen muß; und versauerte sich das Ding allmählig bey mir, daß ich wirklich böse Laune bekam und an der Gesellschaft wenig Antheil nahm. Unterdessen geriethen Heilmann und unser Byfogd, ein munterer positiver Mann, der gern das erste Wort hat, in einen Streit über die Viehsenckanstalten, worüber H. sehr frey redte, daß beyde ziemlich heftig wurden. Das kam mir nun recht,

um ein bißchen von meinem feindseligen Humor loß zu werden. Ich nehme mein Glas, winke Heilmann: Washingtons Gesundheit! und leeren sie schnell aus. Nun ist ja alle Welt Amerikanisch, so proponirt gleich der Wirth die Gesundheit in corpore zu trinken, man schenkt ein und trinkt, und mein Byfogd mit, nicht ohne einen ärgerlichen Blick auf mich. Ich setze mit an, trinke aber nicht aus, man wirft mir's vor. Hm, antwortete ich nachlässig, dieß Glas schmeckt nicht. Die andern lächelten, aber unser Byfogd gerieth in Eifer, das Blut stieg ihm zu Gesicht, fluchte auf die neumodischen Patrioten, die jeden Freund weiser und gütiger Regierungen für einen Sklaven hielten, redte von Verächtern ihres Vaterlandes, dessen sie doch nicht werth wären u. s. w. Ich hörte mit Gleichgültigkeit zu, als wäre ich gar nicht gemeint, die Lacher waren für mich, um so mehr, da einer nicht undeutlich zu verstehen gab, daß der Eifer des Mannes durch einige Thaler belebt würde, die er just den Tag zufolge der Viehseuchverordnungen gehoben hatte; gab auch wohl seinen Argumenten auf eine Art Beyfall, die sie ins Lächerliche drehte. Heilmann vertheidigte sich und mich mit Wärme, ein jeder nahm seine Parthey und der ganze Tisch gerieth in Aufruhr, daß zuletzt der Wirth Frieden und Freundschaft auslegen mußte. Unterdessen habe ich mich durch das Stückchen in die Reputation eines malitösen Menschen gesetzt, wie ungefähr mein Vetter Finanzsekretär in seinem Zirkel und das ist mir ganz gelegen. Mit dem Byfogd ward ich gleich wieder ausgesöhnt, denn daß unser einer im

Grunde nichts arges meyne, ist eine ausgemachte Sache, und darin haben die Leute gewiß Recht. So leb wohl. Eins muß ich Dir noch erzählen, daß ich einen Einfall gekriegt habe das Clavierspielen zu lernen. Ob's geh'n wird, weiß ich zwar nicht; aber warum sollt's nicht? Größ Bruder Vår. Leb wohl. G. Z.

An denselben. Den 14. Januar 1779.

Recht vielen Dank für den herrlichen Stolbergischen Hymnus. Zu seinem Lobe kann ich nichts sagen, es ist alles so sehr schön; ich denke daß Deutschland in der Gattung noch nichts habe, das ihm an die Seite gesetzt werden könnte. Der Stolberg ist doch ein grosser Mann. Der Rheinfall bey Laufen, so wahr und doch so majestätisch, just so wie ich ihn gesehen habe.

Daß Du mir selbst nicht viel geschrieben, kommt mir eben gut zu statten zu einer Entschuldigung meiner eignen Langsamkeit. Es sind schon über acht Tage, daß ich Dir kein Wort schreibe, und doch sind's nicht Geschäfte die mich abhalten, nicht Krankheit oder Mismüthigkeit. Ich befinde mich in jeder Rücksicht ganz leidlich, und stößt mir etwa ein Teufel auf, wie das sich wohl zwischen ein zutragen will, so zieh ich den Hut schnell vor ihm ab, und dann geht er friedlich bey mir vorüber. Auch Geistesleerheit ist es nicht: ich denke wenn ich Dich nur hier hätte, daß wir so mit einander herumstreifen könnten, da wollt' ich erstaunlich viel mit Dir reden, das auch mitunter interessant seyn sollte, nur zu schreiben habe ich nichts. Wie es auch ist, und wie wenig man sich genirt, so



muß doch ein Gedanke eine gewisse Rundung und Reife haben, ehe man ihn hinstellt wo er stehen bleibt. Nun schwimmen mir im Gehirn eine Menge Dinge herum, wovon ich wohl einen Wink geben möchte, könnt' sie mit einem Blick und Fingerzeig verständlich machen, aber in grammaticalische Sätze kann ich sie noch nicht fassen. Diesen Abend ist mir, als könnt' ich mich etwas sammeln, darum hab ich ihn Dir gewidmet. Du wünschest mir Heiterkeit zum neuen Jahr. Ob es Deine guten Wünsche sind weiß ich nicht, aber ich habe recht viel davon. Du selbst klagst über Mangel daran; und was wär's wenn ich Dich ermahnte gesund zu werden? Gott giebt und Gott nimmt, und gelobet sey sein Name. Es ist unbegreiflich, wie ich so heiter bin. Alle meine Wünsche vereitelt, keine Hoffnung ihrer Befriedigung für die Zukunft, nur Ausichten auf die traurigsten demüthigendsten Schicksale, und wie es scheint alles durch eigne Schuld, denn wenn ich wäre wie andre, so könnt' ich auch wohl glücklich seyn wie sie, und warum ich's nicht bin? Und doch ruhig und entschlossen keinen Fuß breit abzuweichen von meinem eignen Wege, zufrieden mit mir selbst und der ganzen Welt, genieße jeden Genuß, der sich darbietet, und freue mich an allem, was um mich ist. Mögen nun eure vernünftigen Leute mich einen Schwärmer und Träumer nennen, ich habe nichts mehr mit ihnen zu thun. Gott hat mir andre Freunde gegeben, die mich seyn lassen wie ich bin und machen mir's keinen Vorwurf. Bäume und Stauden, Fische und Vögel, Mond und Sterne und alles Gewürme das auf Erden kriecht.

Auch gute simple Menschen, die nicht immer nach der Ueberschrift der Dinge fragen. Und dann zwischenein ein gutes Buch, das uns oft sehr viel ist, Balsam unsern erschlaffenden Kräften, Stütze unserm sinkenden Muth und unserm oft schlafwimmernden Geiste eine Wächterstimme und Prophezeiung von der Morgenröthe, daß sie aufgehen soll, wenn die Nacht überwacht ist.

Du kannst leicht denken, daß ich die schönen Tage, die wir zeither haben, nicht ungenossen vorbeigehen lasse. Sonntag war einer davon. Ich wanderte den Nachmittag hinaus auf Hindöholm, eine Halbinsel nordöstlich vor der Stadt wo viele von meinen Wallfahrtsörtern sind. Ein Hügel ist da etwas eine halbe Meile von der Stadt, den Heilmann und ich Belvedere zu nennen pflegen, wo die Aussicht unbeschreiblich schön ist. Nur das muß ich Dir sagen, daß Du hier über die ganze Gegend über Hügel und Wälder nach vier grossen Wassern hinsiehst und all ihren fernen Gestaden. Von da nahm ich meinen Weg nach einem Edelhofe, der noch eine halbe Meile weiter in einem herrlichen Walde liegt. Hier wohnt ein alter Mann auf den ich sehr viel halte. Er heisst Pörgensen und hat sich vom Bauern zum Besitzer eines ansehnlichen Landguts emporgearbeitet. — Wir hängen viel dahin zu vergleichen das Vergangene zum Nachtheil des Gegenwärtigen; es ist eine von den Schwächen unsrer Natur, wovon wir uns vielleicht nie los machen, und wodurch wir vielleicht auf einer andern Seite gewinnen. Nur wollt' ich, daß man anderer Leute schonen sollte, wenn sie nun just ihre Freude an dem Dinge haben, das vor

ihnen ist. Und was ist das Wesen der Dinge, was ihr Vorzug, als der Genuß, den sie uns gewähren, und quillt nicht endlich aller Genuß aus unserem eigenen Herzen? Ich wollt' ja wohl auf Dobrasfeld ein Paradies pflanzen und in Toscanas Thälern eine Hölle. Darum erzähle ich den andern nicht gerne von dem was ich gesehen und genossen habe, weil ich weiß, daß es ihnen das nicht ist, nicht seyn kann, was es mir war und ist, daß sie kalt seyn müssen, wo ich warm bin, und umgekehrt eben so, und daß das böse Blut setzen muß. Auch wenn ich so ein Plätzchen finde, das mir recht behaglich und freund ist, und zeig einem denn das und freu mich auf einen Sommerabend, und er giebt mir wohl recht, aber da sollt noch ein Ast weggehauen seyn und dort eine Staupe ausgerottet, daß vielleicht die Herren und Damen ihre seidnen Röckchen nicht zerreißen und ihre Guckgläserchen ungehinderter anlegen können, und dann noch eine Bank hingestellt und ein Tischchen, über dergleichen kann ich so unwillig werden, daß ich davon laufen möchte. Muß denn der Mensch immer zerstören um zu genießen? Ich weiß wohl, daß er es muß und reißt mich der Gedanke oft hin, wo mir schwindelt. Aber so aus Muthwillen, aus Neuerungsgeist, aus kindischer Freude an den Werken unsrer eignen Hände. Ja wenn der Mensch selbst Schöpfer ist, so möcht' ich ihn anbeten, aber wenn er immer an Gottes Werken meistern und bessern will, künftelt und ziert bis des ursprünglichen Wahren und Grossen nichts da ist, so vergeht mir die Geduld. Gute Nacht, es ist Ein Uhr.

Den 17. Jan. Welch ein Abend, und wie ich ihn genossen habe! Dank sey meinem Schicksal, das mich herausgerissen hat' aus euren ehernen Städten, wenig wißt ihr vom schönen Sommer, und vom herrlichen Winter gar nichts, denkt ihn euch unter Bildern des Schreckens, als schlummerte das Auge der großen Göttin, lächelte nicht Freude herab ins Herz ihren Geliebten. Ich stand auf der Spitze meines Kliffs, östlich am Walde, daß ich die Sonne nicht untergehen sah, aber vor mir aus war der Morgen mit allen Farben des Regenbogens unermeslich bemalt und spiegelte sich der Himmel im Wasser und das Wasser im Himmel und verloren sich eins ins andre, daß das Auge keine Gränzen entdecken konnte. Und die leisen Wellen lispelten am Ries, alles so heiter und so stille und freundlich wie ein Frühlingsabend. Und wie die Seevögel sich emporhoben hinzuschlagen an der Oberfläche, und senkten sich dann wieder hin in die linden Gluthen. Wer einer wäre von ihnen sich zu wiegen im Schooße der Unendlichkeit, hinzugleiten auf dem Abendstrahl, und zu scherzen mit den Lüften aus grenzenloser Ferne! Vom Kliff wanderte ich durch den Wald auf die andre Seite, wo ein kleiner klarer Bach läuft in einer Vertiefung unter hohen Buchen und über ihn hin ein Steg mit einer Lehne daran und zwischen den Bäumen eine Durchsicht ins Freye, dieß ist einer von meinen Lieblingsörtern, hier saß ich lange auf der Lehne, und schauzte hinaus in den lichten Westen!

Wer nur ein Dichter wäre, den müßt es begeistern. Ich lasse mir genügen es so einfältiglich zu genießen,

manchmal ein Stündchen in meinen eignen Phantasien zu verträumen und weiter nichts. Wenn ich nur einen Gesellschafter hätte; nur Augenblicke warmer unmittelbarer Ergießung; diese todten Buchstaben, wie sie so wenig darstellen vom wahren innigen Wesen! Ehe wirs in Worte fassen und dann in Sylben und Buchstaben, und was verloren geht über jeden Zug, den die Feder macht. Ach Lieber, was ist der Mensch, was ist sein Können und Wissen! Und all das dunkle Ahnden und Sehnen nach dem was er nicht weiß und all die Veraubung. Und — was ich nun sagen wollt, und doch nicht sagen mag. Und doch können wir's nicht verläugnen, was sie aussprechen, das Herz will, muß etwas haben, wo es sich ansetzt, will überzeugt seyn von der Nothwendigkeit seines Daseyns und der Wahrhaftigkeit seiner Kraft. Wenig ist doch der Mensch sich selbst, bey all seiner Fülle all seinem Drang ein wankendes, schwindendes Geschöpf, ohne Festigkeit und Dauer in sich selbst, und die Gewalt jeder Sirenenstimme, so lange er nicht gefesselt ist, daß er nicht mehr los kann. Auch ist es ein herrlicher Gedanke, hebt die Seele über sich selbst empor, sich hinzugeben, darzuopfern der Gottheit unserer Anbetung. Gewiß nur die Liebe macht uns all, was wir seyn können, reicht uns all, was wir genießen können. Aber ihre Bestimmung ihre Richtung? Und ob nur ein Weib allein die Fülle der Befriedigung für uns habe? nur dieß Eine ausgesonderte Geschöpf? Ob im ganzen weiten Univers sonst nichts sey, das uns fesseln könne, uns tränken mit der Fülle wornach wir dürsten, daß wir wiederfinden den

Urgedanken und Zweck unsers Begehrens? Ich kann mir das selbst nicht zur Genugthuung beantworten. Aber doch ahndet mir etwas, als gäb's noch eine Liebe auſſer der Weiberliebe, die eben ſo warm, eben ſo umſtrömend und erſchaffend iſt. Wer nur einig wäre mit ſich ſelbſt, hätte die Ueberzeugung ſeiner Beſtimmung!

Den 18. Januar. Aus deinem vorigen Briefe war mir noch eins übrig, wovon ich mir vorgeſetzt hatte etwas zu ſagen. Dieſer erinnert mich wiederum daran. Es war unter dem Kapitel von Freyheit, wo ich viel über räſonnirt habe bey mir ſelbſt, daß ich allenfalls ein Tractätchen darüber ſchreiben könnte, und der Welt zum Nachdenken vorlegen, wenn ich nur drüber ſeyn möchte. So aber denk' ich, daß das Tractätchen ſchreiben juſt nicht mein Beruf wäre, wenigſtens nicht bis ich mehr Geduld acquirirt habe, als ich zur Zeit beſitze. Dir will ich nur wenige Winke hinwerfen, mach daraus, was Du wiſſſt und kannſt. Daß meine Politik alles auf die Individuen reducirt, weiſt Du, und daß ich alles, was man von Staaten als Ganzen ſpricht, für Schimäre halte, das aber darum eben nicht verwerflich iſt, weil es Schimäre iſt; ungefähr wie Hr. Leſſing es auch anzunehmen, und bündig auszudrücken beliebt hat. Ob Hr. Leſſing die Sache in einem eben ſo weiten Sinn nehme, und eben ſo viel daraus folgere, weiß ich nicht, und möchte doch gern wiſſen, ob ein Mann von Jahren und Erfahrung und Anſehn in der Welt, ſo umſtürzende Grundſätze hegen könne, das mir eben nicht wenig Troſt ſeyn ſollte. Für mich fließt ſehr viel daraus, und unter andern, daß alle



künstliche Constitutionen von der Demokratie bis zur unumschränkten Monarchie in einem gleich hohen Grade Feinde der wahren Freyheit sind , und daß in einem Staate die Freyheit mit der Vollkommenheit (Vollendetheit) der Constitution in entgegengesetztem Verhältnisse stehe. Ich kann mir nur eine einzige politische Verbindung denken , in die der Mensch ohne schmerzhaftes Gefühl geschmälter Freyheit eintreten könne ; wenn nemlich eine Gesellschaft von durchaus gemeinschaftlichem und leicht zu durchschauenden Interesse sich zu wechselseitigem Schutze vereinigt , und alles sie als Gesellschaft betreffende durch Stimmenzählung entscheidet. Daß dergleichen Gesellschaften nur in einem sehr wenig verfeinerten Stande der Menschheit statt finden , nur aus sehr geringen Anzahlen bestehen , und aus beyden Ursachen nur an sehr wenigen Orten der Erde dauerhaft seyn können , versteht sich von selbst. All wir andern haben unsre Freyheit nur in der Schwäche der Regierungen zu suchen , und daher ist's , daß erklärte Unterthanen von Despoten oft viel mehr davon genießten , als die Bürger irgend einer grossen Europäischen Republik. Alle in der Geschichte bekannte Staaten , in denen Freyheit gefunden ward , waren tumultuarische Verfassungen , die von Athen , die von Rom , die Italiänische des Mittelalters u. c. ; und just darin liegt das Wesen der Freyheit. England ist in unsern Tagen die Bestätigung davon , nur in ihren Factionen liegt ihre Freyheit , und eins hört mit dem andern auf. So bald in einem Staate alles in eine Gleise gebracht ist , eine Macht statuirt , der sich die

Individuen nicht ohne Hochverrath widersehen könne, so findet keine Freyheit mehr Statt. In Sparta war niemals Freyheit. In Holland und den großen Italiänischen und Schweizerischen Republiken ist sie nur ein Name, eine Prätension, auch so schon überaus schätzbar, weil sie denen, die wirklich die Gewalt in Händen haben, einen Zaum auslegt, und weil auch ihr Phantom die Kraft der Begeisterung hat. Es ist besonders, wie das Wort immer so süß geklungen hat in den Ohren der Menschen, und wie sie seinen Sinn gesucht haben zu verwirren, um sich noch sagen zu können, daß sie im Besiz von Freyheit wären, kämpften für den Besiz. Einige nannten sich frey, wenn sie Sklaven menschenfeindlicher Geseze waren, andre wenn nur ein Tyrann aus ihrem eignen Volke über sie herrschte. Daß ein Volk allem Anspruch auf Freyheit, allem Schatten derselben freywillig, ernstlich und förmlich entsagt hätte, ist vielleicht nur ein Beyspiel in der Geschichte, das just die Nation gegeben hat, von der wir die Ehre haben Mitglieder zu seyn. Du weißt, daß ich gegen die Unabhängigkeit der Amerikaner bin. So lange sie auf Abstellung von Beschwerden drangen, stämten sich mit gezückten Schwert gegen Maßregeln, die ihnen nicht anstunden, so lang waren meine wärmsten Wünsche für sie. Aber seitdem sie sich losgerissen haben von dem freyesten Staate Europas, von dem sie sonst freye Mitbürger waren, wollen einen eignen Staat ausmachen, bin ich gegen sie, ohne darum aufgehört zu haben, der glühendste Eiferer für Freyheit und Unabhängigkeit zu seyn. Das Volk von Ame-

rika wird durch Errichtung eines einheimischen Staates an wahrer Freyheit verlieren. Sie von London aus zu Sklaven machen ist eine Unmöglichkeit; aber von Boston aus oder Philadelphia oder Lancaster, oder wo es dem Congresse zu residiren beliebt wird, kann's etwas leichtes werden. Auch kennst Du meine Behauptung, die so sehr paradox scheint, daß die katholische Religion ihrer Natur nach der Freyheit zuträglicher sey als die protestantische. Sie statuirt in Staaten eine von der politischen Administration unabhängige Gewalt, sie formirt Präensionen gegen Präensionen und gewährt dem Gedrängten eine Zuflucht von einer Seite zur andern. Eins hab ich fast bey allen denen bemerkt, die von Freyheit reden, daß sie wenig Rücksicht darauf nehmen, daß der Begriff von Freyheit an sich negativ ist und nur durch die Wärme des Streits ein positives Ansehn erhält. So pflegt man auch, ich denke unter Montesquieu's Anführung, zu behaupten, daß die Freyheit in den kalten Ländern zu Hause sey, die Sklaven in den warmen. Als gäbe es nicht von einem Pol zum andern, so weit die Menschen etwas mehr besitzen, als ihre letzten Bedürfnisse fordern, freye Männer, einzeln und in kleinen Haufen, und Sklaven in unübersehblichen unzählbaren Heerden. Ist nicht Arabien die Heimath der Freyheit, ist's zu allen Zeiten gewesen? Dennoch spricht man, daß durch den Einfluß warmer Klimate der ganze Mensch so sehr entnervt werde, daß ihm bloße Ruhe schon Genuß ist und er sich fast ohne den geringsten Widerstand unter die Herrschaft eines Oberen schmiegt: eine Behauptung, die mit der Be-

fürchtung des Mittelalters, als müßten die Antipoden rücklings in den Abgrund herabstürzen, ungefähr in einerley Klasse gehört. Und just umgekehrt, die Wärme brütet Geist und Körper aus, bringt alle Kräfte des Menschen zu ihrer Fülle und Vollkommenheit. Ich wollte, daß sie mir ein Volk zeigten, das die Araber an Leibes- oder Geisteskräften überträfe. Holten nicht die Griechen ihre Weisheit aus Indien und Aegypten? Ob sie etwas besseres daraus machten als sie empfangen, weiß ich nicht, gehört auch nicht hieher. Nun genug, ich mag von der Sache nicht länger schwagen. Ich wollte, daß mir jemand Einwürfe machte, damit ich der Mühe des Ordnen überhoben wäre, so hätte ich noch allerhand zu proponiren. Was ich in meinem vorigen Briefe von Robertson gesagt, besinne ich mich nicht mehr deutlich, aber ich habe mich über ihn geärgert; der Mann ist weder warm noch kalt. Freylich redt er dann und wann mit Abscheu von den Schandthaten der Spanier, und wer, der Menschenblut in seinen Adern hätte, könnte anders? Und doch werden wir schon in der Vorrede unterrichtet, daß nur das Verfahren einzelner Leute tadelnswürdig sey, nicht eben das Betragen der Spanischen Nation. Was sind denn Handlungen einer Nation, wenn's nicht die Befehle ihrer Regierungen und deren Ausführung sind? Von Madrid aus wurden die sanften einfältigen Indianer, die Columbo und seine Gefährten mit Freundschaft und Gastfreyheit aufgenommen hatten, zur niedrigsten Knechtschaft verurtheilt, und weil sie nicht Sklaven seyn wollten, bis auf den letzten Mann auf-

gerieben. Aber Robertson ist einer von den sehr vernünftigen Leuten, denen Cultur, Polizirung über alles geht. Darum muß der Sohn der Natur in seinem ersten kunstlosen Zustande als ein Vieh vorgestellt werden, mit dem kein vernünftiger Umgang statt findet. Hr. Bouguer, Hr. Ulva, Hr. de la Candamine haben's ja entdeckt und unwidersprechlich dargethan, daß dem wilden Amerikaner sogar die gemeine Empfindlichkeit, Reizbarkeit der Sinne fehle. Es ist eine Lust, die charakteristischen Züge der Kalifornier zu lesen, wie sie Vater Benegas angiebt; und warum sollten Leute mit so wohlklingenden Namen dergleichen sagen, schreiben, drucken lassen, wenn's nicht wahr wäre? Ich fühle Menschenhaß in mir, wenn mir so was aufstößt. Auch hat Robertson den Columbo einmal zu seinem Helden gewählt und sucht also alle Uebel, an denen er Mitursache gewesen, zu vermindern. Darum muß die Auflegung der ersten Goldtaxe durch Columbo, der Anfang alles Elendes der Indianer, entschuldigt werden. Du hast vielleicht nicht acht darauf gehabt, mit welcher Kälte LasCasas behandelt wird, der edle kühne Mann, der Märtyrer der Freyheit, der all seine Kraft und Vermögen verschwendete, um einem harmlosen unterdrückten Volke Linderung seiner Plagen zu verschaffen. Hingegen Guazos Weisheit wird erhoben, der die Knechtschaft regulirte, die endliche Ausrottung des unglücklichen Volkes verzögerte, und ihre Qual in die Länge zog.

Den 20. Januar. Zu Deinem Briefe. Hume ist noch immer in der ganzen Klasse der Mann, den ich am meisten schätze, ob ich gleich nur in wenig Stücken mit ihm einig bin; er denkt insgemein tief und in seiner Art sehr wahr. Galanteriewaare ist es wohl eben nicht was er auskramt, wie sich Hr. Mémus auszudrücken beliebt. Ich halte Rousseau just nicht für einen Sophisten, aber wie verträgt sich das Gespitzte, Gesuchte mit der Sprache des Herzens und der Ueberszeugung? Wenn ich den Eingang zu seiner Abhandlung über den Nutzen der Wissenschaft lese, so denke ich, daß ihm die ganze Sache nur ein Spaß ist, und würde er, gleich dem Carneades, das Ja eben so überzeugend vordeclamirt haben, als das Nein. In der Heloise seh ich allenthalben die Absicht, den Leuten durch den Sinn zu fahren, und seine eignen Râsonnements auch wohl natürlichern menschlichern Empfindungen zum Troste zu etabliren: Fehler, wozu ich mich selbst sehr geneigt finde, und eben deßwegen so viel aufmerksamer darauf bin. Es ist wohl gut, seine eignen Ideen für sich zu haben, unser Geist hat sonst keinen eigenthümlichen Werth; aber den übrigen Menschen sie als Dinge aufdringen wollen, deren Rechte sie auch anerkennen müssen, das billige ich nicht. Eins mißfällt mir besonders, wenn man den Sinn populärer Wörter nach eignem Belieben festsetzt, und braucht sie denn kühnlich als müßte die ganze Welt sie in eben der Bedeutung nehmen, folgert daraus in unsre eigne Seele hinein, und verwirrt das Volk. Hast Du auf den Gebrauch des Wortes vertu in der Heloise Acht ge-



geben? Wer neue Grundsätze vortragen wollte, sollte auch eine neue Sprache reden; die ihn zu verstehn brauchten, würden ihn schon verstehn und die übrigen würden nicht geblendet werden. Ich finde in Rousseau einen Mann von hohem Herzen und durchdringendem Geist, aber unter meine Lieblingschriftsteller gehört er nicht. Pythagoras war ein Freymaurer, das mich eben nicht befremdet. Denn just diese Pralerey von der Freymaurerschaft aller edlen und weisen Männer seit dem Tage der Schöpfung ist es, was mich wider diese Leute einnimmt. Kann nicht jeder Marktschreyer dergleichen von seiner Abstammung und seinen Geheimnissen rühmen, und folgt nicht für ihn daraus eben so viel als für sie, so lange sie im Verborgenen bleiben? Wer öffentliches Lob will, handle am Tage; das Lob des Nächters ist in der Nacht, wie ein Stern hinter einer Wolke, der gar herrlich schimmern mag, nur muß man mir nicht viel davon vorrühmen, wenn man mich nicht ungeduldig machen will. Ich rechne viel auf geheimen Werth; aber wer ihn hat, hält's bey sich und ist stille, läßt's ahnden aus seinen Handlungen, verführt kein vag Geschwätz.

Sag mir doch einmal was Du von den Herereyen und Besessenen und Teufelsbannungen ic. hältst. Es ist mir etwas vorgekommen, wovon ich Dir nächstens was schreiben werde.

An den Vater. Den 5. Febr. 1779.

Ihr letztes Schreiben hat mich beschämt, ich bin unglücklich, daß ich auf so viel Güte und Sanftmuth

nicht antworten kann, wie ich wollte und wünschte. Wenn mir's möglich wäre, mich deutlich zu erklären, so würde ich keine Aufforderung abgewartet haben; alles was ich etwa sagen könnte, muß Ihnen schon bekannt seyn, und kann Ihnen kein Genüge thun. Daß es, seit ich anfieng zu denken, eine meiner Lieblingsideen war, mir einmal einen Namen in der Welt zu machen, kann niemanden ein Geheimniß seyn, der mich in einiger Nähe beobachtet hat; daß dieß von der Seite einer Kunst oder Wissenschaft geschehen mußte, brachte meine Geburt und Erziehung mit sich; die Unge-  
 wißheit war nur die, wie dieses sich näher bestimmen würde. Ich trat in einem sehr zarten Alter in die große Welt, ohne Führer, Freund oder Rathgeber, mit Freyheit, zu wählen unter einer Menge von Dingen, die ich ihrem wahren Wesen nach alle gleich wenig kannte. Voll Durst nach Kenntnissen, Trieb nach Beschäftigung, eilte ich von einer Wissenschaft zur andern, von einer Methode zur andern. Einige meiner Bemühungen schienen mir selbst zu excentrisch, daß ich sie jedermann zum Geheimniß zu machen suchte, Ihnen auch, weil ich erwartete, daß Sie mir das Ansehen eines Menschen, ohne Plan und Absicht geben würden. Unterdessen, ich weiß nicht, ob es wirklich so war, oder ob ich mir es nur einbildete, daß ich allenthalben zu einem gewissen Grade von Durchschanung gelangte: allein so bald ich auf dem Punkt war, ward mir die Sache trocken und langweilig, ich fand meine Bestimmung nicht da. Doch klebte mir von jeglichem etwas an, ich fand mein Gehirn voll Ideen, die mir

recht gut schienen, aber die in keins der bekannten Ganzen paßten; ich gerieth endlich auf den Gedanken, daß ich, unabhängig von Namen, Form und Methode, mir etwas Eigenthümliches suchen müßte das Beschäftigung wäre dem ganzen Umfang meiner Kräfte und Triebe, wo ich die ganze Bestimmung meines Daseyns fände. Es ist nicht lange, und noch immer nur auf gewisse Punkte, daß ich mit mir selbst einig geworden bin, daß ich angefangen habe den Weg zu gehen, den ich gegenwärtig zu gehen entschlossen bin, und der doch vielleicht nur ein Uebergang zu einem bessern ist. Ich habe nie so viel Entschluß und Festigkeit gehabt, als ich jetzt habe, habe sie nie haben können. Ich fühle eine Art von Ueberzeugung, daß eine Leitung der Vorsehung mich dahin geführt hat, wo ich bin; denn es ist durch eine Reihe innerer und äußerer Schicksale ohne oder wider meine Wünsche und Entwürfe, daß ich dahin gekommen bin; so lange ich für mich selbst wählte, war's Schwanken, Ungewißheit und endlich Leerheit und Ueberdruß. Ich weiß wohl, daß das Grillen, Spiele meiner verstimmtten Einbildungskraft seyn können; in den Stunden des kalten Nachdenkens, kann ich mich selbst nicht immer völlig befriedigen: allein was es auch ist, so sind die Gedanken von wohlthätiger Wirkung in Rücksicht auf mich, und in Rücksicht auf andre könnten sie nur alsdann Tadel verdienen, wenn sie mich in Dingen bestärkten, die mit dem Wohl meiner Nebenmenschen stritten, oder wenn sie mich hinderten, in meinem äußeren Wandel so nützlich zu werden, als meine Kräfte,

Naturel und Lage es verstaten. Genes ist nicht der Fall und wird es nicht seyn: ich beurtheile die Dinge nicht nach äusserem Schimmer, sondern nach ihrer innern Verdienstlichkeit, und mit dieser kann nichts bestehen, was unsern Brüdern neben uns schädlich wäre. Auch dieses nicht; ich thue in meiner gegenwärtigen Lage, was meine Pflicht ist, und wird es einmal der Vorsehung gefallen, mich in einen andern Posten zu versetzen, so werd ich's auch da thun, nur mich auf keine Dinge einlassen, wo ich nicht vorher weiß, daß ich's kann, wo mehr zu thun oder zu vertragen wäre als meine Kräfte hinreichen. Dieß denke ich muß auch die kälteste Vernunft billigen; denn gäbe man sich auch eine Miene, als könnte man was man nicht kann, zwänge sich und ließe es gut gehn einen Tag und etliche Tage, so könnte es doch nicht lange dauern, und würde am Ende das Letzte ärger werden als das Erste. Daß ich einem Vater im Dunkeln stehn muß, der ein ursprüngliches Recht hat, mich zu beurtheilen, dem ich neben Gott alles schuldig bin, was ich habe und bin, muß mir schmerzlich seyn, ist es auch, und doch kanns nicht anders seyn. — —

An Esmarch. Den 3. März 1779.

Daß ich Dir vorigen Monath gar nicht geschrieben habe, rührt von verschiedenen Ursachen her. Erstlich die Erwartung einer Antwort, dann das schöne Wetter, das mich so manchen Tag herauslockte; auch bin ich in die Odenseische Lese-Gesellschaft eingetreten, und weil man dergleichen Anfangs hitzig treibt, so hab

Ich die letzten vier Wochen mehr gelesen, als alle übrige Zeit meines hiesigen Aufenthalts. Endlich sind mir noch einige Dinge dunkel zu Ohren gekommen, die mich betreffen, wovon ich mit Dir hätte sprechen mögen, und wovon ich Dir noch nichts sagen kann oder mag, bis ich nähere Aufklärung darüber habe. Die hab ich einige Posttage nach einander erwartet, und vielleicht hat sich iht die Sache ganz verzogen. Mit meiner gegenwärtigen Lage ist's nun wohl und gut und doch mücht's in die Länge wohl nicht thun. Zwischenein kommen meine bösen Paroxysmen wieder, und nun ich sonst keinen Gegenstand weder der Liebe noch des Hasses habe, so kehrt sich der letztere bisweilen mit Grimm wider mich selbst. Das langweilige Leben und immer dasselbe und wiederum dasselbe, daß einem eckelt vor allem Genuß. Und was das ärgste ist, daß ich wenig oder fast nichts für mich arbeiten kann, weil es fast nie in meiner Gewalt ist, allein zu seyn, und in Gegenwart andrer ist's unmöglich sich anzustrengen und zu sammeln. Und bey den elenden Brodgeschäften ohne Ernst oder Theilnehmung verliert man allen Werth in seinen eignen Augen, schrumpft ein zum kalten mechanischen Geschöpfe ohne Stolz und Kräfte. Wir suchen dann das Leere in uns durch Lumpendinge auszufüllen, die uns einen Augenblick uns selbst entreißen, und kehren wir dann zurück finden wir's öder als vorher. Nun alle Dinge auf Erden mögen erträglich seyn, aber das Gefühl eigener Schwäche könn't einen rasend machen. Und woher kommt's, daß das Gefühl unsrer selbst so sehr verschieden ist? Einen Augenblick

ist's uns als strotzten wir von Kraft und Fülle, und einen andern ist's all Welltheit und Leerheit, daß wir in uns selbst gar nichts sind, alles nur in andern. Es ist ein unglücklicher Gedanke, sich's in den Kopf gesetzt zu haben, selbst etwas zu seyn. Ich beneide oft die Leute, die so all ihr bißchen Seyn und Adnzen in steter Bewegung halten, um hie und da und dann und wann einen beehrenden Blick, ein Lobsprüchelchen zu erwerben oder zu erschleichen, addiren's und multipliciren's und finden darin die Summe ihres Werths; und wer das Dinge eine Periode getrieben hat, kann's wohl nicht fehlen ein ziemlich ansehnlich's für sich gebracht zu haben. Wie ganz anders ist es in sich selbst und durch sich selbst einen wahren bleibenden Werth zu finden, nicht das stolze wilde Aufwallen eines Augenblickes, das wieder hinschlummert zur matten dumpfen unglückweissagenden Kalme. Nun leb wohl, die Post geht gleich fort, ich habe eilig geschrieben und muß doch abbrechen.

An denselben. Den 9. März 1779.

Lieber Esmarch, dieß ist vielleicht der letzte Brief, den Du von hier aus von mir erhältst; vielleicht komme ich noch nach Kopenhagen um Dir einen fröhlichen Ostern zu wünschen. Abschieden will ich unterdessen diesen Brief nicht bis ich gewiß weiß ob und wie bald. Mein Schicksal hat plözhlich und ohne all mein oder meiner Familie Zuthun eine ganz neue, ich darf nicht geradezu sagen bessere, Wendung genommen, und noch ist mir die Hand, die ihm den Stoß der Bewe-



gung gegeben hat, unsichtbar. Wie ich mich in meinem letzten Schreiben ausgedrückt haben mag, erinnere ich nicht mehr. Die Erwartung war mir damals selbst verschleiert. All was ich wußte war, daß man sich bey Hrn. Heilmann nach mir von Seiten der Heinen'schen Familie erkundigt hatte — bis wir nach einigen Tagen hörten, daß der Kammerjunker von Heinen um Ostern, eine Reise durch Europa anzutreten gedächte. — Endlich den Freytag meldete mir mein Vater, daß seinem Bruder in Kopenhagen von dem Hrn. von Heinen ein unerwarteter Antrag geschehen sey, mich ihm als Reisegefellschafter zu engagiren; — Du kannst leicht denken, daß ich's ohne viel Deliberiren annahm. Er geht zuerst nach Göttingen, denkt sich ein Jahr in Deutschland aufzuhalten, dann in zwey Jahren eine Reise durch Holland, England, Frankreich, Italien zu machen. Das war nun just mein Plan, und den ich nur aufgegeben hatte, weil ich die Möglichkeit nicht mehr einsah. — —

Abends. Eben komme ich zurück von einer Wallfahrt nach dem Grabhügel der drey Jungfrauen. Wenn's dunkelt ist der Ort recht schaurig. Zu innerst tief im Walde, bepflanzt mit grauen hinsterbenden Eichen, und in ihren Wipfeln das Rauschen der Winde wie Geisterschaaren. Und weil's so abgewandt ist halten sich viele Adler da auf; nun der dumpfe Schlag ihrer mächtigen Flügel, wenn sie vom Kliff herauffahren, und ihre heis'heren Stimmen durch die öde Einsamkeit. Es müßte eine Freude seyn zu übernachten unter all den

Schauern. Und wenn man einmal dahin gestimmt ist, wie jedes rasselnde Blatt uns auffschauern macht, dünkt uns jeder moosigte Baum eine Wundergestalt, und sein Knarren am Winde die leidende Stimme eines gebannten Geistes. Bey dem Hügel ist ein Märchen, das auch sonst sehr bekannt ist. In meiner frühesten Jugend hört ich's von meiner Amme. Du vielleicht auch. Es waren drey Jungfrauen eines Königs Töchter, und waren schön, und waren verlobt drey Prinzen, die hingezogen waren fernhin in die Kriege des Ozeans. Und kamen drey Riesen aus Jotunheim, und buhlten um die Prinzessinnen und boten viel Gold und Silber, und köstlich Geschmeide und wollten sie zu Königinnen machen über Inseln und Städte. Aber sie wollten nicht untreu werden ihren Verlobten, auch wollt ihr Vater sie den Riesen nicht geben. Das verdroß die Riesen, und ergriminten darob, und kamen mit ihren tausend Schiffen, und Rossen und Harnischen, und waren ihrer so viel als der Strandvogel an den Küsten von Nordland. Da verbarg der König seine Töchter in dem Hügel und bereitet ihnen eine Wohnung da, und gab ihnen Speise und Trank auf ein Jahr und bedeckte den Hügel mit Rasen und pflanzte Bäume darauf und zog aus gegen die Männer von Jotunheim. Aber er ward geschlagen und fiel vor den Riesen und sein Grab ist auf der Haide von Rissinge am hohen Gestade, wo man hinschaut gegen Nyeborg nach dem Meschenberger Walde, und in einem halben Kreise um ihn sind die Gräber seiner Männer. Und die Riesen setzten durch's Land, und jagten die

Menschen wie Thiere des Feldes und erkundte das Hüfthorn, Wald auf Wald ab mit wüthigem Wesen, ob sie fänden die Königsdchter. Und rannten über den Hügel hin mit wiehernden schnobenden Rossen und tiefmäuligen bellenden Doggen, und erkannten's nicht. Aber die Prinzessinnen hatten ein Hündchen bey sich, das belferte als es das Bellen der Doggen hörte. Da durchgruben die Riesen den Hügel und wollten die Jungfrauen herausziehen. Aber die jüngste von ihnen nahm ihr Messerlein und stach sich's ins Herz, und gab's ihren Schwestern; da starben sie alle an Einem Tage, weil sie nicht untreu werden wollten ihren Verlobten die hingezogen waren in die Kriege des Ozeans. Nun liegen sie da in kühligem Ruh, und haben vergessen all ihr Leid, und die Eiche schüttelt ihr dürres Laub auf den Hügel und das Wasserlein rinnt hin am Hügel, und trägt's dürre Laub zur salzigen See. Aber um Mitternacht hört man die Riesen mit Hüfthorn und wüthigem Geschrey, Wald auf Wald ab, und wie sie einher jagen über den Hügel, und das Trampeln der wiehernden schnobenden Rosse, und das Geheul der tiefmäuligen Doggen; und unten am Hügel dem Bach zu stehn drey blasse verlöschende Lichtlein. Dieß ist einer von den Dertern, die ich am allerfleißigsten zu besuchen pflegte; der Weg dahin ist sehr schdu und läßt sich ungefähr in anderthalb Stunden hin und zurück machen, und wollt' ich weiter gehn, so hatt ich gleich dahinten ein dichtes Holz von Eichen, Erlen und Haseln. Seit wir die schönen Tage haben pflege ich alle Abend dahin zu wandern, bald allein, bald in

Gesellschaft von Heilmann. Der Mann ist mir, seit ich ihn habe kennen lernen, alle Tage lieber geworden. Er hat solch ein gutes freundschaftvolles Herz, solch eine Einfalt des Umgangs ohne Selbsterhebung oder Zurückhaltung, und solch eine stille Zufriedenheit in dem Bewußtseyn seines rechtschaffenen Wesens seiner ersten Bemühung das zu seyn was er seyn soll und kann.

Borgestern war ich bey dem Probst Fogh in Dalbye auf Hindsholm, der eine Reihe von zwölf gesunden mehr als gewöhnlich wohlgebildeten Kindern hat, und eine Frau dabey, die noch jung und rasch genug ist um ein zweytes Duzend zu versprechen. Das ist nun eine Lust so eine Familie zu sehn. Der Mann selbst ist vom Riesengeschlecht, ich reiche ihm ungefähr bis an die Brust und spreche deswegen nicht gerne stehend mit ihm. Die älteste Tochter von etwa 16 Jahren ist recht ein gutes unschuldiges Landmädchen, das einen mit ihren sanften blauen Augen so mild und unbefangen anblickt, daß einem's Herz dabey aufgeht. Freund Heilmann war mit, ich konnt mich nicht enthalten zu ihm zu sagen: ich hätte das Mädchen küssen mögen wie ein Madonnabild mit keuschem frommem Herzen. Aber, antwortete er ganz ernsthaft, meynen Sie nicht daß das Sünde wäre? Er hatte wohl recht, ich verdamme selbst die kalten Küsse. Dalbye führt den Namen mit Recht, es liegt in einem engen tiefen Thale, daß man im Garten des Geistlichen ausser der Kirche und den umliegenden Hütten nichts sieht als den scharfen Rücken von einer Reihe

nackter Hügel, die das Dorf fast umzirkeln. Ich erstieg einen von ihnen, der höchste in der ganzen Gegend und die schönste Aussicht, die ich noch in Fühnen gefunden habe. Du übersiehst hier den größten Theil unsrer Insel, das ganze Odenseer Revier, beyde Belte und die Küsten von Jütland, Samsø und Seeland mit ihren Wäldern und Vorgebirgen. Auf der höchsten Spitze liegen zwey moosbewachsene Steine, wo ich mich niedersezte, und die ganze herrliche Scene in heitrer, lauer duftiger Frühlingsluft überschaute. Der Tag kann im späten Frühling nicht schöner seyn, die Thäler sind voll von Heerden, und die Schaafscharen hienzen von den Seiten der Hügel hinab; und weil's eben Sonntag war, hörte man von allen Seiten her das Lachen der Knaben bey'm Spiel und das Singen der Dorfknaben die mit guter Muffe ihre Heerden nach Hause trieben.

Den 10. März. Wie das all schon lebt und weht, und die Stimme Gottes die hervorruft aus Grab und Schlaf! all die Vögel, wie sie wach sind, Lerche und Buchfink und Drossel mit Nachtigallenschlag, und all die tausend Kräuter, wie sie ihr Haupt erheben den Tag der Auferstehung, drängen mit Gewalt hervor, sprossen, knospen, und die Prophezeihungen von Blüthe und Wohlgeruch. Auch haben wir schon Blumen, Schlüsselblumen und Marienblümchen, und Pfirsichblüthe schon lange und Osterlilien. Man spricht von diesem Winter wie von einem Wunder, dergleichen niemand sonst erlebt hätte. Schon den 14. Februar fieng ich

einen grüngelben Schmetterling; iht sind ihrer in Menge. Ich habe heute einen alten Jäger von meiner Bekanntschaft besucht, der seine Wohnung im Hverringer Wald hat, eine Wohnung, Lieber, o so herrlich einsam und freund, recht wie ich mir selbst sie wünschen möcht einen Tag, wenn nun dieß Ungeßtümm in mir zu Ruhe gekommen wäre, dieß Stürmen, und Drängen und Treiben nach dem, was ich nicht weiß, und ich nun zufrieden mit mir selbst, mit dem Charakter, den ich meine Zeit behauptet hätte, gestillt die wilde Begier, heitern Augs entgegensähe der Stunde wo wir hinschlummern sollen in elyrische Träume. Ich sagte Dir, daß das Häuschen tief im Buchenwald hineinliegt, keine menschliche Wohnung, kein Pfad in der Nähe, ein Krautgarten beym Hause, und über dem Garten hin, und einiges niedrige Gesträuch, eine Aussicht durch Natur und Zufall geöffnet, daß der Blick sich hinschmiegt an den alten grauen Stämmen bis hin über die Belt, wo er am breitesten ist zu den dämmernden Küsten von Seeland. Auch ist's ein braver Mann, der sein Theil Freude und Leid auf Erden gehabt hat. Hier hatte ich den Sommer bey ihm wohnen wollen, er hat eine Stube mit Bett, die er selbst nicht braucht und die just die Aussicht auf einer Seite in den Wald hat, auf der andern zum Wasser. Da war ich Abends hinausgewandert, hätte mir einen Trunk Milch geben lassen, meinen Homer oder Petrarca dazu gelesen und dann mich schlafen gelegt beym süßesten Liede der Nachtigallen und Morgens wiederum früh aufgestanden die Sonne zu grüssen, wenn sie her-



auffam hinter Seelands Wäldern und mein alter vertrauter Kliff glühend im ersten zitternden Stral des wiedererwachenden Tages. Eine halbe Stunde davon wohnt Jørgensen, bey ihm hätte ich den Morgenkaffee getrunken, dann ein Stündchen mit ihm aufs Feld zu seinen Ackerleuten und so wieder zur Stadt zur Tagesarbeit. Sieh welch ein herrlich Project, und nun das all nichts gelten soll!

Den 11. März. Man verliert mich hier ungerne, das für unser einen, der die Kunst des Beliebtmachens weder kann noch können mag, schon viel ist. Auch ist mir's nicht ganz leicht Kierteminde zu verlassen. Der Ort war mir so traut geworden, ich fand hier, was ich in der großen Welt meist umsonst gesucht hatte, Ruhe der Seele, so manchen seligen Augenblick allgemeiner Amnestie, mir selbst und allen andern zu vergessen, was je fehl geschehen war. Gelehnt an den Busen der Natur umfächelten mich die linden Himmelslüfte mit überschattendem Fittig, daß ich hinschlummerte zu süßer Ruhe. Und all das nur Vorgefühl, Vorwallung, von dem, was werden sollte, Morgenröthe des künftigen Tages, wenn die Sonne aufgehen sollte im Götterglanz, von Leben und Jugend umtanzt. Und das ist auf einmal so anders. Noch kann ich mit dem Gedanken nicht recht vertraut werden, meine Seele war zu voll von einer andern Zukunft. Die vielen Projecte, die ich für den Sommer gemacht hatte, wie ich die Natur in all ihrer Fülle, all ihrer Süßigkeit genießten wollte, ihr nachspähen in

all ihrer Eigenthümlichkeit, all ihren Wirkungen und Wegen; die vielen holden traulichen Plätze, die ich mir ausgemerkt hatte, die schon igt so schön waren, und wo ich mich den Sommer hinlegen wollt, ein liebes Buch in meiner Hand, wo ich das alles schon im voraus schmeckte, wenn ich sie besuchte auf meinen Wanderungen. — — Du willst mich in Thätigkeit haben, lieber Esmarck. Thätigkeit! Gott im Himmel was ist das? Wenn doch einer von Euch mir sagen wollte, was man darunter versteht. Sieh wenn einer sich vorsezt zu arbeiten Tag und Nacht, spannen jede Faser, wirken jede Nerve und der Zweck? Berechne es nun und vergleich's, dieß und jenes, hier und da, was ist Wahl was ist Vorsatz? Wir Menschen sollen, können nicht wählen, ein Wesen, das wir nicht sehn, nicht kennen, lenkt unsere Schicksale, leitet unsre Kräfte, giebt und nimmt nach Wohlgefallen. Ich suche nicht Thätigkeit, will nicht wirken, nur wirken lassen auf mich, Beschäftigung, Zeitvertreib, vorüberwallender Genuß, daß man sich selbst vergesse, die stürmende Unbestimmtheit in uns. Der Mensch hat nur Eine edle, hohe, wahre Bestimmung, die Fülle des Genusses in der Wirksamkeit, wenn der Geist vom Himmel auf uns fällt, die Feuerseele heilig und allgewaltig, Funke zur ewigen Flamme, daß der Trieb selbst Zweck ist, der Kampf selbst Siegeskrone. All das übrige ist Sklavenarbeit, ohne die Freude der Erndte, Mähe ohne Dank, hingeben sich selbst und seine Kraft um das, was nichts ist. Ein Wesen, das nicht alles ist, was es seyn kann, nicht in der geraden umwankenden

Richtung es zu werden, ist nichts, stets in dem Gefühl des Ueberdrusses und der Zernichtung. Und doch ist's den meisten von uns so, von dem Tage da wir anfangen zu denken, bis zu dem, wo Nacht und Dunkel unsern Blick umhüllt, und darin liegt's auch, daß die Edlen aller Zeitalter, die Menschengefühl in sich hatten, an Menschenwürde glaubten, verlängert haben unser Daseyn hinaus über den Tag des Grabes, zu bestimmen die Unbestimmtheit, zur Frucht zu bringen in wärmerer Sonne das Keimen in uns; und daß das Menschengeschlecht mit ihnen eintönte, weil alle ihre Seelen dahin gestimmt waren, und ward der heiligste Gedanke in allen ihren Religionen. Du wirst viel wahres finden in dem was ich da hingeworfen habe. Klagst Du nicht über Leerheit und Lässigkeit? Und fehlt Dir's an Arbeit, Zweck, Thätigkeit? Nur daß Du nicht in Deiner eignen Bahn bist, in Deiner eignen Bestimmung. Wer ohne Leidenschaft arbeitet, nur getrieben durch den kalten Gedanken zur Pflicht, und die Aussicht auf etwannige bequemere Tage, da kann dem Menschen nicht wohl seyn.

Den 14. März. — — Herder hat mir recht gefallen, mich recht entzückt. Wenn doch der Mann nicht zuweilen in den Postillenton gäbe. Seine Morgenländler sind so ganz, wie ich mir sie denke, und wie sie mir so ganz gefallen. Ich lerne noch einen Tag Arabisch und Hebräisch. Nur davon hat er mich nicht überzeugt, daß das Hohelied von Salomo herrühre; mir scheint's als würde Salomo nur immer im Gegen-

satz angeführt. Dieser Tage habe ich die *vita ed avventure di Don Clemente Romani* gelesen. Man hat sie auch auf Deutsch und verdienen Aufmerksamkeit. Leb wohl. Dein Freund G. Z.

An den Vater. Den 13. März 1779.

— Lieb ist mir's besonders, daß die Sache von selbst gekommen ist, ohne einige Vorschritte von Seiten meiner, oder meiner Familie. Nun muß man mich nehmen wie ich bin, und hat kein Recht mir Vorwürfe zu machen. Doch möchte ich auch so nicht gern, daß man sich in mir betrogen fände. Darum hat ich meinen Onkel, den Kammerjunker mit der Natur meines Charakters, so wie er selbst ihn gefunden hätte, bekannt zu machen. Das hat er auch gethan, und man war damit sehr wohl zufrieden gewesen. Auch Heilmann hat's an Ort und Stelle voraus gesagt, daß ich ein Mensch von eigenthümlicher Denkungsart wäre, und um Gunst der Großen nicht viel thäte. Wenn nun das gefällt, ey wohl; im Uebrigen soll man sich nicht betrogen finden. — Ich habe erklärt, daß ich die kostbarste Art zu reisen eben nicht für die vortheilhafteste halte. Daß wir ein Jahr in Göttingen bleiben werden, trifft gerade in meinen Plan, und ist mir in Rücksicht auf mich selbst sehr lieb. Uebrigens wäre es nicht die Akademie die ich einem jungen Edelmann empfohlen hätte. Für einen, der ein eigentlicher Gelehrter zu werden denkt ist sie ohne Zweifel die erste in Deutschland; aber für jeden andern vielleicht mehr gefährlich, als versprechend. Die rauhen unfreundlichen

Sitten, das mißtrauische, rückhaltige Betragen und ein gewisser Schulstolz, der all sein Verdienst in eine Art mechanischen Fleißes setzt, verbunden mit einer allgemeinen und öffentlich profitirten Zügellosigkeit in Grundsätzen, sind Dinge, die auf ein junges Gemüth insgemein Eindrücke machen, die nicht leicht wieder auszulöschen sind. Dazu noch die Beraubung aller guten geselligen Vergnügungen, die theils Ursache, theils Folge davon ist, und die Jugend, die sich doch amüsiren will, entweder auf schwärmerische Einsamkeit, oder auf wilde lärmende Ausschweifungen führt. Freylich auf Leute die schon einen gewissen Grad der Bildung und Festigkeit haben, hat alles dieses natürlicher Weise weniger Einfluß. Es fällt mir hierbey ein, daß ich diesen Winter einen von Gellerts Briefen las, wo eine gewisse Akademie und ihre Studenten geschildert war, ohne sie zu nennen, und waren darin einige Züge, so charakteristisch, daß ich glaubte, er müßte Göttingen gemeint haben. Unter den Lehrern freue ich mich besonders auf Heyne. Er ist einer von denjenigen Gelehrten, für die ich am meisten Hochachtung habe. So viel klassische Gelehrsamkeit, verbunden mit so viel zartem blühendem Gefühl, solch ein scharfer philosophischer Blick, mit so viel stillem sanftem Geiste, ist gewiß etwas, das man überaus selten antrifft. Jeder ist auch ein sehr liebenswürdiger Mann. Meiners schätze ich, doch weniger als sonst, so wie überhaupt die speculativ Philosophie ißt weniger meine Sache ist als sie es eine gewisse Zeit war.

---

Von der in einem der vorhergehenden Briefen gedachten *Sabina* fanden sich unter den Papieren des Freundes noch einige Blätter, von des Verfassers Hand, ein paar Scenen, vermuthlich aus dem dritten und fünften Aufzug. *Sabina* erscheint erst als theilnehmende Vertraute der verlassenen liebenden *Maria*, nachher als die, welche ihr den Geliebten entrißsen hat. *Maria* trifft zuletzt in einem Garten mit *Francesco*, einem Mönch, zusammen, den ein gleiches Schicksal zum Kloster bestimmt hat, und gräbt ein Grab.

---



## Reise mit einem jungen Edelmann.

---

Ohne Datum.

Ich höre ungemein viel Gutes von H. v. Heinen und glaube daß wir beyderseits den Nutzen von unserer Verbindung haben werden, den wir beyderseits haben können. Unangenehm wäre es, wenn es anders würde, und es könnte sich auf eine Art äußern, die mir üble Laune machte. Aber Kummer verursachte es mir nie; denn in Rücksicht auf mich selbst könnte es gewissermassen ersetzt werden, und im Ganzen erreichte ich doch meinen Zweck, wenn gleich unter einigen Einschränkungen, auf die ich gar nicht rechne. In Rücksicht auf meinen Gefährten, wenn ich nach meiner Ueberzeugung das Beste anriethe und meine Dienste anböte, wo ich glaubte, daß er ihrer bedürftig seyn könnte, so hätte ich das Meinige gethan, und müßte als bloßer Rathgeber den Erfolg abwarten. Ich merke daß ich nicht weitere Verpflichtungen haben werde, man ruft mich ohne Bedingungen, man giebt mir keine Instruction oder Autorität. Ich hoffe gewiß, daß gewisse Ideen von meinen, gewisse Vorstellungen und Erwartungen, die ich mir wohl mache, von den Folgen einer solchen Verbindung, wenn ich, wie ich glaube, einen Jüngling treffe, auf dessen Seele ich einen lebendigen Einfluß haben kann, er auf die meine, einer in des andern Seele empfinden, denken, handeln, beyde zu

einem Zweck, wirksam seyn, eintreffen. Sollte es wider Vermuthen nicht seyn, so kann's mir genügen und wird's auch thun; denn so sehr ich so etwas idealisches liebe, auch immer auf die Realisirung rechne, so bin ich doch nicht Thor genug, um sie im ersten besten Fall als sicher anzunehmen und mich hernach betrogen zu finden. Es ist ein Griff in den Glückstopf für ihn und für mich, wobei denn allemal die stillschweigende Voraussetzung ist, daß man zufrieden sey.

Hollufgaard \*) den 12. May 1779.

Der Verzug in Kopenhagen diente mir dazu, verschiedene Merkwürdigkeiten, die ich sonst nicht gesehen hatte, in Augenschein zu nehmen. Doch ward er mir zuletzt sehr lästig. Auf eignes Arbeiten war ich nicht eingerichtet, und immer Zerstreuungen suchen ist mir eine odidse Sache. Hier dauerts mir auch zu lange.

Hollufgaard den 21. May 1779.

Lieber guter Esmarch! Es ist Zeit, daß ich Dir wieder einmal schreibe. Schon drey Wochen bin ich von Dir weg und in all der Zeit kein Stündchen für Dich, und doch bin ich noch immer derselbe, noch eben so warm und aufrichtig gegen Dich gesinnt: und Du kannst und darfst daran nicht zweifeln. Aber ich führe hier ein unthätig nichtig Leben, beschäftigt mit Müßiggehen, daß mir selten ein Augenblick für mich selbst übrig bleibt, und wenn's denn ist, taue ich zu nichts, als etwa eine Rapsodie in Homer zu lesen. Noch sind

---

\*) Ein Gut des Hrn. v. H. in Fühnen. D. H.

wir immer auf Høllufgaard und werden wenigstens die nächsten acht Tage noch hier bleiben. Du kannst denken, wie mir das zögernde unbetriebsame Wesen zuwider ist. Soll das mit allen unsern Unternehmungen so fortfahren, so wird mir nächstens die Geduld vergehen. Ueberhaupt weiß ich nicht recht, ob ich bey der Veränderung im Ganzen gewonnen oder verloren habe, für's erste verliere ich gewiß. Ich bin so ganz nichts, so ein nebenher existirendes Wesen, daß ich nicht ohne Langesweile an mich selbst denken kann. Sonst konnte ich mich noch mit Paulus vergleichen, der außs Teppichmacherhandwerk schaffte, iht fällt mir der geblendete Simson ein, der den Philistern vorgeigen mußte. Und was mich ärgert, daß es all meine Schuld ist, und daß es anders seyn könnte, wenn ich nur Entschluß dazu hätte. Auch sobald ich denke, daß sie mir vorschreiben wollen, laß ich davon, oder verderbe ihnen sonst das Spiel; aber wenn sie mir meinen Willen lassen und nicht erwarten, daß ich mich geniren soll, so dünkt's mich auch meine Schuldigkeit, höflich und gefällig und bey der Hand zu seyn, und da wird man denn endlich leer und lässig, daß man sein selbst willen die Dinge sucht, die man Anfangs und aus Noth mitmachte. — Ich denke Dir noch einmal von Hamburg aus zu schreiben; doch verspreche ich nichts. Daß meine Briefe in Zukunft feltner und kürzer werden müssen, als bisher, versteht sich von selbst; aber wiederum auch interessanter und voller. Viele Reisebegebenheiten werde ich Dir wohl eben nicht erzählen; die kommen in mein Tagebuch, und dann mag ich sie nicht wieder abschreiben.

Da trag ich auch meine Grillen und Einfälle hin, wenn ich welche habe, und meine poetisch = philosophischen Declamationen, für die sonst meine Briefe an Dich das Reservoir waren. Da kannst Du denn alles beysammen finden, wenn wir uns einmal wieder sehen, und das wird gewiß geschehen. In der Zeit reift denn vieles, welkt auch wohl, wie's Gott haben will. Leb wohl. Vor 14. Tagen war ich in Rierteminde, fand aber Heilmann nicht zu Hause, den ich eben gern hätte sprechen mögen. Man hat mir hier verschiedentlich zugelegt Freymaurer zu werden; aber für's erste wird nichts draus. Grüß Otto, Trant, im Münterschen Hause, besonders die Tgf. Müntern. Du magst ihr allenfalls sagen, daß ich mich den letzten Abend aufm Kanapee ordentlich in sie verliebt habe, wie dießmal in kein ander Kopenhagener Mädchen; denn das schöne Kinn war kein Kopenhagener Mädchen. Ferner grüß auch Friis, Grube, Fabricius, Rambusch u. s. w.

Göttingen den 10. July 1779.

Lieber Esmarch! es ist lange seit Du einen Brief von mir erhieltest, und hatte Dir nur wenig geschrieben und möchte dießmal wohl noch weniger werden. Du wirst Dir's schon lange abstrahirt haben, daß ich anfange pretids zu thun, damit man recht viel aus mir mache; auch bin ich izt ein Mann von Geschäften und Thaten und Wichtigkeit und allerley Considerationen, daß mir die Zeit darüber lang wird, und so's den guten Göttern gefällt auch noch einmal wiederum ein Gelehrter. Ich wollt' Dir dießmal nur melden, daß ich

seit drey Tagen hier bin und daß ich eine von Deinen Commissionen ausgerichtet habe wie mit mehreren u. s. w. Hrn. Lessing habe ich in Wolfenbüttel gesehen, oder wenn man will gesprochen, nemlich wo die Herren herkommen und wo sie hingehn; und schiavo. Er ist auch der einzige, dem ich dießmal qua Gelehrten die Cour gemacht habe, und soll auch der einzige bleiben. Es ist ein langweilig unerträglich Ding, wenn man ohne Introduction mit so einem Manne zu reden hat. Hier habe ich die alten Bekanntschaften erneuert, wie das sich versteht. Feder und Meiners haben mich mit vieler Wärme empfangen. Hr. Heyne will ein großes Subject aus mir machen, wenn's gelingen und's Glück gut seyn will; auch bin ich gewissermaassen Willens, allen Fleiß anzuwenden. Ich habe mich nemlich freywillig und *motu proprio* bey ihm zum Archäologisten anwerben lassen; doch bin ich noch nicht völlig mit mir selbst einig ob ich als schwerer Cavalerist oder *ad genium saeculi* wie Dragoner Dienst thun will. Ich fange ißt gleich an sein Collegium zu hñhren, mittenein zwar; aber was voran ist muß ein schdpferischer Geist selbst ersetzen; studire denn Tag und Nacht bis ich alles weiß, was alle andre gewußt haben; und wenn's nun wieder von hier weggeht, giebt mir Heyne eine Notiz von den Dingen, die ihm noch dunkel sind, die durch den Augenschein entschieden werden müssen, und worüber ich ihm dann neue Nachrichten und Aufklärungen ertheilen soll. Das denke ich, lautet nun ganz fein, kommt nun aber noch viel darauf an, ob ich's dahin bringen kann, den Win-

ter über hier zu bleiben, wozu ich gegenwärtig große Hoffnung habe. Heyne hat gegenwärtig sehr vielen Zulauf; überhaupt wird Philologie, die zu meiner Zeit eine ziemlich verächtliche Sache war, jetzt von vielen mit großem Eifer getrieben.

Den 11. July. Hier finde ich vieles sehr anders, daß ich's kaum wieder kenne: alles so verfeinert, städtisch und sittsam und insipid, daß Du glauben möchtest in Leipzig zu seyn. In den Häusern verschiedner Professoren soll ein recht guter Umgang zu haben seyn. Das ist nun freylich Veränderung zum Besseren, und man kommt dem gerühmten trefflichen Zwecke immer näher, den Studirenden alle mögliche Art von Zerstreuung abzuschneiden, und sie in die gerade Gleise der edlen Pedanterie zu zwingen. Alte Bekannte habe ich hier angetroffen, die ich nicht erwartete, Struve, Lemon und Kusch. Ich war gern noch einige Tage in Kiel geblieben, allein wir eilten nach Hamburg, reisten Tag und Nacht, und verträumten dann 14. Tage, Gott weiß wie. Ehlers fand ich, wie es Herkommen ist, weder warm noch kalt. Bey Claudius war ich nicht, hast Du mich also gemeldet, so mußt Du's wiederum abschreiben, und was er an Mastvieh geschlachtet haben möchte, wird er mit seinen Subscribenten verzehren. Auch Klopstock nicht. Und doch hätte ich beyde Männer gern gesprochen; allein — aber das wäre nun eine langwierige verdrießliche Erzählung, die mir die Laune verderben möchte. Daß wir auf dem Blocksberg gewesen sind, muß ich



doch auch erzählen, und daß ich mit vielem Vergnügen, weil ich nun an solchen mühsamen Dingen meine Lust habe, bey dunkler Nacht hinaufgeklettert bin bey'm Rauschen ungesehner Bäche, und dem Hinstürzen einsamer Binde in den Tannenwipfeln unter mir; und droben gesessen bin am Auftrit zu Moslochs Kanzel, wo er zu stehen pflegt und seinen Verbündeten den Segen ertheilt, während sie ihre blutigen scheußlichen Opfer verrichten auf dem nebenstehenden Altare, mit Harz von Sodoma und Schwefel aus den Tiefen von Mongibello, angeflammt von der Gluth des nächtlichen fliegenden Drachen. Daß ich da gesessen bin bis der Morgenstern aufgieng und die Morgenröthe und die Sonne hinter tausendfarbigem Gewölke, und ihre frühesten Strahlen gebrochen in goldnem Regen zu meinen Füßen, und der Sturmwind muthig hinfahrend über die höchste Fläche und heulend zwischen dem Gestein, und die Nebel vom ersten morgendlichen Stral vergoldet, emporschwebend aus Thälern und Wäldern und gedrängt in Bligesschnelligkeit bis sie zusammenflossen in dichter undurchdringlichen Düsternheit, ein nächtiger Schleyer über das Auge des Tages; daß ich nichts gesehn von der schönen gerühmten Aussicht, und daß ich wiederum heruntergestiegen bin steil herab drey Stunden, neben den herrlichen Wasserfällen der Felsentochter Ilse, durch den heiligen stummen Tannenwald, an den moosbewachsenen Grotten. An Braunschweig finde ich nicht das, was ich erwartete. Es ist ein weitläuftiger, übelgebauter, menschenleerer Ort, wo man hin und wieder die trau-

rigen Denkmale einer mitten in ihrem Glanze verschwundenen Pracht antrifft. Adnigsmanns erinnerst Du Dich noch von hier: den hab ich besucht und recht viel aus ihm gemacht, und hoffe noch Nutzen zu haben von der Bekanntschaft. Es sollen viele Holsteiner hier seyn, noch habe ich keine neue Bekanntschaft unter ihnen gemacht. Das divertirt mich noch, wenn ich die Straßen hier auf und ab wandere, zu denken, da wohnt der, und da der, und dort ging der Weg hinaus nach unserm Garten, wo ich manche Nacht am Winkel der Hecke den süßen Nachtigallen lauschte. Es ward mir recht wohl und heimisch, als wir den Abend hineinführen auf Göttingen, herab von der hohen Landstraße vor Rauschendorff auf Behnde zu, und das weite saatenreiche Thal vor mir mit seinen Dörfern und Gärten, wo ich jeden Pfad kannte und jedes Bächlein, und jeden Weidenbaum am Rande der Bächlein; und rechter Hand der alte Hagen, wo unten am Fusse Leine und Grohnde strudelnd in einander fließen und dann mit reißigem Laufe zu dem fernen Ozean eilen; und im östlichen Thale, das krum herum läuft hinter den Heimberg, die sanfte rauschelnde Lutter mit all ihren Windungen, wo die Schaaf der Komthurey zu weiden pflegten, und wo ich so manch Stündchen mit ihren Hirten verplauderte; und nun all die Hügel, und über ihnen Wald und Gebirg, weit hinaus bis wo sich's Auge verliert in dunkler abndender Ferne. Sie verschönern hier allerley um die Stadt herum, mit Alleen auf dem Heimberge und vor den Thoren und Applanirung der Einfahrt u. s. w. das recht gut seyn

mag, und worauf ich noch nicht Zeit gehabt habe zu achten. Den Wall habe ich schon einigemal besucht, auch Sachseengarten und habe mich gebadet in der Leine. Gestern Abend war ich auf der Papiermühle, wo ich noch alles fand wie es zu unsern Zeiten war: die kleinen Brücken, und die Kegelbahnen und Tischlein, und die vielerley Gänge am Wasser und im Gehölz. Auch saß ich wiederum auf dem grossen Stein im Erdriffe, der eine Grotte macht hinter der Quelle und dicht überwachsen ist mit allerley Gesträuch. Das war einer meiner Lieblingsplätzchen, und denk ich's noch recht deutlich, wie ich Thomsons Jahreszeiten da zu lesen pflegte. Mein Name, den ich in den Stein gegraben hatte, war mit Moos verwachsen, daß ich ihn nicht wieder finden konnte; das möchte nun jemand als ominös auslegen, und fiel mir auch auf; doch wohl, mag's ja verwachsen, was nicht tief genug geätzt ist. — Auf der Höhe hinterm Garten, wo das Gebüsch anfängt, das sich nach der Plesse hinstreckt, wo ich an Mayenmorgen dem Liede früher Vögel horchte, wo Hahn oder Brünings mich oft hinbegleiteten, hier sah ich die Sonne untergehen, und wie sie hervorblickte hinter dem umhüllenden düstern Gewölke; wie ein lombardisches rothwangiges Mädchen verholen unter dem neidischen Schleyer. Ich gedachte heute nach Grohnde, aber die Regenwolken haben mich abgeschreckt. Nun leb wohl. Ich bin dein alter Freund F. G.

Göttingen den 6. September 1779.

Liebster Esmarch, die vergebliche Erwartung eines Schreibens von Dir muß mich nothwendig recht sehr beunruhigen, ich kann mir nicht ausreden, daß die Ursache davon etwas unangenehmes seyn müsse, und am liebsten möchte ich noch glauben, daß ein Brief zwischen uns verloren gegangen. Den Nathan wirst Du ißt in Händen haben und für mich aufheben, bis ich einmal, si dñs placet, in mein zeitliches Vaterland zurückkomme. Daß ich ihn schon gelesen habe, kannst Du leicht denken, auch daß er mir wenig gefallen hat. Ich bin nun einmal ein Feind von der Art Philosophie: Gutes kann sie nimmermehr stiften und Böses sehr viel. Was mag doch wohl Hrn. Lessing bewegen als Prophet des Naturalismus aufzutreten? \*) Als Drama, denk ich, bedeutet das Stück eben nicht viel: einzelne Sentenzen sind sehr schön, auch gefallen mir die fünffüßigen Jamben. Sonst hab ich hier eben nicht viel neues gelesen, es widersteht mir insgemein beym ersten Anruch. Göthe soll zwey neue Schauspiele herausgegeben haben, sind mir aber noch nicht zu Gesicht gekommen. Der vierte Theil seiner Schriften hatte sehr vieles für mich, wenn's gleich meist Bruchstücke waren. Plinius spricht irgendwo von einem Bildhauer dessen Modelle einen höhern Werth hatten als andrer Künstler vollendete Arbeiten; so denke ich eben von Göthe's hingeworfenen Ideen. Von Her-

---

\*) Siehe F. Schlegel Gesch. der alten u. neuen Litter. Th. 2. S. 295 f. D. 5.

der hab ich ein Werkchen über die Plastik gelesen, wo ich gar grosse Erwartungen von hatte; ist aber nur eine schöne Declamation, wo's mit Daten und Folgerungen eben nicht genau zu nehmen ist. Wenn Du meinen letzten Brief empfangen und gelesen hast, so wirst Du glauben, daß ich aus allen Leibeskräften studire, und auf der Bahn der Gelehrsamkeit einher treibe, was nur mein Pferdchen ausholen kann. Allein wie die Sache igt steht, möchtest Du Dich darin sehr irren. Wahr ist's, daß ich mir's vorsezte, auch anfieng, auch Rechnung machte, während meines hiesigen Aufenthalts ein hübsch Stück Weges zurückzulegen. Aber ich spürte bald, daß mein Körper es nicht aushalten würde, und weil denn das mein eigenthümlicher Beruf nicht ist, so hab ich's nicht für rathsam gehalten, meine Gesundheit zu exponiren. Auch bestärkt mich dieß noch mehr darin, daß er es nicht ist. Einmal ist es mein Grundsatz, wozu uns Gott bestimmt hat, dazu giebt er uns auch Kräfte, und das Kriterion des Besizes ist die Ueberzeugung davon; wie denn überhaupt Zuversicht und Entschluß das Maß unseres Vermögens sind. Ich habe noch weit aussehende Projecte, wie ich immer hatte, einige heimlich im Busen getragen, genährt und gehegt mit Mutterwärme, zu extravagant um auch meinem besten Freunde in ihrem Umriss mitgetheilt zu werden, und meine Rückkehr in die Welt hat sie nicht erstickt auch nicht eingeengt. Ein gewisser Antheil von Gelehrsamkeit ist mir dazu nöthig und was mir daran abgeht, werde ich hier so nach Muffe einsammeln, ohne mich irgend

einem Fache zu opfern. — Die erste Unterredung, die ich mit Heyne hatte, und von der ich Dir schrieb, setzte mir einige Grillen in den Kopf, die mich vielleicht irre geführt hätten, wenn ich nicht bald daran wäre erinnert worden, daß das Ding so nicht angienge. Von gewissen Ideen sagte er mir, die ihm vorschwebten, die er würde ausgeführt haben, wenn seine Lage es ihm erlaubt hätte, und wovon er sich Hoffnung macht, daß ich sie würde ausführen können; dergleichen nun freylich schmeichelt, und einem wohl einen Stoß geben kann zur Bewegung aus seiner Sphäre heraus. Nicht daß ich meine alten Ideen bey Seite setzen wollte, aber zugleich hineintreten in jene, das sich doch nicht combiniren läßt. Ich hab mir's ißt wiederum fest vorge-setzt, meinem Genius treu zu bleiben, festzuhalten an Natur, Wahrheit und Menschenfönn, und allem Systemwesen und tiefgelehrten Dingen zu entsagen. Nicht daß ich sie verwerfe, nur daß sie für andre gut sind, nicht für mich, und nothwendig die Folge haben müßten, meine Sinne zu stumpf und meine Vernunft zu spizig zu machen. Diesen Brief muß Du unverzüglich beantworten, um mich aus der Unruhe herauszureißen. Seit bald einem halben Jahre habe ich keinen von Dir. Ich will Dir's nicht wiederholen, wie viel ich durch eine Trennung von Dir verliere; noch habe ich keinen gefunden, der mir's ersetzte. Mit verschiedenen guten Leuten habe ich Bekanntschaft gemacht, aber Du bist's doch nicht. Niemand dem ich mich so ganz in die Arme werfen könnte, nimm mich hin, nimm mich ganz hin mit all meiner Kraft, all mei-



ner Schwäche. Hr. Schow ist ein specieller Landsmann von meinen, der einzige, der hier ist, mit dem ich am meisten Umgang habe. Zwar ist's vornehmlich das Studium der Griechischen Sprache, was uns zusammenbringt; doch fehlt's ihm nicht an Menscheninn, und würde dessen noch mehr haben, wenn er weniger studirte.

An den Vater. Den 13. Oct. 1779.

Wenn ich Ihnen bisher weniger schrieb, so werden Sie etwas auf die Hitze rechnen, womit man neue Dinge zu treiben pflegt, zumal wenn es solche sind, die man schon vorher mit Leidenschaft betrachtet hat, und die man nicht eilig genug an sich reißen zu können glaubt. — Ich gedenke den Winter nur die Griechischen Antiquitäten bey Heyne zu hören, die ich schon sonst einmal gehört hatte. Ich bin überzeugt, daß meine beyden Brüder das, was sie zu ihren Bestimmungen brauchen, in Kiel zu lernen hinlängliche Gelegenheit haben werden. Es ist ein Vorurtheil wenn man glaubt, daß auf den großen, weltberühmten Akademien brauchbarere Leute für das wahre wirksame Leben gebildet würden, als auf den kleinern. Gelehrtere allenfalls, allein weit entfernt, daß dieß jenes bestimmen sollte; und dann Gelehrsamkeit, die weiter nichts zum Zweck hat, als Gelehrsamkeit, ist wohl am Ende etwas sehr unbedeutendes. Nur vom frühzeitigen Besuch der Akademien bin ich kein Freund. Daß wir den Winter über hier bleiben, ist wohl überhaupt und in verschiedener Rücksicht recht gut; doch wünschte ich,

daß die Zeit vorüber wäre, besonders da ich wiederum Gelegenheit gehabt habe, den Schluß zu machen, daß ein stillstehendes wechselloses Leben sich nimmermehr mit meiner Constitution vertragen will. —

Göttingen. Den 25. Oct. 1779.

Lieber Esmarch, um nicht ein böß Exempel zu geben, das Du zu nehmen nur gar zu geneigt seyn möchtest, setz ich mich hin, Deine beyden Briefe zu beantworten. Den letzten empfieng ich den 16. dieses, und da hab ich nun so viel zu antworten und zu erzählen, daß ich nicht recht anzufangen weiß; auch bin ich eben zu keinem Dinge weniger aufgelegt als zum Schreiben, ungeachtet ich unter allen möglichen Dingen zu nichts aufgelegt bin. Ich war lange nicht so zerstreut, leer und lässig und so mit mir selbst unzufrieden, als ich's diese letzten vierzehn Tage bin. Krank bin ich in der Zeit auch einmal gewesen, an einer heftigen Kolik, daß ich habe mediciniren müssen und mich schonen und da werd ich dann fatal. Du weißt wie ich bin, alles oder nichts, so ein mässiges wie sich's gebührt und quantum satis, das geht bey mir nicht. Daß ich das Studiren so gut als ganz aufgegeben habe, ist schon was älteres, und hab Dir das schon in meinem vorigen Brief zu verstehen gegeben. Izt lese ich fast gar nicht mehr. Das mag Dir wohl eben nicht gefallen, allein helfen kann ich nicht: ich bin des Dinges gar zu überdrüssig, und ärgert mich, daß ich je den Einfall gehabt habe, ein Gelehrter werden zu wollen. Hätt' ich dafür ein Handwerk gelernt, wie andre brave Leute

auf Akademien thun, so wär mir izt wohl besser in einer Rücksicht, wie in der andern. Aber transeat cum caeteris. Seit einiger Zeit ist mir ein Einfall gekommen, das wieder gut zu machen, gar auf eine neue Art, die Du nicht errathen kannst, auch nicht errathen sollst bis ich sehe was dabey heraus kommt. Von der Krankheit der Schwärmerey, über welche Du sehr gründlich sprichst, scheine ich mir ganz geheilt zu seyn, und um nicht meine Kräfte durch Abarbeiten zu zerstören treib ich pro tempore nichts als mechanische Dinge. Den gebahnten Weg kann ich nun einmal nicht gehn, auch nicht neben her auf den Fleckern, die ich lieber unzertreten lasse, und weil's mit den Wäldern und Wüsten ein gefährlich Ding ist, so wär's wohl am vernünftigsten, gar zu Hause zu bleiben, und das thue ich möglicher Weise auch. Wohl zwar befinde ich mich bey dieser Art von Gesundheit nicht, aber doch nicht so übel, als man sich befinden kann, und das ist schon gut, und doch wollt ich, daß es anders wär, und weiß vielleicht am Ende selbst nicht, was ich wohl eigentlich wollte. Von Göttingen wünsche ich mich weg, je eher je lieber, und graut mir vor dem Winter, den ich hier noch zuzubringen habe. Unter allen möglichen Wesen, mit denen der Mensch Umgang haben kann, sind doch Professoren und Studenten die unerträglichsten. Das Gemisch von Pedantismus und Aefferey kehrt einem den Magen um, daß man an allen Dingen einen Ekel bekommt. Einen und den andern Kerl habe ich hier wohl kennen lernen, der mir einsweilen gefiel, aber alle sind sie angesteckt, daß man's auf

die Länge nicht aushält mit ihnen. Ich habe ich gar keine Gesellschaft als meine eigne, und die ist zeither nicht die beste. — — — Wo Du hingewiesen wirst, auf Insel oder festes Land oder äußerstes Vorgebirg, will ich Dich auffuchen, und wo Du mit Deinem lieben guten Kinde bist, und ich bey euch, da muß uns allen dreyen recht wohl seyn, und hått ich weiter auch nichts zu erzählen, als daß ich herkäme über Alpengipfel euch zu sehen und lieb zu haben, und zu sitzen vor eurer Thür im Mondenschein, und müßt mich wieder los reißen von euch, und zurückeilen zu Frascati's Hainen. \*) Sieh Lieber wie die lieblichen Träume so ansteckend sind und ich Deine Fehler tadle und begehe zugleich. — — Was das sehr gut gefallen sagen wollte, war bey mir sehr wenig, und mag doch im Grunde sehr viel seyn. Das ist alles was ich zu sagen weiß, aufrichtig wie Du siehst auch denk ich kalt genug; denn zeither eben bin ich sehr kalt. Laß Dich aber nicht irren was ich zum Tadel sage, denn allemal ist die Präsumtion mehr gegen mich wenn ich tadle, als wenn ich lobe, und gesetzt ich hätte recht, so weiß ich wohl, und aus eigener Erfahrung, daß es Fehler giebt, die lebenswürdig machen, oder wenn man will zu Entdeckung grösserer wahrer Vollkommenheiten führen. Diesen Morgen finde ich in einer Hamburger Zeitung ein neues Werk von Klopstock angezeigt und gewaltig herausgestrichen, Fragmente über Dichtkunst und Sprac-

---

\*) Dieß scheint wieder auf den Gedanken der Ansiedelung in Rom zu deuten. D. H.

che. Von dem Werk vermuthe ich nun, daß es gar viel gutes und schönes enthält, werde es aber schwerlich lesen. — — Und so gehab Dich wohl. Alle meine Liebe und Zärtlichkeit. G. Z.

An denselben. Den 6. Januar 1780.

Gestern habe ich nach langer Zeit wiederum eine Wanderung ins Freye angestellt, nach dem Leinethal, über die breite Wiesen bis hinter den Mühlen, wenn man nach Rosßdorf geht, wo die beyden Schleußen sind mit ihren Cascatellen und der Wasserfall der Rase, wo ich den Sommer zu baden pflegte und dann weiter an den Krümmungen der Leine hin, auf Niederjesa zu, eine Gegend, die ich den Sommer oft besuchte, auch einen und den andern hinführte und die ich meine Elysäischen Felder zu nennen pflegte. Es ist da überaus einsam und heimlich, und wenn's gegen Abend geht etwas grausig, weil Du beständig von Weiden und Erlen umgeben bist, die Winde heischer seufzen an ihren schlanken Ästen, und an ihren Wurzeln hin der rillende Klang der lindestrudelnden Wellen. Keine Aussicht ist da, als wo hin und wieder die Gebirge der Ferne hervorragen, gekrönt mit ihren Felsenkronen oder mit dem verwitternden Gemäuer niedergeworfener Schloßer falbe glänzend im schiefen abendlichen Strahle. — — An Arbeit fehlt's mir nicht, auch bin ich zeither nicht unthätig gewesen, habe vieles eingesamlet und geordnet. Die Zeit unserer Abreise rückt iht an, und ist noch verschiedenes was ich gethan haben muß; viel länger als 4 — 5 Wochen möchten wir

nicht mehr hier bleiben. Du sollst aber niemand weiter davon sagen, es ist mein Betrieb, und könnte über die Sache räsonnirt werden, das mir fatal wäre im voraus, hintennach laß ich die Leute immer schwätzen. Wir sind ißt einig zu Anfang Februars G. zu verlassen, auf Wien und Venedig zu gehn, und da zum Vermählungsfeſte und in Rom zum Sanct Peter einzutreffen. Nun kannst Du denken, daß mich doppelt nach dem Sommer verlangt, wenn ich wiedersehn soll das Land meiner Liebe, bey dessen bloßem Namen die Freude aufgeht in meiner Seele. Und denn einen Ort verlassen, wo so gar nichts uns hält. Doch habe ich hier ein paar brave treffliche Menschen kennen gelernt, die sich auch an mich attachirt haben, aber wenig kann man einander hier genießen: einer ein Skotländer, Lorimer, Chirurgus von Profession, ein Mann von ausgedehnten Kenntnissen und sehr feinem Räsonnement; und dann Schücking aus Münster, ein Jurist, einer der edelsten und besten Menschen, voll des wärmsten wahrsten Gefühls von Natur und Schönheit, von vieler Laune, und stillem sanftem Geist, ohne durch abstrusenes grenzenloses Denken geirrt zu seyn, das noch immer so sehr mein Fall ist. Dabey von unermüdeter Thätigkeit und unerschütterter Gesundheit, und in genauer Verbindung mit dem edlen trefflichen Fürstenberg: so ein Mann kann einmal was ausrichten auf Erden. Der erste Augenblick, da wir uns sahen, machte uns zu Freunden, und die erste Unterredung bestätigte es im engeren Sinne des Wortes und errichtete einen ewigen Bund zwischen uns. Ich hab ihm auch gesagt, daß



er nächst Dir mein bester Freund ist. Er ist Dichter ohne gekannt seyn zu wollen, ich habe Aufsätze von ihm gelesen, die sehr viel versprechen. Etwas hängt er noch an Regeln, Formen Classificationen und wohlhergebrachten Kunstmaximen, über die ich ihn aber noch hinwegzuführen hoffe.

Einen grossen Gefallen könntest Du mir thun, wenn Du alles was Du von meinen Kopenhagenschen Arbeiten in Händen hast verbrennen wolltest. Bey mir selbst existiren sie nicht mehr, und ist mir ärgerlich zu denken, daß dergleichen Beweise meiner Schwäche irgendwo aufgehoben seyn. Willst Du das aber nicht, so sage mir weiter nichts davon, mach aber, daß auf keinen möglichen Fall irgend ein andrer sie zu sehn bekommen könne. Was noch gutes dazwischen war, habe ich fragmentirt und das übrige vernichtet. Ich hatte diesen Winter einmal den Einfall die Francesca zu vollenden, hab auch einige Scenen dazu gemacht, die nicht ganz mißlungen sind, aber die Arbeit ward unterbrochen, und ißt werde ich sie wohl schwerlich jemals wieder vornehmen: der Plan taugt im Grunde nichts. Meine Silhouette erhältst Du nicht, Du weißt wie ich an meinen Grillen hange, und zeither ist die Physiognomik mit allem Zubehör gar unausstehlich geworden. Weil ich aber doch versprochen haben soll, so will ich Wort halten, so gut ich kann und werde Dir in meinem nächsten Briefe etwas schicken, das von eben dem, oder wenn überhaupt von einigem von größerem Werth seyn soll. Mein Freund Schücking amüsirt sich manchmal damit Profile in Papier zu schnitzen, die eine auf

fallende charakteristische Aehnlichkeit haben: und seit der ernstlichen Forderung in Deinem letzten Briefe hat er versprochen auch mein Gesicht in Schnitt zu bringen, mit allem was an meinem Sinn schwaches, an der Nasenspitze etwa starkes, und an den Augenbraunen wißtes unerklärliches zu beobachten seyn möchte. Grüß den lieben Bruder Vär. Ich bin wie immer Dein Freund G. Z.

---

Von dem in diesem Brief erwähnten dramatischen Werk ist ein von dem Verfasser ausgeschriebenes Fragment Francesca, Gemalin Lancilots, Fürstin von Rimini, lebend in Absonderung von ihm vorhanden. Scene 1. Roberto, ihr Gesellschafter, (der sie liebt) mit Carlo, seinem Freund. Scene 2. Francesca und Ghismonda, Roberto ihr vorlesend, aus Turpins Heldenbuche. Dabey findet sich für die Freunde folgende Note: „Ihr möcht die Stelle nachlesen im Capitel, welches handelt von Ginevra der Gemalin des Königs Marco von Cornwall. Ich hab sie mit möglichster Treue übersezt; solltet ihr aber, wie's leicht arriviren kann, nachschlagen und kein Wort von dem da finden, so wäre das weder meine Schuld noch des Erzbischoffs. Lesen doch Juden und Muhamedaner manche Stelle der Bibel anders als wir.“ Die Behandlung gleicht in der That mehr dem Ossian, als dem Turpin.

An den Vater. Den 19. Januar 1780.

Ueber wenige Wochen gehen wir nach Wien, und gegen Himmelfahrt nach Venedig. Verkehrt ist es als

lerdings, daß wir hier mitten im halben Jahr angekommen sind, und wiederum vor Ende des folgenden abgehen; allein der wahre Verlust dabey ist viel geringer, als er scheint. Vom Collegienhören überhaupt habe ich nicht sehr hohe Begriffe. Wir werden bis ins dritte Jahr auf der Reise zubringen, eins in Italien, ein zweytes in Frankreich und England und dann durch Holland über Berlin nach Hause. — — Schröckhs Weltgeschichte für Kinder, erster Theil, wird wie ich höre, allgemein gelobt und mag also ein besseres Urtheil verdienen, als ich nach meiner Ueberzeugung davon fällen kann. Statt ich erwartete, die merkwürdigsten Begebenheiten unserer Erde auf eine einfache, kunstlose und dennoch interessante anschauliche Art an einander gereiht und dargestellt zu sehen, fand ich hier die Thatfachen, um die es im Grunde allein zu thun ist, in einem Schwall allgemeiner, vager, moralischer Râsonnements ersäuft; das untrüglichsste Mittel, Kindern einen Widerwillen gegen Wissenschaft beyzubringen. Auch kommt mir nicht vor, daß die von dem Verfasser in der Vorrede angegebenen Absichten diejenigen sind, die bey einer kurz gefaßten Universalhistorie zu Grunde liegen sollten. Wahrheit, Einfach und anziehende Einkleidung sollten's seyn, nicht eben Erforschung der Wege der Vorsehung und Tugendpredigen: ein Fingerzeig allenfalls, ein Wink, weiter nichts. Ueberhaupt ist die Geschichte Lehrerin der Tugend, Rechtfertigerin der Vorsehung wie man zu allen Zeiten dafür gehalten hat, so muß sie es in und durch sich selbst seyn in ihrer Wahrheit und Nacktheit, nicht in dem

Faltenkleide menschlicher Râsonnements, wodurch wir aus jedem Ding ungefähr machen können, was wir wollen. Wer auftritt und Weltgeschichte vorträgt, um dadurch Tugend zu lehren, wird allemal ein schiefes, halb wahres Ding vorstellen, und Schröckh gesteht selbst, verschiedene in der Geschichte sehr merkwürdige Personen weggelassen zu haben, weil zu seinem Gebrauch nichts von der Seite zu folgern war; dergleichen Auslassungen nothwendig einen neuen Zusammenhang der Begebenheiten, eine imaginäre Weltgeschichte hervorbringen. Ein Buch in einer andern verwandten Wissenschaft hätte ich meinen Brüdern vorgeschlagen, das ich in seiner Art vorzüglich gefunden habe: Tozens Einleitung zur Staatskunde, zwey Theile, wozu noch ein dritter erwartet wird. Durch aufmerksame Lesung dieses Buchs, werden sie ungefähr alles lernen können, was in akademischen Vorlesungen über Statistik vortragen wird, die schielende Râsonnements und halbwitzigen Bonmots der Herrn Professoren abgerechnet. —

---

Der oben erwähnte Landsmann Zoegas; Hr. Niels Schow, jetzt Professor der Archäologie in Kopenhagen bemerkt über ihn aus dem Gedächtniß jener Zeiten in der Dänischen Schrift, welche er seinem Andenken gewidmet hat, folgendes: „Er war klein von Wuchs, und von feinem Körperbau. Er sprach wenig und am allerwenigsten von sich selbst und seinen Angelegenheiten; sein Aeusseres war im Ganzen unansehnlich, in seinem Gesicht war Ernst, gemischt mit Gutmüthigkeit, seine feurigen und eindringenden Blicke verkündigten

eine ungemeine Geisteskraft. In gemischter Gesellschaft war er mit seinen Aeußerungen zurückhaltend und schien lieber hören als mitreden zu wollen; aber dieß war Klugheit, die allzeit ein Hauptzug in seinem Charakter war und blieb; unter Freunden war er munter und offen. Sein ganzes Wesen war gerade, seine Gemüthsstimmung gleich, sein Charakter fest, sein Gang rasch, seine Körperbewegungen leicht. Was er für die schönen Künste fühlte, fühlte er auch für die Natur; in Göttingens ganzer Umgebung war nicht Ein schöner Platz, den er nicht kannte und manchmal besuchte, und es war ihm ein innerlich Vergnügen, wenn die Freunde, mit welchen er diese Stellen besuchte, an seinem Vergnügen theilnehmen konnten. Seine Kenntnisse waren damals schon sehr ausgebreitet und seine Ideen weitumfassend und klar. Er hatte ein ungeheures Gedächtniß und eine besondere Leichtigkeit, Sprachen schreiben und sprechen zu lernen; (seine hinterlassenen Briefe, bald Italienisch, bald Französisch, Deutsch und Dänisch, sind Beweise davon, sie sind flüchtig geschrieben und doch wird man selten einen Sprachfehler treffen). Englisch verstand er bis zur Vollkommenheit und sprach es. In seinen Ideen war Klarheit. Er sprach ungern ein Urtheil aus; urtheilte er aber, so war es treffend. Er hatte ein richtiges Gefühl von dem Passenden in jeder Sache. In seiner Lebensart war die strengste Ordnung und Haushaltung. — — Außer der Archäologie bey Heyne besuchte er während dieses seines zweyten Aufenthalts in Göttingen verschiedene Vorlesungen, die grade nicht in unmittelbarer Verbindung mit dem Fach

standen, dem er sich einige Jahre nachher ausschließend widmete; so hörte er Beckmann über Oekonomie und Technologie, Blumenbach über Naturgeschichte und bey Meiners eine Vorlesung über die religiösen Ideen verschiedener alter Völker. Uebrigens schien er sich in seinen Studien zu Haus auf seine Reise vorzubereiten. Seine warme Einbildungskraft und sein stets thätiger Geist ließ ihn nicht lange hintereinander an Büchern hängen, und dieß war in Hinsicht seiner Körperbeschaffenheit ein glücklicher Umstand. Er las viel zu seinem Vergnügen, besonders Poesie. Von Homer und Ossian hatte er zwey sehr kleine Ausgaben, und ohne eine von diesen in der Tasche gieng er selten aus seiner Wohnung. Homer war der einzige Griechische Dichter, den er damals las. Ich fragte ihn, warum er nicht auch die Tragiker läse, da er den Homer mit unsäglichcr Fertigkeit verstünde. Er antwortete, daß er erst später einmal in seinem Leben wenn er sich zu einem gewissen wissenschaftlichen Fach bestimmt und dazu die nöthigen Einsichten eingesammelt hätte, ein planmäßiges Studium der ganzen Griechischen und Römischen Literatur unternehmen wolle. — — Viel Hohn ließ er aus über den Gebrauch, den manche zwar große Männer unter Holländern, Deutschen und Engländern von den alten Schriften gemacht, bloß durch Spracherläuterungen mit Belesenheit zu prunken, und mit dieser ihre Worterklärungen unnöthig zu beladen; besonders verwarf er den Hang der Gelehrten, ohne Hülfe von Handschriften, bloß durch Wiß und Muthmaßung, den Text der Classiker zu verändern.



Ueber den Ursprung der Homerischen Gedichte hatte er bereits damals dieselbe Vorstellung, welche scharfsichtige Kritiker jetzt haben. Petrarca und Tasso las er stets fort. Aus Französischen Dichtern machte er sich wenig; gewissen Englischen gab er nach den Italiänischen den Vorzug. In Kassel bemerkte ich, daß er ein geübter Kenner von Gemälden war. Heyne achtete ihn sehr hoch; er fürchtete nur, daß seine großen Anlagen, da er sich noch für kein Fach bestimmt hatte, bey seiner Rückkehr ins Vaterland zu bürgerlichen Berichtigungen verwandt werden und für die Wissenschaften verloren seyn möchten. Aber das sah er voraus, daß wenn Zoega Ruhe gewänne, einen Plan für irgend eine Wissenschaft anzulegen, er ihn mit Festigkeit ausführen und etwas ungewöhnliches dabey ausrichten würde.

---

An Esmarck. Den 13. März 1780.

Nicht von Göttingen, auch nicht von Wien, von hier aus, daß Du weiter nicht zu wissen brauchst um des Gewissens willen.

Zuförderst erhältst Du hiermit mein Antlitz und einen Gruß von Schücking. Aus Göttingen hab ich Dir schreiben und schicken wollen, hab aber nicht gekonnt; zum Beweis beruf ich mich darauf, daß ichs nicht gethan habe. Die Ursache wäre so etwas von einem Lamento, wollen darum diesen Abend ihrer nicht weiter gedenken. Doch hatte mitunter etwas Antheil daran, daß ich noch in G. einen Jungen kennen lernte, der

mich sehr interessirte , und den ich so sehr lieb hatte , daß ich mich in den letzten Tagen meines Dortseyns mit nichts anders als mit ihm beschäftigen konnte. Er heißt Christian Birch und ist aus Kopenhagen , und hat ein edles Herz und einen hellen Kopf und ist ein bildschöner Jüngling und noch ganz roh und ungeformt, wo ich recht was nach meinem Sinne hätte aus machen können , wenn wir länger zusammengeblieben , und auf dessen Geist ich schon in der kurzen Zeit vielen Einfluß gehabt habe , und hoffe auch für die Zukunft.

Wir haben G. erst den 5. März verlassen , viel später als ich in meinem letzten Brief erwartete ; und doch ist mir's schier zu frühe gekommen. Ich bin ärgerlich und ungeduldig gewesen , daß es nicht eher geschah und hat mich wiederum verdrossen , daß es so bald seyn sollte und hab den fatalen odiosen Ort mit verweinten Augen verlassen , mich losgerissen aus den Armen meiner zwey Freunde und mich wiederum hineingeworfen , und so davon gefahren , Gott weiß wie mit frohem oder schwerem Herzen , bis Kassel und habe da eine lustige Gesellschaft zu Begleitern gehabt und mich in Kassel einen Tag ennuyirt und den Ossian in der Grotte im Augarten gelesen , und hat mich eine schwere Kolik überfallen die zweyte Nacht in Kassel und haben uns Morgens früh eingesetzt und weiter gefahren Tag und Nacht , so's der Weg nur erlauben wollen , und hat mich die Strapaze curirt und bin iht von der besten Laune auf Erden.

Was ich Dir sonst zu sagen habe , sind meist Grüße von allen die mir gut sind , oder zu seyn scheinen. Wenn

sich jemand nach meinem Befinden erkundigt, so sag nur, wie's in Wahrheit ist, daß mir recht wohl ist, weil ich wiederum verliebt bin und zwar in ein Mulattenmädchen von Batavia, — ein sanftes melancholisch lustig Geschöpf, mit solch weichen halb aufgedunsenen Lippen und sammtnen Wangen, und vollen braunen vorliegenden trallen Augen, daß mans nicht lassen kann, seine Lust daran zu haben. Du kannst Dir's nicht vorstellen, wie die Umrisse dieser Mulattengesichter so schwachtend und labend sind. — Doch muß ich Dir sagen, daß ich bey all dem noch bisher sehr ordentlich und brav bin, und ein sehr weitläuftiges Tagebuch führe, statistischen, kritischen, sentimentalen, archäologischen, anthropologischen, ökonomischen, topographischen Inhalts, dergleichen vielleicht noch nie ist geführt worden, und wo Du einmal deinen Spasß daran haben sollst, wenn Du einst wieder guter Laune wirst. Trost und Aufmunterung habe ich für Dich nicht, und wer die nicht findet in sich selbst, der resignire, wie's denn überhaupt nicht leicht geschieht, daß der Mensch etwas in sich aufnehme, was nicht schon vorher in ihm war. Auch bin ich, wie Du schon abstrahirt haben mußt, diesen Augenblick zu glücklich, um ein guter Gefährte für Traurige zu seyn.

Den 16. März. Morgen früh reisen wir von hier, und diesen Abend kann und mag ich nicht mehr schreiben; so nimm mit dem vorlieb was da ist. Ich habe schon Abschied genommen und eingepackt und gute Wünsche begleiten uns auf den Flügeln ihrer Win-

de. Leb auch Du wohl, mein bester ältester Freund, und lächle manchmal über den vielgeplagten Zoega.

---

In einem kurzen Tagebuch steht 10. Mannheim, 13. Schwezingen, 16. Frankenthal. Dort hatte das Brechen des Wagens einige Tage Aufenthalt verursacht. Der in dem Brief genannte in Göttingen zurückgelassene Freund, der gewöhnlich die Abende bey Zoega zugebracht, auch das Englische und Italiänische von ihm gelernt hatte, und der jetzt Etatsrath und Finanzdeputirter in Kopenhagen ist, hat gleichfalls einige in dieser Zeit jugendlicher Wärme und inneren Sturms und Drangs an ihn geschriebene Briefe mitzutheilen die Güte gehabt.

Kassel im Augarten den 6. März.

Hier in meiner Einsamkeit, an der Thüre einer Grotte, die in den lebendigen Fels eingehauen ist, umsetzt mit Felsenstücken und rund umher mit dichtem Holz umgeben, hier mit Ossian in der Hand, und meine Seele voll von Dir, warum bist Du nicht mehr bey mir? Es ist mir noch wie ein Traum, daß ich von Dir getrennt bin, daß ich Dich nicht mehr sehen soll, lange Zeit, vielleicht mit diesen Augen nicht mehr. Warum denn kanns nicht wirklich ein Traum seyn? Daß man wachte und freute sich der vergessenen eiteln Plage. Ich bin wiederum einsam unter den Menschenkindern und fühle doppelt, daß ichs bin. Daß ich Dich finden mußte, Du Guter, und Dich verlieren wiederum in dem Augenblick, und waren unsre See-

Ien doch so eins, so unzertrennbar. Ich habe Dir es nimmer sagen können, wie sehr, sehr gut ich Dir war; und nun ich von Dir bin, dünkt mich, daß Du mir doppelt theurer geworden. Lieber guter Junge, Gott wird uns geben den Tag des Wiedersehens, an einem besseren Tage. Ich hätte Dir noch so vieles zu sagen, so sehr vieles, das ich Dir all mittheilen wollte, und noch zu früh war, und nun — Und werde ich auch abwesend Dir gegenwärtig seyn? Wird mein Geist fortfahren zu wirken auf Deinen? Ich denke er wird. Was ich Dir nicht habe sagen können, werden meine Briefe Dir sagen, und manches sagt sich so auch besser. Auch denke ich, Du verstehst mich alsmålig, das doch nur wenige Menschen thun. Vielleicht könnte ich noch etwas ausrichten auf Erden, wenn deren mehrere wären. Nun werde ich vorübergehen, meine Seele wird zurückkehren zu ihrer Heimath und meine Fußstapfen werden nicht gekannt seyn unter den vielen, und warum der Schauer vor Vernichtung?

Im Gasthose. — Ich gerieth heute in eine Gesellschaft, wo der halbe Tag versäumt worden ist, wenn's nichts ärgers ist. Es ist unbegreiflich um diese Trägheit und Gleichgültigkeit. Die Geduld möchte einem dabey ausgehen. Den Nachmittag habe ich mich glücklich von ihnen abgesondert, und weil ich nichts Besseres zu thun wußte, bin ich spazieren gegangen, habe gelesen und geschrieben und mich gefreuet, daß ich ein freygeborner Mensch bin. Gehabe Dich wohl.  
G. Zoega.

Regensburg den 26. März.

Krank reiste ich von Kassel; aber es gieng mir, wie ich hoffte, die Strapaze der Reise machte mich gesund bis Frankfurt. Ist sind wir hier, und mir ist wohl; etwa wie dem Rinaldo war, als er sich wiederum frey sahe aus Armidas Ketten. Ich lasse Dir das Ding zum Nachdenken, und wie, Gleichnißhalber, die Rinde der Lanne so grau und kalt ist, und ein Funke setzt den ganzen Baum in Flamme, und ist zwar eine hübsche Sache um eine stolze lodernde Flamme, aber wenn sie denn drüber herkommen in Eil und Ibschen's, und da steht das versengte, morsche, traurige Wesen. So genug. Ich habe diese Zeit her oft an Dich schreiben wollen, eben damals aus dem Innersten meines Herzens, und habe nicht gekönnt. Noch heute kann ich's nur käumlich, werde nichts schreiben in Zusammenhang, sondern so einige Brocken des Ganzen. Meine Zeit ist bisher sehr aufgenommen. Was ich diese drey Wochen schon erfahren und empfunden habe, genossen und gelitten! Wenn's so fortgeht, hält's dieser hinfällige Leib nicht aus. Die Dinge afficiren mich zu sehr, und sind der Dinge gar zu viele, die mich afficiren, und dieser Geiz meines Geistes, alles an sich zu reißen, und wiederum die Begier, auch wirksam zu seyn für andre, die uns allen so natürlich ist, sich mitzutheilen, wieder zu finden die Wahrheit seines Daseyns in den Wesen um sich her. Wir haben also einen Zug gemacht, durch Hessen, Pfalz, Schwaben, Baiern, alles in diesen kurzen drey Wochen, haben erstaunlich allerley gesehen, und dennoch denke ich recht viel; denn



meine Augen sind wach geworden, und so klein die Fläche eines Menschenauges ist, läßt sich erstaunlich viel hinein malen, wer's Feld recht einzutheilen weiß. Mit der Zeit hoffe ich in der Kunst noch einige Fortschritte zu machen; aber ein schwer Studium ist es allemal. Unser Aufenthalt in Wien wird nicht sehr lange seyn; schreib mir also bald dahin all dein Wesen, Einrichtung, Absichten. Es wird uns auf beyden Seiten nützlich seyn, daß wir uns einander mittheilen, einer dem andern so erscheine, wie er ist. Ich wollte nicht, aber doch ich wollte, daß Du mir in manchen Dingen ähnlich wärst, wie die Natur uns das schon gemacht hat; aber ich wollte, daß Du einen andern Weg wähltest als ich, wo es einem näher, leichter wird, ein Ziel zu erreichen, wirksam, nützlich zu werden. Einer könnte zwar fragen, was das heiße nützlich zu seyn; und ich kann die Frage nicht beantworten; aber ich selbst thue sie nicht mehr. Und wär es auch nur, weil die vielbegehrende Seele nicht finden kann in sich selbst Genuß zur Fülle, und darum ausgehen muß aus ihrer Heimath, und bewandern die Heerstrassen der Menschheit, um Befriedigung zu suchen ausser sich in ihren Gefährten; und derjenige glücklicher ist, der das früher erreicht. Und wenn denn Glückseligkeit nur ist in der Wirksamkeit und Gott hätte uns gegeben Einen Tag und einer künstelte an seinem Werkzeug bis an den Abend, so denke ich hätte er nichts gethan, und so fürchte ich, wird's mein Fall seyn. Ob denn noch ein Tag ist jenseit der Nacht, und ob es Menschen giebt, die ihre Bestimmung mitnehmen hinüber? Grüß-

se Schüßling: Ich wollte, daß Ihr beyde Umgang mit einander hättet. S. ist ein vortrefflicher Mensch; so viel feines Gefühl mit so viel Thätigkeit verknüpft, so viel Sanftheit bey so viel körperlicher Stärke, so viel Herzenswärme bey dem freyen, leichten, unbesangenen Herzen. Ich fange an reich zu werden an Freunden, und wollte gern, daß meine Freunde auch wechselseitig einer dem andern es wären. Du bist doch wiederum gesund? Ich mag nicht daran zweifeln. Wie lange wird Dein Aufenthalt in Göttingen seyn? Wie wird's mit Deiner Reise? Ich widerrathe es nicht mehr, nur nicht von Göttingen aus die Reise angetreten, erst ein halbes Jahr an einem andern menschlichen Orte, etwa Straßburg, Leipzig, zugebracht, um mit Menschen und Sachen etwas unmittelbarer bekannt zu werden, eingeleitet vorbereitet auf die mancherley Dinge, die einem aufstossen, und die man alle brauchen kann, und die die meisten unbenutzt lassen. Reisen zum Spaß und zum Zeitvertreib ist nun in so weit eine ganz artige Sache, und erfordert nicht eben überaus viel Kopfbrechens. Aber mit Nutzen reisen, so daß es einem nachdem lieb ist, gereist zu haben, ist eins von den Dingen, die man für sehr leicht hält, eben darum, weil sie sehr schwer sind, und sich eben nicht gar viele damit befassen. Darum giebt es auch eine Klasse von Menschen, die insgemein ihre Sachen recht vernünftig anstellen, weil es just gar leicht ist, es so vernünftig zu machen, als sie brauchen. Wer Kopf und Herz verschließt und durch die Welt postreiset, um Manuscripte zu beriechen, oder aber um Schatz-

Kammern und Gemälde und Processionen zu sehen, oder gar nun allen möglichen Gelehrten sein Compliment zu machen, da findet sich's wohl, wenn einer erst mit Reisegeld versehen ist, und ist das Ding auch recht gut, wie jeglich Ding in seiner Art, und wer zu dergleichen geboren ist hat's groß Verdienst um die gelehrte und kunstliebende Welt u. s. w. Gelehrte habe ich Gottlob dießmal noch keine gesprochen, als den Astronomen Meyer in Mannheim, in dessen Wissenschaft ich fast ganz unwissend bin und darum eine unbegranzte Hochachtung hege für die Professores. Der Mann selbst aber gefiel mir, war sehr offen und freundschaftlich und zeigte mir seine Sachen, so viel ich begreifen konnte und noch viel mehr. Er ist einmal einige Wochen in Dänemark gewesen, und war's ihm eine Freude jemand zu finden, der ein Däne hieß, und war mir eine Freude, jemand zu finden, den dergleichen Kleinigkeit freuen konnte. Sonst übrigens hält man in der Pfalz noch so ziemlich was auf unsere Nation: ich vermuthe, weil sie's bey sich just so präposteros anfangen als wir bey uns. Fabriken sind da und Seidebau und Porzellan, wo in Zeitungen und Almanachs viel von gelesen werden kann, und das Land ist ein Eden und könnte ein Garten Gottes seyn, und ist halb Emdde und Sumpf. G. Zoega.

Den 27. März. Auf der Donau.

Hier eingepackt in unsere Kajüte, wollte ich Dir schreiben, aber die Leute sprechen so viel und so wohl vom Amerikanischen Kriege, und scherzen so witzig mit

einem Stubenmädel, und trinken Kaffe und spielen Karten, und machen der Bonmots dabey so viele, daß ich weder denken noch schreiben kann. Wir haben ein abscheulich Nachtlager gehabt in Irlich genannt Kufelmauth, einem höchst elenden Bayrischen Dertchen, wo es uns gestern Abend beliebte an Land zu gehen, haben ein Zimmer bekommen ohne Fenster, so hoch, daß schier ein Mann drin aufrecht stehen konnte, haben uns da hingelagert dreißig und etliche an der Zahl, Kroatenofficiere und Stubenmädel und Doctores Medicinae und Oestreichische Cavaliers und Handwerksbursche und Nürnberger Kaufleute, auf halbmoderigem Stroh, zum Kopfkissen ein halbaufgestelltes Brett; haben dennoch recht wohl geschlafen und bin erwacht in einer Atmosphäre, die alle Specereyen Arabiens nicht hätten heilen können, bin sodann ein paar Stunden auf und abgegangen am Ufer, und habe meinen Späß gehabt mit den hellleuchtenden Sternen und den schreyenden Waldeulen und den heulenden Hunden und den Glocken von den umherliegenden Dorsthürmen. So leb wohl für das Mal. G. Z. Meine Grüße an Deinen Bruder, Risby, Schow, Fick.

---

Der letzte dieser Briefe ist am zweyten Tag der Wasserreise von Regensburg nach Wien geschrieben. Von dieser ist auch ein ausführliches Italiänisch geschriebenes Tagebuch vorhanden. Wären nicht schon mehrere Beschreibungen der Donauufer, der ganzen Folge von Ortschaften, Umgebungen, Flüssen und Schiffsfern, von den mannigfaltig wechselnden Ansich-

ten derselben gedruckt, so würde die in diesem Tagebuch enthaltene, die, nicht im Geschichtlichen, aber in der Ortbezeichnung ausführlicher und genauer ist, als irgend eine, hier mitgetheilt werden dürfen. Daß diese Reisebeschreibung gleich unterwegs Italiänisch aufgesetzt, auch nicht nachher überarbeitet oder nachgebessert sey, würde man kaum glauben, wenn es nicht die flüchtige, zum Theil mit Bleystift im Freyen entworfene Urschrift bewiese; so gewählt, bestimmt, reich und schön ist der Ausdruck. Daß sie in keiner andern Absicht als zur Uebung in der fremden Sprache oder aus Wohlbehagen an ihr Italiänisch geschrieben sey, läßt sich nicht wohl bezweifeln; die vielen jedem dritten gleichgültigen Kleinigkeiten, und die Plaudereyen eines Abgemüßigten mit sich selber, die darin neben der Landschaftzerey, neben den Nachrichten und Bemerkungen über Erzeugnisse, Schiffahrt, Gebräuche, neben den Erzählungen von Orten und alten Zeiten, welche die Schiffer und die Reisegesellschaft im Vorüberfahren anzubringen pflegen, vorkommen, geben ihr ganz das Gepräge einer bloßen Selbstunterhaltung. Aber auch von der fremden Sprache abgesehn, ist es zum Erstaunen, wie während einer Donaufahrt von sechs Tagen, die durch die Lust und Veränderung der Orte, wie durch die Unbequemlichkeit der Absteigquartiere das Schreiben so wenig begünstigt, so sehr viel, siebenzig Seiten in meiner Abschrift, und dazwischen noch grosse Briefe geschrieben werden konnten. Ganz eigen ist an Zoega dieß Wohlgefallen, das einsam Gesehene und Empfangene, seyen es Naturschönheiten, Gemälde, seyen es

kleine angenehme Zufälligkeiten auf Spaziergängen oder sonst, oder das Gedachte noch einmal in einer doch auch fast nur allein für ihn selbst bestimmten und um ihrer selbst willen gemachten ausführlichen Darstellung sinnig und verweilend zu wiederholen und nachzuleben und fast ganz in dem Tone wie an einen vertrauten Freund zu schildern. Eben so sind auch frühere Bruchstücke, die vor mir liegen, über Ausflüge von Göttingen aus zu den Burgen der Gleichen, auf die Plesse, und andere. Der dazu erforderliche rege und aufmerksame Fleiß war verbunden und gieng vielleicht hervor aus einer Fülle innern Lebens und Gefühls, welches sich oft unwillkürlich in Thätigkeit abzuleiten sucht, um nicht zu mächtig anzuschwellen; in manchen Augenblicken aber die Zerstreuungen des Gedankens wieder von sich wirft, und sanft oder kräftig über einzelnen Gesammteindrücken schwebt. Diese sind denn gleich weit von Ueberfülltheit und von Leerheit entfernt, von dem Beschränkten und dem Unbegränzten. Vorzüglich gewähren Reisen solche schöne Augenblicke. Mit besonderer Liebe sind die Gemälde ruhiger Abende entworfen, die, wie ich häufig gefunden, immer eine unwiderstehliche Gewalt über ihn ausübten. So heißt es einmal: „Die Fahrt war zwischen Gestaden mit Erlen und Pappeln bepflanzt, deren Stämme sich im Zwiellicht zu bewegen schienen, wie die irrenden unstetigen Schatten Elysiums. Die Stimme der Jäger hatte sich geschweigt, Ruhe hatte ihre Flügel gebreitet über Wald und Strom. Es piäpelte melancholisch der Fluß gegen die Seiten der Barke, es stöhnte das Steuer, es schlugen die Ruder.



Mit seinen tausend Sternen glänzte der Himmel. Komm zu meinen Träumen, o Grimora, in all Deiner Lieblichkeit, begleite meinen Geist auf den Pfaden des Schlummers.“ — Ein andermal: „Vor Misha bildet die Donau eine Krümmung mit einem Eingang von besonderem Reiz, umgeben von allen Seiten mit Gebüsch, deren jugendliche Gerüche uns von süßen Zephyren zugetragen wurden. Der Fluß regte sich in kleinen weichen Wellen, worauf der zurückgeworfene Glanz der sinkenden Sonne gleichsam schimmernde Flammen anglomm, begleitet von den tausend glühenden Farben des abendlichen Himmels. Nach dem Untergang der Sonne ersahen die ganze Fläche des Wassers als ein ebener und klarer Spiegel. Drei Nachtigallen sangen im Fichtenwalde links. Es war dieß Jahr zum erstenmal, daß ich sie hörte, und ihre Stimme erweichte meine Seele und rief die vergangenen Zeiten zurück mit allen ihren Kümernissen. — Komme zu den Bildern meines Traumes, o süßes Weib, in aller Deiner Huld, schweb über mich auf den Flügeln der Einsamkeit, wenn mein Auge müde ist von dem langen Tage, meine Seele still in dem Arm der Ruhe, wenn um mich die Gestalten der Nacht flattern auf schwanen Fittigen. Komme zu meinen Träumen, Göttin, geleite meinen Geist auf den Pfaden des Friedens. Die tosenden Wasser verwandeln sich beim Schall Deiner harmonischen Flügel, es schwärzt sich die Sonne und Wolken verharren, aber das Lächeln Deines Auges macht sie schwinden.“

Der Aufenthalt von fast zwey Tagen in Engels-  
hardözell, der Oestreichischen Grenzmauth, gab zu grös-

heren Streifzügen Raum. Dem Dorfe gegenüber, jenseit der Donau, liegt ein sehr hoher, jäher, halbnackter Berg, auf seiner Spitze die Trümmer einer verfallenen Burg, um die ein Waldstrom sich wälzt, der dann in vielen Wasserfällen durch die Klüfte des Berges zur Donau hinabstürzt. Die Wanderung dahin ist recht wie eine Entdeckungsfahrt beschrieben, mit dem Gefühl der Wichtigkeit und Bedeutung, welche durch die frische Luft der Bergreisen und durch die Gewohnheit Tagelang mit der Natur ganz allein zu leben, jedem Gegenstande, jedem Tritt und Schritte zuwachsen, und solches Treiben in kraftvoller Jugend so glücklich machen. Dieß unermüdlliche Schweben verträgt sich sehr wohl mit dem in Regensburg geschilderten Wohlbehagen an dem Leben eines Klosters. Denn die innige Lust an der ganzen weiten Natur ist im Grunde dieselbe, die sich auch in der sehnächtigen Liebe zu einem beschränkten Gärtchen ausdrückt. Eine einzige Stelle aus jener Beschreibung heben wir aus. „Diese Stufen kletterte ich hinauf bis wo auf ihrer Spitze ein viereckter Stein liegt, einem Altar ähnlich mit einer Stufe oder Vortritt um sich darauf zu knien. Hier beugte ich mich am Altar der großen Göttin, betete an vor Dir, o Mutter der ewigen Götter und aller Sterblichen, die Du meine Seele emporgehoben hast und ihr gegeben unaussfüllbares Verlangen und sie erfrischt im glühenden Durst mit dem Quell deiner Brüste. Hier ist eine reizende Aussicht hinab auf die Donau und hinauf über das Dorf am Ufer, über die Seite des südlichen Hügels, in dessen Wald ich gestern

Abend dem Gesang der Nachtigallen gelauscht hatte, nach den umher liegenden höheren Bergen, die sich erheben, herabsinken und von neuem sich erheben mit Wäldern und Feldern, Dörfern und Gärten.“

---

An den Vater. Wien den 26. Apr.

Morgen reisen wir von hier, um noch zeitig genug dem Himmelfahrtsfeste in Venedig beizuwohnen. Hier waren wir den dritten April angelangt, nachdem wir einen Zug durch Schwaben und Bayern gemacht hatten. München ist die schönste Stadt, die ich in Deutschland gesehn, im Italiänischen Geschmack pallastmäßig erbaut. Die Aussicht auf die Tyroler und Schweizeralpen in einer Entfernung von etwa 20 — 30 Meilen ist besonders von der nordwestlichen Seite der Stadt auf den Sandhügeln herrlich. Man sieht da die Stadt vor sich in einer Vertiefung, dann eine weite mit Kirchen, Dörfern und Städten besäete und mit Tannenzwäldern halb bedeckte, weder fruchtbare noch sehr angebaute Ebene, darüber ein von Osten nach Westen laufendes nicht sehr fern scheinendes mittelmäßig hohes Gebürg, und endlich die ungeheuren schneebedeckten Alpen, die zusammengestürzten Mauren gleichen, halb gesenkt, halb unerreichbar hervorragend mit tausend Gipfeln und den tausend mal tausend Falten, deren vielförmige unstätte Gestalten den ganzen Blick verschlingen und dennoch nirgends dem Auge einen Ruhepunkt geben. Man ist aber in München sehr abergläubisch und sehr ausgelassen und sehr freygeisterisch. Rez

gensburg ist altmodisch gebaut, ziemlich weitläufig und menschenleer. Der Boden in der Gegend ist wie in Bayern überhaupt, mager; man trifft viel Haide und Nadelholz. Und doch spricht man viel von der Fruchtbarkeit Bayerns und daß viel Korn und Salz ausgeführt werde. Auch sehen die Bayern wohlgefüttert aus und sind gut gekleidet. Man spricht viel von dem harten Druck, worin sie leben; ich sollte aber fast glauben, daß sie cultivirter wären, wenn das wäre. Wien bekommt durch die engen Straßen, die hohen mit massivem eisernen Gitterwerk versehenen Fenster ein düsteres finsternes Ansehen. Doch sind die Häuser größtentheils gut gebaut, massiv, pallasinässig nur zu überladen; Schwerfälligkeit ohne Größe, Schmuck ohne Schönheit, weiter Umfang ohne große Verhältnisse. — Seit wir hier sind hat es beständig trübes, windiges regnerisches Wetter gegeben und die hier um diese Zeit sonst unerhörte winterliche Kälte, hat meine Gesundheit so angegriffen, daß ich befürchtet habe, ordentlich krank zu werden. Ist bey verändertem Wetter befinde ich mich besser, und die Reise und das Italiänische Klima werden mich hoffentlich völlig wieder herstellen. Aber schon ist, da ich auf dem Punkt stehe, in dieß Land hineinzugehen, graut mir vor dem Augenblick des Abschiedes. Auf die Weise habe ich meinen Aufenthalt hier nicht so benutzen können als ich mir vorgesetzt hatte. Ich halte es immer für meine Pflicht, zuerst für den Dienst des Hrn. von Heinen zu sorgen, dann für den meinigen. Von berühmten Gelehrten habe ich hier nur den einzigen Pater Hell gesprochen, der im Jahr 1768

auf Kosten unsers Königs eine Reise durch Norwegen nach Wardø gemacht, um den Durchzug der Venus durch die Sonne zu beobachten. Er hat eine ganz neue Karte gemacht über den nördlichen Theil von Norwegen, die schon nach Kopenhagen zur Genehmhaltung eingesandt ist. Der hiesige Dänische Legationsprediger Eckhof durch den ich ein paar interessante Bekantschaften gemacht habe ist ein sehr wohlmeynender freundschaftlicher Mann, aber sehr schwächlich und hypochondrisch. Er ist im höchsten Grade misvergnügt mit dem hiesigen Orte, der Art zu denken und zu leben. Das aber sind Hypochondristen insgemein an jedem Orte, wenigstens an jedem großen Orte, und darum rechne ich auf meine eignen Urtheile von der Art nicht viel, so lange ich am Orte selbst bin. Erst in einer gewissen Entfernung, wenn eine Menge Nebendinge, die uns üble Laune machten, aus unsern Augen verschwunden sind, ist man einigermaßen im Stande, gutes und böses gegen einander abzuwägen, und da wird man denn selten finden, daß ein Ort dem andern von der Seite eben viel vorzuwerfen hätte. Wie verschieden doch auch hier Kaiser Joseph beurtheilt wird. Bald als warmer mittheilender Menschenfreund, bald als geheimer unerbittlicher Despot, bald als ein Mann von Gefühl und großem Geiße, bald als eitler Nachahmer Friedrichs. Man sagt, er sey tolerant, weil er keine Religion habe, suche zu glänzen, ohne nach wahren Verdienst zu streben, handle grade gegen den Rath seiner Minister bloß um sie zu kränken und mache sich durch Hintansetzung des Ceremoniels lächerlich. Der

Augarten hat die Inschrift: Allen Menschen gewidmeter Erlustigungsort, steif aber doch gut; man sieht daß der Kaiser nichts genießen möge, woran nicht jeder Theil nimmt. Ich bin am meisten geneigt, vortheilhaft von ihm zu denken, vornehmlich weil das, was ich zu seinem Tadel gehört habe, insgemein so obenhin gesagt oder so bey den Haaren herbeygezogen gewesen ist, daß es einen Vorsatz des Tadels voraussetzen schien. Man spricht hier überhaupt wenig von einheimischen Staatsfachen; allein desto mehr von fremden, und auch desto besser. Besonders spaßhaft ist, sie urtheilen zu hören, über den Englisch = Französisch = Amerikanischen Krieg, den sie sich vorstellen, als würde er auf einem Strome, etwa wie die Donau, geführt. Wenn sie gehört, daß wir aus Dänemark wären, ist ihnen gleich das Weltmeer dabey eingefallen und haben gefragt was der Seekrieg mache. Ich habe denn geantwortet, wir kämen zunächst von München her und da sey alles friedlich. Nichts ist mir unaußstehlicher als die Erkundigungen nach Dänemark und Kopenhagen und Grönland und Lappland, die man neben einander hinstellt, wie etwa Wien und seine Vorstädte; \*) und kommt nun gar die Geschichte von

---

\*) Schon Holberg, in seiner Lebensbeschreibung, beklagt sich über die Unwissenheit, er zwar nur der Engländer, Franzosen und Italiäner, über die Nordischen Länder, wie dieser Norwegen für eine Stadt in Schweden hielt, jener von Paris über Marseille, ein anderer durch die Türken nach Dänemark reisen wollte u. d. gl.



Struensee und Brand hintenan, so möchte man davon laufen. Sonst trifft man in Wien gewöhnlich viel gute Bildung.

Von Wien aus bis Bologna führen wieder Italiänische Tagebücher, welche zeigen wie der Reisende auch den Tagen der eilenden Fahrt Unterhaltung und Belehrung abzugewinnen mußte, wie er die Fülle der Gegenstände in großen Städten umfaßte, wie seine Thätigkeit leicht und ganz von einem Gegenstand zum andern übergieng, durch die einfachen und geringeren nicht eingeschläfert, durch die schwierigen und zusammengebrängten nicht zurückgeschreckt, und wie sie sich durchaus nicht auf gewisse Dinge oder bestimmte Zwecke beschränkte, sondern sich vermöge ihrer inneren Elasticität der Betrachtung und Empfindung der verschiedensten Gegenstände hingab. Diese Tagebücher sind nur zur eigenen Unterhaltung und Erinnerung geschrieben, aber eben dieß scheint ihnen einen gewissen Vorzug vor ähnlichen Beschreibungen zu geben, um dessentwillen man vielleicht nicht ungern einen wörtlichen Auszug daraus lesen wird. \*)

Am 27. April. Wir reisten von Wien um fünf Uhr Nachmittags ab durch die Vorstadt Wieden, eine herrliche Straße, aber in furchtbarem Staub, wie ich

---

\*) Vorzüglich zu vergleichen E. M. Arndt in seiner Reise durch Deutschland Th. 1. S. 344 ff. Seume im ersten Theil seiner Spaziergänge.

mich an keinem andern Orte angetroffen zu haben erinnere. Weite kieselige Ebene ohne Gebüsch. Neudorf ein artiges Dorf, wie sie allgemein in dieser Gegend zu seyn scheinen. Drasckirchen ist ein ziemlich großer Marktflecken mit einer sogenannten Dreyfaltigkeitssäule auf dem großen Platz, wie man in jeder Stadt, Flecken und großen Dorf in Oestreich antrifft, oder statt deren eine Muttergottesäule. Darauf kommt man nach Theresienfeld, einem vor etwa zwölf Jahren angelegten Dorf, das einen großen Strich die Straße entlang zu beyden Seiten liegt, sehr regelmässig, jedes Haus für sich mit seinen umzäunten Gärten und Feldern. In Neustadt, einer nicht gar kleinen, sehr schönen und volkreichen Stadt, zwölf Stunden von Wien, blieben wir die Nacht. — Den 28. April. Nach einem andern neuen Dorf nähert man sich den Bergen rechts, deren beschneyte Häupter sich in die Wolken verloren, oder im Sonnenstrahl glänzten, welcher durch dunkles Gewölk herabblickte. Noch blieben wir in der Ebene, die hier sehr gleich und fast wo nur der Blick hinsfällt mit Frucht bedeckt ist. Aber ein Wirbelwind, der sich plötzlich erhob, oder von den Bergen sich auf uns herabstürzte, und gegen den sich kaum Wagen und Pferde erhalten konnten, nöthigte uns, die Hauptstraße zu verlassen und uns in einen Wald von schlechten Tannen zurückzuziehn, um unter ihrem Schutz die Reise fortzusetzen. Ich bemerkte hier Heerden von sehr großen weißen Schafen. Als wir aus dem Wald fuhren, hatte sich der Wirbel gelegt, aber der Wind gieng stark, es regnete im Wald und einer

der schönsten Regenbogen, die ich je gesehen, begleitete uns mehrere Stunden lang. Neukirchen ist die nächste Station. Hier beginnt ein fetterer Boden, und die Straße fängt an, sich zu erheben, an dem Fuß der Hügel herlaufend, so daß wir rechts fast immer ein enges Thälchen neben uns sahn. Diese Berge sind meist mit Fichten, untermischt mit Lerchenholz, bedeckt, in den Feldern trifft man viele Nuß- und andre Frucht bäume, wilde Kirschen im Gehölz und an den Zäunen, große Gärten um die Dörfer, schöne grüne, blumenreiche Thäler, Bäche darin von ihren Weiden beschattet, Dörfer die an den Seiten der Hügel hängen, Schlösser und Landhäuser hier und da im Gebirg, auch alte zerfallene Burgen, deren man die ganze Straße von Wien bis Venedig eine sehr große Menge sieht. Hier ist der größte Theil der Bauernhäuser von Holz ziemlich plump und unbequem gebaut, das Erdreich ist fett und steif, das Korn mittelmäßig und rasig, zwischen den Feldern sind Gehege von Tannenholz. Rechts am Berg Weingärten, höher hinauf Tannenwaldung. Das Thal fährt fort sich zu verengen bis zum Schloß Glognitz, das zwischen Felsen liegt, mit einem Kloster auf der Spitze eines senkrechten drohenden Felsen, auf dessen äußerstem Rand die Geschichte des h. Johannes Nepomuk in steinernen Bildsäulen abgebildet ist. Weiter geht es durch eine Enge zwischen Bergen, Felsen und Gehölz, bis über ein Flüsschen, das verschiedene Mahl- und Schneidemühlen treibt. Stufenweise hebt sich die Straße bis zu dem Schloß Schlottwien, einer neuen Station. Dies

ses ist in vergangnen Zeiten eine Festung gewesen, von deren Festigkeit noch jetzt Lage und Trümmer der alten riesenhaften Mauern zeugen. Zwey mächtige senkrechte Felsen ziehn in einem Halbkreis einer um den andern, durch eine Schlucht geschieden von ungefähr zwanzig Schritt Breite. Der Eingang ist vorher durch ein Thor gewesen, von dessen Bau man noch Ueberreste sieht. Sie gehn bis zu einer furchtbaren Höhe an der senkrechten Felswand und lassen mich fast glauben, daß die Alten bedacht gewesen sind, beyde Felsen durch Anhäufung von Steinmassen in der Mitte zu verbinden und alles zu einem zusammenhängenden Felsen zu vereinigen. Links, wo der Fels nicht ganz so steil ist, sind andre Reste von einer kleineren Mauer, die von innen vom Thor an bis zur höchsten Spitze lief. Auf dem Rand von beyden steht noch etwas wie ein Wachtthurm. Wo man aus Schlottwien herauskommt, ist ein andrer Paß zwischen zwey Felsen, die jene ersten fortsetzen und auch eine Schutzmauer getragen zu haben scheinen, wovon einige Thürnchen übrig sind, die igt von den Weingärtnern, wie es scheint, benutzt werden, auch mit hölzernen Leitern versehen sind und gleich Taubenschlägen an den Felswänden hängen, wie Altane an den Häusern. Doch ist von dieser Seite der Ort nicht so fest gewesen als von der andern. Von hier an hat man zu beyden Seiten der Straße große Abwechselung von senkrechten, gespaltnen, unterhölten, vorspringenden Felsen, bald großen Pfeilern ähnlich, bald Bogen, bald Theaterlogen. Besonders malerisch ist die Lage einer Mühle im Schooß eines Felsbogens,

der von drey Pfeilern gestützt an die Seite eines Bergs lehnt, auf dessen Scheitel drey bejahrte Tannen stehn, und daneben stürzt sich der Mühlbach herab. Umher sieht man nichts als Tannenberge mit beschneyten Gipfeln. Hier wird die Straße bergig, zu Schlottwien hatten wir, statt der bisherigen drey, fünf Pferde nehmen müssen. Im Aufsteigen hat man ein schönes romantisches Thal mit seinem Bach rechts, und ein obstreiches Dorf, und von beyden Seiten sind die Joche der Berge mit vielgestaltigen Felsen gekrönt. Der Berg, über den wir mußten, heißt Semring. Wo er beginnt, ist eine Zufluchtskapelle der Mutter Gottes. Eine Deutsche Meile steigt man und hat rechts ein tiefes, enges gekrümmtes Thal, indem auch die Straße beständig sich windet. Der Berg ist zum Theil nackt und steinig mit vielen Grotten, zum Theil bewaldet mit Buchen, Birken, Fichten und vielen sehr schönen Lerchen, die in dieser Gegend kaum die Knospen getrieben hatten, da sie am Fuß des Berges, auf der Südseite besonders, schon fast grün waren. Rechts sind prächtige Ausichten über und auf tausend Berggipfel. Die Straße ist mit großen Kosten von Kaiser Karl VI. unter der Aufsicht eines Grafen von Seckendorf hergestellt worden, wie ein steinernes Denkmal auf dem höchsten Punkte bezeugt. Auf der abhängigen Seite wird sie von dicken Mauern getragen, und, wo eine Kluft zu passiren war, sind starke Gewölbe gezogen. Gegen den Gipfel hin ist der Berg, wie alle andern, feucht, und hier hatte man Weiden gepflanzt, die sehr wohl gediehen. Ausgezeichnet schön ist der

Ausblick, wo man rechts einen großen, pyramidenförmigen, mit dichtem Tannenwald überwachsenen Berg nah hat, und neben seinen dunklen ungeheuren Flanken über die Scheitel von tausend höheren oder entfernteren Felsen hinblickt. Auf der Höhe des Semring wachsen fast keine andern Bäume außer hohen und schlanken Lerchen, aber ihre Rinde ist ganz mit einem dunklen Moos überwachsen. Hier war viel Sänee. Hinab geht es Anfangs steil, unten im Thal sind viele Eisenwerke. Von der Station Merzzuschlag geht es gelind abwärts, eine große Strecke begleitet einen der rauschende Merz, bald zur rechten, bald zur linken Seite, bald näher, bald entfernter, bis er sich zu Bruck in die Muhr ergießt. Obst wächst in Ueberfluß an der südlichen Seite des Semring. Jetzt kommt man in ein reizendes Gelände, enge schlängelnde Thäler mit Bächen, Hügel und Berge bis an die Spitzen bebaut, dann mit hohen Fichtenwäldern gekrönt, grüne, blühende Wiesen und Gebüsch in den Thälern, zerstreute Hütten, auch ziemlich beträchtliche Landhäuser, Eisenhämmer, wohl gebaute Fruchtfelder. Das Wetter wurde inzwischen heitrer und lauer. Station Kriegle. Das Thal erweitert sich, die Berge werden niedriger, durch die fruchtbaren Felder sind Lerchenbäume zerstreut oder in Reihen gezogen. Unmuthige, manigfaltige Wäldchen wechseln mit Dörfern, Gütern, Bächen und Quellen. Gegenüber ein Strich entfernter Schneeberge. Das Thal engt und erweitert sich wieder und man kommt mehrmals über den reissenden Merz und durch dichte Tannenwälder. Ueberall in Thälern, auf Hü-



geln und Hohen Häuten in malerischer Lage. Schon in der Nacht kamen wir an in Bruck an der Muhr, aßen und fuhren die Nacht durch weiter. In Rötelsstein zu Mitternacht mußten wir lang auf Pferde warten, es regnete leise, ein Wässerchen rauschte hinter den Häusern und ein melancholischer einsamer Vogel erhob von Zeit zu Zeit seine eintönige Stimme. Der Tag brach an, als wir vor Grätz waren. Das Land von Bruck an der Muhr bis dahin ist dem vorher durchreisten ähnlich, doch minder schön, so viel ich in der dunklen Nacht zwischen Schlaf und Wachen bemerken konnte. Die Berge sind nicht so hoch, die Straße läuft meist durch ein enges Thal zwischen der Muhr und den Bergen, bis man eine halbe Stunde vor der Stadt sich sanft erhebt, mit einem fruchtreichen weiten Thal zur Linken, in dessen Mitte Grätz um ein altes Schloß herum liegt, rechter Hand von niedrigen Hügeln mit wenig Wein umgeben. An jedem Halm der Saat hing ein Thautropfen, der Himmel war wolfig, aber still, die Gärten, in der anmuthigsten Blüthe stehend, sandten uns auf den Flügeln des lauen Morgenwindes ihre süßen Gerüche entgegen. Der Pfirschbaum ist, wenn er blüht, der schönste von allen Bäumen. Die Stadt nimmt mit ihren Vorstädten einen großen Raum ein und ist sehr alt. — Den 29. Apr. — Von hier führt eine hohe Straße mitten durch eine sich immer mehr erweiternde grüne, fruchtreiche Ebene. Links fließt jenseits der Felder die Muhr durch ein langes schmales Wäldchen, hinter dem ein niedriger Berg herzieht. Auf der andern Seite aber

sind weite Fichtenwälder und hinter ihnen eine Kette hoher Berge, deren theils waldige theils nackte und beschneute Gipfel aus dem niedrigen oft grauen Gewölk vorragten, indem die höchsten Schneespitzen in dem Morgenstrahl der Sonne schimmerten, den sie, selber unsichtbar, hinter ihrem Wolfenschleier hervor sandte. Zu beiden Seiten eine große Anzahl von Dörfern, Landhäusern und Albstern. In der Ebene bleibt man noch bis zu dem Flecken Vidan, mit den Ueberresten von einer einst großen Festung; von da an geht es gegen Brog. Die Luft war sehr lieblich geworden und schien mir schon zu italiäneln. Zur Linken in der Tiefe die rauschende Muhr mit ihren vielen schönen Tiefselchen, zur Rechten Berg mit schon grünen Buchen bedeckt. Hinter Lebring trennt man sich von der Muhr und kommt durch große Fruchtfelder ohne Abwechselung, die amphitheatralisch von Wäldern und Bergen umgeben sind. Dann nähert man sich ihr wieder links und kommt zweymal darüber nach einander; sie ist sehr breit geworden. Von Ehrenhausen geht es wieder, erst zwar durch fruchtbares Feld, dann aber hinauf und hinab und wieder hinauf, bis wo ein Meilenstein 32½ Meile von Wien zeigt. Hier ist eine über die Maßen prächtige Aussicht, der Blick breitet sich über das weite Thal aus, dessen Abwechselungen von Feldern und Dörfern und Weinbergen mit ihren Hütten, von Bächen, Büschen und Gärten, Schloßern, Villen, Albstern und Pilgerkirchen, von Hügeln, Thälchen und Wiesen, von Pflügern, jetzt da es Frühling ist, Winzern und Hirten, von allem allem, was ein heißhungriges Auge

fordern kann, unaussprechlich schön sind. In der Ferne ist es auf allen Seiten mit Bergen umgeben, die mit Wald oder mit Schnee bedeckt sind und auf deren Gipfel man herab zu schauen meynt, bis man den gesenkten Blick von neuem an dem Fuß entlegner Berge emporhebt. Alle diese Abstufungen von Farben des schon hoch geschossnen Kornes, der keimenden Sommersaat, des dunklen unveränderlichen Haars der nimmer altenden Tannen, der frischen Lerchen auf den vorragenden Gipfeln, der Buchen, mit dem amnuthigsten Grün ihrer verjüngten Zweige bekleidet, der gelben Weiden neben ihren halbversteckten Bächlein, der blühenden Zäune, der purpurnen Zweige, des Pfirsichs und aller dieser wohlduftenden Pflanzungen! Diese Aussicht ist links, zur rechten liegt ein dichter Fichtenwald, der sich jedoch, wie man hinab fährt, sogleich links wendet, wo man in ein kleineres aber romantisches, vielgestaltetes Thal kommt, darin sich die Straße mehrmals windet, eh man ganz hinabkommt, indem man zur Rechten theils Gebüsch, theils sehr hoch gelegene Weingärten hat, worauf sie sich denn durch ein schönes fruchtbares Thal eben fortzieht nach Marburg, einer kleinen Stadt am Fuße eines großen Bergs, der mit dichtem ununterbrochenem Wald bedeckt ist, und am Fuß ein einziges Kornfeld ausmacht, dessen hohe Frucht sich im ewigen Winde bewegt. In diesem Strich Landes merkt man schon die Vorboten des Uebergangs der Deutschheit in die Italiänische Art, minder systematische Sparsamkeit, ein großes Selbstbehülfnis mit Verschwendung verknüpft, ein Gedanke langer Dauer in ihren Werken, eine Ver-

achtung der Zukunft im Erwerb, eine Vernachlässigung der Bequemlichkeit, eine Unfeinheit im Genuß; — — aber wer kann die Gränzen zwischen der Nationalität der Völker zeichnen? Es folgt eine Brücke über die Drau und eine Ebene. Die Bauerhäuser dieser Gegenden sind sämmtlich von Holz und haben meist Dächer, die ein großes Stück vorgehn und als Altane dienen, oft auch Gallerien oder offene Logen an den Seiten her. Zu Feistritz beginnt die Wendische Sprache, die aus dem alten Slavischen stammt und ganz verschieden ist sowohl vom Deutschen als Italiänischen. Eine Mundart von ihr ist die Kärnthnische Sprache, die man in dem angrenzenden Strich redet. Es war Nacht, die Sterne glänzten am Himmel. Aber Glenea leuchtete nicht mehr, der Stern meiner Liebe ist dahin geschwunden, zu hausen in Nacht. Du wirst wiederkehren, o meine Liebe, wenn der Winter wiederkehrt und die muthwilligen Winde auf den Feldern und die Sonne schnell ihr Antlitz im schaurigen Ocean verbirgt. Ich schlief diese Nacht viel und weiß nichts von dem Berg, über den wir mit fünf Pferden gefahren sind, nicht einmal von einer gewissen Enge zwischen zwey senkrechten Felsen, die man durchkommt und die mir als sehr malerisch beschrieben wurde. Der Morgen kam uns entgegen mit gewürzigen Gerüchen, der neugeborne Mond hieng roth und trübe niedrig über dem Horizont. — Den 30. April. — Cilly, eine elende Stadt mit Resten alter Befestigungen und einer zerstörten Burg auf dem Hügel, an dessen Fuß die Stadt liegt. Man kommt über die Sena und durch eine Ebene mit Frucht und

Obst, von Wingerten, Gebüsch und Felsen eingeschlossen. Die Einwohner dieser Gegenden sind gänzlich von ihren Nachbarn verschieden, sowohl in den Gesichtszügen als in der Statur. In den Zügen glaubte ich etwas Mohrisches oder Negerhaftes zu gewahren, von Gesicht sind sie alle olivenfarbig. Ihre Wohnungen sind elende Hütten. Inzwischen scheint es, daß das Land sehr bevölkert ist. Man trifft hier eine Volkstracht, die diesen Leuten von unbändigem, munterm Ansehn sehr wohl steht. Eine weite Jacke von brauner Farbe, rothe Weste mit grünen Hosenträgern, schwarze oder braune Beinkleider, schlotternde Stiefel, ein Hut mit umgebognem Rand und einem grünen oder rothen Band umher, und breite Schnüre von gleicher Farbe zierlich um die Waden gewunden, dieß ist der Anzug der Männer im Wendischen und in Kärnthen. Die Frauen tragen den Gürtel sehr hoch, haben meist schwarze Röcke mit sehr vielen Falten, ein dunkelblaues oder grünes Leibchen ohne Ärmel, Arme und Brüste mit einem kraus gefältelten Hemd bedeckt, einen breiten mit buntigen Bändern gezierten Brustlatz, einen Gürtel von Leder, oder, um sich auszuzeichnen, eine Kette von Silber, zuweilen übergoldet, um die Mitte, rothe Strümpfe, die weit um die Beine hängen wie Türkische Hosen, die Haare geflochten und mit einer schwarzen Schnur gebunden, gerade wie man die Nymphen der Diana malt, und dann den Kopf mit einem Schleyer oder weißen Tuch bedeckt, das viereckt und in der Mitte gebogen mit drey Züpfeln über Nacken und Schultern herabhängt. Die Weiber dieser Gegend,

besonders in Kärnthen, sind meistens wohlgebildet, von einer freyen Miene, rothen Wangen, vollem Busen, der denn bey diesem Anzug schnell und vortheilhaft ins Auge fällt. Noch kommt man auf einer Brücke über einen kleinen, aber sehr ungestümen Bach bey Franizza, das von vielen Felsen, auch hochgelegenen Kirchen umgeben ist. Hier beginnt das Kärnthnerland, und hier fängt man an, Mais zu bauen, eine Getraideart, die man, je weiter man kommt, in immer größerer Menge antrifft, bis nach Triaul, wo man fast nichts anders sieht. Man steigt sanft, dem Lauf eines Baches entgegen, und kommt einen sehr abschüssigen Weg herab. Ich stieg ab und erkletterte eine Höhe, von freyer und weiter Aussicht. Hier begegneten wir Frachtwagen, die zum Theil von 16 Ochsen und 4 Pferden gezogen wurden. Hinter Obwald übersteigt man noch verschiedene minder beträchtliche Höhen. Die Felsen sind in diesem Strich zum Theil moosgrau, theils gelblich, theils weiß wie Asche, und bestehn theils aus Sandstein, theils aus Thonschiefer. Potpatz das Gärtchen am Bach. Links ein wohlangebauts Thal, voll Frucht, Obst und Dörfchen, rechts Tannenwälder an den Seiten der Berge ausgebreitet, jenseits eine unermessliche, vielgestaltete Kette von drohenden, unförmlichen, nackten, beschneyten Felsbergen. Weiterhin Felder zu beyden Seiten und Berge ringsumher. Brücke über die Pistrizza. Brücke über die Eau mit den schönsten Aussichten links über eine waldige Ebene, rechts auf zerstreute liebliche Hügel. In Laibach aßen wir zu Mittag. Die Stadt hat ein hoch-



gelegnes Schloß und eine moderne Kirche mit recht guter Vorderseite von Dorischer Ordnung. Durch Saatsfelder und eine feuchte Ebene mit vielen Weidenbaumgängen, zwischen kleinen, bebuschten Hügeln kommt man nach Oberlaibach, und von da sehr steil, drey Meilen weiter, nach Lascy. Verschiedene Anhöhn, dann ein Berg, an dessen Fuß wir unsern drey Pferden vier Ochsen vorspannen mußten. Den Morgen um halbvier am ersten May kamen wir in Adelsberg an. Ich befand mich übel, hatte Ruhe nöthig und hier hatten sie uns ein gut Quartier versprochen. Wir klopfen also am Wirthshaus, es dauerte eine gute Weile, endlich öffnete man. Ob sie ein Zimmer für uns hätten? Ja, aber man mußte die Magd wecken, um aufzumachen. Nun rief man schreyend und scheltend, und schreyend und scheltend antwortete man, alles in Kärnthnischer Sprache, wovon wir nur das Ausrufungswort *oscena* verstanden. Unterdessen standen wir voll ängstlicher Erwartung in einer Stube, deren Boden mit schlafenden Menschen übersät war, wie ein Schlachtfeld mit Leichen. Ein paar Betturine, die bey einander lagen, als sie sich im Schlaf gestört sahen, wendeten sich drehmal auf ihrem Stroh herum, fehrten sich gegen einander, *anema maledeta de sti fi de putan* (die verwünschten Hurenkinder da), und warfen sich von neuem auf den Bauch um zu schlafen. Inzwischen kam das Wirthlein selbst im Nachtkleid, gerade wie er von der Frau aufgestanden war, und es that ihm außerordentlich leid, daß er kein leeres Zimmer mehr hatte, und er hoffte, daß vielleicht in dem andern

Wirthshaus eines seyn würde. Nun mußten wir von neuem klopfen, es dauerte noch länger, als das erstemal, aber so bekamen wir ein Zimmer mit drey Ruhebänken, und nach Uebersteigung verschiedener kleiner Widerwärtigkeiten gelangten wir endlich zu dem so nöthigen Schlaf. Nach ungefähr zwey Stunden fuhren wir weiter, eine öde und traurige Straße, durch nackten Kies und niedrigen Ginsten, auf und ab, bis Prezwald. Hier trifft man eine Art kleiner und schwarzer Schafe, mit denen der Lüneburger Haide verwandt. Drauf abwärts einen wüsten, traurigen, mit dornigem, niedrigen Gebüsch überwachsenen Berg — und hier hörte ich zum erstenmal seit Wien die Nachtigall, unten in einem anmuthsvollen Thal, mit Wein bepflanzt, von öden, schauerlichen, unzugänglichen Felsen eingefast, durch dessen Mitte ein Fläßchen mit vielen Wasserfällchen lief, die Ufer mit den reizendsten, wohlriechendsten Obstbäumen besetzt. Frucht sieht man wenig, einige Viehweiden, auch Eichenwäldchen am Fuß der nördlichen Berge, indem die auf der Südseite, so weit man hat kommen können, mit Weinstöcken bepflanzt sind, eben so wie der größte Theil des Thals. Die jungen Senker haben schon die Augen, die alten Rebstöcke haben schon das Blatt gebildet. Feigen sieht man durch die Felder hin gepflanzt, und diese lassen schon die Knospe zu öffnen. Auch die Eiche, der Nußbaum, die Esche, der Ahorn haben schon Laub getrieben; die andern Bäume sind schon ganz grün. Hier keimt und wächst alles mit doppelter Kraft, und umher stehen die nackten entblühten Felsen, todt ohne

den Gedanken der Auferstehung. Niemals überfielen mich dergestalt die Gedanken vom Seyn und vom Nichtseyn. Die Häuser dieses Thals gleichen aus dem lebendigen Fels gehöhlten Grotten; Mauern und Dach von rohen Steinen. Viele Dörfer und zerstreute Hütten und Kirchen, einige nah am allerjähsten Felsenabsturz. Das Flüsschen treibt viele Mühlen; jeder Wassergraben ist bedeckt mit einem Dach von Weinreben; jedes Haus hat ein solches Laubdach vor der Thüre. O um eine Hütte, zu bewohnen, hier, im einsamen Thal, seinen Garten zu bauen, seine Geliebten zu trösten, und anzubeten vor dem Antlitz Gottes, wenn Wolken der Mitternacht ruhten auf den Scheiteln der ewigen Felsen! — Zwey zerstörte Burgen auf zwey Berggipfeln. Ein Schloß des Grafen Cobenzl; verschiedne Wohnungen auf den Spitzen hoher Hügel, die doch niedrig scheinen, neben den mächtigen Felsen. Vogelgesang, Flöten der Hirten, Schreyn des Jägers auf den hohen Felsen. Große Ochsen von rother schwärzlicher Farbe. Weiter das Thal hinein, gegen Bippach, einem Flecken, von Lombardischem Ansehn, hatten die Obstbäume schon abgeblüht, die Feigen hatten erwachsenes Laub. Ich bemerkte einige wenige Maulbeerbäume, viele Pappeln, Lorberbäume in den Gärten im freien Boden, jetzt in der Blüthe. Brücke über den Gübel. Die Wasser in diesen Gegenden sind sammt und sonders von einem grünlichen Blau und hell wie das Meerwasser. Minaschaft, ein Flecken, wo die drey ersten Cypressen. Für den Landbau gebraucht man in diesen Gegenden nur Ochsen, welche man auch vor die

Wagen spannt, aber anders als in den nördlichen Provinzen von Deutschland, indem man das Joch nicht an die Hörner anbindet, sondern auf den Höcker des Halses legt, wie in Italien. Hier traf ich auch die ersten Kornähren und die ersten Weinstöcke, die um die Aecker herum in Laubgewinden von einem Baum zum andern hängen. Der sehr steinige Boden ist vorzüglich angebaut; die Steinmassen, die an sich nicht bepflanzt werden konnten, sind zu Spalieren benutzt, um Reben und andere zarte Bäume zu halten, die schräg hingleitet sind. Dann folgt ein Strich steinigtes Erdreich, wo kaum einzelnes Unkraut keimen konnte, dann ein andres wohlgebautes Feld. Nicht gar schön ist der Postort Zirnizza. Hinter Schenpas, einem grossen Dorf, kommt man steile, nackte Felsen vorüber, welche die von Bippach fortsetzen; hinter Probacina ein enges grünes Thal mit Wald und mit Wingerten an Erdaufwürfen. Die jungen Feigen sind schon weit. Sehr angenehm ist die Ankunft nach Goriza zwischen Hügeln. Die Stadt ist nicht klein und von einem ganz feinen Ansehn. Hier beginnen die viereckten Thürme nach Art dessen von S. Marco und S. Maria del Fiore, die man nachher durch ganz Italien antrifft, bald abge sondert, bald an die Kirchen angebaut. Ueber den grünlichen und trüben Lusanzo setzt man zu Barke. Italiänischer Feldbau, Frucht, Obst, Wein und Wald unter einander gemischt, die Weinreben in Ghirlanden. Links eine Villa neben einem Flüsßchen, die Straße steigt, links Gradisca, eine alte Grenzfestung, deren Mauerthürme von einer besondern und malerischen Bau-

art sind und unzerstörbar außsehn. Dann ein Dorf, zwey fast trockene Flüsse mit sehr breitem Bett, große Viehweiden, endlich Nogoredo, der letzte Oestreichische Ort. Eine Viertelftunde von dem Flecken kommt man bey dem Grenzsteine mit den Wapen von Oestreich und dem Löwen des heiligen Marcus vorbey. Ich neige mich vor dir, o Italia, mütterliches Land, Land meiner Liebe! O hätte ich zu ruhen in deinem Schoos, wenn die Tage meines Wegs geendigt wären! Warum erleichtert deine Luft meine Nerven? warum erhellst deine sinkende Sonne meinen Geist? Deine vielen zitternden Pappeln pispeln mir Frieden zu, deine reben-schweren Laubgänge laden mich ein zu vergeßlicher Ruhe. Süßer ist hier das Lied der Nachtigall, anmuthiger der Bäche Gemurmel, lieblicher der Duft deiner tausend Gärten. Wenn geendet haben wird mein Lauf in dieser Welt, so nimm mich in deinen Schoos auf, o Mutter meines unersättlichen Geistes! Das erste Dorf ist Percat, groß und schön mit einigen Landhäusern. Von hier bis nach Udine ist das ganze Land eben und gebaut wie ein Garten; Frucht, Obst, Wein, viele Weizen, Pappeln und andre Bäume, die den Rebenge-winden um die Felder herum zur Stütze dienen. Cypressen finden sich hier und da in den Gärten, doch nicht viele. Ein andres großes Dorf ist Pavia, mit massiven Gebäuden, wie fast alle Dörfer im Friaul und in der Lombardey. Udine, die Hauptstadt vom Friaul, die wir nur zur Nachtzeit sahn, ist von großem Umfang, so viel mir schien, von sehr guter Bauart, mit einem Platz, dessen Gebäude ihre ehmalige Größe be-

zeugen. Daß eine derselben ruht auf einer doppelten Säulenhalle von Gothisch = Lombardischem Styl, für den Durchgang offen und ehemals vielleicht zu öffentlicher Zusammenkunft, etwa von Kaufleuten, bestimmt, vielleicht auch noch zu diesem Gebrauch dienend. Vor dem andern ist zuerst ein Aufwurf mit zwey marmornen Kolossen, die zwey Herculeſſe vorstellen, und mit zwey Säulen, die jede einen Löwen mit einer Fahne des H. Marcus tragen, und einem Brunnen in der Mitte. Dann ist eine Halle von Dorischem Stil, wodurch man in die Säle geht, in denen die Staatsgeschäfte verhandelt werden. Hier aßen wir zu Nacht, und setzten dann unsre Reise noch anderthalb Posten fort bis Cotrono, wo wir bleiben mußten, weil man über den Tagliamento nicht zur Nachtzeit fahren kann. Mit Mühe erhielten wir ein Bett in einem Zimmer, worin schon ein Venezianischer Offizier sich einquartirt hatte, dessen Uniform uns ihn für einen Dänen nehmen ließ und uns einige Augenblicke mit dem schlechtbegründeten Vergnügen täuschte, zufällig einen Landsmann gefunden zu haben.

Den 2. May. — Ich stieg sehr früh auf, in der Hoffnung, gleich abzureisen. Aber hier war alles Mahnen und Schelten vergeblich; eh sie gestriegelt und angespannt hatten, schlug es sechs. Unterdeſſen unterhielt ich mich sehr wohl mit dem Officier in einer Art von Lombardischer Pflanzung und dann in einer grünen Ebene mit der Aussicht auf die beschneeyten Berge von Friaul und Kärnthen. Im Tagliamento war sehr wenig Wasser; doch raſten wir die Ueberfahrt sehr theuer



bezahlen. Einen Theil fährt man durch das Wasser mit kundigen Leuten, die neben dem Wagen her waten, den übrigen auf einer flachen Barke, die über den Riez hinstreift, wie sie hinübergezogen wird. Das grobkiesige Bett des Flusses ist äusserst breit. Darauf führt der Weg schlängelnd durch eine grüne Ebene, so daß man die Berge bald rechts, bald vor sich hat, zu dem alten großen Flecken Valvesucci. Hier und auf dem ganzen Wege von Udine nach Venedig trifft man lauter große, massive und, wie es scheint, sehr dauerhafte Häuser an, von einem kühnen und wunderlichen Bau, mit wenig Rücksicht auf Schicklichkeit und Zierlichkeit; überall Balcone, mit schwerer steinerner Einfassung, große Fenster, oft von Papier, oft nur von Holz, auf dem Land selten von Glas; die Dächer sehr flach; die Häuser häufig von viereckter oder fast Würfelgestalt, meist von beträchtlicher Höhe, auch auf dem Land, immer mit Ziegeln, sehr selten mit Stroh gedeckt, die Mauern größtentheils von rauhen Steinen, untermischt mit Ziegelsteinen und mittelst eines mit grobem Sand gemischten Mörtels fast zu Einer zusammenhängenden Masse verbunden, und dann mit grauem Kalk getüncht. Auch die Gärten und Pflanzungen sind oft mit solchen Mauern umgeben, andert- halb Manneshöhe. Außerdem giebt es hier viele lebendige Zäune, die üppig über die Mäßen aufschießen und aus einer Manigfaltigkeit von Gesträuch bestehen. Die Felder hier herum sind sehr steinig und folglich wenig fruchtbar, ja viele liegen noch nackt und wüste, und man sieht mit Vergnügen den Kampf, wie die

Kraft des Menschen sich gegen den Widerstand der Materie anstrengt; auf allen Seiten bemerkt man die Grenzlinien des Anbaus und der Wüste; neue Pflanzungen auf Flächen, die aus lauter Kies bestehen, wo vielleicht den Morgen nach dem nächtlichen Thau ein Gräschen hervorsproßte, um am Mittag in der unabgewehrten Hitze zu sterben. Den Anfang macht man damit, Pappeln zu pflanzen, die in der Folge Neben zum Halt dienen müssen, und ich habe mich gewundert, daß alle, so viel ich sah, auf dem nackten Gestein recht gut fortzukommen schienen. Doch bleiben noch breite ungestalte und öde Striche übrig mit verbranntem Kies oder dürrer Farrenkraut und Ginster bedeckt. Getraide wird wenig gezogen außer Mais. Man pflügt sehr tief, den Pflug oft mit acht Ochsen bespannt, und sät sowohl den Mais als das Korn sehr dünn, wie man es auch in den fruchtbarsten Feldern von Friaul und der Mark zu thun gewohnt ist. Schon hier trifft man Pflanzungen von einem stolzen üppigen Ansehen. Pordenone, ein altes Städtchen mit großen und phantastischen Häusern. Darauf herrlicher Anblick der Schneeberge, deren Schultern in weiche, unstetige, unendliche Wolken, wie in einen Schleier gehüllt standen, während die Häupter über die Kette des aufgeblähten weißen Gewölks ragten und hinab auf die Verrichtungen der Menschen auf der Erde schauten. Es war ein schöner heiterer Tag, die Sonnenstrahlen prallten von dem weißen Schnee zurück, die Berge glänzten von fern. Ein andres Dorf; wohlgebautes fruchtbares Feld. Inzwischen kamen wir in ein Dorf

an, wo unser Postknecht am Wirthshaus zu halten be-  
 liebte und ich, nach meiner Gewohnheit, steckte den  
 Kopf aus dem Schlag hervor und fragte die umstehen-  
 den Bauern, was dieß für ein Dorf wäre? — Fon-  
 tana freda. — Fontana fredda? Fontana fredda, er-  
 innern Sie sich nicht, diesen Namen gehört zu haben?  
 — Ich, antwortete mein Gesellschafter, erinnere mich  
 nicht, daß er sehr berühmt wäre. — Hm hm — und  
 es war mir wie einem, der almäßig erwacht — läuft  
 nicht hier die Straße von Pontieba? — Sior, sì —  
 Ich stieg hurtig aus und nahm den Weg zurück, von  
 wo wir gekommen, bis zu einem großen Wirthshaus.  
 Nun wußte ich, daß ich mich rechter Hand halten muß-  
 te in eine Tiefung neben einer Gartenmauer. Ein  
 Mädchen kniete auf einem glatten Stein und wusch  
 über das Wasser gebückt ein feines Hemd. Ich gieng  
 seitwärts auf den Brunnen zu, näherte mich ihm, so  
 viel wegen der Nässe möglich war, bückte mich und  
 trank aus hohler Hand. — Wie heißt dieser Brunnen?  
 — Fontana fredda. — Ist er gut zu trinken? —  
 Ah bona sì! — Jetzt stieg sie auf, legte das Hemd  
 bey Seite, kam auf mich zu, schöpfte mit einem höl-  
 zernen Gefäß und reichte mir es ohne ein Wort zu sa-  
 gen, setzte sich dann in die vorige Stellung und fuhr  
 fort zu waschen. Ich trank, schöpfte noch einmal, zo-  
 gerte noch ein bißchen an dem Brunnen, allein sie sah  
 sich nicht mehr um, auch hätte ich ihr gern was sagen  
 wollen, wußte aber nicht was. So gab ich ihr das  
 Gefäß zurück und drückte ihr die Hand: Leb wohl Mäd-  
 chen. Sie antwortete nichts, hatte aber ein paar

sehr schwarze Augen. Dieß war nun derselbe Brunnen, wo ich mit Signora Teresa Verti getrunken hatte, als wir in Gesellschaft die Reise machten von Wien über Klagenfurth und Ponteba, den Landkutschenweg nach Venedig, und ich ihr aus meinem Hut Wasser auf die Hände gegossen und ihr mein Halstuch gegeben hatte, um sie abzutrocknen. Mein treuer Bedienter sagte damals: *In Italia c'è poca acqua fredda, fresca sì*, (in Italien giebt es wenig kalt Wasser, frisches wohl) was ich damals nicht recht verstand; doch dachte ich so dunkel: o wie warm, wie warm! — Hr. B. aber war zum Heiligen gegangen, da es gerade Sonntag war und nach Mittag zu einem Freunde — und es war sehr warm, sehr warm. — Ich rief dem Cameriere. — *Cossa comanda lustrissimo — Acqua fredda! Vole acqua fresca?* — Nachher kamen wir an einer Kirche vorüber, die einsam neben der Straße lag, von moderner, leichter und ländlicher Bauart, die mir sehr gefiel. *Sacile* eine alte Stadt an der *Livenze*, von guter Bauart. Hier bemerkt man schon an den Hauptseiten der Häuser die vielen kleinen Säulen, die in Venedig so häufig sind. Auch sind hier Bogengänge unter dem größten Theil der Häuser, wie in den andern Städten der *Lombardey*. Von hier bis *Nestre* freut man sich ununterbrochen eines schönen, sehr wohlgebauten und sehr üppigen Landes, meist nach *Lombardischem* Brauch mit Frucht, Obst, Wein, hier und da auch mit großen Viehweiden. Nur in der Nähe der *Piava* ist ein unfruchtbarer Strich. Von den Dörfern *Gratta* und *Cadiga* an bis zum Ufer trifft

man eine sehr große Zahl von Landhäusern an, zum Theil mit schönen Cypressen, und vielen Statuen geschmückt. Conegliano oder Coneang, alte, aber große und muntre Stadt. Auf einer Anhöhe ganz nah über der Stadt ist ein Landhaus mit den Ueberresten einer alten Festung. Am Fuß dieser Höhe steht eine Reihe kleiner Paläste. Die Piave ist wasserreicher als der Tagliamento und vertrocknet nie so viel. Hier hatten wir einen zweyten schönen Anblick der Friaulschen Berge, deren graue Scheitel auf den niedrigen Wolken zu ruhen schienen. Die Döfen in dieser Gegend sind ungeheuer groß. Trevisi, alte Hauptstadt, sehr groß und von guter Lombardischer Bauart. Auch in den Dörfern trifft man viele Häuser mit offenen Altanen, die auf Pfeilern ruhen. Mestre ist eine mittelmäßig große Stadt, und so viel ich mich von vergangenen Zeiten erinnere, den andern dieses Landes ähnlich. Es soll ein sehr schönes Theater da seyn. Dießmal kamen wir in dunkler Nacht an und schifften uns, so bald wir konnten, auf dem Canal ein. Man rechnet fünf Italiänische Meilen durch die Lagunen bis Venedig. Es war ganz dunkel, das Wasser glänzte, (ein Glanz, den man in den Lagunen nicht so viel, als in den Canälen, wahrnimmt) und funkelte, wie es von den Rudern geschlagen ward. Von Venedig gewahrten wir nichts als die Lichter, bis wir in der Stadt waren, wo wir um ein Uhr ankamen.

---

## V e n e d i g.

Die Höhe des Glockenthurms von S. Marco ist sehr mäßig, die Aussicht aber doch prächtig, indem sich der Blick ausdehnt über die Stadt, die Inseln, die Lagunen, die Küsten von Dalmatien, Istrien, Friaul und Lombardey. Von den Canälen der Stadt entdeckt man nichts, nicht einmal den großen Canal (Ca Grando), wegen der Höhe und der Zusammenhäufung der Häuser. Hier wird man die Größe Venedigs gewahr; welche nicht in der Weite des Umfangs der Inseln, sondern in der Gedrängtheit der Häuser besteht. So von oben herab angeschaut, gleicht das Ganze der Stadt einer unformlichen Steinmasse, oder einem von Ameisen durchgrabnen und ausgehölnen Sandhügel. Am meisten fallen in die Augen die kleinen Inselchen, die zum Theil sehr entfernt von der Stadt liegen und sich wie einsame auf dem Wasser schwimmende Häuser ausnehmen. Schön ist der Anblick von dem nahen S. Giorgio Maggiore, von der Giudecca, von den Bagnuole und andern mit Gärten mitten im Meer geschmückten Inseln. An der Küste des festen Landes sieht man deutlich Mestre, Fusina, nebst verschiednen andern Orten, und um sie herum Berge bis ins Innere des Landes. Die Küste von Dalmatien unterscheidet man kaum. Am meisten ergötzt mich der Anblick des offenen Meers und der vielen vielen Segel in der Ferne.

Weil auf Himmelfahrtstag trübes Wetter war, so wurde die große Function verschoben. Wir sahn da nur den Doge an Tafel, in langem Kleide aus Goldstoff



mit einem Barett oder Nachtkappe von weißem Tuch auf der breiten weißen Perücke. Es speißen mit ihm der Großkanzler, der Apostolische Nuntius, und gewisse Personen vom Adel, alle, ausser dem Nuntius, der als Monsignore gekleidet war, in langen Gewändern von rothem Damast. Als die zweyten Schlüssel aufgetragen wurden, kam der Barigello herein und rief, indem er mit einem Bund Schlüssel klingelte: *Nihil maschere! daga loco!* und plöblich entfernten sich alle Zuschauer. Die Function war den 7. May. Der Nuntius, der Großkanzler und eine gewisse Zahl von Nobili begleiten den Doge, der auf einem Thron sitzt auf dem Hinterschiff des Bucentoro, bis, wenn er am Hafen des Castells angekommen ist und sich gedreht hat, ein Thürchen hinter dem Thron aufgeht, der Doge herabsteigt und den Bräutigamsring durch diese Oeffnung ins Meer wirft. Hierauf nimmt der Bucentoro den Lauf nach dem Ufer, wo gelandet wird, und der Doge geht, die Messe in der Kirche von S. Nicolo a Lido zu hören. Die Führung des Schiffs ist dem Admiral des Arsenal's anvertraut, der während der ganzen Berrichtung aussen auf der Gallerie links vom Thron steht. Der jetzige soll ein sehr geschickter Schiffbaumeister seyn. Im Bucentoro waren auch noch viele Leute, die nichts darin zu thun hatten. Er wird durch 42 Ruder fortbewegt, und an jedes sind vier Männer, Arbeiter aus dem Arsenal, gestellt; es folgen zwey von Sklaven geruderte Galeren, die mit einem Ueberfluß von Wimpeln und Fähnchen — geschmückt sind und sich besser ausnehmen als der Bucentoro selbst, indem er

bey all seiner Pracht eher schlecht zusammengefügt und schwer zu lenken scheint. Das Schönste ist die Menge und Fülle der Gondeln und Barken und die Geschicklichkeit der Schiffer, sich zu drängen, einzuholen, auszuweichen und zu überflügeln einer den andern. Ausgezeichnet sind die der Gesandten vom Reich und von Spanien, des Nuntius und der Glasfabrikanten zu Murano. Während der Doge sich in der Kirche aufhielt, machten wir eine Fahrt über die Insel del Lido nach dem entgegengesetzten Ufer, um das offne, unbegrenzte Meer zum erstenmal, nachdem wir Dänemark verlassen, wiederzusehn und die frische Seeluft zu trinken. Gegenüber ist der Blick nicht beschränkt, bis wo Wolken und Welle sich in eins vermischen. Rechts sieht man die Lagunen mit ihren Inseln, bis an das Gestade vom Friaul, links bis Malamocco und Chioggia das Gestad entlang. Hinter sich hat man einen Halbkreis von Bergen, die sich in die Wolken verlieren. Nicht weit von diesem Ort ist der Kirchhof der Fremden, dann der Juden, und an diesem eine Reihe von Gärten und Vignen. Beim Abfahren und Wiederkommen des Bucentoro werden die Kanonen vom Castell und von den Schiffen im Canal losgeschossen, auch feuert die am Ufer versammelte Bürgermiliz.

Früh Morgens den 14. fuhr ich in Gesellschaft durch die Lagunen nach Malghiera, und von da in dem Wagen des Hrn. Martens, Dänischen Consuls, auf dessen Villa in Carpanelo. Anfangs war es mir ein besonderes Vergnügen, mich wieder auf dem festen,

grünen Lande zu befinden. Die tausend Wohlgerüche, die uns entgegen kamen, die Orangenpflanzungen, und die Blumenbeete, die Baumanlagen und die rebenumgürteten Felder, die Abwechselung von großartigen Villen und strohgedeckten Hütten! In der Nachbarschaft von Carpanelo liegen, wie mir Hr. Martens sagte, mehr als siebenzig Villen, doch nicht wenige davon alt und verfallen, einige fast in Trümmern. Neben der feinigen war die des verstorbenen Grafen Algarotti, der die Laune gehabt hatte, nichts anders in seinem Garten zu dulden, als hohes Gras. Die Spaziergänge durch das Dorf sind sehr angenehm. Manche Häuser von armem Anschein haben reizende Gärten. Sehr schön ist die Aussicht aus den Zimmern des obern Stockes über das Land umher, blühend wie ein Garten, gegen Mestre und über die Lagunen bis Venedig, welches von hier gesehen in seinen Paluden einen sehr häßlichen Anblick gewährt. Von Venedig her kommt man Insel und Kloster von S. Secondo vorüber, die von Torre della Palata, wo die Dogana ist, eine Wasserhütte, oder Zufluchtsort der Gondeln bei plötzlichen Stürmen, und die Incoronata, eine Almosenkapelle mit einer Cypresse und einer Pinie. Malghiera liegt an der Mündung des Canals, durch den man nach Mestre fährt.

Den 25. war die Function des Corpus Domini. In der Procession gingen voran die Bruderschaften der Schulen. Darauf folgten die Mönche, die Dechanten, der Patriarch mit dem Allerheiligsten, begleitet von

den Rittern della Stola d'oro, der Doge mit dem Nuntius, die Senatoren, jeder von einem Bettler begleitet, der ihm zur rechten Hand geht.

Freyheit und öffentliche Munterkeit traf ich in Venedig mehr, als in irgend einer Stadt jenseits der Alpen. Im größten Theile von diesen spricht man jedoch viel, schreibt man viel von Freyheit und führt unter dessen unter eisernem Druck ein ängstliches und freudenloses Leben. In Venedig ist verboten, davon zu sprechen, und indem jeder Mensch sich bewußt ist, sie zu genießen, fühlt man wenig Lust, davon zu plaudern. Ausgenommen die allgemeinen Hauptverordnungen, ohne die keine bürgerliche Gesellschaft bestehen kann, darf jeder ungefähr thun und lassen was ihm beliebt. Aus diesem Grund sind die Straßen bey Tag und bey Nacht voll Spiel und Gesang, und einer geht an der Freude des andern vorüber, ohne ihn zu stoßen und ohne sich darüber zu verwundern. In allen Gäßchen und Gängen (oder Fußpfaden, *calli*, wie die Straßen in Venedig heißen), besonders in der Nähe der Merceria und des Rialto, sieht man immer eine ungeheure Menge alles dessen ausgestellt, was zu Nahrung, Nothdurft, Bequemlichkeit und Luxus dient. Die Kaffebuden wo man alle Arten von Erfrischungen hat, sind fast ohne Zahl und selten findet man eins leer. Der Palazzo Ducale ist fast immer angefüllt von Menschen, die keinen andern Beruf zu haben scheinen, als hier müßig umherzugaffen, und die an dem ersten der Senatoren vorbeugehn, ohne den Hut zu rühren und in den Gerichtssälen selbst ohne Ecken ihr Wasser

abschlagen. Wer kein Zimmer oder keine Unterhaltung hat, findet hier das eine und das andre.

An dem Ufer von S. Nicolo di Bari di Castello erblickt man zugleich den Hafen und die Rhede, und diesen Abend (den 28.) sah man stehen, segeln und rudern eine Unendlichkeit von allen Arten von Fahrzeugen, Fregatten, Schebecken, Galeren, Gallionen, gewöhnliche Handelsschiffe, Tartanen, Slavonische Barken, platte Fahrzeuge, Peotten, Gondeln, Schaluppen, Rähne und Boote. Rechts schaut man durch den Marcuscuscanal in den großen Canal und in den von Giudecca. Links ist das Ufer, das Lazareth und S. Spirito; gegen über S. Clemente, La Grazia, S. Giorgio Maggiore und zwischen diesen Inseln hindurch die Aussicht auf die Küsten von Fusina, die man kaum unterscheidet. Hoch gieng die Fluth, es rauschten die Wellen um die Flanken der Schiffe; in der erloschenen Abendröthe spähte ich die formlosen Küsten der Ferne. Zwen kleine Barken wankten auf dem verdunkelten Meer dahin, der Gesang ihrer Jünglinge antwortete dem Wechselschlag der Ruder; lang beobachtete ich ihre Segel am niedern Horizont; aber die Nacht versteckte sie endlich meinem Blick; Thränen flossen mir über die Wangen. Sie wandten sich um die Mauern der Insel der Biggen, entfalteten ihre Segel dem treulosen Wind und schweben nun auf entfernten Wogen, und mein Schutzengel begleitet sie auf dem Fittig seiner Wolken. — Meine Arme sind ausgestreckt nach Dir, Glenea \*), schaue

---

\*) Der Lieblingsstern.

herab auf mein Fenster; — aber wenn Du wirst wiederkehren, ruh' am Busen des hangen Mägdleins, werd' ich Dich bergen vor allen Stürmen. — An jenem Ufer stehn tausend Schiffe, jedes mit seinen stolzen Masten, jedes fest auf seinem Fuß von Eisen. Nicht achten sie des Dräuens der Wogen, reiten über ihren Nacken hin und treten das schäumende Haupt der Welle. Ihre Rachen wanken umher, erschreckt durch die Kraft von ihren mächtigen Schultern. Dort gieng ich oft in der Dämmerung, oder wenn die Wimpel der Schiffe vor dem blassen Angesicht des Mondes flatterten und die schwarzen Barken sich auf dem Plan der in seinem Licht schimmernden Wogen entlang bewegten. Aber mein Auge sieht das nicht mehr; denn der Tag der Wiederkehr ist fern.

Die Gebäude von Venedig sind, wie in ganz Italien üblich ist, massiv, meist aus Backsteinen und bekleidet mit Marmor oder nur getüncht, mit einem sehr hohen Basament, gewöhnlich aus Marmor von Istria. Aus diesem sind nicht wenige Vorderseiten ganz aufgeführt; andre sind mit feinen Marmorplatten belegt; an fast allen sind die Verzierungen, die Einfassungen von Thüren und Fenstern, die Balcone von Marmor von Istria oder von feinerem. Nicht selten sieht man runde Platten von Porphyir, Verde antico, Serpentin und ähnlichen in die Wandbekleidung, sey sie von Marmor oder von Gyps, eingezogen. Alle diese Stückchen sind von der Griechisch-Levantischen Beute, woran besonders die Marcuskirche so reich ist, die damit 1071 geschmückt ward, und die Aussenseiten der Ma-



können bei Miracoli mit den Ueberresten. Von dem Palazzo Ducale sind die beyden Seiten, die auf der piazzetta und nach der Bibliothek gehn, mit rothem und weißem Marmor würflich, ja der Pallast Bressa ist von aussen ganz mit feinem Marmor überzogen. Sehr viele Häuser ruhn auf eingerammelten Pfählen, so daß nicht selten die Grundlagen mehr als das übrige Gebäude kosten. Schwerlich wird man in einer andern Stadt so viele unvollendete Gebäude antreffen, als in Venedig. Kirchen, deren halb fertige Wände mit Gemälden bedeckt sind, andre, die man mit Marmor zu bekleiden angefangen und dann an der Hälfte des Schafts von ihren Säulen aufgehört hat, Hauptseiten ohne Giebel, Säulensüße ohne Säulen, Säulen ohne Knäuse, Gebälk ohne Fries, Grundlagen von Palästen aus rauhgearbeitetem Istriischem Marmor, überwachsen mit Schmarozerpflanzen und überbaut mit elenden Häusern. Sehr viele Gebäude drohen den Einsturz vor Alter und Versäumniß, und verschiedene Theile dieser stielzen Stadt, besonders fast ganz Murano, bieten einen nicht gar erfreulichen Anblick dar und erinnern an die vergangnen glücklichern Zeiten. Hier und da mitten in der Hauptstadt rudert man unter Balken hin, die, von einer Seite zur andern gezogen, die Wände gegenüberstehender Häuser von dem Zusammenstürzen zurückhalten. Das schönste Gebäude Venedigs ist die Zecca von Jacob Sansovino. Toscanische Bogen, von schwarzlichem oder dunkelblauem, dauerhaftem Stein, demselben, womit die Straßen gepflastert sind, in ungeglätteter Arbeit aufgeführt, tragen einen Säulengang

von Dorischer Ordnung und über diesem einen andern von Ionischer, beyde aus Istriſchem Marmor, ein ſtaunenswerthes Werk, das der Zukunft und Hinfälligkeit zu trotzen ſcheint. Nach dieſer ſetze ich die Prigioni nuove, die nur Einen Dorischen Säulengang auf Toſcaniſchen Bogen haben; auch dieſe von Sanſovino, ſo wie die Bibliothek und die neuen Procuratieen, welche Gebäude, ſo schön ſie ſind, es noch mehr ſeyn würden, wenn ſie minder Verzierungen hätten. Sie haben einen Säulengang von Dorischer Ordnung und über dieſem einen Ionischen. Den Procuratieen hat Scamozzi noch eine dritte Korinthische Ordnung hinzugefügt und dadurch das Aufſehn des Ganzen eher geſchwächt; die untere Ordnung ſcheint nicht hoch genug, um zwey andre über ſich zu haben, und das Gebäude fängt an ins Kleinliche zu fallen. Unter den Paläſten iſt Rezzonico von Palladio der ſchönſte; drey Säulenordnungen, Toſcaniſch a bozzi, Ioniſch, Korinthisch; die beyden Toſcaniſchen Säulen des Eingangs machen eine herrliche Wirkung und die Säulchen der Fenster beyder oberen Ordnungen geben dem Ganzen ein großartiges und prächtiges Aufſehn. Dieſem gleicht ſehr der Palaſt Veſaro außer der Grundlage oder der untern Ordnung, die a punte di diamanti iſt. Dann Cornaro am großen Canal, auch von Palladio, wo jedoch die Grundlage zu hoch ſcheint. Bemerkenswerth ſind noch Cornaro della Regina, und Frangini a Canareggio. Grimani bey S. Luca iſt von Sammichele, drey Korinthische Ordnungen über einander von einem ſehr beſondern Geſchmack, der gefällt ohne zur Nachahmung einzula-

den, die Fenster zahlreich und groß, das Ganze von sehr starkem Ansehn und doch blos mit Korinthischen und zwar ausgefehlten Säulen, übrigens ohne irgend eine Art von Verzierungen. Die besten Hauptseiten von Kirchen sind die dei Gesuati, S. Francesco della Vigna, del Redentore, S. Giorgio Maggiore, S. Pietro a Castello, und dei Gesuiti, von welchen mir jedoch nur die erste gefallen hat, indem sie nicht mit jenen Alletten, (ali da frontone) oder wie soll ich sie nennen, überladen ist, womit Palladio fast alle seine Frontispitze in's Kleinliche zu verderben pflegte. S. Simeon Piccolo ist in gewisser Hinsicht nach der Zeichnung der Rotunde gebaut, aber nicht gelungen. Mehr behagte mir die Kirche de' Tolentini, die einen sehr zierlichen Porticus hat. Was das Innere betrifft hat mir am meisten S. Giorgio Maggiore gefallen, von Griechischem Kreuz, der Grundriß sehr wohl erfunden; Gesù ist zu sehr verkreuzt. S. Pietro hat einen kostbaren und stolzen Fußboden. Die meisten Kirchen von Venedig sind innen dunkel und verrauchert; die Wände und Decken ganz bedeckt von Gemälden, woran oft wenig mehr zu erkennen übrig ist. Bemerkst zu werden verdient auch die Vorderseite von S. Antonio Abate, die, ohne eine sehr erhabene Idee zu enthalten, doch von sehr guten Verhältnissen ist. Die delli Scalzi ist ganz von Carrarischem Marmor, aber von sehr schlechtem Geschmack. Noch trifft man in Venedig zwey Arten von Gebäuden an, die wegen ihrer besondern Art in der Kunstgeschichte nicht zu übersehn sind. Die erste wird von den Italiänern die Deutsche Manier

genannt, ob sie gleich von der wahren Deutschen oder Gothischen ganz verschieden ist, auch sich von dem Lombardisch = Gothischen Stil unterscheidet, der Beziehungen zu beyden hat; man könnte sie mit gutem Grund Benedigische oder Griechisch = Deutsche Manier nennen. Der alte Theil des Palazzo Ducale ist eine Probe und zugleich ein Meisterstück von dieser Bauart, ohne Zweifel eine der kühnsten, stolzesten Massen, die man in Italien sieht, und es ist zu bedauern, daß der Ungestüm des Meers nöthig gemacht hat, die Hälfte von der Höhe ihres untern Säulenwerks unter Erde zu setzen und dadurch nicht bloß ihr Ansehn, sondern auch die Abgemessenheit der Theile zu schwächen. Der ganze Palast, der mit der Hauptkirche vereinigt einen Hof von der Gestalt eines Parallelogramms umgiebt, besteht aus drey Theilen, wovon der, welcher nach den Prigioni nuove zu liegt, neu ist, die beyden andern, die auf die Piazzetta und nach der Bibliothek schauen, alt. Die Seite gegen die Piazzetta hat in der untern Ordnung 17 Bogen, die nach der Bibliothek 18, alle getragen von Säulen von weißem Marmor, die nicht gleich dick, doch alle von beträchtlicher Stärke sind, mit unregelmäßigen und rohen Anäufen. Ueber diesen ist eine kleinere Ordnung von Gothisch zugespitzten Bogen, während die untern nach antiker Weise, oder halbkreisförmig gewölbt waren. Von den kleinern Bögen sind immer zwey über einem der größern; ihre Säulen sind in Vergleich der andern schmal, jedoch an sich von mittlerem Verhältniß; von einer zur andern folgt ein Geländer von kleinern Säul-

chen. Alles dieß ist von weißem Marmor, ich stelle mir vor, von Griechischem. Diese beyden Gallerien oder Logen sind von derselben Breite, ungefähr von der eines großen Wagens, und so schien mir auch der Raum zwischen je zwey der untern Säulen. Ueber den Bogen der oberen Loge ist ein Gewinde von Zweigen aus dem Marmor gemeißelt, hier und da mit großen Zwischenräumen, eine an Gothischen Gebäuden sehr gewöhnliche Verzierung, die aber an denen in Venedig etwas derbes und großes angenommen hat. Ueber diesem Gezweig ruht das Gebälk, und von da erhebt sich eine tüchtige und massive Mauer, deren Höhe, wenn ich mich auf mein Auge verlassen kann, der ursprünglichen vereinten Höhe der beyden Bogengänge gleich seyn wird, gebaut aus Backsteinen und mit Platten von rothem und weißem Marmor in Schachbrettwürfeln überzogen, ohne andre Oeffnung, ausser sieben ungeheuren Fenstern an jeder Seite, wovon die beyden in der Mitte einer jeden mit einem Gothischen Frontispiz umgeben und mit einem eignen Altan versehen sind. Um den höchsten Rand dieses Gebäudes läuft eine Reihe von spitzen Zinnen, gerade so wie sie sich an dem größten Theil der alten Venetianischen Gebäude finden. Das Dach ist sehr flach, aber neu. Die Seiten, die in den Hof gehn, sind, den schon beschriebenen entsprechend, auf die gleiche Weise mit zwey offenen Gallerieen übereinander gebaut. Ich für meine Person kenne kein andres Gebäude, wo eine solche Masse von einer doppelten Bogenreihe getragen würde, das diesem nahe käme. Andre Gebäude von

diesem Stil sind in Venedig sehr viele, die Paläste Bressa, Loredano, Tiepolo, Ruota, Falieri, Farsetti u. s. w. die Türkische Niederlage (Fondaco de' Turchi) und andre. Große Menge von Säulen, Bogen, Gesäße, in dessen Mitte Fenster angebracht sind, wunderliche Fenstervertheilung, spitze Zinnen sind ihr Charakter; eine gewisse Feinheit, Zierlichkeit und Würde der Theile unterscheiden sie von andern Gebäuden von Gothischer Manier. Auch die Marcuskirche gehört in gewisser Hinsicht in diese Klasse; aber sie ist doch so verschieden von den andern, hat so viel Levantisches, daß ich sie lieber für eine eigene gesonderte Gattung betrachten will. Eine Beschreibung findet sich im Volckmann, die jedoch nicht ganz richtig ist. Die fünf unteren Bogen ruhen auf einer doppelten Reihe von Säulen oder Säulchen, welche eine auf der Spitze der andern stehn ohne irgend ein Gebälk dazwischen, und aus verschiedenen Arten von feinen Marmorn gemacht sind, mit sehr plumpen Gothischen Knäufen, aber wohlgearbeiteten Füßen, die Anfangs eine ganz verschiedne Bestimmung gehabt haben. Sie hat eine große Kuppel, mit vier kleineren im Kreuz. Diese sind von guter Form, ohne sogenannte Laternen, aber zugespitzt und mit Windfahnen geziert. Die Kuppeln und Bogen geben der Kirche ein gewisses edles Ansehn und machen, daß sie sich von Anfang sehr empfiehlt; aber nachher bemerkt man eine kleinliche Manier, die Eckel erweckt. Das Innere macht wenig Wirkung. Die vielen Abtheilungen und Bogen geben ihr ein kleines Ansehn; der gelbe Marmor und diese plumpen Mosaiken,



womit sie überall bekleidet ist, machen sie melancholisch ohne sie zu gleicher Zeit ehrwürdig zu machen: ganz allgemein herrscht darin ein gewisses trocknes, finstres, zurückschreckendes Wesen. Die dritte Art von Venezianischer Bauart nimmt die Mitte ein zwischen dieser ganz alten und der guten neuen, und unterscheidet sich besonders durch eine Schlichtheit und trockne Sauberkeit, ungefähr wie die Gemälde einer gewissen Periode dieser Kunst. Sie war höchst verliebt in die Pfeiler und Halbpfeiler oder Anten, so wie die beyden Schwestern in die Säulen, und statt der Giebel hat sie fast immer Bogen gebraucht, und fast immer so wohl die Bogen als die Anten mit sehr feinem Gelaub, oder andern Grottesken, und die Pfeiler ausgekehlt oder mit Niesen geschmückt. Zu dieser zähle ich die Schule von S. Marco, die Aussenseiten von S. Giovanni e Paolo und S. Nicolo a Castello, gli Scrigni, den neuen Theil des Palazzo Ducale, die Mda dei miracoli u. s. w. Der Palast Vendramin a Rio Terrado gränzt an diese Manier, ist jedoch mit kleinen Säulen neben den ausgekehrten Anten geschmückt und ohne die Laubverzierungen, welche auch den Scrigni und der Madonna dei Miracoli fehlen. Die alten Procuratieen haben einen Bogengang von schlichten, etwas magern Pfeilern, und darüber zwey Reihen feiner, geriefter Säulen, eine gerade so weit von der andern abstehend, als für eine Wand mit einem mittelmässigen Fenster genug ist; ausser den Säulen hat dieß Gebäude gar keine Verzierungen. In ganz Venedig bemerkt man einen Ueberfluß von Säulen, auch an den

Außenseiten der Mittelhäuser, besonders an den Fenstern und Altanen, welche fast an allen Gebäuden und in größter Anzahl üblich sind, mit Einfassungen bald von Stein, bald von Eisen. Auch Bogen nach Lombardischem Brauch vor den Häusern sind sowohl an den Palästen als gemeinen Häusern sehr gewöhnlich. (Paläste nennt man immer in Venedig die Wohnungen der Nobili, Häuser die der andern Leute.) Die Kamine sind selten mitten auf dem Dach, sondern an den Seitenwänden heraus und sehr hoch geführt. Viele Gebäude haben kleine Pyramiden auf den Dachecken, was an verschiednen modernen Palästen beybehalten ist. Die Fenster sind meist groß, sowohl lang als breit, aber alle in Blei gefaßt und selbst in den Palästen nicht selten von kleinen Scheiben, rund oder in Gestalt eines Rhombus; sie sind immer an dem innern Rand der Wandöffnung eingehängt; den äußeren nehmen die Sommerladen ein. Der Fußboden ist in allen Häusern mit einer gemischten, zum Theil aus Marmorstückchen bestehenden Masse glatt überzogen; die Decken sind selten übertüncht, meist aus Brettern mit vielen kleinen Sparren. Viele Kirchen haben Kuppeln; die Glockenthürme sind fast immer von der Kirche getrennt, wie der von S. Marco, welchem die andern gleichen, stark, viereckig, mit einem pyramidenförmigen Dach. Gärten sind nicht seltner in Venedig als in andern großen Städten; ja man sieht, daß die Venediger gesucht haben, sich ihre Absonderung vom Land dadurch erträglich zu machen, daß sie jeden kleinen Raum, der dazu dienen konnte, in einen Garten verwandelten. Raum

an irgend einem andern Ort wird man so viele hängende Gärten finden, als in Venedig. Auf den Dächern sehr vieler Häuser sind Erdstufen, wo man Blumen und Sträucher pflanzt, zuweilen sogar Weinlaubgänge; und wer nichts anders haben kann, füllt seine Fenster und Altanen mit Gefäßen voll Pflanzen und Blumen an. Fast alle Klöster, sowohl in der Stadt als umher, haben Gärten, die zum Theil geräumig sind und Obst bringen; besonders der von S. Giorgio Maggiore, ob er übrigens gleich wenig Abwechslung hat, bestehend aus geraden Wegen zwischen hohen Zäunen von Ulmen oder Buchen, die mit Oliven bepflanzte Vierecke einschließen. In den Gäßchen selbst trifft man hier und da einen Baum oder einen Rebstock, mit Liebe zwischen den harten Steinen erzogen. In der Nähe von Malamocco sind gewisse Pflanzungen und Gärten, wo alle Arten von Obst schneller zur Reife gebracht werden, als auf dem festen Land, indem man alle Unreinigkeiten der Stadt zum Düngen gebraucht. Wir hatten schon in den ersten Tagen Erdbeeren und Frühkirschen. Man hält auch in der Stadt an sechs Orten Milchkuhe, sechzehn an jedem, auf den Fall daß durch anhaltende Stürme die Zufuhr verhindert würde.

Man findet unter den Venedigern, besonders unter den Nobili, viele sehr schlanke, wohlgewachsene Männer; auch von den Frauen gilt dieß. Diese schmücken sich hier sehr. Beyde Geschlechter haben eine weißere Haut, als die übrigen Italiäner, selbst als die Deutschen. Sie haben meist starke Gesichtszüge, runde volle Wangen, sehr gebogene Nasen, helle, mehrentheils

braune Augen. Unter dem weiblichen Geschlecht findet man viele aufgestülpte Nasen. Ich glaubte, in den Grundzügen der männlichen Gesichter eine größere Aehnlichkeit zu entdecken, als vielleicht an irgend einem andern Orte, und noch mehr Uebereinstimmung fand ich in den durch diese Gesichter angekündigten Seelen, nehmlich so bald und so vieles zu genießen, als möglich, ohne eben über die Art und die Dauer des Genusses bekümmert zu seyn. Eine natürliche Folge davon war, daß diese Gesichter, die mich Anfangs vergnügten, nachher mich langweilten. Unter dem andern Geschlechte sind manche große, und viele Mittelschönheiten. An den Vergnügungen des Marcusplatzes nimmt jeder ohne Unterschied Theil, man sieht da Gonzelführer neben den Nobili. Uebrigens sind die Venezianer an Sprache, Kleidung, Charakter und Sitten von den übrigen Italiänern so sehr verschieden, daß man ihnen Unrecht thut, sie für einerley Volk damit zu halten. Ihre beständige Einschränkung auf ihre Lagunen und Landhäuser giebt ihnen eine besondere Art von Eigenthümlichkeit, die sie den Fremden wohl wenig empfehlen möchte, sie selbst aber sehr glücklich macht. Abgesondert von der übrigen Welt und wenig mit ihr bekannt, bekümmern sie sich wenig um sie, hängen ihren alten Sitten und Herkommen an, halten diese für die besten und Venedig für die herrlichste Stadt der Welt. Die Eltern bringen die Kinder in der frühesten Jugend mit in die Gesellschaften, und erlauben ihnen Dinge, die sonst wohl Eltern ihren Kindern eifersüchtig verbieten. Persönliche Abgaben von Nahrung

und Gewerbe kennt man hier nicht. Der Grundzins und die Waarenzölle sind die einzigen, aber reichen Quellen der Staatseinkünfte; wozu noch die Patrimonialgüter des Staats kommen das Del aus Corfu, das Salz aus \* u. d. gl. Polizey ist eine Sache, wovon man hier fast keinen Begriff hat, und dennoch spürt man ihren Mangel sehr wenig, weniger vielleicht als in den meisten wohleingerichteten Städten, wo man unbeobachtet keinen Schritt über seine Thürschwelle thun kann. Das Betteln hat hier sehr überhand genommen, und manche halbverfaulte Leichen wandern herum oder werden herumgetragen zum Scheusal und Grausen der Menschheit. Dennoch giebt es viele Spitäler und Lazarethe. Die Arbeitsamkeit scheint nicht sehr groß zu seyn; man sieht viele Müßiggänger, und die man arbeiten sieht gehn ziemlich gemächlich zu Werk. In diesem warmen Klima verdient man überhaupt sein Brod leichter, als in Norden, und für die Zukunft sorgt man in diesem Stücke nicht. In Venedig sind 17 deutsche Häuser.

---

An diesen Stellen mag es genügen. Jedermann weiß, wie reichliche Unterhaltung Venedig einem Beobachter von empfindlichem Sinn und aufmerksamer Thätigkeit, besonders für wenige Wochen, bietet, und damals noch mehr bot. Denn viel hat sich seitdem geändert. Schon unter der Oestreichischen Regierung wurde der alte Jubel schüchterner, das Leben stiller, das Gewühl auf dem Marcusplatz und am Hafen kleiner. Die zunehmende Verarmung zeigt sich, wenn man von

dem Glanz der Kramladen am Tag und der Ribotta in der Nacht abzieht, sogleich an der Einsamkeit so vieler Paläste, die nun seltener mit Grün und Blumen geschmückt sind; der Corso nach Gindecca oder durch die ganze Länge des großen Canals wird nicht mehr in mehreren Hunderten, der muntern, gewandten Gondeln in Begleitung einzelner Peoten gemacht; (was im Kleinen das Schauspiel gegeben haben muß, wie einst am Feste zu Bubastus in Unteraegypten die langen schiffenden Aufzüge in ausgetretnem Nil) nicht von der Gesellschaft, sondern allein von den Aussichten, die sich zu allen Seiten wechselnd nach Inseln und Inselchen, theils mit mächtigen Gebäuden, theils mit Gärten und Weingängen bedeckt, eröffnen, borgen diese Spazierfahrten jetzt ihren Reiz, und einsamer ist's auf dem gewaltigen fahnen Molo, der mit seiner frischen Seeluft, und mit der Aussicht gegen Murano, Vignuolo, die Karthause, das Castell nach den Wäldern, Dörfern und Bergen von Trevigiana und Friaul und hinauf am Ufer bey Vignuolo bis ins Meer, wo nicht mehr unzählige Schiffe ab- und zusegeln, wie in andern Städten die Wälle, zum Lustwandeln dient. Welche Dratorien wurden damals in Venedig von Frauen ausgeführt in den klostermäßigen Conservatorien della Pietà, dei mendicanti, dell' Ospedaletto, von denen jetzt nur das erste noch besteht, (wenigstens vor einigen Jahren minder zahlreich als ausgesucht von Stimmen noch bestand)! Manche dieser der Musik zu Gefallen geretteten Mädchen wie die Bianchi, mit welcher Signora Triolani, Signora Capiton, mit welcher die Caldara, die den



tiefften Baß sang, wetteiferten, galten für die ersten Stimmen Italiens; in der jeden Abend wiederholten Opera Seria La Nitteti sang die berühmte Gabrielli, Sängern, durch die in demselben Jahre Heinse begeistert wurde. Zwischen solchen Wanderungen und solchen Abenden ist es denn der Arbeit nicht zu viel, die Gemälde \*), Antiken und Gebäude regelmässig zu beschn und zu verzeichnen. Der weiteren Reise folgen wir noch ein Stück Schritt vor Schritt.

---

Von Venedig reisten wir den 30. May ab. Den Weg von Mestre bis Bologna kann man nicht im Einzelnen beschreiben, er ist ein ununterbrochenes Paradies, dessen wechselnde vielfache Schönheit die Seele erfreut und sänftigt, aber durch ihre Ununterbrochenheit das Auge ermüdet, und den Beschreiber verstummen macht. Bis Triago wechseln noch Pflanzungen mit Grasfeldern ab, zerstörte strohbedeckte Hütten mit mehr stolzen als schönen Villen. Hier wächst eine Menge Mais. Von Triago begleitet man die Brenta rechts bis Padua. Längs derselben sieht man nichts anders als üppige Pflanzungen, wo es scheint als habe der Mensch die Natur auf die Probe stellen wollen, wie viel sie leisten könne, wenn sie wolle. Fast jedes Feld bringt seinem Herrn Korn, Wein, Obst, Seide und Holz. Die Reben hängen in zierlichen Gewinden von Ulme zu Ulme, von Pappel zu Pappel; auf dem Rücken der

---

\*) Verzeichnisse der Gemälde in Venedig, Padua, Bologna sind noch vorhanden.

Aecker sind Obstbäume gepflanzt und mancher Maul-  
 beerbaum muß zugleich die Stelle der Ulme vertreten ,  
 Stütze seyn des schwelgenden Weinstocks. Diese Fel-  
 der wechseln ab mit Villen von königlicher Pracht und  
 ausgesuchter, herrlicher Bauart, deren weite Gärten dem  
 Vorübergehenden die Düfte ihrer Drangenwälder ent-  
 gegen senden, und deren hundertjährige Cypressen das  
 Herz mit Gedanken von Vergangenheit und Zukunft er-  
 schüttern. Hier sieht man erst die Pracht von Venedig,  
 die Reichthümer und den Geschmack dieses Adels. Wie-  
 le dieser Landhäuser haben die Aussenseiten von den be-  
 rühmtesten Malern dieser Schule bemalt, deren Werke  
 zum Theil noch so wohl erhalten sind, daß sogar der  
 vorübereilende Reisende leicht ihre Hand erkennt. Paolo  
 Veronese, Zelotti und verschiedene Nachahmer der Ma-  
 niera Giorgionesca haben hier in die Wette gemalt  
 und nicht wenige dieser Werke sind vortrefflich in ihrer  
 Art ausgefallen. Die Fenster von Villa Bembo vom  
 Veronese sind berühmt und sind ein Meisterstück in der  
 Täuschung der Farben. Verschiedene Villen haben ne-  
 ben den Gärten wilde schattige Haine, wo man die  
 Natur, die übrigens hier fast überall als Sklavin des  
 Menschen erscheint, wie um sie athmen zu lassen, sich  
 selbst und ihrem schwelgerischen, stolzen Wesen über-  
 läßt. Auch die niedrigsten Wohnungen tragen hier eine  
 gewisse Sauberkeit und Regelmäßigkeit an sich, die  
 man in den meisten andern Theilen Italiens nicht so  
 antrifft, sie haben ihre Vorlaube oder Credra von off-  
 nen Bogen, wie die Villen ihre Säulenhallen, und ih-  
 re Gärten, die zum Bach hinablaufen, jeder mit sei-

nem gastlichen Laubdach. Auf dem Fluß selbst sind Lauben über Faßreise gewölbt von dem Rand, wo die Weinstöcke gepflanzt sind, bis über die Mitte des Wassers, oder es sind Hütten daran mit Matten gedeckt, wo die Barken vor Regen sicher liegen können. In den Gärten und Höfen vieler Villen sieht man eine große Anzahl von Statuen, die vielleicht einzeln und von nahem betrachtet sehr gewöhnlich seyn würden, aber so halb verborgen zwischen Laub und Gras dem Auge des Wanderers eine willkommene Gesellschaft leisten. Oriago ist ein Flecken oder großes Dorf, wozu eine gewisse Anzahl der umliegenden Villen gehört, indem es gebräuchlich ist, diesen einen gewissen Familiennamen beizugeben, zum Beispiel Villa Bembo a Oriago, Villa Tron a Dolo. Um mich gewisser Villen zu erinnern, deren Namen ich nicht erfahren konnte, will ich sie nach den ersten Dingen nennen, die mir an ihnen in die Augen fielen, Villa der gemalten Wände rechts, links Villa der Kastanien, des dunklen Busches, der gemalten Zelte, der beyden Löwen. Hinter Mira vereinigen sich zwey Kanäle, der eine nach Fusina, der andre breitere nach Chioggia gehend. Sie waren bedeckt mit Barken, Gondeln und Peoten, die kommend und gehend hier und dort anlandeten. Zu Dolo ist ein andrer sehr großer Wassergraben, der das Wasser des Brentone in den Kanal der Brenta führt; kleinere hier und da. Ich machte einen Gang an dem hohen Ufer des Brentone hinauf, der von Südwest in gerader Linie durch ein allerliebstes Feld fließt, wo ich auf allen Seiten sich die Dächer der Villen zwischen

den Wipfeln der Pflanzungen erheben sah, während die kleineren Häuser sich in den schattigen Feldern fast gänzlich versteckten. Die Kirche, die vor acht Jahren nach der Zeichnung von Angelo Vernon angefangen und noch nicht beendigt ist, hat eine Vorderseite von Korinthischer Ordnung von sehr gutem Geschmack, besser als fast alle die in Venedig. Unter vielen Villen, die bis Stea folgen, ist die prächtigste die Villa Pisani, mit einem königlichen Garten. Die Hauptseite hat acht Korinthische Halbsäulen auf einem Fuß von vier Atlasherren. Das Gartenthor ist dorisch, mit zwey sehr hohen Römischen Säulen zu beyden Seiten, um welchen in einer Schneckenlinie zwey Treppen emporlaufen. Die Mauern von Padua schließen außer der weiten halbverödeten Stadt auch große Saatsfelder ein. Alle Stärke, die Sammichele ihnen zu geben wußte, hat sie nicht gegen die Wirkungen von Zeit und Verwahrlosung schützen können. Eine der merkwürdigsten Sachen dieser Stadt ist der Saal im öffentlichen Palast, 120 Schritt lang und 40 breit, der durch eiserne Bände gehalten wird. Die Bauart sowohl an neueren als an alten Häusern ist einfacher als in Venedig, ohne die vielen Altanen, Säulen und deutsche Bogengewölbe. Die Häuser sind übertüncht, außer einigen wenigen Palästen, die Marmorbekleidung haben. Vor fast allen sind Bogengänge, die von ihrer Bequemlichkeit ziemlich viel durch die vielen Stufen verlieren, welche unvermeidlich sind. Die Strassen sind sehr menschenleer, viele Paläste stehn verödet, Häuser eingestürzt, alte Thürme zum Andenken der belebteren ver-

gangenen Zeit. Der Prato oder Prà della Valle ist bemerkenswerther durch seinen großen Umfang, als durch den Geschmack der Werke. Ein Regiment von Helden und Weisen um einen Platz herum gestellt, wie eine Schweizerwache, an beyden Seiten eines Einfassungsgrabens ist immer ein übelausgefallner Gedanke; man fühlt sich versucht sie für Pfosten einer Planke zu nehmen, wo nur die Querbalken von einem zum andern fehlten. Hier hält man die Messe des H. Antonius. Den folgenden Tag bis gegen Abend blieben wir in Padua, um dessen Merkwürdigkeiten zu sehn. Der Dom und S. Justina müssen beyde unter die schönen Kirchen Italiens gezählt werden, ob sie mir gleich nicht völlig Genüge thun. Mehr als irgend eine in Padua gefiel mir die Gothische Kirche il Santo di Padova. Das Kloster ist reich an Gemälden, so wie die Kirchen i Servi, S. Gaetano, gli Eremiti di S. Agostino. Hinter Padua ist Anfangs das Land dem auf der andern Seite ähnlich, eben, fruchtbar, munter, es bleiben einem Willen, und die hohen Ufer der Brenta. Bald aber nähert man sich den Hügeln und Bergen, die man hinter dem Städtchen Battaglia, wo zwey Flüßchen sich bekämpfen, in einer friedlichen und manigfaltigen Gegend sanft zwischen Hügeln hinansteigt, ohne eine beträchtliche Höhe zu erreichen, bis man zu dem großen Schloßort Monselice gelangt, wo wir die Nacht über blieben. Die Lage dieses Orts ist über alle Vergleichung schön, mitten in fruchtbaren Plänen und anmuthigen halbumholzten Hügeln, er selbst am Fuß eines mit Kastanien und Pinien bepflanzten Hügel, auf

dessen Spitze Villa Dodo mit ihren tausend Cypressen steht. Weil wir bey guter Zeit eingekehrt waren, so gieng ich aus, die Gegend zu besehen, und stieg zuerst nach einem hochgelegnen Kloster hinauf, das, weil es aufgehoben worden, schon halb zerstört war. Hier traf ich auf einen Alten, der mir prächtige Sachen zu zeigen versprach, wenn ich mit ihm gehn und ihm nachher eine Kleinigkeit schenken wollte. Wir kamen verschiedene sehr unbefuchte Wege bis zur Pfarrkirche, dann zu einer Villa, deren Namen ich vergessen habe, endlich nach einem Stück gänzlich einsamen Weges zu den ersten Stufen der sieben Kirchen, das heißt Rappellen, die nach den Namen der Basiliken in Rom und mit besonderer päpstlicher Erlaubniß von einem Cardinal Dodo erbaut worden und Tag und Nacht offen sind. Ueber diesen steht der Palast von Villa Dodo mit seiner Kirche, ein wenig höher eine künstliche Grotte, nach S. Antonio genannt, und dann der Garten, durch dessen Mitte eine steinerne Treppe führt bis auf die höchste Spitze des Bergs, besetzt von beyden Seiten mit einer doppelten dichten Reihe von Cypressen, die den Wandrer in wehmüthige, schaurige Schatten bergen und diesem lustigen Wege den Schein irgend eines unterirdischen Ganges geben. Dieß ist eine Scene für Nacht und Einsamkeit, dergleichen ich wenige kenne. Ich hatte Lust, hier den Morgen zu erwarten; aber dieß mag ein andermal geschehn, wenn Gott will, daß ich lebe. Es war schon finstre Nacht; denn im auf- und hinabgehn hatte ich mich oft genug aufgehalten, um hinunterzuschauen über die weiten, glücklichen Felder,



die alle ein fortgesetzter Lusthain schienen. Den 1. Juny. — Wir fuhren um drey Uhr ab. Man entfernt sich von den Hügeln, kommt über einen Kanal der Etsch zu Brücke, dann bey dem Dorf Boaro über den Fluß selbst zu Barke, und beständig zwischen reichen Pflanzungen hin. Von der Stadt Rovigo, die auch fast öde ist, die eingestürzten Mauern und zerfallnen Thürme mit üppigem Epheu überwachsen und bedeckt, berührt man einen kleinen Theil. Zu Mittag ruhten wir in dem Flecken Argua, wo ich mich abmühte, das Grabmal des Petrarca zu suchen, das nicht hier ist, sondern in einem andern, kleinern Ort nah bey Padua, genannt Arquato. Paviola, hinter dem Kanal Bianco, ist das letzte Dorf des Staats von Venedig, indem der Po die Grenze macht zwischen diesem und dem der Kirche. Alles was wir diesseits im Gebiet von Venedig durchreist hatten, ist fast ganz im Besitz des Venezianischen Adels, der in dieser Entfernung vermuthlich selten seine Besitzungen besuchen mag, auch die Häuser der Willen verfallen läßt; und bey dem allen sind die Felder so gut und so fleißig gebaut, daß man die Anwesenheit der Eigener nicht vermißt. Städte und Flecken stehen verödet, das Land ist dagegen mit meist gefällig aussehenden Häusern übersät. Das Volk ist lustig, wohl genährt und wohl gekleidet. In diesen Gegenden macht man die Furchen nicht so hoch als im Friaul und in der Trevisaner Mark und sät das Getraide dichter. Das Stroh des Mais dient zu Matten für Säune und zu Wänden von Hütten. Alle Flüsse und Kanäle dieses Strichs sind mit hohen Dämmen

eingefaßt, welche doch nicht selten verletzt und überwältigt werden von der Wuth ihrer Gefangenen. Ich spürte nichts von dem großen Unterschiede, den die eifrigen, gutherzigen Protestanten zwischen dem Venezianischen und dem Päpstlichen Staat anzunehmen pflegten. Das Land jenseit des Po ist nicht minder angebaut und volkreich und zufälligerweise durch die verschiedene Art die Bäume zu schneiden dem Auge noch gefälliger. Willen freylich sieht man Anfangs nicht mehr, die allerdings dem Reisenden, der vorüberfliegt, einen köstlichen Anblick gewähren, aber im Grunde dem Land und den Einwohnern nichts Gutes verheissen. Ferrara ist groß und entvölkert. Es war Nacht als wir ankamen, und bey Tagesanbruch reisten wir ab; doch habe ich den Marktplatz besucht wegen alter Erinnerung, und die Vorderseite des Dom und die beyden alten Statuen aus Erz davor. Den 2. Juny. — Jenseits Ferrara kommt man durch einen wenig angebauten Strich, wovon die Reisebeschreiber so viel und so mitleidig gesprochen haben; aber selten beliebt, anzumerken, daß der Boden an sich wenig fruchtbar und immer wiederholten Ueberschwemmungen ausgesetzt ist, denen man theils wegen der inneren Schwierigkeit der Unternehmung, theils wegen der entgegengesetzten Ansprüche der halbfreyen Städte schwer abhelfen kann. Bis jenseits des Reno kommen in der Mitte der Pflanzungen, deren nicht wenige neuerlich und mit großer Arbeit bewerkstelligt waren, bald Sümpfe, bald weite, verwahrloste Viehweiden. Hier genießt man die Aussicht der Appenninen, indem man meist neben dem alten

Bette des Po, dann über den Reno im Nachen, und bald nachher in ein fruchtbares Land herein kommt. Varigello ist ein großes und schönes Dorf mit vielen Villen, ich vermuthe von Bologner Adlichen, und hier beginnt eine Gegend, die an Fruchtbarkeit und Anbau der Benedigischen Lombardey gleich ist und an Schönheit sie bey weitem übertrifft. Die Pflanzungen sind wie dort, aber die Bäume nicht so einförmig geschnitten, die Wege schattiger zwischen den schlanken Pappeln, das Gebüsch der Zäune üppiger, duftender. Minerbio ist ein schönes Städtchen, Almarol ein angenehmes Dorf. Von hier hatten wir eine Zeit lang den Bach delle Meraviglie links, der wegen seiner Steinen und Versteinerungen berühmt ist, gegenwärtig wenig Wasser hatte, und unter dessen hohen Ufern man eine große Anzahl von Fischern und Hirten bemerkte. Gegen sieben kamen wir an in Bologna. Diese Stadt bekannt für eine der anmuthigsten und blühendsten von Italien, ist auch für den Liebhaber der Kunst eine der anziehendsten. Dieß wußte ich schon vorher; aber ich hatte überwiegende Gründe gehabt, mir nur drey Tage Aufenthalt zugestehn zu lassen. Nun mußte ich jeden anwendbaren Augenblick gebrauchen, um so im Vorübergehn zu erhaschen und zu genießen, so viel nur möglich war. Ich machte schon denselben Abend verschiedene Gänge in der Stadt, um mir eine allgemeine Vorstellung von ihrer Bauart zu verschaffen, und fand, daß diese im Allgemeinen zu reden der von Padua sehr ähnlich ist, nur daß hier alles edler, größer, besser erhalten ist, die Straßen

breiter, die Gebäude höher, die Bogengänge lustiger, meist von schönen Säulen getragen. Man trifft viele Paläste, zum Theil von ausgesuchter Bauart; hier und da alte viereckige Thürme aus den Zeiten als die Mächtigen unter den Bürgern sich gegen einander verschanzten und einander aus ihren Mauern Sehdebriefe zusandten. Die Bentivogli haben noch einen prächtigen alten Palast; aber da, wo das Haus des Hauptzweigs, das der alten Herrn von Bologna war, ist jetzt eine grüne Fläche. Die Bologner sind als dickleibig unter den Italiänern ausgeschieden. Es ist wahr, man sieht viele überfleischliche Gesichter; aber auch viele vortreffliche Gesichtsbildungen, und mehr gedachtes darin, als in denen von Venedig. Unter den Frauen viele Schönheiten unabhängig von der Farbe, die in das Olivenmässige fällt. Von den Kirchen hat mir keine von aussen von bedeutender Bauart geschienen. Von dem Dom, der ein neuerliches Gebäude ist, macht das Innere eine sehr gute Wirkung. Aber edler ist S. Petronio, das man wahrhaft unter die schönsten Gothischen Kirchen in Italien zählen kann. Die Aussenwände hat man angefangen mit Marmor zu bekleiden, aber nicht zu Ende gebracht. Die Lage von Bologna ist besonders angenehm, zwischen den fruchtbaren, reizendsten Feldern der Lombardey, bunt von Landhäusern und Hütten bis gegen die nördlichen Berge, von der einen, und von Hügeln, mit Willen und Hainen bedeckt, hinter denen der Apennin seine öde schroffe Felsenstirn erhebt, von der andern Seite.

---

Mit Bologna schließen die bisher übersetzten Staliänischen Blätter, welche der Verfasser erhalten hat, als er das übrige Tagebuch, woraus sein innigster Freund, einige Stellen die weitere Reise betreffend ausgeschrieben hatte, und welches er auch nachher sehr lange fortgeführt haben soll, dem Vernehmen nach im Jahr 1798, und vermuthlich aus Vorsicht, vertilgte. Diese Stellen sind Deutsch; über Florenz z. B. „Der Garten Boboli ist einer der schönsten in Europa. Täglich entdeckte ich neue Verhältnisse und neue Parthieen. Ich werde ihn nicht weiter beschreiben. Wenn ihr Lust habt euch zu verlieren zwischen Lorbern und Myrten und euch wieder zu finden zwischen kolossalischen Cypressen, oder zu sitzen an tausendstraligen Fontänen und kühligen Brunnen und zu scherzen mit ihren Ufern und zu trinken in Strömen die Düste der Silberblüthe ihrer Drangen, oder euch zu verbergen in stillen Grotten, oder euch zu ruhen in schwelgenden Weinlauben, oder zu wandern auf hohen sonnigen Wegen und hinauszuschauen über Städte und Wälder, so müßt ihr ihn besuchen. — Die Florentiner sind weder so schlank noch so wohlgebaut als die Venezianer. In ihrem Ansehn und in ihren Manieren ist viel Deutsches. Unter dem Landvolk weiblichen Geschlechts finden sich erhabene Schönheiten.“ Aus der Beschreibung der Wasserfälle zu Tivoli ein paar Worte: „Dem breiten Gusse zur Rechten ein kleines, sparsames Wasserlein, das mit einem silbernen Strahl hinabschießt an der glatten Seite des Felsen, etliche mal sich bricht an den hervorragenden Steinen, aber wiederum fort-

schießt und die Tiefe erreicht, ohne sich vereinigt zu haben mit den großen Wassern. Ich habe dieß Bächlein gerne gesehn, es ist das Bild des einzelnen Mannes, der für sich und standhaft seinen eignen Weg geht ohne sein Daseyn zu mischen in den Haufen der Menschen.“ — Ein Auszug des Tagebuchs bis zu Ende der Reise führt außer den Tag vor Tag besuchten Orten hier und da allgemeine Gegenstände an, die neben der Beschreibung von diesen den Inhalt von jenem ausmachen. In Rom hat sich kaum für solche Raum gefunden, nur über die Kirchen von Rom und über die Nachahmung der Antiken ist angegeben; mehr auf den verschiedenen Reisen, in Ostia z. B. über den Landbau im Römischen Gebiet, zu Tivoli über die Dörfer im Gebirg, über die Häuser der Landleute in der Campagna, auf dem Weg nach Neapel, über die Wälder Italiens, über Vieh und Hirten; am meisten in Neapel selbst, über den Charakter und die Sitten der Römer, über die Neapolitaner, über Rom und Neapel, über die Natur des Tuffsteins, über das Italiänische Brod, über die Mundarten der Italiänischen Sprache, über die häusliche Dienerschaft in Italien, über die Bauart von Neapel, über die Frauen von Neapel, über die Calabrier, über den Neapolitanischen Handel, über die Bevölkerung des Königreichs, über die Ustrinen, über den Vesuv, über die Ruinen von Pozzuoli und die Avernische Grotte, Leben des Bocaccio, dichterisches Bruchstück, Skizze eines Versuchs über das Studium des Alterthums, über die Stanzas des Rafael, Nachrichten der Alten über den Vesuv,



über das Italiänische Theater, über den Laokoon, über das Mönchthum, über den Neapolitanischen Ackerbau, über die Kirchen von Neapel, über das Obst in Italien. Auf der Rückreise kommt wieder in Rom während langer Zeit nur eine Ausführung vor, nemlich über Rom selbst; während der Villeggiatur über den Agro Romano und die Lage von Rom, über den Boden der Campagna; zu Livorno, über das Piedestal von Monte Citorio, über Villa Negroni, Villa Borghese; zu Florenz, geographische Bemerkungen, zu Turin über den ersten, den zweyten, den dritten, den vierten Gesang der Ilias; verschiedentlich vermischte Bemerkungen. Auch sind die Conversationen in den Häusern Colonna und Borghese zuweilen genannt, weit öfter aber — indem sich hier der allgemeine Jünglingsrausch, wie Jean Paul Richter sich ausdrückt, von durchwanderten und durchsungenen Nächten, verwirklichte, — Nächte auf Trinita dei Monti, im Colosseum, in Villa Negroni, unter den immergrünen Eichen von Villa Borghese, im Thal der Wasserfälle zu Tivoli. Außerdem sind nur noch Briefe und Gewitter genannt.

---

An den Vater. Rom den 11. Jul. 1780.

Hier sind wir seit den 27. Juny. Wir hatten uns in Venedig einen Monath und in Florenz etwa drey Wochen aufgehalten. Hier bleiben wir bis Ende Octobers, den Winter in Napoli, dann nach Frank-

reich. Das ist nun fast alles, was ich diesmal zu schreiben habe; denn des Uebrigen ist so viel, daß einem das Wählen verleidet wird. Ich befinde mich gegenwärtig recht wohl, wie das nicht anders seyn kann in einem Lande, wo mir alles lieb ist, alles mich interessiert, und wo ich Arbeit die Fülle habe. Ich muß gestehen, daß ich alles angewendet habe, daß wir hier verweilen: dennoch ist die Zeit für meine Absichten viel zu kurz. Hier ist so unerschöpflich viel für den Forscher der Menschheit, weil von jeher der wahre, originelle Menscheng Geist hier so viel thätiger war, sein Gefühl und hervorbringende Kraft so viel glühender, schneller, als unter den übrigen Völkern Europas. So lang ich in Italien bin, bleibt mir zum Briefwechsel wenig Zeit. Die Gegenwart beschäftigt mich zu sehr, um mich den Abwesenden mittheilen zu können. An Adressen hats mir bisher allenthalben gefehlt; eine Folge davon, daß die Reise von Göttingen aus angetreten worden, einem Orte, der mit der südlichen Welt außer aller freundschaftlichen Connexion ist. Hier treffe ich erst wiederum einige alte Bekannte an, durch die ich neue interessante zu erlangen hoffe. Der Pabst läßt sich die Austrocknung der Pontinischen Sümpfe sehr angelegen seyn. Dieß ist unstreitig eine der rühmlichsten Unternehmungen, die ein Pabst ausführen konnte. Er ist zugleich ein Freund und Beförderer der Wissenschaften und Künste und wendet viel an das Vaticanische Museum, das eine Sammlung ist der schätzbarsten Ueberbleibsel Griechischer Kunst. Dergleichen ist aber freylich Kleinigkeit gegen die Urbarmachung neuer

Provinzen und Ableitung schädlicher Wasser, die zu gewissen Zeiten die Luft bis selbst in Rom vergiften.

Rom den 30. July 1780.

Lieber guter Esmarch, es ist lange, daß ich Dir nicht schreibe, und ich habe das Zutrauen zu Dir, daß Du vernünftig genug gewesen bist, dieß als ein gutes Zeichen anzusehn, nemlich daß ich wenig daheim bin bey mir selbst um nachzuwühlen in dem Chaos meines Gehirns und den Abgründen meines Herzens. Daß ich mich wohl befinde brauche ich Dir auch nicht zu sagen: so lange ich in Italien bin kann das nicht anders seyn, wo ich immer neue Beschäftigung habe und wo Arbeit und Genuß so in einander verwebt sind. Detailliren will ich, mag ich Dir nichts, das ist all aufgehoben bis zum Tag des Wiedersehens. Wir haben uns in Venedig aufgehalten und in Florenz und sind seit d. 27. Juny hier. Wir bleiben hier bis gegen Ende Octobers, bringen den Winter in Neapel zu, sind Ostern wiederum hier und künftigen Sommer einmal in Paris. Dieß nun, daß wir wiederum weg sollen, will mir allemal einfallen, wenn ich an's Brieffschreiben komme, und daran möchte ich doch so gerne nicht denken. Warum war's denn mein Schicksal in einem Lande geboren zu werden, das so wenig für mich hat? Ich will Dir's nicht verhehlen, daß ich den Kopf voll wunderlicher Projecte habe, die sich im Circelllauf eines dem andern succediren und sich verdrängen. Es ist mir gut daß ich viele dringende Arbeit habe und daß ich die meiste Zeit aufgelegt bin: denn zeither bin ich sehr einsam. Leute von Sinn und wahrem Gefühl lernt

man auf Reisen und bey monatlichem Aufenthalt so leicht nicht kennen; Schwäger, Trödler und Kienner die Menge. Die eigentlichen Gecken sind noch mit die erträglichsten unter ihnen. An guten Adressen hat's uns allenthalben gefehlt, und hier, wo ich Bekannte hatte von vorigen Zeiten, habe ich just nur die schlechtesten unter ihnen wieder angetroffen. Bücher zum Lesen zu bekommen, wird einem hier in Rom, aller Bibliotheken und Buchladen ungeachtet, sehr schwer. Hätte ich nicht die Vorsicht gebraucht, einige meiner Lieblinge als Reisegeellschaft mit zu nehmen, so würde ich noch manche Stunde verlegen seyn, die einem so zwischenein übrig bleibt. Diese letzten acht Tage bin ich ein Thor gewesen, und einem Schatten nachgelaufen, oder Traumbild, was weiß ich? das bey mir vorübergieng und einen Augenblick verweilte und meine Seele hoch erhob, und das ich nicht mehr habe wiederfinden können. Nun aber habe ich mir heute vorgesetzt, daß ich von Morgen an recht verständig werden will, und das Unmögliche unmöglich seyn lassen, so sauer es einem auch ankommt. Diesen Nachmittag gegen Abend muß ich noch einen Gang thun ihretwegen und dann keinen mehr. Morgen ist zugleich auch ein Tag, den man hier begehrt, wie bey uns den Neujahrstag. Man wünscht sich Glück und beschenkt sich. Weil nemlich ist die hiesige verschriene ungesunde Luft den höchsten Grad ihrer Pestilentialität erreicht haben soll, so betrachtet man's als ein Glück, wenn jemand ohne gespürten Nachtheil seines Wohlbefindens den ersten August erreicht hat und wünscht, daß er den folgenden Monath eben so über-

stehen möge. Diesmal ist der Julius ungewöhnlich schlimm gewesen und die Römer und was romanisirte Fremde sind haben ein groß Geschrey verführt über die unaufhörlichen Sciroccowinde. Mein Kammerjunfer und ich haben sie ausgelacht, und ich habe einigen das Ding so verleidet, daß sie sich schämen mir vom Scirocco zu sagen. Wahr ist's, daß wir viele trübe Tage gehabt haben, und zwischenein eine ertöddende Hitze und in den halb bden Gegenden um Rom herum mag diese Witterung viele Krankheiten nach sich gezogen haben; in der Stadt aber ist die Hitze weder heftiger noch bössartiger, als wir sie in den Hundstagen bey uns selbst im kalten Norden manchmal spüren. Daß man aber hier so viel Wesens daraus macht, ist theils die höhere Sensibilität der Italiäner Schuld und der höhere Grad der Reinigkeit der Luft in den übrigen Jahreszeiten, theils die Bequemlichkeit die jeder darin findet, seine Poltronerie und Unaufgelegttheit auf Rechnung der Witterung zu schreiben, die nun einmal von Alters her in bösem Ruf ist. Von den Sitten und der Denkungsart der Römer sollte ich Dir billig allerley erzählen, wie sich solches von einem Gelehrten und Reisenden füglich erwarten läßt. Wenn Du aber auf dergleichen Rechnung gemacht hast, so ist mir sehr leid, daß Du Dich wirst betrogen finden müssen. Meine Landsleute hier, und mancherley andere Fremde, die ich hin und wieder angetroffen, haben die Gabe, von ein halb Duzend Persönlein, die sie von ungefähr kennen gelernt, das Wesen und den Geist eines ganzen Volkes zu abstrahiren; mir ist die nun leider ver-

sagt. Daß die Italiäner überhaupt schlanker und zehender sind, als wir, ihre Weiber schöner als die unsern, und ihre Tagelöhner von kräftigern Schultern als bey uns, so viel haben meine Augen gesehn. Daß ihr Geist thätiger, ihr Gefühl und hervorbringende Kraft glühender, schneller gewesen seyn müsse von je her, lehren ihre Werke und die Denkmale der Werke, die vergangen sind. Daß nun endlich auch ihre Seelen sanfter seyen, wird mir wahrscheinlich, wenn ich sehe, daß in Ländern und Städten, wo schier jeder thun kann was er will, viel weniger Uebels geschieht, als in andern Ländern, wo die landesväterliche Tyranney es allmählig dahin gebracht hat, alle Freuden, die die natürliche präntionlose Freyheit dem Menschen gewährt, zu vernichten. Mancher möchte nun freylich wohl den Grund hievon in der Freyheit selbst suchen wollen; denn wo der Mensch viel thun darf, thut er insgemein nicht mehr als das, was er darf, statt da wo er sehr eingeschränkt ist, überschreitet er oft die Gränzen, und wer den Schritt gethan hat, dem fällt's so bald nicht ein stille zu stehen. Dieß ist eine Bemerkung, die sehr simpel scheint, und uns vorn Füßen liegt; aber die Leute, die sich mit Gesetzgeben und Landregieren abgeben, stolpern insgemein hinweg über dergleichen Kleinigkeiten, weil sie zu viel anders schweres im Kopfe haben. Man wird mir's wohl wunderbarlich auslegen, wenn ich einmal in Kopenhagen erzählen werde, daß ich just in Rom, dem Mittelpunkt Italiens, des Landes der Ueberschöpfung, die meiste unverkünstelte Natur, die meiste Original-



lität und die natürlichsten heilsamsten Sitten angetroffen habe.

Den 1. August Abends. Ich komme eben vom Baden in der Tiber. Der heutige Tag ist einer der wärmsten gewesen und mir ist er recht heiß geworden; denn ich bin herum geklettert an den Ruinen der Kaiserpaläste, und habe sonst noch hin und wieder in der Stadt zu schaffen gehabt. Den Morgen und Vormittag wende ich insgemein zum Herumwandern an, den Mittag zum Schlafen bald vor bald nach Tische, auch wohl bisweilen beides, einen Theil des Nachmittags zum Tagebuchführen, das übrige wiederum zum Rundschaffen, und endlich den Abend zur Erholung. Ich gehe insgemein spät zu Bette, stehe frühe auf, und statt des Bettes dient mir manche Nacht das Kanapce. Die ersten Tage hier habe ich mich zu sehr angegriffen, weil ich auf gewisse Dinge so gar sehr erpicht war, und hatte keinen Frieden Tag noch Nacht, bis ich die Begier gestillt hatte, das mich denn für einige Tage erschlaffte. Seitdem habe ich angefangen, mehr zu Rathe zu halten mit meinen Kräften; sie sagen aber noch alle, daß ich zu viel thue und mich ruiniren werde. Dem sey nun wie ihm wolle, so will ich mein Leben brauchen, weil ichs habe, und ich habe immer die Rechnung gemacht, daß es mit mir nicht lange dauern werde. Auch habe ich keine innere Ruhe, wenn ich nicht in Thätigkeit bin zu dem, was ist mein Zweck ist, und das greift mich denn mehr an, als weder Sonne noch Scirocco. Nur ist hier des Merkwürdigen

und Anwendbaren so viel, und wiederum des andern, was man kennen muß, um zu wissen, daß es das nicht ist, auch so viel, und dieß so mancherley Art und so unter einander geworfen, einander verdunkelnd und unstat machend, daß einem der Kopf wirre werden möchte, über dem Fassen, Sammeln, Ordnen. Gegenwärtig thue ich nicht viel mehr, als sehen, anmerken und räsonniren überhin. Nun aber noch vierzehn Tage, wenn ich zum erstenmale die Kunde gemacht haben werde, und die Hitze anfängt abzunehmen, werde ich anfangen detaillirter zu Werke zu gehen, und tiefer in die Sachen hineinzudringen. Manches wird mir aber dennoch übrig bleiben, das ich nicht werde ergründen können wie ich wollte, weil die Zeit zu kurz ist. Gewissermaßen betrachte ich auch meinen gegenwärtigen Aufenthalt hier nur als eine Vorbereitung zu einem künftigen längern. Ich habe viele Aufträge von Heynen das antiquarische Studium betreffend, das mir eben sehr heilsam ist, weil ich sonst leicht in Versuchung gerathen könnte, diese Wissenschaft zu vernachlässigen, die doch eigentlich nirgends recht getrieben werden kann außer hier, und die wiederum nirgends so leicht zum Ueberdruß wird als eben hier, wo einem ihre Unvollkommenheit und Unbeträchtlichkeit so sehr auffällt, wo der zu betrachtenden Gegenstände so endlos viele und des schiefen sinnlosen Geschwäzes über sie solch ein erstickender Schwall ist.

Den 2. August. Ich brach gestern Abend ab um im Corso spazieren zu gehen, der gewöhnliche

abendliche Zeitvertreib, wenn keine Concerte sind. Man wandert da im Dunklen neben einander auf und nieder eine lange lange Gasse, die der Corso heißt, weil da im Carnaval die Pferderennen angestellt werden, und an allen festlichen Tagen hier die Bahn der Kutschen ist; oder man setzt sich hin auf die hohen Fußbänke zu beyden Seiten und sieht den Vorbeypassirenden zu. Dieß mag nun wohl ein insipid Vergnügen scheinen, ist aber eben wegen der Unthätigkeit und wegen der Ungeniertheit eine treffliche Erholung nach einem mühsamen Tage, und mich divertirt noch sonderlich das Herumwandern der Menschen neben einander wie Schatten im Erebus, wenn's ein recht finsterner Abend ist und wo wenige erleuchtete Buden sind. Weil denn auch der größte Theil des Mittelstandes hier priesterlich schwarz gekleidet geht, so haben die Kerls ein recht lugubres Ansehen, und siehst Du nun eine schlanke Römerin im langen weissen flatternden Gewand neben einem solchen, so kannst Du nicht lassen Dir gute und böse Geister zu imaginiren und Dich zu wundern des Friedens unter ihnen. Manchmal will sich wohl der Neid ein wenig regen und will Dich ärgern, so einsam zu seyn neben all den vielen, die es nicht sind, das wirst Du denn aber, qua Philosoph so stracks zu ersticken wissen. Man geht auch wohl hin einer Mandoline zu horchen unter dem Fenster irgend eines Liebings, oder schließt sich an ein Chor, dergleichen späten Abends die Straßen auf und nieder ziehen mit verliebten Gesängen und denkt indeß ein jeder was ihm beliebt. Oder aber man lenkt ab in

eine einsame Strasse und wirft sich hin auf die Treppen irgend eines Domes, oder stellt sich hin eine ruinoſe Colonnade anzugaffen, oder was dergleichen ſonſt iſt. Wir ſind dieſen Morgen mit einem giftigen Nebel heimgesucht, der mich verhindert auszugehen, ſo habe ich mich hingefezt, dieß Blatt voll zu ſchreiben; iſt auch heute eben Poſttag. Mein Vorſatz von geſtern Abend war hinaus zu gehn nach Montorio, meinem Lieblingsorte, jeseits der Tiber, wo Du eine Ausſicht haſt über Rom, dergleichen wohl in Europa nicht wiedergefunden wird. Es wäre Schwachheit wenn ich anfangen wollte, ſie zu beſchreiben. Du ſiehſt hier Rom mit ihren hundert Kuppeln und St. Peter und die Rotonda und die Cypreſſen und Palmbäume über den Ruinen der Vergangenheit und Cestius unvergängliches Grab, und Neros Nieſengebäud und die tauſend Pignen der Villa Pinciana, und ſiehſt Rom's Thäler, wo ſie gekämpft haben um die Herrſchaft der Erde, und die Berge um Rom herum mit den Wäldern ihrer Spitze und den Schlöſſern ihrer vielgefalten Seiten und ſiehſt alle die Gärten in Rom und um Rom, wo der Weinſtock hinfchleicht an den Ruinen der Götter = Tempel und neu belaubt ihre entlaubte Säulen, der Feigenbaum tief verbirgt ſeine Wurzeln unter ihrem tauſendjährigen Gemäuer, und die Orange ſchimmert zur Abendſonne lieblicher als das Gold ihrer ſchwelgeriſchen Säle. Das iſt nun was einem Rom ſo doppelt lieb macht, daß man in ihren Ringmauern Stadt und Feld beyſammen hat, altes und neues, Einfalt und Pracht und die tauſenderley Geſtalten von der

nackten Natur bis zur elenden zwecklosen Zier und Ueberladung. — Nun möchte ich einen ganzen Tag fort schreiben, aber mein Papier ist voll. Antworte mir bald und beantworte mir tausend Fragen, die ich nicht gethan habe, weil Du sie ohne das weißt. Ich bin Dein alter Freund Georg Zoega.

An den Vater. Neapel den 15. Nov. 1780.

Schon sind wir vierzehn Tage hier, und noch habe ich nicht Zeit gefunden zu schreiben. Nicht eben daß ich sehr beschäftigt gewesen bin, sondern sehr verhindert. Den Vesuv habe ich bestiegen, werde dieses noch einigemal thun, und betrachte diese erste Reise nur als eine Vorberereitung, um mir genauere, festere und detaillirtere Begriffe zu verschaffen. Hier bleiben wir drey Monathe, und ich werde also Zeit haben, die Nachbarschaften von Neapel, die eine Menge Merkwürdigkeiten in sich fassen zu durchstreifen. In der Stadt selbst ist für mich nicht viel zu thun. Ueberhaupt gefällt mir Neapel wenig, und ich sehne mich schon nach Rom zurück, wo ich den Sommer sehr nach meinem Geschmack zugebracht habe, und wo ich wiederum die Fasten bis Ostern vorbey zuzubringen hoffe. Nirgends besitzt man so viel Freyheit als in Rom, und nirgends ist so viel, das sich freywillig zum Genuß darbietet. Ich sage denn das nur nach meinem Gefühl, welches freylich sehr individuell ist: denn wer zum Exempel zu seiner Zufriedenheit Theater, Gastereien, Gallatage, und steife Gesellschaften braucht,

oder aber sehr viel Gelehrsamkeit und Modeweisheit, der muß nicht nach Rom kommen. Aber Natur und Kunst zu betrachten in ihrer Schönheit und Reinheit, contrastirt durch alle Arten und Grade von Verderb, durch den Widerstand erhoben, füllend, sänftigend und erregend die Seele des unbefangenen Menschen; zu studieren den Geist des Menschen unmittelbar aus seinen Werken, und die Schicksale der Völker aus den Ueberbleibseln der vielen Jahrhunderte, vor sich zu haben die Vergangenheit gegenwärtig, zu wandern zwischen ihren Fußstapfen, und zu sehen, wie vergangen sind wiederum die Palläste, die die späteren Geschlechter erbauten über ihren Trümmern. Nirgends übersieht man so den ganzen Raum der Menschheit in Umfang und Dauer.

An Esmarck. Neapel den 23. u. 24. Dec. 1780.

Warum ich Dir so lange nicht schreibe. Ich habe keine Entschuldigung als meine eigene Unart; in einer Lage, wo mir weder sehr wohl noch sehr übel ist werde ich träge und unnütz, mir selbst wenig und meinen Freunden gar nichts. Ich fühle schon lange, daß ich eine Pflicht versäume, die sonst eine meiner liebsten war, ich setzte mich schon verschiedene mal hin, um sie zu erfüllen, aber ich konnte nichts denken, nichts schreiben, ich zerstupfte meine Feder und zerriß mein Blatt. Ist da ich wiederum angefangen habe, fehlt's mir schon an Stoff, ich schaue um mich herum, und unter allen den mancherley Dingen, die mich umgeben und



interessiren, interessirt mich keins genug, um mich zu bestimmen. Ich fange seit ich hier bin an, mit meinem Zustande unzufrieden zu werden, ich wünsche mir eine andre Laufbahn und schäme mich doch heimlich, mir selbst das zu gestehen. Es wird Dich befremden wenn ich Dir sage, wie ich oft wünsche, daß diese meine Wanderschaft geendet und ich wiederum zurück wäre in mein Vaterland, für das ich sonst so wenig partheyisch bin. Man entbehrt auf Reisen erstaunlich viel und was man genießt ist meist halb, so unsättigend, so vorüberfliehend wie ein Traum, ehe wir recht erkennen was um uns ist, erwachen wir. Ich sollte zufrieden seyn, daß ich erlangt habe, was ich lange wünschte, ihr mögt's als Wankelsinn auslegen, als innere Unbehaglichkeit, wenn ich es nicht bin. Aber die Art wie ich es erlangt habe, die Bedingung und Verbindung ist von einer so unvortheilhaften Natur, ich bin eingengt und gebunden von allen Seiten und weil meine Fesseln mein eigen Werk sind, kann ich nicht einmal mit Ehren in sie beißen. Ich habe keinen anzuklagen als mich selbst, und mein eigensünniges Schicksal, das, indem es mich im Großen zu begünstigen schien, mich mit so vielen kleinen Hindernissen behängte, daß seine Gunst mir nur halb zu statten kommt. Ich sehe tausend Dinge um mich, die ich benutzen könnte; aber die Mittel fehlen mir sie mir zu Nuzen zu machen, und einen großen Theil meiner Zeit muß ich verschlafen, weil mir Beschäftigung mangelt, während daß der größte Theil desjenigen ungethan bleibt, was ich mir zu thun vorgefetzt hatte. Mir fällt

oft die Fabel vom Tantalus ein und möchte ungeduldig werden. Mein Herr von Heinen ist überhaupt ein ganz guter Mann, aber so sehr von der Alltagsart, so sehr Kammerjunker und dabey so sehr klug, daß wir beyde wenig Freude an einander haben können. Wohl ist mirs gelungen, ihn guten theils mißtrauisch zu machen gegen sich selbst, und abzubringen von vielen seiner Positivitäten; aber dieser Einfluß ist doch so geringe, und so erbettelt, daß ich gar nichts darauf rechne und immer mich selbst an seiner Seite als ein überflüssig Geschöpf betrachte, das indem es weder Nutzen noch Zeitvertreib bringt, auch zu keinen Forderungen berechtigt ist. Dieß macht denn, daß ich mir vieles gefallen lasse, was ich nicht brauchte, weil ich nicht das Herz habe einen Mann zu genießen, dem ich wenig nütze und in dessen Betragen ich dennoch mehr Freundschaftlichkeit finde als das Verhältniß unserer beyden Charaktere gegen einander mich erwarten ließ. Und aus diesem allen erwächst eine Verbindung nach deren Ende ich mich nothwendigerweise oftmals sehnen muß, so wenig ich eben Ursache habe, mir von dem zunächst darauf folgenden Zustand eine sehr schmeichelhafte Vorstellung zu machen. Meine Wünsche für die Zukunft sind so unbestimmt als meine Aussichten. Unterdessen nehmen meine Jahre zu, ich fühle, daß es Zeit wäre zurück zu kommen von den gespannten Ideen und weit aussehenden Entwürfen, nicht mehr sich selbst zu berechnen nach metaphysischer Kraft, die vielleicht in allen Menschen gleich ist, sondern nach dem Verhältniß der Dinge unter einander,

die uns umgeben und bestimmen und in denen die Ursache liegt, warum jeder Mensch nur just er selbst ist und kein andrer. Und dennoch bin ich noch nicht vernünftig genug um meine Plane aufzugeben, mir mit einem Philisterleben genügen zu lassen, und irgend ein Amt zu ambiren, wo man Staat und Vaterland dienen kann, wie die Lebensart ist. Du erinnerst Dich noch, daß ich nach Zurücklegung dieser Reise eine zweyte ähnliche zu machen vorhatte. Ich denke auch, daß die Gelegenheit, sie auf eine solche Art zu machen, nicht sehr schwer zu finden seyn würde. Aber die Bedingungen müßten sehr vortheilhaft seyn, sehr viel mehr als sie dießmal gewesen: denn unter mittelmässigen Bedingungen mit einem jungen Herrn zu reisen ist ein Ding, das ich mir selbst und allen andern aufs ernstlichste abrathen muß. Und wiederum eben die Mittelmässigkeit meiner izigen Lage wird mich, wenn ich einmal zurück seyn werde und meine Gesundheit es erlaubt, doppelt begierig machen wiederum in die Welt zu gehen um das Viele, das ich unbenuzt lassen mußte, zu benutzen, so manche Quelle, die ich neben mir sprudeln hörte und doch nicht erreichen konnte, zu kosten, aus mancher andern, die ich nur im Vorüberleilen kostete mich nach Lust zu legen. Ich studiere oft darauf, dieß auf eine andere Weise möglich zu machen, mache darüber allerley Speculationen; aber allemal braucht man Gunst dazu, und allemal fehlen mir die Eigenschaften, durch die man andre schnell für sich einnimmt oder überhaupt ein thätiges Wohlwollen erweckt. Ein bleibender Aufenthalt in Sta-

lien, in Rom oder in der Nähe dieser Stadt, ist noch immer eine von den Lieblingen meiner Wünsche, ich male ihn mir oft sehr reizend aus, finde da so alles, was ich bedürfte um glücklich, so manche Aussicht um thätig, um nützlich zu seyn. Allein die Hindernisse, die überwunden werden müssen, sind so groß, so schreckend, daß ich oft an der Möglichkeit verzweifle, und suche mir dann die Gründe hervor, wie ich ohne das eben so glücklich, vielleicht glücklicher seyn könnte. Ich wünsche mir alsdann in meinem Vaterlande irgend auf dem Lande ein mäßiges Auskommen, in einer Gegend, die mir gefiele, und ohne zu viel Geschäfte um neben her für mich thätig seyn zu können, um manchen Wegen, die ich dunklich offen sehe, nachzuspüren, manches, das unreif in mir verborgen liegt, zur Reife und ans Tageslicht zu bringen. Ich denke oft diesem Dinge nach bis es mir lieb wird, und fahre dann plötzlich auf und sehe, daß auch dieß nur ein Schattenbild ist, ohne Substanz oder Bleiben um es zu haschen. Ich wickle mich in mein Kopfkissen, und murre, daß wir Menschen geschaffen sind zum Denken, und doch über das, was vor allen Dingen uns wichtig ist, Bestimmung und Zukunft, nicht denken dürfen, uns befriedigen müssen mit dumpfer Resignation und trägen Wünschen. — Du hast Deine Wünsche verändert, ich sage nichts dazu; bin ich doch selbst einer von den unstättesten unter den Sterblichen und hab's dabey ungerne wenn andre viel vorbringen wollen zum Lob oder Tadel meiner Plane. Dein letztes Schreiben erhielt ich noch in Rom, nachdem es fünf Wochen un-

terwegs gewesen. Ich hatte lange darnach ausgesehen, und nun ward mirs doppelt theuer, weil ich es zu einer Zeit erhielt da mein Herz schon unruhig und offen war, unsre Abreise über wenig Tage bestimmt, meine gewöhnlichen Beschäftigungen aufgegeben, da ich mitten unter den Pfaden meiner Liebe sie schon als verlassen verddet betrachtete, und die Gegenwart um mich mir schon Vergangenheit schien. Ich wollte Dir damals gleich antworten, aber meine Seele war zu voll und meine Empfindungen zu unstät, wies einem immer ist wenn man einen Ort verlassen soll, mit dem man schon vertraut geworden, und mir zwiefach, weil's eben der Ort war, den ich vor allen andern liebe. Dieß machte nun zugleich daß der Inhalt Deines Briefes mich sehr afficirte. Ich dachte mir alles gegenwärtig, malte mir alle die Scenen aus, die Du nur mit einem Winke angiebst, und nie habe ich so ein Verlangen gespürt, zurück zu sehn in Kopenhagen, bey euch zu sehn, mit euch zu theilen was theilbar ist. Mir erwachten auch viele Stunden der Vergangenheit, die sich sonst eine so lange Zeit in meiner Seele wach erhalten hatten, und die iht eingeschlummert, so gut als erstarrt waren. Ich mochte den ganzen Tag weiter nichts thun und habe ihn meist zugebracht zwischen den dunklen Cypressen der halb verddeten Villa Montalto. Ich möchte Dir weißlich und wohlbedächtig hersingen, wies den Herzen gut sey Beschäftigung zu haben und wie zwischen Wunsch und Erreichung die Seele wächst, ungefähr wie durch Fruchtbringen ein Acker fetter wird, und wiederum und dagegen wie's

ein gefährlich Ding sey uns Lieb gewinnen, wie sie's alle ihre Freude haben einen armen Jungen am Seil herumzuführen, und dann los lassen eben wenn wir am festesten gehalten seyn wollten &c. Aber Du bist alt und verständig genug, um all das ohne mein Zuthun zu wissen, und hoffe ich, weder alt noch verständig genug, um sonderlich viel darauf zu geben. Viel Ehre habe ich nun nicht zu predigen, — und weil Du doch meiner schon gegen sie erwähnt hast, magst Du sie grüßen und ihr sagen, daß ich eben wenig geneigt sey viel Guts zu denken vom sämtlichen Geschlecht, und dabey ein Knabe von allerley Erfahrungen, auf dessen Bedünken immer etwas zu rechnen stehe.

Freymaurer bin ich nicht, werds auch nicht werden. Es gewesen zu seyn hätte mir nützlich seyn können; es ißt zu werden wäre mir neue Fesseln zu schmieden. Ich widerrath's darum andern nicht, schon ich lieber sähe, daß Du's nicht würdest. Durch die Gelegenheit, die ich gehabt habe, so viele aus dem Orden kennen zu lernen, bin ich überzeugt, daß so wie die Menge darin entriert gewiß nichts böses da ist, und das Gute bloß in Erleichterung des Bekanntmachens besteht, folglich denn auch eine mittelbare Beziehung darauf hat Freunde zu finden. Die Freymaurer sind weder mehr noch weniger aufgeklärt als wir andern, moralisch weder besser noch schlechter und durch die Ordensverbindung noch nichts weniger als wahre Freunde. Manche Bruder will sich gegen einen Profanen über einen andern, der ein Bruder ist, lustig machen, und mancher wählt seine Vertrautesten ausser dem Orden. Ich habe keine Köpfe unter ihnen gekannt und



schwache Nachbeter, vortreffliche Menschen und manchen dummen Jungen, und wie man's in allen Klassen findet, die meisten eine gute Art Leute, die sich freuen das zu seyn was sie sind und's dabey beruhen lassen. Der meisten Versuchung werde ich ausgesetzt seyn wenn wir einmal nach England kommen, unter einer Nation, für die ich allezeit so viel Partheylichkeit gehabt, und wo die Anzahl der Brüder so groß seyn soll. Doch der einzige Fall mich hineinzuziehen, wäre, daß ein Mann, der im Orden etwas gälte, mir freymüthig gestünde: Unser Orden ist nur ein Name, und unsere Logen nichts als Conversationen, wies noch gestern einem in meiner Gegenwart entfuhr. In Italien gelten sie nichts. Hier in Neapel ist eine ziemliche Anzahl, aber sie halten sich sehr geheim. — Wo wir künftigen Sommer seyn werden weiß ich noch nicht recht, es hat bisher geheissen in Genf. Hier bleiben wir bis Ende Februars und gehen dann nach Rom zurück. Mich verlangt sehr, daß der Februar angegangen seyn möchte. Ich hatte da alles so nach meinem Sinn, so alles beyammen und war mit allem so vertraut. Bey jedem unpartheyischen Vergleich verliert Rom gegen Neapel, und doch vertausche ich so gerne dieses gegen jenes. Das Land hier ist ein Paradies, aber für mich so lauter verbotene Bäume, lauter verschlossene Brunnen; mir fällt weiter nichts dabey ein, als daß man nicht läugnen könne, es sey schön. Wir wohnen hier mitten in der Stadt von Geruch und Gerimmel umgeben, das nimmer aufhört, in einer engen Gasse, wo man die Sonne nie erblickt

und Morgens erst Botschaft ausschicken muß um zu erfahren, wies uns Wetter stehe. Will ich denn hinaus ins Freye so muß ich erst stundenlang durch geräuschvolle Strassen wandern, wo einer den andern schubst und wo alle Augenblicke ein Wagen mich zwingt meinen Gang zu verändern. Da erfordert's denn allemal einen Entschluß um sich aufzumachen und ehe man hinaus kömmt ist man müde und mißmüthig. Freylich wenn ich einmal Muth und Geduld nehme und irgend einen Hügel ersteige und sehe da vor mir die weissen ewig gränenden Gärten, umzäunt mit Pappeln wo die Aebe an ihren schlanken Stämmen empor klimmt und jeder getränkt von seinem eignen schimmernden Bach, und über sie hin bis zum Meere, das ein Spiegel ist in der Mittagssonne, und die Bäte schwancken hin und her zwischen den Vorgebirgen und Buchten, die zerstreuten Segel sich verlieren am fernen Horizont; zu meiner Rechten die ungeheure Königsstadt, schwärmend mit Menschen wie ein Bienenkorb, zur Linken der dunkle Vesuv, und hinter ihm eine Kette beschneyter unersteigharer Gebirge; oder wenn ich einmal hinaus komme in die verwildeten Gefilde, die der Schauplatz waren der ältesten heiligen Geschichte, herumkriech in den Höhlen des geheimen düstern Gottesdienstes, den prophetischen Grotten und den verborgenen Bädern der Weyhung, suche die sparsamen Spuren von Cumä und Baiä und Misene, sehe ihre verödete Tempel und niedergeworfene Besten, ihre Gräber, die Hüften wor den sind von den spätern Geschlechtern, oft ein Kind süsse schlafen finde in einer Urnennische, und Todten-

altäre zu geselligen Tischen umgeschaffen, rufe mir die dunklen Zeiten zurück, wo das Licht des Gesanges dämmernd über sie aufgeht, überschau die Reihe der Zeitalter, ihre entheiligten Trümmer vor mir, und die Greuel der hundert Zerstörungen, und wie doch immer neue Pflanzen aufblühen über der Asche der Vergangenheit, siehe da muß einem wohl seyn so lange man da ist und für eine Zeitlang thut das immer recht gute Wirkung bey mir. Aber es ist so vorübereilend, ich besitze es nicht und kann mirs nicht wiedergeben, wenn ich will, muß immer Gelegenheit abwarten, Gesellschaft suchen, und hab denn nur so viel davon als die andern wollen. Die interessantesten Gegenden sind von einem wilden Volk bewohnt, dessen Stimme und Gebärde schon Furcht macht, und das durch seine unverständliche Sprache dem Fremden untractabel ist. Herbergen giebt's daherum nicht, man muß also dergleichen Touren immer von Neapel aus, und also der Entfernung wegen zu Wagen machen, das denn einzelnen Personen zu kostbar wird. Einen Theil des Octobers, ehe wir Rom verließen, brachte ich in Tivoli zu, einige der glücklichsten Tage meines Lebens. Ich kann Dir die Schönheit des Orts nicht beschreiben, es ist einer von den auserwählten auf Erden und in der herrlichen Jahreszeit. O was der Herbst in Italien ist! wenn jeder Baum eine Vorrathskammer ist, die Granate quellend mit dem kühlendsten Saft, geschmückt mit den lieblichsten Farben, am schwanken Ast sich hinabwiegt gegen die neugrünende Erde, der Delbaum schüttelt sein schweres Haupt, und die Traus-

be lockend herblickt von den schwelgenden Lauben, in-  
 dem das Alte reifet, neues Leben ausströmt durch die  
 Schöpfung, neue Schmetterlinge blühen, neue Käfer  
 summen, neue Saaten aufgehen, und neue frischere  
 Lüfte herbeben zwischen den Hügeln, wenn der Gesang  
 der Winzer mir entgegen hallte auf jedem Spazier-  
 gang, und Abends die Mädchen aus den Weingärten  
 manadisch mich umringten und jede aus ihrem Körb-  
 chen mir Obst und Trauben anbot. Tivoli liegt im  
 Felsenthal von waldigen Hügeln halb umzingelt, ihre  
 Aussicht ist über die Ebene von Rom und gegen die  
 Haine von Frascati. Der Teverone stürzt sich hinab  
 durch die Klüfte des Thals, an den Grotten hin, die  
 heilig durch ihr heiliges Dunkel noch heiliger werden  
 durch der Vorzeit dunkle Ueberlieferung. Er fällt in  
 hundert Cascaden, er schallet zurück vom Gestein der  
 Tiefe und füllet mit seinen Nebeln ihre Grotten. Ich  
 dachte in den Tagen oft an Dich, ich war so glücklich,  
 so frey, so alleine, kein Hain blieb da unbesucht, kein  
 Fels unerstiegen, ich eilte frühe der kommenden Sonne  
 entgegen, ich weilte auf den Gipfeln meiner Berge bis  
 sie hinab sank ins Meer, dessen ferne Bogen ich äugen  
 konnte über der weiten Ebene, ich lagerte mich am  
 Geröse des fallenden Stroms bis der Mond aufgieng  
 hinter seinen Hügeln und dämmerte im Delwald, und  
 der Tempel, der über der Klust hängt, mit seinen  
 Säulen halb hervor gieng aus der Nacht. Ach Lie-  
 ber, nur dann ist der Mensch ganz glücklich, wenn er  
 ruht am Busen der Natur, neues wärmeres Leben  
 trinkt aus ihren ewig quellenden Brüsten, frey von den

Beengungen der tausend nichtigen unüberwindlichen Dinge, die uns stets kummern, niederdrücken, entmannen, seine Seele öffnet so weit er will, mit Bruderliebe umfaßt den Felsenstrom und die gestaltlose Klagmuck, die nächtlich im Grase wimmert. Warum sollte ich Dir's nicht gestehen, daß ich mich oft zurücksehne nach Fühnen, oft hadere mit mir selbst, daß ich die glücklichen Tage verkürzte, die ich da genoß, die zwar nicht ohne Kummer waren, aber doch die glücklichsten die ich in so anhaltender Folge gekannt. Aber freylich immer dauern konnten sie nicht. Sie hatten, so wie alle Dinge, das Werkzeug ihrer Zerstörung in sich selbst. Mir war wohl, aber in dunklem unbefriedigtem Gefühl, wie etwa einem Helden seyn mochte vor Alters, den eine liebliche Zauberin gefangen hielt im Labyrinth ihrer würrigen Gärten. Er fühlte ungenutzte Kräfte in sich, es drängte ihn, Fochte in ihm, und wenn ihr süßer Athem ihm Kühlung zuwehte, fachte der Hauch die heimlichen Flammen doppelt an, und selbst das Gefühl seiner Seligkeit weckte das Bewußtseyn sie nicht zu verdienen. Wohl verschwamm sich wiederum seine Seele zwischen ihren Reizen, der Zauber ihres Augs verstrickte ihn fester, unauflösllicher und die Trägheit des Genusses schläfernte die widerspänstigen Sehnen; aber nur ein neuer schneller Stoß, die ernste zankende Stimme eines Freundes, der plötzliche Schimmer eines neuen reicheren Ruhms, und die schlummernden Kräfte erwachten in ihrer Wildheit, doppelt straff nach der Ruhe, er riß sich los, und die weite Erde schien dem

Manne zu eng, den ein Weiberarm gefesselt hatte. Ich verliere mich, was braucht's auch der Vergleichen, die doch niemals recht passen? Genug es genigte mir damals nicht, ich riß mich los, um ein neues zu suchen; ob ich ein besseres gefunden habe, mag ich nicht untersuchen. Wär ich geblieben, vieles würde dunkler seyn in meiner Seele, aber eben alsdann kräftiger, bestimmender, wie's denn just der Schatten ist, der die Umrisse der Körper bestimmt: was hilft das Licht, das blendet, und weil wir zu viel sehen uns tappen macht wie im Finstern? Ich mache allmählig der Beobachtungen und Erfahrungen so viel, daß mir endlich Herz, Hirn und Zunge zum Ueberdruß werden möchten. Jeder meiner Gedanken hat einen Gegengedanken, jedes Gefühl ein Gegengefühl, und jedes Wort eine Gegenrede. Wo finde ich die Wahrheit in ihrem bleibenden Wesen? wie dringe ich hindurch durch den Schwall der Dinge, die sie seyn könnten und doch gewiß nicht sie sind? Ich war bis auf einen gewissen Grad mit mir selbst einig, wollte bey gewissen Dingen stehen bleiben, und sie für das gelten lassen, was ich selbst zu finden verzweifelte. Aber auch diese Denkart ist mir zeither verleidet, und wenn jemand Rechenschaft verlangte von mir, wie ich denn im Grunde eigentlich dächte, so würde ich sehr verlegen seyn. Ich hatte mir eine Zeitlang zum Gesetz gemacht, alles dieses hintanzusetzen, und bloß Data zu sammeln um dereinst bey Muffe Gebrauch davon zu machen; aber ich fand bald, daß man auf die Art selbst zum Data sammeln ungeschickt wird: ohne gewisse



Grundideen wird alles Oberfläche. Ich kehre zur Speculation zurück, ich finde alle Dinge im Streit mit einander, alles sich aufreibend und verdrängend, die umkleibenden Gestalten tanzen verstdrt und verstümmelt um mich herum, ich fange dann an, alle Wahrheit zu verläugnen und fühle doch zugleich, daß zur Thätigkeit Wahrheit nothwendig ist. Warum ward ich nicht gemacht wie andere Menschen, die sich unterrichten lassen, fest beharren bey dem Unterricht und alle für Thoren halten in dem Grad wie jeder von ihren Meynungen sich entfernt. Ich sehe so manchen wo ich überzeugt bin, daß er Unrecht hat, daß er im Blinden handelt und sehe doch zugleich, daß er eben weil er überzeugt ist von der Unwahrheit, thätigerer, wahrerer Mensch ist als ich. Das drückt mich nieder und macht mich verstummen. Zugleich hat's die Wirkung, daß meine Reden meist Vertheidigungen sind und da habe ich bemerkt, daß dieß eben der geradeste Weg sey sich Feinde zu machen; denn der Mensch ist nie selbstgefälliger als wenn er tadelt, und nie kleiner, als wenn Du ihn fühlen läßt, daß er mit Unrecht getadelt habe. So viel für dasmal, Du siehst wie ich raffiniert habe, recht viel zu schreiben ohne die Gränzen meines Bogens zu überschreiten. Nun meine Grüsse an Bruder Bär, Trant, und wie weiters die Reihe lautet. Sag Bruder Bär, daß er bey mir einen grossen Nebenbuhler habe am jungen Grafen Wedel, dem schönsten und zugleich geistreichsten Knaben, den ich noch gekannt habe.

An den Vater. Napoli den 19. März 1781.

Nächsten Montag reisen wir. — In Rom bleiben wir sechs Wochen; ich habe aber lieber noch von hieraus schreiben wollen, weil ich erwarte, daß ich da alle Hände voll zu thun haben werde. In Rom wird man nie fertig; wenn man denkt recht viel gethan zu haben, sieht man daß man kaum recht angefangen hat. — Hier haben wir uns länger verweilt als mir lieb war. In einem Monathe sieht man mit aller Gemächlichkeit, was hier merkwürdiges ist; und wenn man dann noch einen Monath verwendet um das, was wiederholenswerth ist, noch ein oder zweymal zu besuchen, so ist man fertig. Und wer dann nicht eine Bibliothek zur Hand hat, oder Gelegenheit, alle Abend Gesellschaften zu suchen, dem wird ein großer Theil seiner Zeit zur Last. Nun fehlte mir beides, so wie die Mittel, mir sie zu verschaffen; und ich war dann auch nicht auf den Fuß gesetzt, daß ich mich an einige zusammenhängende Arbeit hätte machen können. Unter dessen habe ich von dem, was ich mir verschaffen konnte, den besten Gebrauch zu machen gesucht. — Kein Aufenthalt würde vielleicht angenehmer seyn, als Napoli, wenn Napoli ein Dorf wäre, oder eine kleine Stadt, und wiederum, wenn es nicht von dem schönsten Theil seiner Nachbarschaft abgesondert wäre durch einen Berg, der eine der eigenthümlichsten Sonderbarkeiten dieser Hauptstadt ausmacht, aber zugleich eine ihrer größten Unannehmlichkeiten. Nehmlich auf der

Westseite, wo man hinaus fährt nach Pozzuoli, Bajä, Cuma u. einer Gegend, die unter die lustigsten Italiens gehört und zugleich unter die interessantesten, weil sie wie besät ist mit Ueberbleibseln von Städten, Festen und heiligen Orten, von den ältesten schmucklosen Zeiten her, auf die die Geschichte Italiens nur von Ferne hinweist, bis zu den blühenden Jahrhunderten Roms und der üppigen Pracht der Kaiser, und wiederum durch mancherley Zerrüttungen hinab in die eisernen Zeiten der unaufhörlichen schonungslosen Kriege, auf dieser Seite läuft ein Berg von mässiger Höhe und nicht sehr breit mit zusammenhängendem Rücken, obschon seine Seiten durch viele Klüfte zerrissen sind, ungefähr eine Deutsche Meile fort bis ins Meer hinaus, wo er ein Vorgebirg bildet, und läßt uns zu der jenseitigen Pläne keinen Weg, als durch eine Grotte, die durch Menschenhand gerade durch den Fels des Bergs hindurch geführt ist, eine Länge von ungefähr elfhundert Schritten. Dieß ist nun artig einmal zu sehen, und ist wohl schwerlich eine andere Stadt, die dergleichen Thore hätte; allein wer dadurch zu passiren hat, zumal zu Fuß, der freut sich ihrer gewiß nicht. Die Dunkelheit wird von ein paar oben schräg hineingeführten Luftlöchern gegen die Enden zu in Dämmerung verwandelt, aber in der Mitte ist sie so total, daß man auch die nächsten Gegenstände nicht erkennt. Staub ist da beständig daß man ersticken möchte, und bey dem Gewühl und Getöse der Wagen, Lastthiere und Heerden, wovon es beständig wimmelt, fürchtet man alle Augenblicke zu Boden gestoßen oder verstüm-

melt zu werden. Ein einziges mal habe ich mich zu Fuß hindurch und zurück gewagt, aber ich setze mir vor, es ohne Noth nicht zu wiederholen. Im Wagen leidet man denn nur vom Staube und der dumpfen Luft, aber dieses ist so empfindlich, daß man sich sehnt, wiederum hinaus zu sehn. In was für Zeiten, durch wen und in welcher Absicht dieser wunderbare Weg bereitet worden, hat man keine Nachrichten, nicht einmal eine Tradition von einigem Gewichte. Verschiedene unter den Alten erwähnen desselben, und Seneca sagt davon: *nihil illo carcere longius, nihil illis faucibus obscurius*. Damals war die Grotte etwa ein Drittel einer Deutschen Meile von der Stadt ab; ist hingegen ist ein Theil der Stadt gegen den Fuß des Bergs auf beyden Seiten angelehnt. Oben hinüber geht gar kein Weg, und so viel Mühe ich mir gegeben, habe ich nichts anders als schmale Fußsteige entdecken können, die nicht eher, als bis sie durch Hin- und Herlaufen den Gang zehnmal verlängert haben, hinab führen zwischen die jenseitigen Gefilde. Auf der Ostseite von Napoli ist eine niedrige Ebene bis an den Fuß des Vesuv's von der ich vermuthen, daß sie einmal Meeresgrund gewesen, und die jetzt überaus fruchtbar ist. Die Ebene um Napoli herum und die Hügelseiten sind einem ununterbrochenen Garten gleich. Darum wimmelt und schwärmt das Land mit Menschen; die Progression, in der sie sich vermehren, verglichen mit andern Ländern, ist unglaublich. Wenn dieß Königreich, das endlich in der Mitte unseres Jahrhunderts wiederum seine eignen Fürsten bekommen

hat, einmal so glücklich wäre, einen klugen und thätigen Regenten zu haben, so würde es in kurzer Zeit zu einer sehr hohen Stufe von Macht emporsteigen können. Auf dem Vesuv bin ich dreyimal gewesen. Gegenwärtig ist er einem großen Schornstein gleich, wo man die Gegenwart des Feuers nur aus dem Rauche erkennt. Die aufgegrabenen Städte habe ich einigemal besucht. Obschon Pompeji keine von den prächtigen Städten des Alterthums gewesen zu seyn scheint, auch ihre Gebäude von einem schlechten Geschmack sind, so ist doch die Entdeckung darum sehr schätzbar, weil wir sonst nirgends gemeine Privathäuser aus dem Alterthum übrig haben, um sich von ihrer Form und Einrichtung deutliche Begriffe zu machen, und das, was hin und wieder bey den Schriftstellern davon vorkommt, recht zu fassen. Nirgends kann man sich von den Geräthen und Werkzeugen der Alten so gute Begriffe machen, als im Museum zu Portici, wo die in Herculanium aufgegrabenen Sachen aufgestellt sind. Stolzere Reste als die von Pompeji, sind die von Pästum: die Ringmauern einer ganzen Stadt von gehauenen Quadersteinen und drey sehr wohl erhaltene Tempel, oder Prachtgebäude, die zwar in Schönheit den Ruinen Roms nicht gleich kommen, aber in einem Stile aufgeführt sind, der nur Unvergänglichkeit zum Augenmerk hatte, aus einem Zeitalter, wovon Italien wenige Ueberbleibsel hat, da die Baukunst erst anfieng sich zu fühlen und zufrieden, edel und kühn zu seyn, noch nicht nach Freyheit und Grazie strebte. Aber ich verliere mich in diese Dinge, die

im Grunde nur in einer sehr entfernten Beziehung wichtig sind.

In der Entfernung, da ich die Bestimmung und die Kenntnisse meines jüngsten Bruders so wenig beurtheilen kann, weiß ich Ihnen nicht viel feinetwegen zu antworten. Es ist, denke ich, gut, daß er so viel möglich mit dem älteren zusammenbleibt; man gewinnt von so vielen Seiten dabey, zu zweyen zu seyn. Seine Bestimmung scheint mir zu unbestimmt; ich liebe die reinen Grenzlinien, und diese können nur bey der ersten Anlage gezogen werden. Die praktische Landwirthschaft ist unter allen das edelste und nützlichste Geschäft: \*) ich würde es vor allen andern wählen, wenn ich jetzt auf dem Punkt stünde in die Welt einzutreten. In Ansehung der Akademie glaube ich, daß er in Kiel gerne so viel lernen kann, als er, um fortzukommen, und um ein guter und nützlicher Bürger zu seyn, braucht; und das ist nun die Hauptsache. Mit vieler Gelehrsamkeit ist einem im Grunde wenig gedient, sie führt eher vom Zwecke ab, als dahin. Wenn Einer einmal in der Lage ist, daß er zugleich einen Theil seiner Zeit darauf wenden kann, seinen Mitmenschen im Allgemeinen nützlich zu seyn, auch sich durch Besitz und Anwendung mehr als gewöhnlicher Kenntnisse vor andern in seinem Stande auszeichnen kann, so ist das allemal lobenswerth, und obschon meistens jeder Einzelne wenig damit ausrichtet, so wird doch im Ganzen dadurch viel zum Besten und

---

\*) So dachte auch zu seiner Zeit Sokrates; auch unser M. Opitz; s. sein Wielgut, und Platna. D. H.



zur Aufklärung der Menschen beygetragen. Aber bey der Erziehung ist, denke ich, wenig Rücksicht darauf zu nehmen: und wer sichs zur Hauptsache und Zweck macht, Kenntnisse zu sammeln, bloß um sie zu besitzen, ist ein Thor, wenn er anders kann.

An denselben. Torino d. 18. Juny 1781.

Mit Zuverlässigkeit kann ich von meinem Aufenthalt an keinem Orte etwas bestimmen: dieß ist eben ein Umstand, der mir höchst unangenehm ist und wodurch ich erstaunlich viel verliere. Ich kann nie mit Sicherheit nur auf acht Tage in die Zukunft rechnen, nichts anfangen, was einige Dauer und Fortsetzung erforderte, sondern all mein Thun und Treiben ist und bleibt Stückwerk. Ich müße also mir selbst wenig. Ich habe seither gelernt mich so einigermaßen über die Dinge hinwegzusehen, zu suchen den besten Gebrauch von ihnen, wie sie sind zu machen, ohne viel daran zu denken wie sie seyn müßten und könnten. Seit wir von Neapel sind, war ich beständig gesund. In Rom hatte ich zu viel Arbeit, um zu kränkeln. Die zwey letzten Monathe, die wir in Rom zugebracht haben, vom 9. März bis 23. May sind mir die nützlichste Zeit dieses ausländischen Aufenthalts gewesen, und würden's doppelt geworden seyn, wenn ich Ursache gehabt hätte, zu glauben, daß wir länger als vierzehn Tage bleiben würden. Dennoch habe ich Gelegenheit gefunden, eine Menge Bemerkungen zu sammeln für Geschichte und Antiquität, wodurch ich gewiß bin, mir meinen Freund Heyne in Göttingen doppelt

verbindlich zu machen, auf den ich auch in Rücksicht auf mein künftiges Schicksal rechne. Noch ist mir die Zukunft sehr dunkel, und ich weiß selbst nicht recht, was ich wünsche; mag mich auch vor meiner Rückkehr in mein Vaterland nicht drüber aufklären. Meine Bemühung während der Reise bleibt unterdessen, Kenntnisse zu sammeln durch eigne Bemerkungen und durch fremden Unterricht, so viel geschehen kann, theils um der Uebersicht des Ganzen der Dinge, wornach ich von jeher gestrebt habe, näher zu kommen, theils mich fähig zu machen zugleich, um auf gewisse Dinge, die ich gerne anders hätte, als sie sind, Einfluß haben zu können. Ich sehe wohl ein, daß ein Mensch von nicht unabhängigem Glück und noch dazu von schwächlicher Gesundheit allenfalls besser thäte, sich dergleichen aus dem Sinne zu schlagen; doch denke ich wiederum, daß das immer Zeit genug ist, wenn man erkennt, daß man nicht weiter kann; und unterdessen kann mirs nicht leicht fehlen, so viel Einsichten zu sammeln, daß ich auf solchen Fall noch wohl in einem engeren Kreise eine erträgliche Rolle zu spielen im Stande wäre. Wegen meiner Gesundheit bin ich unbesorgt. So viel andre Menschen haben das Schicksal mit mir gemein, einen schwachen Körper zu besitzen, ohne darum unglückliche oder unbrauchbare Geschöpfe zu seyn; auch bilde ich mir nicht ein, daß die kleinen Uebel, die mich dann und wann heimsuchen, eine gerade Beziehung auf Zerstörung meines Lebens hätten. — Da man in Nerteminde niemanden an meine Stelle gefunden hat, so habe ich mir oft Vorwürfe gemacht, weggegangen zu seyn.

Torino den 20. Juny 1781.

Lieber Esmarch; es hat mich sehr beunruhigt kein Schreiben von Dir zu bekommen bey meinem letzten Aufenthalte in Rom. — Hart hielt's daß wir noch zur Osterwoche nach Rom kamen. Doch war ich so glücklich daß wir wiederum da hängen blieben, zwey ganze Monathe, statt vierzehn Tage, die ich mich dann rühmen kann recht genügt zu haben, und hoffe einen Grund gelegt zu haben, um mein Project nach Rückkunft in mein Vaterland flugs wiederum nach Rom zu gehen, möglich zu machen. Diese Stadt ist doch unter allen die einzige, wo's noch der Mühe werth ist zu leben. Nun sag aber niemand weiter was davon. Ich muß ich fürs erste eine antiquarisch gelehrte Rolle spielen, das dauert aber vermuthlich nur für einen Abend oder zwey, dann eine neue Maske und ein neues Kleid. Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß der Mensch nichts gilt, so lange er in seiner eignen Gestalt erscheint. Denn in der eignen Gestalt glaubt jeder eben so gut zu seyn als der andre, und ich denke jeder hat darin Recht. Darum bin ich nun auch überzeugt, daß es nur Schwäche und Mangel an Einsicht und Erfahrung ist, wenn jemand nach eigenthümlich originellem Werth strebt: denn er befriedigt sich selbst nie, und erwirbt sich nie ein Verdienst dadurch bey andern. Ich habe mir nun vorgesetzt inskünftige kaufmännisch zu handeln, und bey allem, was ich vornehme, vorher calculiren, wie viel Brod und Beyfall dadurch erschlichen wird. In Florenz blieben wir dießmal zwölf Tage, die mir auch sehr zu Statten kamen; haben Li-

vorno, Pisa, Lucca, Modena, Parma, Milano ihr Vorübergehen besehen, und sind seit vorgestern in Tuzrin. Hier ist man gleichsam aus Italien heraus; die Stadt sowohl als ihre Einwohner sind schon halb französisirt, und die Lebensart soll hier überaus fein und *comme il faut* seyn. Leider bin ich nun nicht von denen, die ihre Virtuosität in die Lebensart setzen und ihre Kennerschaft in Beurtheilung derselben, also kann ich Dir hierüber weiter keine Auskunft geben. Soviel nur habe ich observirt, daß die Häuser hier von schlechter unitaliänischer Architectur sind, die Männer gut frisirt, und daß auf den Promenaden viele Französisch gekleidete Weiber herumlaufen. Man hat mich gefragt, ob ich nicht einsähe, daß diese Tracht der Römischen vorzuziehen sey; ich habe geantwortet, ja, wenn ich eine Commode wollte machen lassen, so würde ich das Modell bey ihnen nehmen. Aber ein Mensch, der nur gerade mit einem Menschen zu vergleichen ist, gefällt den Leuten nicht, da muß eine neue Form hinzukommen; sey sie abgeschmackt wie sie will, dennoch giebt's Relief. Loben muß ich, daß hier viel Gewerbe und Betrieb zu seyn scheint, woran es in verschiedenen Städten Italiens, besonders auch in Rom, mangelt; nicht wohl in dem Grade, wies die Reisebeschreiber belamentiren, (denn diese Leute scheinen von Gott in böser Laune zum Schieffsehen verdammt zu seyn,) aber dennoch in einem Grade, der den Regierungen, als an welchen einzig und allein die Schuld liegt, Schande macht. Dennoch glaube ich, daß Italien zum dritten male auf dem Wege ist sich über die andern Länder

Europas zu erheben. Wenig fehlt mehr, daß jeder Theil seinen eignen einheimischen Fürsten hat, die geistliche Macht ist gebrochen, und der Pabst, vor und nach reducirt auf das Ansehen eines obersten Bischofs und Vaters, wird erkennen lernen, daß der Kirchenstaat sein wahres Reich ist, und beyseite setzend die almählig fruchtlosen Künste der Usurpation, die sonst alleinig ihn und seinen Rath beschäftigten, wird er Regent und Vater seines Staats seyn können, wie schon Braschi es zu seyn angefangen hat. Der izzige Pabst ist unstreitig einer der besten Fürsten seines Zeitalters, schon er in Rom sehr viele Feinde hat, wie's die dortige Verfassung mit sich bringt, und wie's eben allenthalben seyn müßte; daß Parthien wären offenbar und geradezu gegen den Regenten. Wo die sind ist Freyheit, sey übrigens die Constitution, wie sie wolle; wo die nicht sind ist Sklaverey. Neapel ist seit Lannuccis Fall überhaupt in einer schlechten Verfassung; dennoch haben sie an dem Kriegsminister Acton einen vortrefflichen Mann, der mit Entwürfen umgeht und sie wirklich ins Werk zu setzen anfängt, die für ganz Italien von der äußersten Wichtigkeit seyn werden. Toscana wird von einem der edelstehenden Fürsten regiert, dessen Daseyn sich nur durch die wohlthätige Wirkung zu erkennen giebt; denn als Großherzog erscheint er nie ohne wo Geschäfte ihn hinarufen, und daß ein Hof existirt, weiß man in Florenz gar nicht. Unterdessen verargt man's ihm sehr, daß er keine Schweizer und keine Kammerherren hält, und daß er seine Landgüter für eigne Rechnung administriren läßt, wie

ein andrer Bürger, statt daß er den Vortheil irgend einem Hoffschranzen schenken könnte, und seinen Unterthanen so viel Tausend Thaler mehr abfordern. Er treibt den Gedanken selbst Bürger zu seyn so weit, daß er mit eingetreten ist in eine Confraternität, wie sie in Italien üblich sind um die unglücklicherweise ums Leben gekommenen zu beerdigen, und, wie gesagt wird, bey Vorfällen oft selbst sich einfinden soll, maskirt wie sie es alsdann alle sind. Dieß könnte nun als eine Andächteley ausgelegt werden, doch gefällt mir's, zumal da dieß in Florenz eine Nationalsache ist, die von hier aus durch das übrige Italien sich verbreitet hat. Die Florentiner haben von jeher vor allen andern Italiänern einen Hang für Andacht und Carität gehabt. Der Staat von Venedig gehört unter die blühenden von Italien und wenn gleich die Hauptstadt selbst in Vergleichung der vergangenen Zeiten in einer Art von Verfall ist, so ist doch ihre Handlung sehr beträchtlich. Die Regierung befördert neben dem Landbau diejenigen Manufacturen, die dem Lande angereichen sind, und bey den itzigen Zeitumständen gehen ihre Schiffe, wo sie sonst nie hingingen, bis nach Norwegen und Westindien. Von Trieste scheint Venedig fürs erste nicht sehr viel zu befürchten zu haben, schon man es verschiedentlich so vorgestellt hat. Daß nun das Emporkommen jener Stadt sehr weit-  
 aussehend seyn muß, erhellt daraus, daß die kaiserlichen Ostindiensfahrer in Livorno ausgeladen haben, weilß in Trieste an Käufern fehlte. Die Regierungsform von Venedig so nach ihrer Definition betrachtet gefällt mir



wenig; aber wenn ich sehe, wie frey und unbefangen da der geringste Mann einher geht neben dem größten, und wie alles Ansehen und alle Vorrechte derer, die die Gewalt des Staats in Händen haben, zugleich mit den Stunden der Verwaltung aufhört, jeder, der geehrt wird, die Ehre nicht wegen seiner Person genießt, sondern in Rücksicht auf den Staat, so gefällt's mir doch recht wohl in Venedig zu seyn. Es ist eine herrliche Sache um die Worte, Staat, Republik, die wir in unsern despotischen Reichen gar nicht kennen, die, wenn sie auch an sich nichts sind, doch eine gewisse Stimmung hervorbringen, wobey dem Menschen, der nach Freyheit leicht, wohl ist. An Demokratien ist in unsern Jahrhunderten nicht mehr zu gedenken; Regieren ist ein Ding geworden, womit das Volk nicht mehr zu thun haben kann; aber ich wollte, daß unsre Staaten, sie seyen Monarchien oder Aristokratien oder was man will, so beschaffen wären, daß das Volk die Ueberzeugung hätte, nicht Sklave zu seyn. Das ist nun freylich eine schwere Forderung. Soviel ich bisher von Piemont gesehen, fand ich nicht das reiche vorzüglich wohlgebaute Land was ich erwartet hatte, das unter einer weisen, thätigen Regierung sich auszeichnete vor dem übrigen Italien: vielmehr das Gegentheil, nachlässig behandelte Felder, die man eher sollte für nordalpinisch als für Italiänisch halten. Aber ich werde mich hüten, denjenigen Fehler zu begehn, den ich beständig an andern zu tadeln pflege, die aus dem bischen, was sie im Vorübereilen von einer Hauptstadt zur andern zu beyden Seiten der Landstrasse gewahr

werden, oft zwischen Wachen und Traum, ein ganzes Land beurtheilen. Vom Könige von Sardinien habe ich noch weiter nichts gehört, als das wohlabgefaßte Urtheil, daß er ein Mann nach der Uhr seyn soll: ein Tadel von der Art im Munde eines Höflings, dem Ordnung und Strenge schon handwerkshalber verhaßt seyn muß, gilt nun bey mir schon als ein großes Lob. So viel Politik für dasmal. Ich erwarte begierig einen Brief von Dir, und mancherley Nachrichten, Dich betreffend, unsre Freunde und Bekannte, auch von allerhand Staatsfachen und dergleichen. Sehen werden wir uns wohl noch in anderthalb Jahren nicht, aber wenn Du nur willst, so können wir uns inskünftige fleißig schreiben. Diesen Winter werden wir in Paris zubringen, da werde ich Zeit genug haben, auch Bedürfniß, dann und wann zu schreiben und dann und wann freundschaftlichen Zuspruch zu haben. Mir graut vor dem Winter. Paris muß ein überaus unangenehmer Aufenthalt seyn für einen Menschen meiner Art. Dagegen freue ich mich auf England, wo wir, wenn anders nicht neue Einfälle kommen, den Sommer zubringen sollen. Aber ich fürchte, daß wir nicht leicht von Paris loskommen werden. Da soll so recht alles eingerichtet seyn für Messieurs les Etrangers, und der Spässe und des Zeitvertreibs kein Ende seyn. Ich hoffe da Gelegenheit zu haben, die Münzwissenschaft zu studieren, worin Frankreich geschickte Männer hat; vielleicht auch ein Collegium zu hören über Physik und Chymie, worin ich oft Kenntnisse nöthig zu haben spüre, die ich nicht hinreichend besitze. Auch wird der

Winter dort mir dienen, das Viele und Mancherley, was ich bisher gesammelt habe, und welches nicht anders als unordentlich, mir selbst nur halbwegs bekannt, unter einandergewebt liegen kann, zu ordnen und durch Lösung verschiedner schon bestimmter Werke zu berichtigen. Was machen Hahn, Memmert, Rambusch? Es fallen Dir wohl mehrere ein, von denen Du mir zu schreiben hast: ich habe mein Gedächtniß nicht so recht beyammen. Schreib mir auch etwas von gelehrten Sachen, hier in Italien vergißt man, daß es Gelehrte giebt; denn man bedarf ihrer so wenig; ich lese fast gar nichts mehr. Doch sollte ich Dir noch sagen, daß ich in Rom einen gelehrten Dänischen Mann kennen lernte, einen Araber und Freund unseres Staatssekretärs, Hrn. Adler von Altona, einen recht braven jungen Mann voll Fleiß und Eifer für seine Studien. Leb wohl.

An denselben. Mannheim den 8. July 1781.

Liebster bester Freund, ehe Du diesen Brief erhältst, bin ich schon auf der Nordseite der Elbe, vielleicht schon in Kiel, wo ich unverzüglich ein Schreiben von Dir erwarte. Der Tod des Geheimenrath Linstows hat uns wie hergeblasen von Süden nach Norden. Wir erhielten die Nachricht in Turin den 28. vorigen Monats, und begaben uns noch denselben Tag auf die Heimreise. Bisher sind wir Tag und Nacht, so viel es nur angehen konnte, unterwegs gewesen über Inspruck und Ulm, und morgen, so früh unser Wagen, der uns hier überzuliegen zwingt, es

erlauben will, gehts auf eben die Art weiter. Mit unsrer Reise hats nun ein Ende, ich komme in mein Vaterland zurück, eben so aussichtslos und mit mir selbst verlegen, als ich war ehe ich es letztesmal verließ. Ich bin's izt noch mehr; denn damals war ich doch in Ruhe für die dauernde Zeit; izt sobald ich Heinen verlasse, weiß ich nicht wo ich meinen Fuß zuerst hinfegen soll. So unerwartet, so unvorbereitet auf einmal herausgerissen zu werden aus einer Lage, in der ich noch anderthalb bis zwey Jahre zu bleiben rechnete, und auf deren Fortdauer alle meine Entwürfe beruhten, die ich izt so wohl geordnet und verketet glaubte, daß die ersten Schritte mir nothwendig gelingen, und sodann die andern sich von selbst ergeben müßten. Ich kehre wie nach verlornem Schiff zurück. An Linstow verliere ich nun zugleich den einzigen Mann, auf den ich in Dänemark etwas rechnen durfte. Ich mag izt nicht nach Kopenhagen kommen, aus Furcht noch einmal die traurige Figur da spielen zu müssen. Ich bleibe fürs erste in Kiel, sehe zu ob da vielleicht etwas für mich zu thun seyn möchte, und erwarte da Briefe von Dir und meinem Onkel in Kopenhagen, die mich bestimmen sollen, ob nach Kopenhagen zu gehen oder nicht. — Sprich mit Trant meinetwegen, und was er Dir rath und was Dir selbst gut dünken möchte, das schreib mir ohne Verzug. Niemals habe ich Deiner Freundschaft, die in meinen verschiedenen traurigen Situationen so oft mich aufrichtete und ermunterte, so sehr bedurft als izt. So auf einmal zu Boden geworfen zu werden, und eben da

ich rasch emporzuwachsen glaubte. Doch hats meinen Muth nicht niedergedrückt, nur daß ich den Anfang wiederum gemacht hätte. Wäre ich vorbereitet gewesen, so würde die Sache mich wenig gekränkt haben: aus meinen Briefen weißt Du, daß ich das Ende meiner bisherigen Lage wünschte, die ohne die Aussicht der Ausführung meiner Entwürfe mir unerträglich hätte seyn müssen. Schon in dem Lande, das ich so sehr liebe, wo ich so viele Ersehung fand, machte michs oftmals irre; in Frankreich fürchtete ich daß mir die Geduld hätte vergehen mögen. So viele andre Vielleichts, die mich sehnlich Ruhe wünschen machten, tragen dazu bey, meinen von Natur heftigen ungeduldisgen Geist zu beruhigen. Mein Schicksal scheint sichs zur Regel gemacht zu haben, mich aus einer unangenehmen Lage in die andre zu werfen; so ist's gewesen seit ich zum erstenmal in mein Vaterland zurückkehrte. Soll ich das für Wege der Vorsehung halten, die indem sie mich immer wiederum vom Ziele entfernt, die Absicht hat, mich unterdessen zur Erreichung desselben geschickter zu machen? Ich erkenne es, daß ich fast alles, was ich an mir selbst schätze, meinen unglücklichen Begebenheiten zu danken habe. Wäre es mir gleich Anfangs nach Wunsche gegangen, so wäre wohl mein ganzes Daseyn so auf ein erträglich bequemes Leben eingeschränkt worden, wie's bey den meisten ist. Doch waren meine Absichten immer anders wohin gerichtet. Bey allen den scheinbaren Veränderungen und Abfällen in meiner Denkungsart fühle ich noch, daß ich eben derselbe bin, der ich war, als ich zuerst an-

fieng zu denken, daß mein Geist noch gerichtet ist auf eben den Punkt: ob's ein guter Genius ist, der ihm die Richtung giebt, kann ich freylich nicht entscheiden. Ich schreibe Dir vielleicht von Kiel aus, ohne Deinen Brief abzuwarten, aber Du mußt ihn darnach nicht aufschieben, denn vielleicht schreibe ich nicht. Leb wohl vielleicht sehn wir uns bald wieder. Ach daß alles so ungewiß ist.

An den Vater. Hamburg den 16. July.

Seit meinem vorigen Briefe, vornehmlich, nachdem ich Heyne gesprochen, habe ich meine Gesinnung verändert. Ich habe mich gegen ihn verpflichten müssen, alles anzuwenden, um meinen angefangenen Lauf, wenigstens ohne lange Unterbrechung fortsetzen zu können. Ich gehe izt nach Kopenhagen, um alles auf einmal zu versuchen, mich grade und sobald es geschehen kann, an Guldberg zu wenden, rein heraus mit ihm zu sprechen und Unterstützung zu suchen zu Ausführung meines Plans, der nothwendig auch ihn interessiren muß, wenn er noch einige Zuneigung übrig hat für diejenigen Wissenschaften, die einmal seine Beschäftigung waren. Izt erst fühle ich, wie erstaunlich viel ich verloren habe, da ich nun einsehe, daß ich in meinen Bemühungen schon glücklicher gewesen war, als ich selbst glaubte, und daß ich die Ausführung desjenigen Entwurfs, der der erste Schritt meines ganzen Plans war, schon als unfehlbar betrachten durfte. Geleitet von Heyne, durch seine Mitarbeitung unterstützt,



mußte mir gelingen, einer noch ungeformten Wissenschaft bestimmte zweckentsprechende Gestalt zu geben, dasjenige, was bisher nur schwankendes, unfestes Râsonnement gewesen war, in ein sicheres, anwendbares und wichtiges Studium zu verwandeln. Gegen die Zeit, daß diese unsere Reise geendigt gewesen wäre, hätte ich es schon so weit gebracht, daß ich vor der Welt hätte auftreten können, und dann wäre mir Unterstützung menschlicher Weise gewiß gewesen, um die Sache zur Vollkommenheit zu bringen. Ist auf einmal abgebrochen in dem ungünstigsten Zeitpunkt, da ich das Schwerste schon gethan hatte, demjenigen Theil des Weges zurückgelegt, wo Zweifel und Unbestimmtheit uns irren und Mangel des Selbstvertrauens oft muthlos und träge macht, da ich nun mit Sicherheit weiter gehen konnte, fürs Erste nur Ruhe und Musse brauchte, mich zu sammeln, die Lücken auszufüllen und es so weit zu bringen, daß ich mich auch denen, die nicht selbst die Sache durchschauten, verständlich machen konnte. Heyne hatte schon lange den Plan entworfen, das Studium des Alterthums mit historischer Strenge zu behandeln und durch Anwendung auf die Geschichte der Menschheit wichtig zu machen. Aber gefesselt an einen Ort, wo seine Gegenwart unentbehrlich ist, durfte er an die Ausführung nicht denken, weil dieselbe Aufenthalt erforderte in denjenigen Ländern, wo die Geschichte der Menschheit aufgedeckt liegt in den Ueberbleibseln ihrer Werke, wo wir wie aus Urkunden einen großen Theil desjenigen beurtheilen können, was wir sonst Schriftstellern, die

voll Unrichtigkeiten und Widersprüchen sind, auf ihr Wort trauen mußten. Er suchte einen jungen Mann, in dessen Seele er seine Ideen hineinlegen konnte, dessen Geist dem seinigen zu folgen im Stande wäre, der ungebunden und zugleich Enthusiast genug wäre, um seine Kräfte einer Wissenschaft zu widmen, die nur ihrer selbst wegen schätzbar ist, nicht in Rücksicht auf den damit zu machenden Erwerb. Meine erste Reise nach Italien hatte ähnliche Ideen in mir hervorgebracht, wir begegneten uns auf halbem Wege, und obschön ich mich nicht im Stande glaubte, das Ganze auszuführen, auch meine Gedanken zugleich auf andere Dinge gerichtet waren, so versprach ich ihm doch, bey Antritt der zweyten Reise, so viel zu thun, als Lage, Umstände und andere nicht hintanzusetzende Geschäfte erlauben würden. Dieß war meine Verbindung mit Heyne, wovon ich Ihnen schon sonst gesagt habe, ohne mich über eine so weit aussehende Sache näher zu erklären. Die Folgen konnten nicht anders als höchst vortheilhaft seyn für mich, und dieß von mehreren Seiten. Heynes Einfluß ist groß, und ihm selbst war an der Sache so viel gelegen, als mir. Hätte ich es in meiner Wissenschaft auf den abgezielten ersten Punkt gebracht und zugleich die zwey glänzendsten Länder Europas so kennen gelernt, wie ich Italien kenne, so dürfte ich sehr große Ansprüche machen. Noch immer ist mir die Sache sehr nützlich und muß es noch mehr werden: nur daß ich Mittel finde für den gegenwärtigen Augenblick, ohne in eine Lage zu gerathen, die meine Bemühungen unterbräche und mich abschneite

von den Ausichten in die Zukunft. Ich werde jetzt kühnlich darauf los gehen; denn es ist der Augenblick, wo alles gewonnen werden kann, und benutze ich ihn nicht, so hätte ich mir Vorwürfe zu machen in der Folge. Sie sagen von dem, was ich Ihnen hier schreibe, niemanden ohne Ausnahme etwas, damit ich die Freiheit behalte, so zu handeln und zu reden, wie es die Umstände an die Hand geben werden, die mich noch sehr verschiedentlich bestimmen können. Was ich thue, so liegt dieses allemal zum Grunde; vielleicht aber werde ich, wenn der grade Weg mir nicht gelingt, einen langen Umweg nehmen, auf den ich schon Speculation habe. Sollte aber nichts zweckmässiges ausgeführt werden können, so ziehe ich mich wiederum ganz zurück und erwarte im Stillen eine neue Wendung meines ungünstigen Schicksals.

Äußerung des Hrn. von Heinen über  
Zoega:

Da er ein sehr denkender Mann war, so konnte ich in seinem Umgange viele Kenntnisse sammeln. Uebrigens war er sehr ernsthaft, sprach nur wenig und war gewöhnlich in Betrachtungen vertieft, doch zuweilen sehr munter und dann sehr launig. Vielen Sinn hatte er für das Schöne. Eine schöne Gegend, ein schönes Gemälde oder Statur konnte ihn so ganz entzücken, daß er ganze Stunden in der Beschauung zubrachte. Oft machte er ganz allein Excursionen zu Fuß um schöne Gegenden zu betrachten oder Alterthums-Ueber-

bleißel zu suchen, um die sich gewöhnliche Reisende nicht bekümmern. Da er bisweilen ganze Tage, auch wohl eine Nacht ausblieb, war mir oft um ihn bange. Aus seinen Erzählungen bey der Rückkunft lernte ich, daß er sich oft Gefahren ausgesetzt hatte, die in einem Lande wie Italien hätten ernsthaft seyn können; aber der innere Trieb ließ ihn weder Mühe noch Gefahr scheuen. Wenn er nicht Gelehrte besuchte oder Merkwürdigkeiten besah, so brachte er seine Zeit mit Lesen und Aufzeichnung des Gesehenen oder Erfahrenen zu. Im Umgang war er sehr angenehm und ungemein bescheiden, welches bisweilen zu einer Art von Verschämtheit gieng. Er war sehr genügsam und wandte wenig oder nichts auf sein Aeusserliches, so daß er oft darüber verkannt ward von Leuten, die seinen inneren Werth nicht kannten oder nicht beurtheilen konnten.

---

## N u m i s m a t i s c h e   R e i s e .

---

An den Vater. Kopenhagen d. 28. Jul. 1781.

Den 23. angekommen.

Einen Augenblick habe ich unterwegs benutzt um Rierteminde zu besuchen. Gestern bin ich auf Friedensburg gewesen, und habe mit Guldberg gesprochen, der schon durch meinen Onkel vorbereitet war mich zu sehen. Ich hatte Gelegenheit lange mit ihm zu sprechen und recht ins Detail zu gehen, und habe Ursache zu hoffen, daß alles nach meinen Wünschen ausfallen wird. Es kam vornehmlich darauf an, dem Mann thätig bekannt zu werden, und zugleich möglich zu finden, zu subsistiren für's erste, ohne genöthigt zu seyn, meine Studien zu unterbrechen. Guldberg hat mir ißt aufgetragen in einem Fache zu arbeiten, das iust den Winter in Paris eine meiner Hauptbeschäftigungen hätte seyn sollen, und zwar ist die Arbeit so beschaffen, daß sie mir zu meinem eignen Unterricht mehr nutzen muß als alles was ich dort im Allgemeinen und systematisch hätte studieren können. Ich soll vier hier in Kopenhagen vorhandene Münzcabinetter unter Hände bekommen, soll durch Vergleichung derselben mit den Katalogen andrer größeren Sammlungen bestimmen, was sich hier seltenes und merkwürdiges findet,

und die so aufgemerkten Stücke beschreiben und in einem Lateinischen Werke der Welt bekannt machen. — Ich sage aber davon gegen niemanden etwas, weil ich alles unreife hasse, und alles was blos Worte sind. Wenn jemand nach meinen Absichten fragt, sage ich, daß ich es auf ein akademisches Amt angelegt habe, und dabey bleibt's. Mein Vetter der Kammer-Justizrath hatte ein Project für mich, das mit sehr viel vortheilhaften Aussichten verknüpft war und mit aller Wahrscheinlichkeit eines guten Erfolgs. Ich hätte aber dabey ganz aus meiner bisherigen Bahn herausgemußt, das hoffe ich ist nicht weiter nöthig zu haben.

An Heyne. K. den 29. July 1781.

Werthester Herr Hofrath, mein Versprechen war Ihnen zu schreiben so bald ich einigermaßen würde zur Ruhe gekommen seyn. Heute ist der erste Tag, da ich wiederum einen Blick in die Zukunft thun darf, die mir auf einmal war verfinstert worden indem ein unergründliches Schicksal mich zurückgeworfen hatte in Unbestimmtheit und Unthätigkeit. Meine Lage fängt wiederum an eine neue vortheilhafte Wendung zu nehmen, welches ich vornehmlich Ihrem Rathe zu danken habe, der mich determinirte geradezu zu demjenigen Manne zu gehn, der ist der einzige war, der mir helfen konnte. Ich bin gestern bey Guldberg gewesen, und habe so viel bewirkt, daß mir eine Arbeit aufgetragen worden, die mit meinen Studien connex ist, nebst dem Versprechen ernstlicher Unterstützung auf den Fall, daß



man Ursache haben wird mit mir zufrieden zu seyn. Dieß war nun alles was ich wünschen und mehr als ich hoffen durfte, da ich gewissermaßen ein Fremdling bin in meinem Vaterlande und gegenwärtig bey uns ein sehr patriotistischer Geist Mode ist. — Ich habe dem Minister unsern ganzen Plan vorgelegt, nämlich so wie es bey einer ersten Unterredung geschehen konnte, und ich fand, daß er ihm nicht mißfiel. Ich habe mich dabey stark auf Sie berufen, auch überhaupt rühmlicher von mir selbst gesprochen, als sonst leicht meine Weise ist. Sie werden diesen Brief bald beantworten, und mir mancherley Rath und Unterricht ertheilen um die ich eben nicht Zeit habe Sie zu bitten, deren Nothwendigkeit Sie aber schon selbst abstrahiren. Ich brauche es Ihnen nicht zu wiederholen, wie sehr ich Sie liebe und verehere. G. Z.

An denselben. R. den 11. Sept. 1781.

Beide Ihre Briefe habe ich empfangen, und danke Ihnen recht sehr dafür. — Guldberg wünscht, daß ich dem zu machenden Verzeichniß der merkwürdigen Stücke in unsern Sammlungen eine Vorrede vorsezte, worin ich vom Studium der Antiquität im Allgemeinen handelte, und besonders meinen Plan, meine Art dieß Studium anzusehen und zu behandeln, das was ich glaubte gethan zu haben, und was ich meynete leisten zu können auseinander setzte, damit er dadurch um so viel mehr gerechtfertigt sey, wenn er einmal etwas rechtes für mich thäte. Dieser Gedanke muß

mir sehr willkommen seyn, die Ausführung aber erfordert da wiederum viel Vorbereitung: ein anders ist, seine Pläne im Busen tragen und zufrieden mit einem halb dunkeln Bewußtseyn ihrer Gegenwart sich in seinen Handlungen durch sie bestimmen lassen, ein andres sie bestimmt und detaillirt der Welt vor Augen zu legen und sich dem Urtheil all der vielen aussetzen, die uns nicht verstehen können oder nicht verstehen wollen. Die in Ihrem ersten Schreiben empfohlenen Werke habe ich alle bis auf den Wanduri hoffe den aber auch noch aufzutreiben. — Es dünkt mir ein wunderlich Ding, daß alle die von Münzen schreiben, indem sie sich an die rariora halten, und die übrigen ad calcem bundeweise verzeichnen, sich das Ansehen geben, als supplirten sie und nirgends existirt der Hauptkatalog. Muz-zabarba freylich ist so was, so weit er geht \*), allein die Beschuldigung ist allgemein, daß ihm Kritik und Genauigkeit fehle; auch konnte es bey der Natur des Unternehmens nicht wohl anders seyn. Alles zusammen bringen von allen Seiten, dieß ist zu viel für Einen Menschen, wenn's gehdrig geschehen soll. Was ich haben wollte, und was mir der einzige Weg scheint um eine bestimmte, zuverlässige Uebersicht zu bekommen, von dem, was wir in diesem Fache schon entdecktes vor uns haben, und einen Maßstab, um die Seltenheit des uns aufstoßenden Einzelnen ohne weitläufige Untersuchungen erkennen zu können, wären vollständige

---

\*) Er, so wie Oeca, hat die Römischen Fasten seiner Anordnung zu Grund gelegt. D. H.

wohlgeordnete und mit Genauigkeit abgefaßte Kataloge von etwa ein halb Duzend der zahlreichsten vorhandenen Sammlungen. Aus Gegeneinanderhaltung dieser Verzeichnisse machte einer einen Hauptkatalog, und zu dem supplirten in Zukunft diejenigen, die in dieser Wissenschaft Entdeckungen zu machen Gelegenheit hatten. So wie sich's ißt verhält muß einer schier ein halbes Leben daran gewandt haben, um mit Zuversicht ein paar Münzen für anecdota zu erklären; denn des Geschriebnen ist so erstaunlich viel, und schließt sich nirgends an einander. Freylich finde ich auch, daß man's hiermit so genau nicht nimmt; allein mich dünkt, daß man's genau nehmen sollte; dieselbe Münze zum 2 — 3ten male bekannt zu machen ist ja nur Zeitverlust.

Ein anderes Desiderium in den numismatischen Werken, wie in den antiquarischen überhaupt, ist die so sehr vernachlässigte Treue der Zeichnungen. Im *Cismelium Austriacum*, das mit so vieler Pracht und Praelery gedruckt ist, in der schönen Römischen Ausgabe von Baillants Lateinischen Kaisermünzen, selbst im Pellerin entdeckte ich Disharmonie zwischen den Abdrücken und den Beschreibungen. Was kann ich nun erwarten in Ansehung solcher Dinge, die in der Beschreibung eben nicht berührt worden, oder in Ansehung der Stücke, die man nicht beschrieb. Aerger wird's wenn man einerley Stücke in verschiedenen Werken confrontirt, oder wenn man zu Geßner kommt und sieht Dinge, wo man a priori drauf schwören könnte, daß sie unrichtig sind. Z. B. Pflüge mit Rädern, dergleichen

noch in ganz Italien unbekannt sind, und nach den Nachrichten die wir haben in allen südlichen Ländern mit Einschluß selbst von Südfrankreich.

Leid thut mirs ißt freylich, daß ich mich in Göttingen nicht mehr auf diese Wissenschaft gelegt habe, allein der izige Fall ließ sich damals nicht voraussehen. Wenns möglich zu machen steht, so komme ich wiederum nach Göttingen und ich rechne schon mit einer Art von Zuversicht auf die Möglichkeit, etwa über ein Jahr oder so, um von da aus eine dritte Reise zu unternehmen. Doch bey meiner Lage läßt sich wenig voraussehen.

Aus meinem Reisejournal möchte ich ißt wohl eins und das andere bekannt machen, nur über die Weise bin ich mit mir selbst nicht recht einig. Was ich habe ist nur skizzirt, und es recht auszuarbeiten ist ißt die Zeit nicht. Aber Stücke ließen sich wohl herausnehmen, und so weit ins Reine bringen, daß sie etwa in eine periodische Schrift eingerückt werden könnten. — — Noch eine Materie; den Hauptschmuck der Alten wünschte ich näher classificirt, und Worte zu haben, wodurch man ohne Umschreibung die jedesmalige Beschaffenheit desselben präcise und zugleich, wenns möglich wäre, übereinstimmend mit dem Sprachgebrauch der Alten-anzeigen könnte.

Ich bin mit aufrichtiger Ergebenheit Ihr Freund  
und Diener G. Z.

Die einfachen aber wichtigen Gedanken über die Behandlung archäologischer Gegenstände, welche dieser Brief enthält, treten noch in dem letzten Werke Zoegas wieder hervor. Denn ein ähnliches Repertorium für die erhobenen Werke gedachte er anzulegen, wie er hier für die Münzen wünscht und wie Eckhel wirklich geliefert hat. Zwar hatte dieser schon in seinen *Numi veteres anecd.* 1775 und in dem *Catalogus musei Caesarei Vindob.* 1779, welche Zoega, nach einem späteren Briefe, damals noch nicht kannte, die Ordnung befolgt, die seinem Hauptwerk zu Grunde liegt; allein den Plan der neuen Gestaltung der ganzen Münzwissenschaft, deren Linne er mit Recht von Hrn. Millin in der *Notice historique* genannt wird, trug er erst 1786. in der Vorrede der *Descriptio Numorum Antiochiae* vor. Die Nothwendigkeit, Abzeichen und Beywerke in der Kunst nach den verschiedenen Arten durch festgesetzte Ausdrücke und wo möglich mit dem Sprachgebrauch der Alten übereinkommend, bestimmt und ohne Umschreibung zu bezeichnen, ist z. B. noch zu Taf. 88 der *Bassirilievi* nachdrücklich behauptet. Vermuthlich hatte er damals die eigenthümlichsten Gedanken, welche ihn bey allen seinen Arbeiten geleitet haben, schon gefaßt. Auf den großen in dem Brief an Heyne berührten wissenschaftlichen Lebensplan beziehen sich vielleicht auch die schönen Griechischen Worte, die er um diese Zeit einem Freund in das Stammbuch schrieb: Denn was erreichte wohl nicht die allerkühnende Seele wenn sie will? *Τί γάρ οὐκ ἐδελήσαυσα ἢ παντίτολμος ψυχῇ ἐπιτυχίσαιτο*; In der fun-

zen Itaiänischen Tagesliste, oder Auszug aus den Tagbüchern von 1776 bis 1782 ist aus der Zeit in Kopenhagen bemerkt: 3. Aug. über das Lutherthum. 10. Sept. über die Originalität. 26. Nov. Verdickungs- und Sterblichkeitslisten von Dänemark. 11. Dec. Ueber Erzeugung der Körper u. s. w. 20. Dec. Das Gute entsteht aus dem Bösen, das Böse aus dem Guten — (ein Gegenstand, worauf viele seiner Ansichten, seine ganze der Identitätslehre verwandte Geistesstimmung ihn hinleiten und immer wieder zurückführen mußte) — 3. Febr. 1782. Fruchtbarkeits- und Sterblichkeitslisten. 15. Apr. Katalog des Guldbergischen Cabinets.

---

Aln. Heyne, den 6. Nov. 1781.

Verehrungswürdiger Mann, weil ichs Ihnen vornehmlich verdanke, daß ich in eine Laufbahn gekommen bin, wie ich mir sie wünschte und wie ich sie kaum zu wünschen wagte, so darf ich, muß ich auch eilen, Ihnen von meiner näheren Bestimmung Nachricht zu geben, noch zu einer Zeit, da ich sie sonst jedermann zum Geheimniß machen muß. Vielleicht bin ich schon innerhalb sechs Wochen, vielleicht noch eher bey Ihnen, aber nur auf wenige Tage. Nachdem verschiedene Schritte geschehen waren, die noch nichts bestimmten, die mich aber hoffen ließen, daß das was meine Absicht war und welches ich nicht gerne geradezu vorschlagen wollte, mir würde angeboten werden,



ist mir gestern der Antrag geschehen, noch diesen Winter eine Reise von zwey Jahren anzutreten, — auf königliche Kosten, in der Absicht, Numismatik und Daktylidtik aus dem Grunde zu studiren, und mit der Sicherheit, nach der Rückkehr bey dem K. Münz- und Gemmencabinet angesetzt zu werden. Es versteht sich, daß ich dieß ohne einiges Zögern annahm — die Sache wäre also igt in ihren wahren Gang gebracht, und meine Aussichten reichen sehr weit. Izt in einer ruhigen unabhängigen Verfassung an Orten, die Nahrung haben für mein Studium, voll Liebe dafür, und nicht ganz ohne vorläufige Kenntnisse, unterstützt und geleitet durch Ihren Rath und Ihre Freundschaft, kann ich hoffen etwas auszurichten. Ich entgehe nun der überhaupt und für meine Denkart doppelt unangenehmen Nothwendigkeit, vor der Welt aufzutreten, ehe ich noch all die Einsichten, alle die Uebung besaß, die ich von mir selbst gefordert haben würde, und wozu jungen Gelehrten so selten Zeit gelassen wird. Ich hatte die Arbeit übernommen, weil ich sie nicht füglich ablehnen konnte, und weil ich hoffte, nach einem halben Jahr im Stande zu seyn, sie erträglich, und etwa so gut, als vielleicht eben kein andrer hier bey uns auszuführen. Ich rechnete dabey auf Ihre Hülfe und dennoch in der Entfernung konnte ich nicht so recht Gebrauch davon machen. Ich hatte es nicht zum Geheimniß gemacht, daß mir noch sehr viel mangelte an den Kenntnissen, die ich zu besitzen wünschte; hatte vielmehr gesucht darauf aufmerksam zu machen, und daß nur eine Reise mich noch recht geschickt machen könnte. Izt

überlegt man zugleich, daß das königl. Cabinet noch nicht in der Ordnung wäre, worin man es beschreiben wünschte, daß noch vorläufig verschiedene Einrichtungen gemacht werden müßten, und also ein neuer Plan. Ich habe gestern Abend ein zweyständige Unterredung gehabt mit dem Staatssecretär Guldberg, einem Mann, der in jeder Rücksicht meine Erwartungen weit übertrifft. Er hat eine beträchtliche Sammlung von Münzen, worunter manches seltene Stück ist, und eine Anzahl Idolen vornehmlich Aegyptischer, die zum Theil ganz ausserordentlich sind. Der Staatsminister Graf von Moltke interessirt sich auch besonders für das antiquarische Studium. Ich habe ihm verschiedene Aufsätze vorlegen müssen, und auch Ihre Auffoderung gezeigt, Ihnen bey der Anordnung eines Münzcabinet's behülflich zu seyn, und die Kasseler Preisfrage zu beantworten. — Hier erwarte ich kein Schreiben mehr von Ihnen, es wäre denn, daß Sie mir rathen meinen Weg lieber über Berlin und Dresden zu nehmen als über Göttingen. Jene beyde Städte, die so viel für unser Studium wichtiges enthalten, habe ich zu frühe gesehn, um es mit Nutzen gethan zu haben, und wenn es igt nicht geschieht, so weiß ich nicht ob jemals. Ich werde mich hierin, wie in allem was von mir abhängt, bloß nach Ihrem Rathe richten. — G. 3.

An den Vater. K. den 1. Dec. 1781.

Nachdem ich mich drey Male vergebens zur Audienz bey Guldberg gemeldet hatte, schrieb ich ihm ge-

stern, in der Absicht ihn aufs neue an mich zu erinnern, und zugleich mit einem Winke, der vielleicht einen Aufschub der Reise bis zum Frühjahr bewirken könnte. — Ich habe zur Antwort erhalten nach 8 Tagen wieder eine Audienz zu verlangen. Von der Art wie er mir die Sache vorgetragen, und wie er überhaupt mit mir und von mir gesprochen hat, muß ich in der Hauptsache ruhig seyn, um selbst allen Schein der Ungeduld und des Mißtrauens zu vermeiden. Ich kann sterben sagte er einmal zu mir, oder kann mir sonst etwas widerfahren, aber ich will für Sie sorgen, daß Sie auf alle Fälle gesichert seyn sollen. Ich kann keine Ursache ergründen, warum er gegen mich anders sprechen sollte als er meynt. — Daß man mir mehr geben wird, als das Nothwendige, erwarte ich nicht. — Aber mir muß es nur um den ersten Schritt zu thun seyn. Alsdann läßt sich mit Zuversicht handeln. Auch hoffe ich, daß ich, obschon von Natur ein schlechter Oekonom, durch Schaden bin gewitzigt worden, wenigstens habe ich entbehren gelernt, und viele Dinge, die mich sonst leicht reizten thun es iht nicht mehr.

An Heyne. Den 22. Januar 1782.

Es war von Anfang an, sobald der Reise gegen mich gedacht worden, meine Absicht, dasjenige was an antiken Sachen hier vorhanden ist, vorläufig kennen zu lernen; allein allenthalben fand ich Hindernisse, und die Antworten, die man mir ertheilte, waren immer höchst unbestimmt. Das was der Staatssecretär selbst besitzt und die Gemmen auf Rosenberg waren

das Einzige, was ich hatte überkommen können, und beides war mir so überhin gezeigt worden. Um die königliche Münzensammlung mußte mir am meisten zu thun seyn. Diese ist außer Ordnung und ohne bestimmten Aufseher, wird also gewöhnlich nicht gezeigt, und wenn zu dergleichen eine specielle Erlaubniß angewirkt werden soll, so hats denn eine Schwierigkeit und Zögerung. — Den Winter bisher habe ich also bloß mit Lesen zubringen müssen. Was hier an numismatischen Werken von einigem Werth zu haben war, habe ich theils durchstudirt theils durchgelaufen. — — Angenehmer als mit jenen Werken, vielleicht auch mit mehr Nutzen, habe ich einen Theil meiner Zeit zugebracht, mit Lesung verschiedener Griechen im Zusammenhange, und so daß ich sie besonders auch mit Rücksicht auf mein Fach excerpirte. Damit gedenke ich, wo ich in Zukunft seyn werde, so viel es geschehen kann, fortzufahren. Kein Buch habe ich je mit so viel Vergnügen gelesen, selbst den Homer nicht, als izt den Plato. So der Dichter mit dem Philosophen verbunden, so das Wunderbare, oft das Ugeheure, mit dem Tiefgedachten und wiederum mit dem Schönen verknüpft. Ich hatte sonst nur einzelne Dialogen gelesen, und zu einer Zeit, da ich wenig davon faßte: diesen Winter habe ich ihn von Anfang bis zu Ende durchstudirt. Vieles blieb mir dunkel, da denke ich aber wie Sokrates von Heraklit, und hoffe dabey auf aufgeklärtere Zeiten. \*) Ich kann hier keine an-

---

\*) Sokrates gab das Buch des dunklen Herakletes mit den Worten zurück: Was ich verstanden habe ist von

dere Ausgabe haben, als die Baseler von 1534, die so voll Druckfehler, und so übel interpunktirt ist. Bey dieser Lectüre, so wie bey meinem Studiren überhaupt, mache ich mir von Zeit zu Zeit Punkte, theils was mir dunkel theils was mir merkwürdig scheint, in der Absicht, sie Ihnen, wenn ich nun wiederum nach Göttingen komme, vorzulegen. Oft begegnet mir dabey, daß die Dunkelheit sich in der Folge von selbst hebt, und freylich nicht selten die Merkwürdigkeit zugleich mit der Dunkelheit wegfällt. Ich spüre es oft zu meiner Kränkung, daß ich von Anfang an nicht systematisch genug studirt habe: doch hoffe ich, daß die verschiedenen Umwege, durch die ich in meine gegenwärtige Bahn gekommen bin, mir noch zu Statuten kommen werden, wenn man mir nur Zeit läßt.

An den Vater. Den 15. April 1782.

Meine Sache ist schon abgemacht, aber noch nicht ausgefertigt. Ich erhalte auf zwey Jahre jährlich 600 Rthlr. und die Versicherung nach der Rückkehr die Aufsicht über das königliche Münzcabinet zu bekommen. Dieß ist mehr als ich erwartete, und es würde Undankbarkeit seyn, wenn ich nicht mit meinem Schicksale vollkommen zufrieden wäre, und nicht aus allen Kräften mich bestreben würde kein schlechteres zu verdienen.

---

ächter hoher Art, und ich glaube auch was ich nicht verstanden habe; nur bedarf es eines Delischen Tauchers. Diog. Laert. D. 5.

Fast mehr Eindruck als die Sache selbst hat die Art, mit der man mir begegnet ist, auf mich gemacht, besonders, daß man mich nicht, wieß der Fall der meisten jungen Gelehrten ist, in die Nothwendigkeit gesetzt hat mit unreifen Arbeiten vor der Welt aufzutreten. Ich weiß nicht welcher gute Geist mir die Gunst des Staatssecretärs zugewandt habe in einem Grade, der mich oft beschämt, weil ich nicht die Ueberzeugung besitze, sie so verdient zu haben. Ich habe ihn die letzte Zeit her verschiedene mal gesprochen: er bestimmt mir alsdann gerne die letzten Stunden des Tags wenn seine Geschäfte geendet sind, unterhält sich lange mit mir und läßt mich ganz vergessen, daß ich mit einem Minister spreche. Bewundern muß ich die Munterkeit, die ich dann noch bey ihm finde, nachdem er den ganzen Tag über mit der mühsamsten Arbeit beladen gewesen, jedermanns Anliegen zu hören vom Vornehmsten bis zum Geringsten, jedermann Rath zu ertheilen, sich für jeden im Einzelnen und zugleich für alle im Ganzen zu interessiren.

---

Die letzte Unterredung mit Guldberg war nur wenige Stunden vor der Abfahrt. Dieser gab ihm eine eigenhändig geschriebene Anweisung mit, wornach er am 1. July 1784 zurück seyn, unter Eckhel sechs Monathe, in Italien neun, in Frankreich drey und endlich in Mannheim, Kassel, Dresden und Berlin auch drey Monathe studiren, und besondere Rücksicht nehmen sollte auf Aechtheit, Kunstwerth, Anordnung



der Gemmen und Münzen, in Ansehung der letzteren auch auf die Seltenheit, ohne die außergriechischen und römischen Münzen und die des Mittelalters und die Sigillen zu übersehen. Der Schluß war: Ich, der ich Hrn. Zoega kenne, brauche ihm nicht anzubefehlen, daß er Zeit zu finden suche, während der Reise seine Sprachkenntniß und geographische und historische Einsichten vereint mit der Mythologie und den Antiquitäten auszubilden und zu erweitern. — Dieser Anweisung wurden mündlich so viele freundliche Anschläge und Aufträge, so viel theilnehmendes und gütiges hinzugefügt, daß Zoega gerührt von dem Minister schied. Und so reiste er zunächst nach Mögeltöndern und blieb noch acht Tage im väterlichen Haus, wo man ihn seitdem nicht wieder gesehen hat.

Aus diesen Tagen ist ein mit Bleystift geschriebener Zettel an Esmarkh.

L ö r n i n g M ü h l e den 16. May 1782.

Um mich einmal wiederum eine Viertelstunde zu erholen von den Familiengesellschaften, die meine Geduld so oft auf die letzte Proben stellen. Alle diese Leute sind so Herzensgute Leute, meynen's so gut und so redlich, und machen einem das Leben so jämmerlich sauer, weil man eben pflichtshalber, und um sie nicht zu betrüben sich stellen muß, als würde man nicht sekkirt. Noch bin ich kaum recht in das Familienwesen hinein gekommen, wie wird mir's ergehen bis ich wieder heraus bin. Schon in Fühnen hat mir's nicht recht schmecken wollen. Alle diese Provinzialen, selbst

die besten unter ihnen hängen dem Kleinfügigen so nach. Doch muß ich meinen alten Silenus auf Brosilücke ausnehmen. Das ist noch ein Mann, der auf seinen eignen Posten concentrirt diesen ganz ausfüllt. Das Müllerhaus, wo ich dieß schreibe, hat eine vor-  
treffliche Lage wie vielleicht keine andere ist in Dänemark. Mitten im Walde, an der Seite eines grasigen Hü-  
gels, auf dessen Spitze sonst ein Schloß lag hinab ge-  
gens Thal, wo die Mühle ist, und das Wasser, wel-  
ches schäumend über sie herab fällt, einen schlängelnden, rauschenden Bach formirt, an dessen beyden Sei-  
ten des Müllers obstreicher Garten liegt. Höher als  
die Mühle liegt der Teich in die Länge gedehnt, einem  
mäßigen Strom gleich, halbumzingelnd einen großen  
vielförmigen, mit schlanken Buchen dicht bepflanzten  
Hügel. Denk Dir den spiegelhellen See bey Abend,  
auf seiner Fläche das Bild des Waldes und all des  
Laubes, das nach den ersten Frühlingstagen nun lang  
verschlossen ungeduldig hervorbricht. Alle Frühlings-  
fänger sind ißt munter, der Kuckuk, der Staar, die  
Amsel, auch schlagen hier ein paar Nachtigallen, doch  
hatte ihre Stimme sich noch nicht erholt von der May-  
enkälte. Die erste hörte ich Sonntag Abend als ich  
vor der Bucht vor Nyborg lag und über das schöne  
Wetter murrte, das nach überstandenen heftigen Wind-  
stößen nun uns hinderte den Hafen zu erreichen. Den  
Tag höre ich auch allenthalben als die Epoche ihres  
Anfangs nennen. Wir brachten eilf Stunden auf dem  
Wasser zu, und ich war wie gewöhnlich jämmerlich  
krank.

Den 21. May. Von flachen baumlosen Gegenden ist Mögeltöndern immer eine der angenehmsten; und die mancherley Erinnerungen geben ihr für mich natürlicherweise einen besondern Reiz. Den langweiligen dorfmodischen galanten Gesellschaften bin ich bisher noch ziemlich entgangen. Ich bin beständig unter meinen Geschwistern, deren drey zu Hause, gute, liebe Geschöpfe und die mich auch recht lieb haben.

An E s m a r ch.

Sachsegarten den 10. Jun. 1782. \*)

Wiederum hier nach all dem Herumirren in der Welt, hier, wo wir sonst so eingeschränkter Seele so manchen Morgen, so manchen Abend verträumten, eines guten Eyerfuchens froh waren, oder wenns hoch kam uns über die Nachtigallen unsrer alten Birnbäume ergötzten. Wie's doch in allem Thun und Wesen so gewisse Punkte giebt, um die wie durch ein Verhängniß die Dinge sich drehen müssen, und wo wir immer wieder zurückkommen, wie wenig wirs uns einfallen lassen. Göttingen scheint nun einmal ein Sprosse geworden zu seyn an der Leiter meines Hinauf- und Hinabsteigens: aber so oft ich da komme ist mir die Erinnerung des Vergangenen angenehmer als die Gegenwart. Seit Sonnabend vor acht Tagen bin ich hier, morgen gehe ich auf Gotha. Es ist mir lieb, daß der Plan meiner Reise es mit sich brachte, nicht lange hier

---

\*) Mit Bleystift gekritzelt. D. H.

zu bleiben; denn ich bins schon wiederum sehr müde. Heyne ist krank gewesen und darum ist mit Geschäften überhäuft; so spreche ich ihn zwar täglich, und man profitirt von dem Manne immer etwas; kann aber nicht in seiner Gesellschaft arbeiten, was eben das Wichtigste gewesen wäre, und scheue mich ihm mehr Zeit zu rauben, als ich gezwungen bin. Ausserdem ist hier wenig für mich zu thun, und Leute nach meinem Sinn finde ich hier eben nicht. Münster gefällt mir noch am besten, mehr als ich erwartete. Er ist gestern seinem Vater entgegen geritten nach Einbeck und gedachte ihn diesen Mittag hierher zu bringen, werden aber wohl nicht vor Abend kommen. Daß ich Dir heute und zwar von Sachsengarten schreibe, ist unabsichtlich. Ich fühlte mich nach Tisch träge, schlummerte einen Augenblick, war noch träge, wollte Kaffee trinken, überlegte, daß er in meinem Logis nicht taugte, und fiel mir denn endlich ein nach dem Garten zu gehen. Hier habe ich nun wohl Kaffee bekommen, der eben so schlecht ist als eine Aufwärterin ihn macht; unterdessen lasse ich mir ihn so gut schmecken, als sichs thun läßt, und, statt wie es mein Plan war, ein mitgenommnes Büchlein de abruptionibus numismatum Romanorum, das auf einen Gang vors Thor kein alltäglicher Gefährte ist, zu studiren, dünkte michs besser ein paar Worte an Dich zu schreiben, schon mir alles fehlte, was hübsche Leute zum Brieffschreiben zu brauchen pflegen, und selbst von diesem elenden Papier, worauf ich mir die Freyheit nehme, meine Worte an Dich hinzumalen, hatte ich eben nur einen Rest zufällig mit mir gebracht,

der mir von einem Bogen, worauf ich diesen Morgen in der Bibliothek Ertrurische und Basilidische Alphabete copirt hatte, übrig geblieben. Ich sehe, daß Du meinen Brief von Törning hast lesen können; also hoff ich, diesen auch. Nun zum Inhalt. Von Mögeltondern nach Tulk, daselbst Nachtlager; Kiel Mittagmal und Nachtlager. Madame — die für mich seltene Hochachtung und Freundschaft hegt, war krank gewesen und konnte noch nicht gesund werden; also sprach sie weniger, war folglich nicht vollends so unerträglich als sonst. Mein Bruder da ist recht ein guter Junge; er kommt Ostern nach Kopenhagen, so adressire ich ihn an Dich. Er begleitete mich nach Ploen, wo ich dritthalb Tage blieb. Der Graf Schmettow nahm mich überaus wohl auf, vergiß nicht Grube recht sehr viel Dank abzustatten für die Adresse an ihn. Schon bloß den Mann kennen gelernt zu haben, war den Aufenthalt da werth. So viel Feuer und Leben, verbunden mit so viel Güte, und wiederum noch bey dem hohen Alter begleitet von so viel Raschheit und Uebermuth. Es ist ein herrlicher heilloser Mann, denk dir nun dabey was Du willst: oder aber einen Charakter, von dem etwa Grube eine schwache Copie wäre, so was ungefähr, doch auch nicht ganz so was. Ich bin eben heute in keiner Reisebeschreiberlaune, wollte nur so meinen Kaffee trinken ohne Arbeit und ohne Langeweile. Bist Du je in Ploen gewesen? Mein Vater ist da auf der Schule gewesen, und kanns nicht müde werden, mit Entzücken von der schönen Gegend zu erzählen. Wirklich ist auch die Lage schön, so zwischen ihren brei-

ren Seen, das Schloß auf seinem Hügel mit seinen Gärten und Wäldchen umher, und wenn nun da vor dem der Herr des Ländchens von einem Giebelfenster seine Kinder alle überschauen könnte und sich freuen, daß ihm Gott so eine schöne Wohnung gegeben. Mein Vater erzählt dann immer auch vom letzten Herzog, wie's so ein gutmüthiger Herr war, und weil er gern selbst genoß auch gern andern Genuß vergönnte. Bald hätte ich vergessen, daß Du Grube sagen mußt, wie des alten Generals Cabinet noch meine Erwartung übertroffen, und daß ich ihn hätte, so viel er dazu beitragen könnte, zu hindern, daß es nicht außer Landes verkauft würde. Ich hoffe, daß wirs fest haben, wenn nur nicht das Angefangene in Vergessenheit und Versäumniß geräth. Ich war von Morgen bis Abend damit beschäftigt, und mehr Freyheit als ich hatte kann man in einem Cabinet nicht haben. Bitte Grube, daß er in seinem Nächsten dem Grafen recht viel und herzlich für alle mir erzeigte Güte danke. Von Ploen nach Altona — den folgenden Tag über die Elbe. Fabricius und Moldenhawer waren in Hamburg, ich sprach sie aber nicht. Melde mir doch die Anzahl der Todten in den letzten Wochen bey euch. Daß die Russische Pest beynahe ganz Deutschland durchstreift hat, und schon England erreicht, wirst Du schon wissen. Sie ist mir unterwegs ein herrlich Thema gewesen, wo ich sonst nichts zu sprechen hatte. Ich liebe diese Wetter- und Gesundheitsgespräche wie mein Leben. Solltest Du B. sehen, so sag ihm, daß ich seine Mutter gesprochen. Sie sitzt noch immer-



während am Spinnrad mit ihrem einzigen Zahn und schüttelt den Kopf über das thörichte Beginnen der Menschenkinder; darin doch verschieden von Perseus Wegweiserinnen, daß ihrer drey waren um den einzigen Zahn. Ich mußte ihr Red und Antwort geben über das Befinden aller ihrer Vettern und Muhmen, Leute mitunter, die ich selbst nicht kannte noch je gekannt hatte. Da stand ich wie ein armseliger Inquisit; durfte weder bekennen, daß ich unwissend war, noch lügen. Der H. spricht wie ein Buch und mockirt sich über alles, was ihr andern in Kopenhagen thut und was ihr ungethan laßt. Ueber den Kanal hat er mir geprophezeit wie ein Jeremias. Melde mir doch etwas von Entstehung und Fortgang der neuen Kanalcompagnie und dergleichen Dinge wie Du wohl weißt daß ich sie gern habe. Mein Kasse ist getrunken und alles Papier ist auf. Got ha den 21. Jun. Wie Du mir prophezeitest habe ich richtig den Münster verfehlt. Das ist aber eine heillose Art wie der Mann reist, und wenn Du wüßtest was all für Unheil daraus entsteht. Daß ich nun in der Hoffnung getäuscht werde, hier so noch ein Restchen von meinem liebwerthen Vaterlande zu sehen, auch vielleicht ein gewisses Präsent mir entgeht, das Du mir ich weiß nicht quo jure versprochen hattest, deß wollen wir gar nicht gedenken. — So reise ich diesen Abend in aller Stille mit Extrapost in Gesellschaft eines Herrnhutischen Bettelmönchs davon. Ich bin seit Sonntag hier und habe meinen Zweck hier besser erreicht, als ich erwartete, ob ich gleich fühle, daß ich noch nicht Uebung genug hatte, um in ei-

nem so großen Cabinet in der mir eingeräumten Zeit etwas rechtcs zu profitiren. Der alte Hofnumismatiscus hat mich ordentlich lieb gewonnen, und hat mich gedauert um die Mühe, die der gute Greis sich gegeben hat mir nützlich zu werden. Ich bin einverkehrter Mensch, wenn man mehr gut gegen mich ist als ichs erwartete, so werde ich verdrüsslich: ich wäre sonst wohl noch einen Tag oder zwey mehr geblieben. Es ist mir da als wenn einem Ausgaben kommen, auf die man nicht gerechnet hatte. Ich wollte dem Manne nur eine alltägliche Verbindlichkeit haben. \*) Ich kann ihm die Mühe, die ihm wirklich sauer geworden ist, auf so gar keine Weise vergüten. Izt recommandsirt er mich noch an den Herrn von Murr, der soll mir mit dem Praunischen Cabinet herausrücken. Dann nach Regensburg und ohne Verzug zu Schiffe. Heute über vierzehn Tagen in Wien. Du wirst doch wohl gemacht haben, daß ich einen Brief von Dir vorfinde. Was ich in Göttingen geschrieben habe schicke ich Dir wie es ist, ich mag's nicht einmal nachlesen, und kannst Du's nicht lesen, so ist auch weiter nichts daran versehen. — —

---

\*) Sokrates wollte nicht zum Perdikkas gehn, damit er nicht, wie er sagte, das größte Unglück erfahre, Wohlthat zu empfangen und nicht erwidern zu können. Marc. Anton. XI, 25. — Der Münzgelehrte in Gotha war der Hofrath Schläger. D. H.

An Esmarch. Wien den 19. July 1782.

Daß ich keinen Brief von Dir erhalte, beunruhigt mich sehr, und nicht von Dir allein, es scheint mein ganzes Vaterland habe mich vergessen. Heute bin ich schon vierzehn Tage hier, ich erwartete ich weiß nicht wie viele Briefe vorzufinden; nur Hutchinson und Birch hatten Wort gehalten, von allen den übrigen noch kein Wort. Meinem Vater habe ich schon vor acht Tagen geschrieben. Es ahndet mir als sollte ich von Hause eine unangenehme Nachricht bekommen. Ich fange igt an glücklich zu werden, bin im Begriff meine Wünsche zu umarmen; nie bin ich feiger als eben in solchen Zeitpunkten, ich erwarte da immer einen Zuwachs der andern Schale, zum Gleichgewicht, wies von jeher gewesen war; ist mir ordentlich als mangelte mir etwas so lang ich keinen Gram habe. — — Es ist mein Schicksal gewesen seit ich von Pldn wegfuhr beständig ausgesucht schlechte Gesellschaft zu haben, und das verfolgte mich bis an die Thore von Wien. Nur mein Bettelmonch, von dem ich Dir sagte in Gotha, war ein guter Kerl. Wir wurden noch Herzensfreunde, ehe wir uns trennten, ungeachtet ich mich für einen Katholiken ausgab, viele Lehrsätze dieser Kirche aus allen Kräften und manchmal ihm unüberwindlich vertheidigte, auch zu seinem Evangelischen Institut in Neuwied keinen Beytrag that. Sie wollen da nämlich eine Kirche und Schule errichten für die Protestanten der umherliegenden Katholischen Lande. — Sein Name war Röntgen, ich nannte ihn damals einen Herrnhuter,

allein eigentlich war er nur ein Herderianer. Eine seiner Predigten hat er mir in sehr sauberer Abschrift geschenkt. Ich habe sie Eckhof mitgetheilt, der den Kopf darüber schüttelt, indem er zugleich den originalen Mann darin erkennt. Warum ich Dir so viel vor-  
 schwaße von dem Pfaffen? Aber ich bin arm an Ma-  
 terie und überlasse das Schreiben ganz meiner Feder. —  
 Ich habe den Nachmittag an Guldberg geschrieben,  
 da wirst Du mirs nicht verdenken daß ich mich erschöpft  
 habe. Daß ich hier eine sehr günstige Aufnahme ge-  
 funden so wohl bey unserm Minister als bey den Ge-  
 lehrten meines Fachs, wirst Du Dir schon ohne mein  
 Erinnern vorstellen. Es waren *preces armatae*, die  
 ich ihnen vorzulegen hatte. — — In Nürnberg blieb  
 ich bis den dritten Tag. Meinen Zweck da verfehlte  
 ich doch halb: ich erwartete ein weltberühmtes Cabi-  
 net zu sehen, nennt sich das Praunische, und fand den  
 Besitzer und die Schlüssel nicht zu Hause, und erwartete  
 aus dem Umgange des Herrn von Murr viel zu  
 lernen, und fand in ihm einen faden Stoppler. Er  
 zeigte mir die geschnittenen Steine des Praunischen  
 Cabinets in Abgüssen; ist fast kein recht schöner drum-  
 ter. Den 27. macht ich mich auf den Weg nach Re-  
 gensburg, um zum drittenmal die Donaufahrt zu ma-  
 chen, und hätte nebst der Postkutsche und der gesamm-  
 ten Gesellschaft beynahe das Schicksal gehabt den Hals  
 zu brechen. Vergessen hab ich noch Dir zu erzählen,  
 daß ich in Passau beynahe unverdienterweise ein Mär-  
 tyrer des Protestantismus geworden. Es ist da über  
 der Stadt auf einer Anhöhe eine wunderthätige Ma-

donna, zu der eine bedeckte Treppe hinaufführt. Da  
 lauf ich hinauf, sobald wir angekommen waren, und  
 bin schon die Hälfte hinan, ehe ich gewahr werde,  
 daß es eine heilige Treppe ist, wo rechtgläubige Chris-  
 sten nur auf den Knieen hinaufrücken: hinab nur geht  
 man sie. Und eben wars Festtag derselbigen Madon-  
 na, wovon mir auch nichts bekannt war, und die Trep-  
 pe, die ziemlich lang ist, voll Menschen, und diese  
 alle guckten mich an, und die Leute waren Bayern,  
 die keinen Spaß verstehen; da ward mir nun bey dem  
 Umstände ziemlich bange. Zum Knieen war ich eben  
 nicht aufgelegt, mitten auf der Treppe umkehren,  
 hätte mich noch doppelt verrathen, und hätte dabey  
 meines Zweckes verfehlt; so nahm ich die andächtigste  
 Miene an, der ich nur habhaft werden konnte, und  
 schlich ganz langsam und seitwärts den übrigen Weg  
 hinan: und es gieng dasmal gut. Passau scheint mir  
 fatal zu seyn. Als ich lezt da war, wollten sie unsere  
 ganze Gesellschaft die Brücke hinab in den Inn wer-  
 fen, weil wir mit einem Kapuzziner Handel bekommen  
 hatten. Wien gefällt mir iht weniger als jemals, alles,  
 was ich hier noch gesehen habe an Dingen, die schön,  
 angenehm seyn sollten, sind mir zuwider. Ich weiß  
 nicht, ob ich schon alt werde, daß ich den Geschmack  
 an den Dingen verliere, oder ob es die Gegenwart  
 der Bilder des bekannten schönern bessern sind, die wir  
 nun das übrige verleiden. Selbst der Prater, der  
 mir sonst so sehr lieb war, macht mir iht Langeweile.  
 Wenn ich spazieren gehe, ist es bloß um mich zu be-  
 wegen. In einer solchen Verfassung taugt die Ein-

samkeit nichts, ich wünsche Bekanntschaften zu machen, aber die Leute, die ich kennen lerne, gefallen mir nicht. Eine wunderbar heillose Witterung haben wir hier gehabt, all seit ich hier bin, wie im Fieber, abwechselnd mit einer Hitze wo man kaum respiriren kann, und eine Kälte, wo man alle seine Winterkleider hervor sucht. Ich habe mich ein paarmal in den Mittagsstunden umkleiden müssen vor Kälte. Dabey giebt's hier heiße heftige Winde, wobey man auf der Stelle zu ersticken glaubt. Eine von Wiens Eigen thümlichkeiten ist, daß die Glocken hier vom Morgen bis an den Abend geläutet werden: das könnte einem schon allein böse Laune machen. Daß man auf den Straßen hier beständig in Todesangst ist wegen der Wagen, die unaufhörlich recht wie mit Vorsatz auf die Fußgänger losgaloppiren, habe ich Dir sonst schon erzählt. Das Gewühl von Menschen gefällt mir übrigens. Man rechnet hier, die es nämlich zuverlässig wissen wollen, 275000 Seelen. Andere werden Dir wohl sagen, daß 700000 da sind. Leb wohl. Grüße Otto, und die übrigen. G 3.

An Heyne. Den 29. August.

Unsre letzte Abrede ist Ursache, daß ich Ihnen nicht eher geschrieben habe, und auch noch habe ich nicht viel, das mich zum Schreiben berechtigte. Das Wichtigste, was ich Ihnen melden kann, betrifft nur mich selbst. Ich habe die vollkommenste Ursache, mit meiner Reise nach Wien zufrieden zu seyn. Ich habe



hier mehr gefunden, als ich mir versprechen durfte, mehr Freyheit und mehr Anführung. Auch dieses, wie so vieles andere, habe ich vornehmlich Ihnen zu danken. Eckhel sagt mir, daß Ihr Schreiben ihm willkommener gewesen, als der Brief, den ich ihm vom kaiserlichen Gesandten in Kopenhagen brachte. Ich arbeite täglich sechs Stunden im Museum, mit dem sehr zweckmäßig durch Eckhels Einrichtung eine Bibliothek verbunden ist. Da bekomme ich die Schubladen, wie ich sie verlange, und gehe sie durch unter Anleitung einer Reihe von Manuscripten, die der Abbe Eckhel mir anvertraut, die theils ausgearbeitete Abhandlungen, theils Entwürfe sind, sämmtlich bestimmt, ein großes Werk auszumachen, woran er schon seit vier Jahren arbeitet, und woran er noch vier andre zu wenden gedenkt, einen Inbegriff der ganzen Numismatik, Sammlung und Absonderung alles dessen, was bisher in dieser Wissenschaft gutes gesagt worden, nach eignem Plane geordnet, mit eignen Zusätzen und Verbesserungen, gerade ein Werk wie wirs bedürfen, um das Studium leicht und zusammenhängend zu machen, ihm Würde und Festigkeit zu geben, die ihm bisher noch mangeln. Ein solches Werk war es, das ich mir wünschte, als ich anfieng zu allererst mich auf diese Wissenschaft zu legen, ich denke, ich schrieb Ihnen einmal einen Gedanken davon, weil alles, was mir in die Hände kam, nur Bruchstücke waren, kein Ganzes, auch keine Fugen, daß man sie an einander passen konnte. Ich kann von diesen Handschriften freyen Gebrauch machen, mir daraus

aufzeichnen so viel ich will, und wo sie mich nicht befriedigen, wende ich mich an den Mann selbst. Er hat seine Wohnung gleich unter dem Cabinet, und da bin ich ihm immer willkommen. Ich hätte in der Wahl eines Lehrers nicht glücklicher seyn können. Auch in Neumann haben Sie mir einen sehr schätzbaren Freund verschafft, den ich jetzt, indem ich eben im Begriff bin, zu den Griechischen Münzen überzugehen, recht zu benutzen anfangen werde. Er arbeitet gegenwärtig an dem zweyten Theile seines Werks, der mit dem Ende dieses Jahrs fertig seyn soll.

---

Wirklich wurde Zoega dem eben genannten berühmten Numismatiker, der selbst auch eine gewählte Sammlung, besonders von Griechischen Städtemünzen besaß, ebenfalls viel schuldig, wie er dankbar anerkannt hat. Er besuchte zugleich die Vorlesungen, welche Eckhel für einen ausgewählten Kreis in seinen Zimmern mit Benutzung des Cabinets zu halten pflegte. Mag auch die Numismatik nicht selten durch Dornen oder kahle Felder führen, und in allzugroßer Absonderung und Ausführlichkeit verfolgt, einem regeren Geiste nicht Genüge leisten, so kann sie doch, geistreich behandelt, gewiß mit großem Vortheil zur geschichtlichen Grundlage des gesammten Kunststudiums gemacht werden und zur Ausbildung des Sinns der Gründlichkeit vortrefflich dienen, ohne welchen dasselbe wenig Würde und wenig erspriessliches hat. Gründlichkeit besaß nun zwar Zoega von Natur; aber viel-

leicht zog ihn eben darum dieser Zweig der Alterthumswissenschaft, in dem er sich einige Jahre später als einen der vorzüglichsten Bearbeiter hervorthat, mehr an, weil sie diesem ebenfalls eingeboren ist. Eckhel nützte ihm auch noch in die Ferne hin, indem er ihm den gleichen Gebrauch des Florentinischen Münzcabinet, das er selbst schon im Jahr 1772 auf eben die Weise, wie später das Wienerische, geordnet hatte, verschaffte.

---

An den Vater. Wien den 30. Aug.

Nicht leicht ist mir ein Brief so willkommen gewesen als Ihr letzter es war. Ich weiß nicht, wo mir die Unruhe herkam, aber ich spürte mehr davon als sonst leicht mein Fall ist. Ich lebe iht recht nach meinem Sinn, das heißt, vollkommen unabhängig, meist für mich allein, habe beständig Geschäfte die meine Zeit ausfüllen, ohne meinen Geist sehr anzugreifen, und bin dabey gesund und heiter. Ausser zwey Gelehrten, die ich als meine Lehrer betrachte, sind unser Minister und der päpstliche Nuncius die einzigen, die ich besuche. Die Mittellasse ist mir hier unausstehlich, wie sie es immer war; solch ein affectirter verkehrter Ton, daß einem die Geduld dabey vergeht. Für mein gegenwärtiges Studium könnte ich nicht besser eingerichtet seyn. Der Abbé Eckhel ist ein sehr liebenswürdiger Mann, der zugleich in seinem Fache eine der allerersten Stellen unter den Gelehrten ein-

nimmt. — Vorigen Montag hatte ich einen Brief vom Staatssecretär, der in einem sehr muntern und sehr verbindlichen Ton geschrieben war. Sie wissen, daß ich alle Monathe Berichte über meine Reise und Fortschritte an ihn einzuschicken habe, und ich war so glücklich gewesen, daß meine bisherigen seinen Beyfall gehabt hatten. Von der in Seeland in einem Torffchnitt gemachten Entdeckung von Römischen Münzen, die ihn sehr gefreut hatte, gab er mir eine ausführliche Nachricht. \*) Es ist auch eine besondere Erscheinung und lehrt uns, daß im zweyten Jahrhundert mehr Verbindung zwischen Süden und Norden gewesen, als uns sonst aus der Geschichte bekannt und nur wahrscheinlich ist. Rom wird der Sitz meines Aufenthalts in Italien seyn, und von da aus mache ich Seitentouren nach den übrigen mir wichtigen Theilen dieses Landes. Mein Aufenthalt in Frankreich wird kurz seyn. Sagen Sie es nicht, ich mag nicht, daß von meinen Entwürfen gesprochen wird.

An Esmarch. Wien den 6. Oct. 1782.

Ich lebe hier ein sehr einförmiges Leben, sehr vernünftig, sehr ökonomisch: ich möchte, daß Du mein

---

\*) Man fand über 300 Römische Denarien in einer Folge von Tiberius bis Commodus, und da die Münzen der nächstfolgenden Kaiser häufig sind, die der letzten Kaiser unter den gefundenen Münzen wenig in Umlauf gewesen zu seyn scheinen, so ließ sich vermuthen, daß der Schatz nicht lange nach Commodus im Sumpfe begraben worden. D. H.

Wesen hier so ansähest. Du würdest Deine Freude daran haben, und die mich sonst gekannt haben, ihre große Verwunderung. Mir geht nichts ab und ich verthue nichts: wenn ich eine Reihe von Jahren so fort lebte, würde ich reich werden. Da sag nun weiter niemand was davon. Ich lege den Grund zur Ausführung großer Projecte, die nichts als der Götter plötzlicher Zorn verhindern kann. Ich bin hier in Erreichung meiner Absichten sehr glücklich gewesen, viel mehr als ich auf rechnen durfte, werde hier eben deswegen auch eher fertig als ich glaubte. Noch 14 Tage, so habe ich das kaiserliche Cabinet zu Ende gebracht, und bey der Gelegenheit mir ein System gemacht um ein jedes andere geschwinde und leicht zu übersehen. Der erste Theil also dieser Wissenschaft, die, wie es heißt, meine Hauptbestimmung ausmacht, wäre dann überstanden. Auch habe ich mir schon Punkte gesammelt, worüber ich unter andern, wenn ich einmal zu Euch zurückkomme, meine numismatische Stimme vor den Ohren der Welt zu erheben gedenke. Arbeiten habe ich müssen, das versteht sich, und nicht selten ist mirs sauer geworden, vornehmlich wenn das trogige Pferd linker Hand, ich meyne den Wagen in Platonischem Sinne, sich empört gegen den Kutscher im Gehirn, und nicht selten sein gutmüthiges Gespann mit sich aus dem rechten Wege hinauszerzte. Wie's in solchem Fall weiter geht, kannst Du im Gespräche Phädrus lesen. Unterdessen aber da wir schon so nahe sind dem Ende des Weges, wo die Götter stehen am äußersten Rande und hinüber hinabschauen ins herrliche

Chaos, (wie zum Exempel etwa wir circa vorm Jahr in Besirius tausendfarbigen Schwund) so hoffe ich werden wir sie wohl erreichen. Wie lange ich noch hier bleibe, kann ich Dir diesmal nicht melden: länger als meine Zwecke es erfordern gewiß nicht, denn Wien qua Wien gefällt mir gar nicht. Und dann weißt Du, daß hinterm Berge auch Leute wohnen, und daß wir für diese Leute und für die ganze Region hinterm Berge mit allem was dem anhängig ist, von der Pracht ihrer Tempel bis zum Haarpuß ihrer Mädchen, eine gewisse Prädilection haben, die alle vernünftige Leute tadeln, und in so ferne sie vernünftig sind, mit Recht. Bey der Nähe hier (berläufig nur 70 Meilen bis an die Gränzküß mirs als witterte manchmal die Luft von daher mich an: da wünschte ich mir Flügel, wie Iovinus in Lomi. Du magst hierbey wohl lächeln, wenn Du sein Vaterland vergleichst und meins: aber eigentlich was wollen all dergleichen Worte sagen? man sagt daß der Capwein am Rhein zu Hause sey. Einen mäßigen Winter wird es mir unterdeß machen: so recht mitten drinnen von hier über den Sermen, wo Du auf die Höhen des Landes wie auf Hügel hinabsehest, nach Venedig: von Venedig nach Ancona, Forere, Terni, Roma. Du kannst Dir um die Zeit eine Berechnung machen, an welchem Ort ich wohl jedesmal sey, und so daven nachlesen im Volksmann, und wenn Dirs so beliebt, Dir einbilden als wärest Du mit dabey. Wohl ist das was Du da lesen wirst nicht eben sonderlich wahr, erlöstigt aber doch und zieht Ausichten, ungefähr wie wenn jemand den Apel-



Iodorus liest und denkt sich dabey die Vorzeit nach seiner eignen Weise. —

Abends. Mein letztes Geschäft diesen Abend ist gewesen meine Strümpfe *salva venia* zu flicken: Diese Kunst habe ich auch in Wien gelernt und treibe sie schon trotz irgend einem der Wissenschaften beflissenen. Unter den Helden und berühmten Männern, denen ich nachstrebe, ist vornehmlich auch der Hippias, von dem Du weißt, daß er alles, was er an seinem Leibe trug, selbst gemacht hatte. In vielen Dingen habe ich mir selbst helfen gelernt, wo ich noch vor gar nicht lange es für ganz unthunlich hielt. Ich schrieb Dir ja wohl in meinem vorigen, daß ich hier ein sehr isolirtes Leben führe; das hat sich seitdem eher vermehrt als vermindert. Diese Wiener sind unausstehlich, erstaunlich unausstehlich. Unsere Philister in Kopenhagen sind schlimm in ihrer Art; aber gegen diese sind sie gar nichts. Auch bey den Herrn von — komme ich nicht mehr, seine gnädige Frau Gemahlin ist mir unleidlich. Unser Gesandter bittet mich oft zu sich, und bey ihm bin ich gerne. Er hat was steifes, ungefähr wie ich selbst, und gefällt Anfangs nicht. Eins fehlt mir, so etwas von vertraulichem Umgange, wär es auch nur bloß was leidliches, was halbwegs vertrauliches: da bin ich aber in all meinen Versuchen höchst unglücklich gewesen. Ich tröste mich damit, daß das auf Reisen ein allgemeiner Mangel ist; doch hatte ich ihn auf meinen Reisen sonst nie so sehr gespürt als hier. — Den 9. Das Klima ist hier ab-

scheulich, den ganzen Sommer über beständig die schnellsten Abwechselungen, und selten ein recht heiterer Tag. Selbst das von Kopenhagen ist erträglicher. Du wirst wohl merken, daß ich bey aller Gelegenheit Vergleichen mache zu Kopenhagens Vortheil: es fängt nämlich an mir selbst wahrscheinlich zu werden, daß ich da wenigstens gewissermaßen mich fixiren werde. Heute ward im Museum erzählt, die Belagerung von Gibraltar wäre abgeschlagen worden: es wäre mir leid, denn ich bin Zeither Französisch gesinnt, vor allen Dingen wünschte ich auch als Neutraler, daß die Engländer diese Festung verlören.

An denselben. Wien den 30. Nov.

— Unterdessen recht sehr vielen und herzlichen Dank für Deinen letzten: ich möchte lauter solche Briefe empfangen und lauter dergleichen schreiben. Wie ich der abstrusen Gelehrsamkeit überdrüssig bin! Aber zito, daß ich nicht zum Selbstverräther werde; es ist eine Freude anzusehen, wie ich den Gelehrten mache. Aber ich darf Dich kaum bitten, auf die Art fortzufahren; denn daß ich Deine Briefe verbrenne, nützt Dir wenig: wagst Du nicht zu viel ehe sie mich erreichen? Ueberaus lieb sind mir dergleichen Nachrichten, allein exponiren mußst Du Dich nicht. Einige Nachrichten unsere Freunde betreffend vermissen ich. — Mit meinem Schicksal darf ich iht nicht zanken, ich möchte ihm nicht gern die gute Laune verderben: denn seit einiger Zeit überhäuft sie mich mit Gunst. Ich

fastete mich dann und wann, um nicht übermüthig zu werden, übe mich Kälte, Mangel u. s. w. zu ertragen. Seit länger als einen Monath haben wir beständig Frost und Schnee, (die Thore dieser Hauptstadt sind verschneyt gewesen zu Anfang des Monaths), dennoch lasse ich nicht einheizen, schlafe auf einem Strohsack mit einem Sommerteppich über mir, wo ich nun noch meinen grauen Mantel drüber ausbreite: und dabey befinde ich mich wohl. Ich habe mich dadurch zur Winterreise präpariren wollen: jenseit der Berge werfen wir den cynischen Mantel wieder ab. Ich wäre beynabe in die Nothwendigkeit gesetzt worden freye Reise zu haben von Wien bis nach Neapel: Der Gesandte wollte mich an einen gewissen Baron Dieden verknüpfeln, der sonst Dänischer Minister gewesen ist in London, und geradezu konnte ich dem Manne, dem ich sehr große Verbindlichkeit habe, nicht Nein sagen, und mein böser Geist, dem die Ersparung in die Augen bligte, that auch das seinige; aber mein besserer Dämon, dems um die Freyheit zu thun war, und zugleich um sich los zu wissen von allem, was Deutsch ist, siegte, und gab mir Mittel an die Hand, dem förmlichen Antrag auszuweichen. Baron Dieden ist ein sehr adlicher Edelmann und führt seine sehr lebhaft Gemahlin mit sich, ich hätte da eine üble Figur gemacht. Nun habe ich einen Theatinermönch zum Reisegefährten, der soll mich unterwegs bekehren. Ueberhaupt bin ich selbst begierig darauf, ob ich mit meinem protestantischen Herzen wiederum aus Italien zurückkommen werde. Ich werde schier mit lauter Mönchen und Priestern

zu thun haben. Der Nuncius giebt mir Empfehlung an die gesammte Römische Klerisey, ich soll gar einen Paß mitnehmen unmittelbar an seine Heiligkeit. Ich weiß nicht ob ich Dir vom Nuncius Garampi sonst geschrieben habe: es ist ein herrlicher Mann, von ausbreitetem hellen Geist, und durch seine Sanftmuth und Leutseligkeit selbst hier bey all dem modischen Antipapismus allgemein beliebt. Politische Nachrichten erwartest Du von mir nicht, die wißt ihr aus den Zeitungen besser als ich. Der Kaiser hat sich eine Perücke zugelegt. Der Großfürst soll hier gewesen seyn. Willst Du mehr in dem Stil? Ich glaube daß des Kaisers Maßregeln die Geistlichkeit zu beschränken und sich vom Papst immer mehr los zu machen, weise sind, wohlthätig im Ganzen, und wenn er sie durchsetzt, von der größten Wichtigkeit für die katholische Welt. Besonders hoffe ich, daß sie auf mein geliebtes Italien Einfluß haben werden, so manche Sache, die ich gern geändert sähe, anders zu machen. Das Volk übrigens ist dunnn wie immer, ich meyne diejenigen, die sich einbilden zu räsonniren, und die Schriftsteller die abschällichsten unter allen. So viel versteht sich nun wohl von selbst, daß die Fürsten in dem, was sie thun, Recht haben. Du verstehst mich. Incidenter: dieser und meine künftigen Briefe sollen so eingerichtet seyn, daß Du sie auch diesem und jenem unserer gemeinschaftlichen Freunde, wie Du's für gut findest, mittheilen kannst. — Ich bemerke daß ich empfindlicher bin gegen andrer Leiden, mehr um andere besorgt, seitdem es mir selbst wohl geht. Damals hätte ich wohl

nicht gerne eingestanden, aber ich dachte wohl manchmal, doch nur dunklich, was braucht's denn der oder dieser besser zu haben als ich? — Nun gute Nacht. Ueber meinem Bett hängen zwey Heilige, Plato und Marcus Antonius; mein Gebet ist wechselsweise an sie gerichtet, denn um ganz ohne Götter zu seyn ist der Mensch zu schwach. Im Vertrauen sage ich Dir noch, daß auch Medusa Strozzi da hängt. Gute Nacht.

Den 1. Dec. Weil ich einmal ans Schreiben gekommen bin. Ich danke den Göttern für diese Gelehrtenmaske, die sie mir umgeworfen haben: keine andere ist so geschickt, alle Kränkungen, ohne die das Leben nun einmal nicht seyn kann, daran kleben zu lassen, und alles, was uns schmeichelt, unserm inneren Werthe zuzuschreiben. Daß ich nicht früher auf den Einfall gekommen bin! Freylich wünschte ich, daß in der Sache selbst mehr innere Würde wäre; allein ich sehe da so wenig hin als möglich, und eingeräumt, daß die Beschäftigungen der meisten Menschen nützlicher sind als die meinigen, so scheint's mir doch, daß wir jeder den seinen aus einerley Bewegungsgründen obliegen: mein weiteres Râsonnement vertraue ich keinem Briefe an, theils weißt Du's auch schon oder erräthst es. Theils betrachte ich auch die ganze Gelehrsamkeit, vor allen mein Fach, wie ein Philosoph wenn er eben Soldat wäre den Krieg betrachten würde. Beydes nothwendige Uebel, beyde so, daß nur jedes selbst sich selbst aufreiben kann. Dieß soll mein Hauptgrundsatz seyn, wenn ich jemals mit ungebundnen Händen

als Gelehrter thätig zu seyn anfangen. — K. ist in dem Rufe viel zu versprechen und wenig zu halten: das gehört freylich mit dazu, ich selbst suche die subrustike Gewissenhaftigkeit so viel möglich abzulegen. Noch daß Birdy einen Gruß und Glückwunsch von mir bekommt. Melde mir wenn Du seitdem etwas vom Grafen Wedel in Neapel gehört hast. Es interessirt mich sehr, weil ich dort gewisse Absichten habe. Vom Dänisch Russischen Commerztractat schreibst Du mir nichts. Nun *Ζωηγα ο φιλοσοφος τον πολιτικον Εσμαρχον ασπάζεται.* Den 4. Dec. Explicit actus primus, Meine Abschiede genommen, mein Koffer gepackt, es ist Nacht, alle die Träume der Vergangenheit vor meiner Seele, der Schimmer der Zukunft, ich habe mich hingeworfen aufs Bett, ich fühle, daß ich noch lange nicht werde schlafen können: das Schreiben mag mir Müdigkeit und Schlaf bringen. Diese zwey letzten Tage so vielfach, so erwünscht, doch gemischt mit dem immer bitteren Bewußtseyn des Scheidens. Ich denke ein Mensch, der oft Wohnung verändert auf immer oder lange, erwirbt eine Uebung im Sterben. Homogen muß offenbar das Gefühl desjenigen seyn, den der Arzt aufgegeben hat. Morgen um sechs Uhr fort: nun so oft mein Nachbar S. Stephan ein neues Bierthel ankündigt, calcolire ich aufs neue. Auskleiden mag ich mich nicht: es ist schon sehr spät, und ich habe versprochen, meinen Reisegefährten abzuholen. Ich sagte Dir, dünkt mich, vorher von ihm. Gestern habe ich ihn erst recht kennen gelernt, da wir mit einander beym Nuncius speiseten. Ein Sechzigjähriger, der die Welt



genossen hat zu seiner Zeit, sich brav herumgetummelt, Alpen und Pyrenäen erstiegen und Corsicas Felsen, nun ein Mönch, krumm und gebückt, um seine geschorne Scheitel wenig halbgraues Haar, ein Auge, das gedämpft scheint, aber angefacht im Gespräch in Flammen ausbricht. Bessere Gesellschaft konnte ich mir nicht aussuchen; ich werde den Alten pflegen und bedienen wie meinen Vater. Was ich nicht vergessen muß, der Mann ist ein Italiäner, mein Fuhrmann auch, so komme ich Gottlob auf einmal von diesen Deutschen los, die mir herzlich zuwider sind. Einen Brief habe ich noch gestern Morgen vom Staatssecretär gehabt — alles gebilligt, glückliche Reise, ich danke meinen Götztern, noch das Beste, daß der König auf mein Ansuchen dem Hrn. Eckhel die goldene Medaille pro meritis durch seinen Minister hier würde überreichen lassen. Also lassen wir in Wien keine Schulden, ein Hauptumstand. Uebermorgen auf der Spitze der Steyrischen Alpen, ich will mir da einbilden hinüber zu schauen in das Land meiner Wünsche. In Venedig bleibe ich nicht lange, in Bologna auch nicht, von da die Länge des Kirchenstaats, wo ich allenthalben Freunde antreffen soll; schlag nach in der Karte: Rimini, Carignano, Pesaro, Ancona, Loreto, Novera, Narni, Terni, dann Roma *στην περὶ αὐτῆς*.

An den Vater. Den 1. Dec. 1782.

Nun ich die Alpen vor mir sehe und denke, jenseits ist Italien, ist mir wie einem, der nach sauerem Tage zu einem Abendgastmal geht. Wohl werde ich

auch da zu arbeiten haben, aber nicht wie ein Tagelöhner. Mein Aufenthalt hier ist nicht unangenehm gewesen, oder in sofern er es war, war es Selbstplage. Ich bin fast beständig gesund gewesen, habe an keinem Dinge Mangel gehabt, wenn ich mirs nicht selbst vorsätzlich entzog, und bin von allen denen, mit welchen ich zu thun hatte, über meine Erwartung begünstigt worden, besonders auch von unserm Gesandten. Eckhel hat das Zutrauen zu mir gehabt, mir sowohl die Medaillen als die Edelsteine des Cabinets, welche letztere nicht einmal inventirt sind, zu freiem Gebrauch zu lassen, zugleich seine eignen Papiere, woraus ich in wenigen Monathen mehr Unterricht geschöpft habe, als ich in so viel Jahren durch eigne Lectüre und Erfahrung hätte sammeln können. Ich habe es gewagt, um eine königliche Bezahlung für ihn anzuhalten. Das sagen Sie niemand. Durch die Gewogenheit des Nuncius bin ich durch ganz Italien mit Empfehlungen versehen, die besonders in Rom vom allergrößten Gewicht sind. Wird Garampi bald abgelöst, so kann ich hoffen ihn als Cardinal zu sehn. — Viel Zeugß wird hier gedruckt von Kaiser, Papst und Clerikern, eins Gewäsch wie das andre; zu Kreuzigung meines Fleisches bin ich dann und wann in der Hoflichkeitsnothwendigkeit, eine halbe Seite in dergleichen lesen zu müssen und zu bejahen, daß es recht brav sey.

An Hrn. A. Birch, (jetzt Bischof zu Aarhus).

Rom den 5. April 1783.

Wenn der Abschied von Rom Euch melancholisch gemacht hat, so hatte Euer Verlust Anfangs bey mir dieselbe Wirkung, und bis jetzt noch dünke ich mir immer etwas zu entbehren ohne mir bewußt zu seyn was. Ich habe niemand, der Eure Stelle einnehmen könnte; Landsleute wohl, aber vertraute Freunde nicht. Schreibt mir wie Ihr Euch in Florenz eingerichtet habt; denn vielleicht werde ich ein Weilchen da zu bleiben haben. Die Conversazione im Haus des Monsignor Borgia langweilt mich unendlich; jetzt mehr, da ich allein den Trillern mache. Ich bin fast aller meiner Bekannten müd, kaum beobachte ich die Schicklichkeit. Zu den Pauelsen komme ich oft, mehr um eine verdrießliche Stunde zu vernichten als wegen was anders. Mariuccia grüßt Euch herzlich. Dieß Mädchen macht mich unsinnig; ich weiß nicht was anfangen, um nicht sie oder mich zu ruiniren. Schon mehrmals habe ich bey mir beschloffen, sie nicht wiederzusehn; und doch vergehn wenige Tage, daß wir nicht zusammen wären. Hätte ich einen Freund, die leeren Stunden mit ihm auszufüllen, dann würde es vielleicht mir gelingen, mich von ihr loszureißen. Ihr werdet über mich lachen; denn ich selbst schäme mich dieser Schwachheit, um so mehr als ich nicht mehr Neuling seyn sollte. Gleich nach dem Fest gehe ich nach Neapel. Ein Brief des Staatssekretärs bestimmt meinen Entschluß. Es wird mein Schutzengel seyn, der mich nöthigt; Rom

zu verlassen, da meine eignen Kräfte nicht zureichen würden. Wie lange ich ausbleiben werde? ob ich nach Sicilien gehe? fragt mich nicht; es giebt keinen unentschiedneren Menschen als ich. Hätte ich mich noch zwey Monathe aufhalten können, so hätte ich vielleicht meine Geschäfte geendigt, und wäre nicht zurückgekehrt.

An den Vater. Napoli den 3. May 1783.

Ich bin dießmal langsam gewesen zum Schreiben, Anfangs mehr wegen Zerstreuung als Arbeit; nachher, nachdem meine Reise nach Neapel festgesetzt war, aus Grille, um Ihnen just dann zu schreiben, wenn ich das Aeußerste erreicht hätte. Hier bin ich angekommen den 28. April. Wie lang ich bleibe weiß ich noch nicht, aber so kurz als möglich. Es ist mir sauer geworden Rom zu verlassen, wo ich wie zu Hause bin, und es wäre auch in dieser Zeit nicht geschehen, wenn nicht die Abberufung des Grafen Wedel, den ich nothwendig noch in Neapel sprechen mußte, mich dazu gezwungen hätte. Es geht mir mit dieser Stadt wie mit allen andern Orten, die ich nun wiederum besuche: sie gefallen mir minder als sonst. Ob die Schuld an mir liegt oder an ihnen, oder im Zusammentreffen gewisser Zufälligkeiten, weiß ich nicht. Selbst Rom scheint mir verloren zu haben; und dennoch ist das der einzige Ort, wo ich einen Wunsch hätte zu leben. Nun aber das nicht seyn kann, werde ich auch da suchen mich bald loszumachen, etwa gegen Anfang Winters und werde mit möglichstwenigem Verzuge meinem Vaterlande näher rücken. Ich fange an mich nach Ruhe zu sehnen,

einem bestimmten bleibenden Aufenthalt, wo man sich einen Kreis von Bekannten wählen kann, dauernde Freundschaften errichten, und leben unter den Seinigen. Die Einsamkeit taugt nichts, sie versauert die Seele, und diese Bekanntschaften von gestern und ehegestern sind ärger als die Einsamkeit; sie machen einen ungeduldig, wer nur halbwegs Menscheninn hat. Ueberhaupt ist mir auch darum das Reisen verleidet, weil's den Menschen oberflächlich macht. Ich sehe das an all den zahllosen Länderumwanderern, die mir aufstoßen; es gehört mit zum Handwerk, von allen Dingen zu wissen und keines von allen zu kennen. Mir selbst geht es so, daß ich alle Bemerkungen meiner vorigen Reisen unwahr finde. Deswegen, um nicht aufs neue zu irren, mache ich jetzt gar keine. Ich schränke mich nun bloß auf mein Fach ein, aber jede Wissenschaft, so eingeschränkt sie auch sey, um sie mit Nutzen und Selbstbefriedigung zu treiben, erfordert eine Menge Hülfsmittel, deren ein Reisender beraubt ist, oder sich nur unterbrochen und kümmerlich bedienen kann. Meine Gesundheit scheint mir jetzt dauerhafter als jemals; ich glaube im Stande zu seyn, mit Erfolg arbeiten zu können, und wünsche mit Ungeduld in eine Verfassung zu kommen, wo ich nicht durch äussere Umstände gehindert wäre, von meinen Kräften Gebrauch zu machen, und wo ich Erholung finden könnte ohne diese rauschende leere Vergnügen, die mir täglich mehr zuwider werden. Ich hoffe, meine Absichten hier bald und nach Wunsche zu erreichen. Ein Theil der königlichen Münzsammlung steht verschlossen, ausser Ordnung und wird niemanden

gezeigt; die Erlaubniß, nicht bloß diesen zu sehen, sondern auch so unter Hände zu bekommen, daß ich dessen Merkwürdigkeiten zu meinem künftigen Gebrauch verzeichnen kann, ist mir schon vom Premierminister versprochen. Bekomme ich sie ohne Verzug ausgefertigt, so hoffe ich, in etwa vierzehn Tagen fertig zu werden. Dann sind noch ein paar Privatsammlungen, die ich sehn muß, und das Museum der herculanischen Entdeckungen. Weiter dießmal nichts. Vesuvius und seine Brüder und die schönen Ruinen von Paestum und Puteoli werde ich in Ruhe lassen. Noch möchte ich Ihnen gerne etwas melden im Reisebeschreiberstil, aber ich habe so gar nichts. Was in Büchern steht mag ich nicht schreiben; das Uebrige geht zu sehr ins Einzelne und interessirt nur wenige. Glückliche ist auch darin, wer zwischen den Seinigen lebt; jeder kleine Umstand hat da Interesse für ihn und für alle seine Freunde. Sie wissen nicht, wie lieb mir die Familiennachrichten in ihren Briefen sind; wie ich gern um Einen Brief einen ganzen Folianten Weltgeschichte hingäbe, wo insgemein, wenn man das Unwahre, Mißverständene und Unbedeutende wegwirft, wenig mehr als der Band übrig bleibt. Mein letzter Brief war von Venedig. Von da gieng ich nach Bologna, dann nach Pesaro, einer kleinen Stadt im Kirchenstaat von lustiger Lage und sehr gesellschaftlichen, gutherzigen Einwohnern, wo ich statt Einen Tag acht Tage blieb, mehr weil mirs da gefiel, als aus andern löblicheren Ursachen. Ferner nach Terni, wo der berühmteste Wasserfall in Europa ist und dessen Gegend, neben Tivoli, die



schufte ist, die ich kenne. Rom erreichte ich in den letzten Tagen Jänners.

An Hrn. A. Birch. Rom den 24. May 1783.

Eure Vorwürfe sind gerecht, mehr noch die Eures Bruders; verzeiht mir, theure Freunde, habt Geduld mit meiner Untauglichkeit, mit der Nichtigkeit, in die ich ~~r. d.~~ versunken fühle, und die mich verhindert irgend etwas zu thun wenn ich nicht mit Haken dazu gezogen werde. Alles ist mir zuwider, und mehr als alles ich selbst und meine eignen Handlungen. Mir dünkt, daß ich hierüber schon vor Eurer Abreise mit Euch sprach, eigentlich in Beziehung auf Euern Bruder. Allein was damals war, war nur Schatten von der Langeweile, die jetzt mir den Geist verfinstert. Ich schäme mich meiner selbst und schlage mir oft aus Verdruß die Stirne. Es war eine Zeit, da ich mich mit der ganzen Welt verfeindet hatte; zurückgestoßen, verlassen von allen, blieb ich damals kühn, thätig und stolz auf mich selbst. Jetzt scheinen alle sich zu vereinigen, mich zu begünstigen, ich empfangen von allen Seiten Bezeugungen von Achtung und Liebe, werde unterstützt in allen meinen Unternehmungen, und jetzt bin ich furchtsam, träg und niedergeschlagen. Es scheinen mir so viele Lasten auf meine Schultern geladen, und die eines Tages mich überwältigen werden. Ich war gewohnt, rasch zu handeln es gehe gut oder übel, indem ich vielleicht glaubte, nicht viel zu verlieren zu haben; jetzt verliere ich mit Betrachten der

Dinge, die zu thun sind, die Zeit sie zu thun. Schickt man mich an eine Arbeit mechanisch, so geh ich daran, mühe mich Tag und Nacht, und es gelingt; aber der Geist der Unternehmung und Leitung, den hab ich verloren. Ich schriebe meinen Freunden, gäbe ihnen Rechenschaft von meinem Zustand; aber wenn ich mich selbst nicht kenne, wenn ich voll bin von Zweifeln, Besorgnissen — Ich sehe, daß was ich Euch schreibe Albernheiten sind, und doch wenn geschrieben seyn soll habe ich nichts anders. Ich möchte von Rom weg seyn, und ich zittere wenn ich an den Tag der Abreise denke. Ich habe mich verstrickt in gewisse Dinge, die mich verwirren: ich kann mich nicht mehr zurückziehen, und wenn ich könnte, so würde mir der Wille fehlen, und hier ohne Freund, ohne Rath. Ich fühle die Macht eines Schicksals, das mich vorwärts reißt, folge mit Hingebung, ich weiß nicht ob um glücklich zu seyn für immer, oder für immer im Misgeschick. Ich werde mich ein andermal erklären, ich rechne auf Eure Freundschaft und Euer Stillschweigen. Ich gehe nicht nach Sicilien, und habe mich nur drey Wochen in Neapel aufgehalten. Ich kam an wenige Tage vor der Abreise des Grafen Bedel, der nach der starken Empfehlung, die ich ihm brachte, mir Königlichem Befehl verschaffte, mir das Museum von Capodimonte zu öffnen und mir alle Bequemlichkeiten und allen Beystand zur Benutzung desselben zu gewähren. Dieß nahm meine Zeit ein, und als ich die Durchsicht desselben geendigt eilte ich mit aller Macht einen Aufenthalt zu endigen, der mir so verhaßt war als er an

sich angenehm ist. Ich passirte die Gränzen des Königreichs wie ein Mensch, der in das Vaterland heimkehrt, und sah Rom von weitem wie der Pilgrim welcher späht nach dem Rauch der über seinem Väterhüttchen aufsteigt. War ich in Rom geboren, oder war ich niemals hingekommen! Wie glücklich seyd Ihr! das Vaterland ist ungeduldig, Euch zu empfangen, die höchste Stimme ruft Euch zurück, und schon, nachdem ihr den einzigen Ort vergessen, der vielleicht auch bey Euch das eigene Land aufwiegen konnte, habt ihr in wenigen Monathen eine Reise geendigt, die Euch mit allgemeinem Beyfall lohnen muß, und, was mehr ist, die Euch versichert, ihn verdient zu haben. Nach einem Jahr von jetzt hoffe ich werden wir uns wiedersehn. Die kleinen Aufträge, so viel Ihr mir deren in Zukunft geben wollt, sollen ausgerichtet werden: was die großen betrifft, verlaßt Euch nicht mehr auf mich. Sagt meinen Freunden in Venedig, daß der Aufenthalt in dieser Stadt mir lieb geworden war, und daß dieß der Beweggrund gewesen, plötzlich zu scheiden und wegzugehn ohne bey einem Abschied zu nehmen. Entschuldigt mich bey Eurem Bruder: ich werde ihm schreiben sobald es möglich seyn wird. Ich verdiene seine Liebe nicht mehr, und doch lieb ich ihn wie immer. Mariuccia grüßt Euch und trägt Eurem Mädchen auf wo sie auch sey Euch in ihrem Namen zu küssen. Sie sagt indessen, sie wolle nach Dänemark kommen, Euch zu besuchen: nicht übel, ich suche einen Gesellschafter. — Gleich wie ich diesen Brief fertig habe, geh ich sie in ihrem Haus zu besuchen.

An den Vater. Rom den 20. Aug. 1783.

Ich habe wiederum geögert zu schreiben; entschuldigen Sie mich mit einer Menge von Beschäftigungen und Zerstreuungen, etwas Trägheit und etwas Schwäche, wie es die Jahreszeit mit sich führt und diese übermäßige Hitze. So wenig ich sie sonst zu achten pflegte, hat sie mich dießmal angegriffen, und nur durch häufiges Baden im Tiber habe ich ihren entnervenden Einflüssen widerstehen können. Uebrigens lebe ich hier sehr nach meinem Sinn. Wenn es immer so dauern könnte, fehlte mir weiter nichts auf Erden; nun Geduld, daß es nicht kann. Zu Ende Octobers werde ich Rom verlassen müssen, ein Zeitpunkt vor dem mir ißt schon graut; denn bey aller der Liebe, die ich für mein Vaterland habe, ist Rom mir dennoch mehr als mein Vaterland. Ich habe vor kurzem meine Wohnung verändert, mich abgesondert von dem Quartier der Fremden, wo ich bisher gewohnt, hause ißt im Mittelpunkt von Rom und habe mit niemanden als Römern Umgang. Die Lage meiner Wohnung ist ausgesucht, den Säulen der Rotenda gegenüber, dem schönsten Tempel Roms, und welcher unter allen antiken Gebäuden am besten erhalten ißt. Herrlich ißt, wenn der Mond über ihrer breiten Kuppel aufgeht, und ihre düstere Halle dämmert bey den Fackeln des Platzes. Meine Arbeiten wachsen von Tag zu Tag, die Zeit schwindet, ich weiß nicht wie. Ich bin sehr Egoist geworden, kümmere mich einzig und allein um

meine eigenen Geschäfte und überlasse die übrige Welt den Zeitungsschreibern und Kosmopoliten. Die Ursache ist, weil mir Zeit und Gelegenheit mangelt, um von den Dingen recht unterrichtet zu werden, und mir die halben ohngefähren Begriffe, so lange man sie entbehren kann, höchst zuwider sind. Ich weiß nicht einmal, ob die Pontinischen Sümpfe trocken oder unter Wasser sind, statt daß ein andrer Fremder nur Einen Abend in Gesellschaft zuzubringen braucht, um zufolge der Parthen von welcher die Gesellschaft war, das eine oder das andere als ausgemacht zu erfahren. Der Parthengeist ist hier so heftig und so dreist, als er nur in England seyn kann. Es giebt Leute, die öffentlich alles, was der Pabst unternimmt, für Unsinu erklären. Im Durchschnitt scheint's denn auch, als hätten diese mehr Recht als Unrecht. Ich bin in der Nothwendigkeit, viele Bekanntschaften zu haben und viele Gesellschaften zu besuchen; mache da aber, eben wie zu Hause, den Stillschweigenden, bis man mich zu reden auffordert. Häufigst komme ich zu Monsignor Borgia. Ich habe das Glück, sehr bey ihm gelitten zu seyn; er sucht mich zu überreden, den Winter hier zu bleiben, und würde schon bey unserm Hofe um eine halbjährige Verlängerung meiner Reise gehalten haben, wenn ich es nicht verboten hätte. Mein Interesse scheint mir eine baldige Rückkehr zu erfordern; dennoch ist's möglich, daß ich von seinem Anerbieten Gebrauch mache.

An Es march an demselben Tag. Ich bin hier verwickelt in ein Chaos von Arbeiten, Vergnügungen, Planen. — Ich schreibe Dänisch, weil ich der Deutschen Sprache und alles was Deutsch heißt, überdrüssig bin. Ich bin nun ganz Dänisch und will suchen, alle meine Kräfte anzustrengen, um einmal unsrer Nation Ehre zu machen. Auch habe ich schon die Eitelkeit zu glauben, daß ich sie bisher, besonders hier, nicht beschimpft habe. Ich bin hier in mannigfaltigen Verbindungen; kaum hat ein anderer Fremder so viele Freunde und so viele Feinde als ich.

An den Vater. Rom den 10. Jan. 1784.

Sie haben Ursache, ungehalten zu seyn über mein Stillschweigen. Ich habe nicht mehr von hieraus schreiben wollen, indem ich seit November immer auf dem Sprung stehe, diese Stadt zu verlassen, und meine Abreise von Woche zu Woche verschiebe. Ich bin mit Arbeiten überhäuft, setze mir immer vor, daß die, so ich unter Händen habe, die letzte seyn soll, und eh ich mich dessen versehe, bin ich in eine andre verwickelt. — Dem Staatssecretär habe ich schon ein paarmal die Zeit gemeldet, und hoffe, daß er mirs nicht ungnädig deutet, nicht Wort gehalten zu haben. Bedarf man in Dänemark Leute meiner Klasse, so wird man zu suchen haben, um einen andern statt meiner zu finden; bedarf man sie nicht, so ist mir dagegen die ganze Welt Vaterland. Alle meine Einrichtungen sind gemacht, um in der nächsten Woche



aufzubrechen; viel länger kanns nicht dauern. So sauer der Schritt ist, so muß er doch einmal geschehen, und ich wünsche, daß er geschehen wäre. Aus Florenz schreibe ich wiederum, ich hoffe, mit mehr Ruhe und zusammenhängender. Zwischen hier und Kopenhagen verweile ich so wenig als möglich; ich betrachte—alle diese Zeit so gut als verloren. Sich kurz aufhalten an einem Ort, ist als wenn man gar nicht da wäre; etwas aber muß man thun um der Welt Vorurtheile willen. Ich bin genöthigt, in einer höchst unbequemen Jahreszeit zu reisen; doch dieß ist, was mich bey der Abreise von Rom am wenigsten kränkt. Wer diese Stadt kennt, so kennt wie ich, dem wird die ganze übrige Welt langweilig. Dazu die Menge der Freunde, die ich hier habe von allen Klassen und Ständen, daß ich allenthalben willkommen bin und mich hervorgezogen sehe, oft wo ichs nicht wünsche und bis zum Ueberdruß. Es ist mir ein Uebergang in eine andre Welt, wenn ich Rom verlasse; denn ich bin hier im eigentlichen Verstande zu Hause. In meinem Vaterlande bin ich gewohnt, als ein Fremdling betrachtet zu seyn. Es kommt drauf an, ob nach meiner Zurückkunft eine mächtige Unterstützung mir ein andres Ansehen geben wird. In der Mitte nächsten Sommers hoffe ich, Sie alle zu umarmen. Ich beruhige mich mit der Hoffnung, daß alle wohl sind, fortfahren mich lieb zu haben und mir meine Schwachheiten und Grillen zu gute halten. Meine Gedanken sind igt in Aegypten und Morgenland und bey all den alten auß der Mode gegangenen Göttern. Diesen

Sommer bin ich in großer Gefahr gewesen, nach Aegypten zu gehen; ein Bischoff ward von hier dahin gesandt und ich hätte ihn unter sehr vortheilhaften Bedingungen begleiten können. Es wäre aber zur un rechten Zeit gewesen und wird sich, hoffe ich, ein andermal fügliches thun lassen, wenn ich mit dem was wir in Europa haben, fertig seyn werde. Meine Ideen sind viele und meine Schicksale werden vielfach seyn; aber nie werde ich aufhören mit der innigsten Liebe und Verehrung zu seyn &c.

Florenz den 22. März 1784.

Lieber guter Es-march. Nicht mehr in Rom. Wie ein Geist, der aus dem Himmel verstoßen wäre. Ich kann Dir meinen Zustand nicht beschreiben. Die ganze Welt, die mich umgiebt, scheint mir eine Eindrücke. Könnte ich Flügel nehmen, zurückkehren zur verlassenen Wohnung, oder alle diese unstäte Wohnungen verlassen, eine bleibende suchen jenseit dem Meere! Ich fühle mich ganz vernichtet, und was am meisten zu meiner Vernichtung beiträgt, ist das was mich erhält. Wenn wir uns sehen werden, will ich Dir deutlich reden: bis dahin nur, daß ich glücklich gewesen bin was ein Mensch glücklich seyn kann, daß mir nichts übrig blieb zu wünschen als die Dauer, und dieser Wunsch vergebens. Ich hatte die Zeit nicht verschlafen in Ar-midas Schoos, schon ich in ihren Gärten wohnte, ich habe gearbeitet zugleich, mir einen Namen gemacht unter den Römern, daß sie mich nicht leicht vergessen

werden. Aber lieber, ich habe mir Pflichten aufgebürdet, die mich zittern machen, eine Erwartung erregt die Kiesenkräfte erfordert, doppelt in Beziehung auf mich, weil nach allen andern noch übrig ist mich selbst zu befriedigen: ich fühle mich schwach und zerstreut, miszmüthig seit ich von Rom weg bin, und kann mich nicht überreden, daß es an irgend einem andern Ort der Mühe werth sey zu genießen, und ohne Genuß arbeiten ist eine Hölle, auch meistens fruchtlos. Niemals bedurft ich einen Freund so sehr als jetzt, ich schreibe Dir einzig und allein, um einen Brief von Dir zu haben. Innerhalb einen Monath oder weniger bin ich in Paris: meine Adresse ist an das Haus des Gesandten. Schreibe mir so detaillirt Du kannst, wie die Sachen alle stehen, ich habe Maßregeln zu nehmen in vielerley Rücksicht. Ich bilde mir ein, daß sie in Kopenhagen übel auf mich zu sprechen sind: seit vier Monathen und was drüber ist stand ich auf dem Sprung aufzubrechen von Rom, schriebs Ihnen von Zeit zu Zeit mit der aufrichtigsten Absicht: sollte im December in Paris seyn, und werde nun einmal im April eintreffen. Ich gesteh Dir gerne, daß ich unflug gehandelt habe, mehr unflug als Du begreifen kannst, aber ich habe nicht gehandelt; denn es konnte nicht anders seyn. Ein Prälat zwar, einer von den ersten da, auch gekannt in Kopenhagen, der mit viel Schuld daran gewesen ist, schreibt an den Minister deswegen, und werden es unter sich ausmachen. Aber dieß ist das Wenigste. Ich nähre mich nun wiederum mit Träumen, und die Epoche meiner Ruhe ist um

einen neuen Cyclus verlängert. Ob mein Genius mir jemals Ruhe geben wird auf Erden: meine müden Glieder sehnen sich, aber immer ein neuer Morgen, der mir aufgeht, ehe der Tag vollendet ist, niemals ein ganzer Tag mit Inbegriff des Feyerabends. Meine Schicksale sind wunderbar: ich glaube oft Gottes Leitung zu sehen, aber wer der Gott ist, dem daran gelegen ist, meine Schicksale zu leiten? Verschieden ist er gewiß von dem großen dunklen Wesen, das wir alle anbeten und alle nicht kennen. Ich habe Rom verlassen, wie einer, der eine Geschäftsreise thut; wenn ich das einem sage, der klüger ist als ich, so nennt er's Unstun; Du aber laß mich in meinem Wahn; denn meiner Kränkungen sind so nur gar zu viel. Unter andern habe ich ein gelehrtes Werk angefangen in Rom, ich hatte es meist vollendet, und fand mit den vollendeten Theilen einen Beyfall, der bey all meiner Eitelkeit mich überraschte, und mich drey Tage in guter Laune erhielt; den zweyten Tag zerriß ich die vollendeten Abhandlungen, und lerne nun das A b c, um sie aufs neue zu schreiben. Wer sich zum Gelehrten aufwirft ist entweder ein Dummkopf oder ein Selbstmörder: nimm das für eine Regel ohne Ausnahme. Wenn nichts anders, als ich davon abhinge, verbrannte ich alle meine Papiere, und gewönne mein Brod mit Wortenlaufen: aber so ist auch der Entschluß zu spät. Mir ist nur das übrig, mich zu stellen als macht' ich den Gelehrten, wohl mir bewußt, daß es eines Menschen Leben nicht werth ist, einer zu seyn. Wie das aber zu vereinigen steht mit einer gewissen natürlichen Bed-

lichkeit, die mir zum Vossen der Genius, der zuerst meines Daseyns Begehren mischte, mit hinein that, und die ich noch nicht habe hinaus distilliren können, weiß ich noch nicht. Ich vergaß Dir zu sagen, daß das Werk, welches ich schreibe, si dis placebit, von Aegypten handelt, der Titel sehr simpel Catalogus der Aegyptischen Münzen im Cabinet Borgia, aber nach dem geheimen Plan, ein erstes Capitel einer Geschichte der Menschheit, die ich lange meditare, und das erste philosophische Buch gedruckt neben dem Throne der Heuchelen. Nach dem, was hierbey mechanisches war und welches schon lange ins Reine gebracht, hatte ich eine Geographie von Aegypten ausgearbeitet, pünktlich aus den Alten, und glaubte einen Theil der Finsterniß, die seit Moses Zeiten, schon die übrigen Plagen aufgehört haben mögen, immer über dieß Land ausgebreitet geblieben, verdämmert zu haben, hatte auch manche philosophische Bemerkung aus meiner Philosophie eingestreut, den Rest mit vorbehaltend für eine Aegyptisch-theologische Abhandlung. Ich brachte das Werklein dem Prälaten, der mein Buch will drucken lassen, er theilt es verschiednen mit: diese Römer sind wenig gewohnt, Philosophie zu hören, aber haben feinen Geist, die Wahrheit wenn sie ihnen aufstößt zu begreifen: sie umarmten mich wie eine neue Erscheinung unter ihnen. Was es für ein Ende nahm, habe ich Dir schon geschrieben. Ich hatte die unglückliche Neugier, meine Abhandlung Schritt für Schritt mit andern neuen vergleichen zu wollen, ich fand, daß vieles, was ich für neu gehalten, schon

bemerkt war, daß ich geirrt hatte, wo die andern Rechte haben, daß endlich zu meinem Ruin eine Bibelversion und einige Heiligenmährchen vorhanden sind in einer halbgriechischen Sprache, die viele altägyptische Wörter enthält und zur Aufklärung verschiedener Punkte angewandt werden kann. Also da ich nicht umhin kam, von Aegypten zu schreiben, um nicht geradezu übel zu schreiben, lerne ich jetzt Koptisch. O Leben des Menschen! O Thorheit! Wenn ich das Koptische werde gelernt haben, fange ich aufs neue an, eine Geographie von Aegypten zu schreiben, dann über Aegyptens älteste Geschichte und Götterlehre. Das Beste dabey ist, unterdessen erkaltet der Eifer, und wird eine gelehrte Abhandlung, übrigens schlecht und recht und ohne Anstoß: Denn wie Du weißt, die Gelehrsamkeit hat das Vorrecht, den Menschenverstand zu absorbiren. Ich habe mich aufgeheitert, indem ich Dir schreibe: man kann in dieser Welt nicht an sich selbst denken ohne zu lachen. Ich habe Dir nicht gesagt, daß ich mich herzlich freue, daß Du Deine Wünsche erreicht hast, denn das weißt Du schon. — Schreib mir so Du unterdessen auch eine Frau genommen hast. Melde mir Deinen Titel und Wohnung. Ueber circa vier Mouathen hoffe ich bey Dir zu seyn. Leb wohl. Grüß Fries und wer sonst von alten Freunden noch vorhanden ist. Hast Du Gelegenheit, mich Eteman zu empfehlen, so thust Du mir einen Dienst.



Was ich nun noch von demselben Tage zu sagen habe.

An den Vater. An demselben Tag.

— Kurz das Werk, welches spätestens im November fertig seyn sollte, habe ich iht, nach allen den fauern Tagen und manchen verwachten Nächten, unvollendet verlassen. Oft und manchmal habe ich meine Sünde bereut, daß mirs je eingefallen ist, ein Gelehrter werden zu wollen. Nur wer den Versuch gemacht hat, weiß wie schwer es ist, etwas neues, wahres und interessantes hervorzubringen. Nun Gebuld; unterdessen hab ich von meinem Werke so viel ins Reine gebracht, als am Orte gegenwärtig zu thun nöthig war, und habe damit einen Beyfall gefunden, der bey aller meiner Eitelkeit mich überrascht hat. Was mangelt, hoffe ich in Paris hinzuzufügen und nach Rom zum Druck zu befördern. In den begleitenden Abhandlungen und Anmerkungen ist meine Absicht, ungefähr alles zu sagen, was sich Begründetes von diesem ältesten Volke der Erde sagen läßt. Ich erkenne, daß ich eine undankbare Mühe übernommen habe; denn ich werde gegen alle seyn und alle gegen mich, ein übler Umstand bey einem ersten Versuche. Hätte ich gleich Anfangs alle Folgen eingesehen, so hätte ich Borgias Museum seinem Schicksale überlassen und jedwede andre Beschäftigung vorgezogen; hätte allenfalls Reisebemerkungen schreiben können, wie es die Mode ist; an Trivialitäten und Nonsens ärgert sich da keiner, denn es versteht sich so. Aber es giebt ge-

wisse Bestimmungen, denen man nicht entgehen kann. Mein Aufenthalt in Florenz wird sehr kurz seyn; ich eile, was ich kann, um eine Ruhestatt zu erreichen; denn auf der Flucht läßt sich wenig arbeiten. Von hier nach Livorno, Genova, Lyon, dann nach Paris; weiter geht meine Zukunft gegenwärtig nicht. Die Großherzogliche Gallerie ist die reichste und vollständigste Sammlung von Kunstwerken in Italien, vielleicht in ganz Europa; denn das in Rom Vorhandene, welches allerdings weit mehr und weit wichtiger ist, ist sehr zerstreut. So lang ich hier bin, besuche ich sie Vormittags und Nachmittags; denn eigentlich bin ich bloß hier, um sie zu besuchen.

**Flucht nach Rom.**

---

An den Vater. Paris den 15. May 1784.

Die Neuigkeit Ihres Briefs vom 23. April hat mich ganz zu Boden geworfen. Ein Schicksal verfolgt mich, das mich verderben will; meine gegenwärtige Lage ist schrecklich. Linstows Tod auf meiner vorigen Reise war ein harter Schlag, aber nichts gegen dieß. Eben indem ich der Belohnung meiner sauren mühseligen Wanderungen entgegen zu eilen glaube, gethan zu haben, was man zur Bedingung machte, mehr gethan als man verlangte, sehe ich alles vernichtet, alle Hoffnungen schwinden, mich hingeschleudert in ein Meer von Ungewißheiten, wo alles mir droht. Gott weiß, was nun aus mir werden wird. Der Mann, der mein Schicksal in seiner Hand hielt, und von dem ich gewiß wußte, daß er mir wohl wollte, ist hin. Seine Nachfolger kennen mich nicht. Wäre er gestorben, oder hätte sich auf eine gute Art zurückgezogen, so hätte alles gut gehen können. Was kann nun ein Mensch hoffen, der ganz seine Creatur war, von ihm gerufen, von ihm geleitet, bestimmt zu einem Zweck, wovon die meisten keinen Begriff haben, den viele für Thorheit halten? Und dieß muß ich erfahren gerade in dem Augenblick, da es mir am tödtlichsten ist, nachdem ich

durch eine lange kostbare Reise mich erschöpft und einen Ort erreicht habe, wo ich vollkommen fremd bin. Hätte sichs zugetragen, wie ich noch in Rom war, höchst unangenehm wie die Nachricht mir seyn mußte, konnte sie mich doch nicht so niederdrücken. In einer Stadt, wo ich bekannter war, als in meinem Vaterlande, von vielen geliebt, von allen geachtet, noch mit einer Summe Geldes versehen, die für einige Zeit hinreichte, bis sich mir ein Weg eröffnete, welches da auf eine oder die andre Art geschehen mußte. Die zwey Monathe, die ich zwischen Rom und Paris zugebracht habe, kosteten mir bey aller möglichen Ersparung 60 Ducaten; 10 mehr, als mein Ueberschlag war; 20 brachte ich mit nach Paris, die ich mir in den Händen schmelzen sehe. Mit 30 Ducaten hatte ich gerechnet in Paris zwey Monathe erträglich leben zu können, und nach Verlauf von diesen zweifelte ich nicht, durch Guldberg eine Verlängerung meines Gehalts zu erlangen. Jetzt kann ich mich an keinen wenden, als an Sie; Vater, können Sie, wollen Sie mich retten? Es gilt hier um nichts weniger, als um meine Existenz, um mein Glück in diesem und in jenem Leben. Mit dem, was ich in Händen habe, werde ich sechs Wochen auskommen, und so viel Zeit brauche ich hier unumgänglich. Zu meiner Rückkehr bedarf ich Ihre Unterstützung. Nimmt alsdann meine Sache eine gute Wendung, so ist's nur Vor-schuß; bin ich bestimmt, unglücklich zu seyn, so werde ichs doch weniger seyn in meinem Vaterland, als hier, wo nichts als Verzweiflung vor mir ist. Ich glaube nicht, daß Ihr Herz um eine Ersparung fähig ist, mich

dieser zu überlassen. Die Klugheit erfordert, wenn ich anders in diesem ängstlichen Zeitpunkt im Stande bin, etwas Kluges zu denken, daß ich meine Instruction in Rücksicht auf die zu besuchenden Dörter pünktlich befolge, wie es bisher geschehn ist. Daß ich zwey Monathe später zurückkomme, als mir vorgeschrieben ist, kann mir unmöglich zum Vorwurf gemacht werden, wenn dem Hof dadurch keine neue Kosten verursacht werden; vielmehr muß mir ein Verdienst daraus erwachsen, daß ich mehr geleistet, als von mir erfordert war. Bey aller Eile und aller Sparsamkeit, sehe ich nicht ein, daß es möglich ist, die vorgeschriebene noch übrige Reise in weniger als zwey Monathen, und mit weniger als 60 Ducaten zu thun. Ueberlegen Sie, ob Sie für die Erhaltung eines Sohns, der Ihnen schon Tausende kostet, der Ihnen für das wenig Freude gemacht hat, und der, nachdem er Europa auf und nieder geirrt, sich unter Fremden einen Namen gemacht hat, nach der Rückkehr ins Vaterland vielleicht den Schulmeister wird vorstellen müssen, noch so viel aufs Spiel setzen können. Hier hilft keine Verschönerung; wir sind am Aeussersten. Besser ist's, daß ich in Dänemark den Schulmeister mache, als daß ich in Paris vor Hunger umkomme. Die Hoffnung ist, daß, wenn ich zurückkehre, mich vor dem, der alsdann Minister seyn wird, präsentire, mit meiner Instruction in der Hand, und parthue, daß ich ihrem Inhalt nachgekommen bin, ich wenigstens einen Theil desjenigen erhalte, was mir versprochen ist. Oder im andern äussersten Fall bleibt mir noch übrig, mich nach

irgend einer Deutschen Akademie zurückzuziehn. Ueberlegen Sie meinen Plan, thun Sie, was sie als Vater thun zu können glauben, vor allen Dingen antworten Sie mir bald. Vom Gesandten hier bin ich mit Artigkeit aufgenommen worden. Als ich bey ihm war, hatte ich Ihren Brief noch nicht gelesen. Als er mich fragte: wissen Sie nicht, daß Guldberg nicht mehr ist, was er war? verlor ich die Sprache. Unterdessen verspricht er, mir auf alle Art zu meinem Zwecke behülflich zu seyn. Der Mann, der sich meiner hier annimmt, ist der Päpstliche Nuncius Prinz Doria, der mich schon zu verschiednen Gelehrten eingeführt hat und mir Zugang verschafft zum königlichen Münz-cabinet. Ich habe da alles, was ich zu meinem Zwecke brauche; wenn ich nur Ruhe hätte. Niemals bedurfte ich die so sehr, als iht, indem ich die letzte Hand an eine Arbeit legen soll, die mir höchst wichtig ist. Diese ersten Tage ist mirs unmöglich, mich zu sammeln; Gott weiß, wie bald. Ich verstehe nicht, wie Sie Ihren Brief in einem so ruhigen Ton haben schreiben können. Sie haben mir die Sache auf eine gute Art beybringen wollen; aber gerade die Kälte, womit Sie mir sie erzählen, hat mich schaudern gemacht. Ich kann an nichts anders denken, und je mehr ich der Sache nachdenke, desto mehr sehe ich mich vernichtet. Besser wäre mirs, todt zu seyn, als lebendig; denn ich sehe meiner Mühseligkeiten kein Ende. Schreiben Sie mir doch bald. Ich habe hier keine Seele, gegen die ich mich eröffnen könnte, und muß mich vorstellen so gut ich kann. Gott Lob, daß ich mich noch gesund



fühle, ungeachtet alles dessen, was ich auf der Reise ausgestanden habe, der fauersten unter allen, die ich gemacht habe, voll Abentheuer, halb zum Weinen halb zum Lachen. Nach einer langen Gefangenschaft in Livorno, indem der Landweg nach Genovä impracticabel war und die anhaltenden Stürme kein Fahrzeug aus dem Hafen ließen, schiffte ich mich endlich ein auf einer Feluke, und begünstigt vom Wetter, aber so krank, daß ich zu sterben wünschte, erreichte ich Genovä schon nach einer Fahrt von 28 Stunden statt der gewöhnlichen drey Tage. Von da habe ich eine höchst beschwerliche und kostbare Reise gehabt nach Torino über den Berg Bocchetta, wo die Wege schrecklich verdorben sind. Es ist ein Glück für mich gewesen, daß ich meine Reise nicht eher habe antreten können; ich hörte zahllose Beispiele verunglückter Reisenden. Bey meinem Aufenthalt in Livorno verunglückten vier Fahrzeuge im Angesicht des Hafens; ein angenehmes Vorspiel für einen, der entschlossen war, mit dem ersten besten davon zu gehen. Den Berg Genigi, über den ich ohne Gefährten reisen mußte, ritt ich hinan auf einem Maulesel bey einem Sturm und Schneegestöber, wo das Thier kaum gegen an konnte; dann über die Schneepläne, wo einer vor Kälte sterben möchte, und wo man von Zeit zu Zeit mannestief durchfiel, endlich hinab zu Fuß, indem ich durch den Sturz eines Maulthiers vor mir vom Reiten abgeschreckt war, zwischen Roth und Regen, daß ich bis aufs Hemd durchgeweicht war und meine Stiefel kaum mitschleppen konnte. Dieß war am 23. April.

Den folgenden Tag hatte ich heftige Schmerzen in Gesicht und Augen. Dann brach ein Ausbruch aus, der mir Mund und Augen fast überwuchs und mich nöthigte, in Lyon acht Tage still zu liegen. Fast beständig habe ich böses Wetter gehabt. Nach dem 12. May, da ich hier anlangte, war eine Kälte, daß ich mich mit einem braven Fuchspelz, den mir Borgia zum Abschied geschenkt hatte, kaum zu schützen im Stand war. Die Einsamkeit auf Reisen ist ein fürchterliches Uebel. Ich sehne mich nach Antwort von Ihnen.

An Es March. Paris den 16. May 1784.

Es ist grausam von Dir, daß Du mir nicht schreibst, in der Verfassung worin Du Dir vorstellen kannst, daß ich seyn muß. Wenn Du zugleich aufgehört hast, mein Freund zu seyn, so könntest Du doch aus Gnade mir das melden, damit ich wüßte, woran ich wäre. Du hast doch meinen Brief empfangen aus Florenz, da alles noch wohl stand, wo ich kränkelte wegen Ueberfluß, und schon damals Dich dringend bat um Zuspruch. Und izt da ein so unversehener Schlag mich trifft, da ich falle mit den Edlen meines Vaterlandes, fällt Dir nicht ein, daß ich Trost bedarf. Wo mich das endlich hinführen wird? Noch hat's mich meiner Thätigkeit nicht beraubt, ich fühle, daß ein Unglück nicht vollkommen ist, so lange es zum Widerstande auffodert. Wüßte ich nur, wie ich weiter daran bin. Einen ganzen Monath muß ich noch in der Ungewißheit zubringen, wissen daß ich ruinirt bin, aber nicht wissen eigentlich wie. Mit eben dieser Post schreibe

ich an Guldberg um zu wissen, wie er meine Sache gelassen hat, aber sie ist ihrer Natur nach so, daß sie kaum geborgen seyn kann: ein Lieblingsproject eines gefallenen Ministers! Wäre die Sache an sich wichtiger, würde sie doch ihren Fortgang nicht haben. Zugleich schreibe ich an meinen Vater um Geld zur Rückkehr. Ich weiß nicht, was ich von ihm hoffen kann. Schlägt er mirs ab — alsdann weiß ich nicht ob anders übrig ist, als ein Sprung in die Seine. Wollte Gott, daß es damit aus wäre! Aber die Folgen meines Uebermuths sind lang: ich bebe durch Mark und Bein wenn ich daran denke. Was sonst mein Stolz war, daß des Menschen Leben sein ist: ich habe meines verkauft, und ist nun weder mein noch des Käufers. Oder soll ich nun den Bettler machen rund herum bey allen denen, die mich ihren Freund nannten und mich ehrten wie ihres Gleichen, und ehe sie mir ihren Beytrag senden, verdarbe ich. Hätte ich doch Antwort auf meinen Brief! Im letzten Fall alsdann verkaufe ich alles, was ich habe, ziehe ein Pilgerkleid an und bettle mich durch bis zu irgend einer Deutschen Akademie: so viel weiß ich wohl doch, als die meisten ihrer Professoren, und wenn ich mein Wissen wohlfeiler verkaufe als sie, finde ich wohl Kunden. An keinem Ort in der Welt kann ich übler daran seyn, als in Paris: alles ist hier für den Fremden äusserst theuer, und wenn deine Buckeln nicht nach dem neuesten Schnitt sind, so lacht Dich jedermann aus. Daß ich mich niemanden öffnen kann, ist wenig, aber mich verstellen zu müssen geradezu, Zufriedenheit tragen auf

der Stirne indem der Kummer mein Herz zernagt. Ich habe hier Bekanntschaft zu machen mit lauter Gelehrten und berühmten Männern, der Nuncius Prinz Doria ist es, der mich zu ihnen introducirt, da kannst Du denken, daß ich nicht den bedauernswürdigen machen darf. Wenns mir da einfällt, daß in kurzem die Larve von selbst abfallen muß, mücht ich mich in die Erde verbergen. Wenn Du mir schreiben willst, so schreibe bald, sonst trifft Dein Brief mich kaum. Wenn Du noch einige Freundschaft für mich hast, so schreibst Du ohne Verzug. Ich schrieb einen langen Brief für Dich in Turin und habe ihn mitgebracht in der Absicht, noch eine Reisebeschreibung hinzuzufügen und so zu übersenden; aber er paßt nicht mehr.

An den selben. Paris den 13. Jun. 1784.

Was Freundschaft und Dankbarkeit vereint sagen können, glaube, daß Dir das gesagt ist. Du rettetest einen Menschen, gegen den eine Welt sich verschworen zu haben scheint, auf dessen Wege ein Berg aufwächst nach dem andern. Von Dir konnte ich am wenigsten diese Großmuth erwarten, da ich Deine glücklichen Umstände nicht wußte, vielmehr Dein Stillschweigen auf einen so dringenden Brief als meiner aus Florenz war, mich an Deinem Wohlfeyn zweifeln ließ; denn an Deiner Freundschaft konnt ich im Ernste nicht zweifeln. Nun hast Du ja alles, was ein Mensch auf Erden sich wünschen kann, Gott sey gedankt, der Dir's gegeben hat: auch das ist wohl keine kleine Glückseligkeit, das Daseyn eines unglücklichen Freundes erträglicher machen

zu können. Mein Schicksal ist nun völlig entschieden, ich bin just da, wo ich war als Linstow starb, ein Fremdling in meinem Vaterlande. Zugleich mit Deinem erhielt ich einen Brief von Guldberg, voll Freundschaft und Hochachtung, aber — Er will mich Bernstorff empfehlen, und rath mir ihm zu schreiben, versichert, daß dieser einsichts volle Herr nicht wird umhin können, meinen Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Das ist nun die Auslegung der Worte, die mir sonst gesagt, wiederholt wurden: „Ich bleibe oder ich bleibe nicht, so soll Ihr Schicksal sicher gestellt seyn.“ Aber ich entschuldige den Mann, ich bedaure ihn, die Spuren der Kränkung sind sichtbar in seinem Brief, schon er sich Mühe gegeben hat, sie zu verbergen. Meiner an ihn war in den ersten Tagen geschrieben, Du kannst Dir vorstellen dringend. Ich werde ihm nun antworten, danken für das Bisherige, versichern, eben die Ergebenheit für ihn zu fühlen wie bisher. \*) Ich war bereit auf den Inhalt, besser so als wenn man mich durch Zweydeutigkeiten aufgehalten hätte. Jetzt bleibt's bey meinem Entschluß, der schon vorweg's genommen war, und schon darauf vorbereitet. Nach Rom zurück, wo für mich wohlfeil leben ist, und wo ich Freunde habe, wenn am Ende die Noth mich zwingen sollte einen Schritt zu thun. Ich habe verkauft, was entbehrt werden konnte, habe so viel zusammengerafft, daß ich die Reise antreten darf: zu

---

\*) Nach Jahren hat ihm Noega seine ersten beyden großen Werke zugesandt. D. H.

Fuße, zu Wasser, etwas kümmerlich, das muß einen Menschen in meiner Lage nicht schrecken. Von meinem Vater habe ich keine Antwort, das ist hart, sehr hart, berechtigt mich aber so viel mehr, meinem eignen Kopfe zu folgen. Ich hatte ihm meine ganze Lage geschildert, angehalten um einen Vorschuß von 60 Ducaten, hätte er mir nur 20 geschickt, um der ersten dringenden Noth vorzubeugen. Doch ich will ihn nicht auflagen, ich koste ihm viel, habe ihm mehr Herzeleid als Freude gemacht. Vielleicht auch ist ihm mein Brief nicht zu Händen gekommen, er pflegt wohl in dieser Jahreszeit zu verreisen, vielleicht erwartet er Nachrichten von Kopenhagen. Wenn er ikt schreibt, kommt sein Brief wohl zu spät. — — Ist es wahr, was von meinem Vetter gesagt wird, so ist noch möglich, daß die ganze Revolution mir am Ende nützlicher sey als schädlich. Ich brauch Dir nicht zu sagen, daß Guldberg und ich im Grund nicht homogen dachten: ich verehrte seinen Eifer und seine Thätigkeit, und liebte ihn, weil er mich vergessen ließ, daß ich mit einem ersten Minister zu thun hatte: übrigens kennst Du mich ja. Was gäbe ich nicht darum, wenn ich was zu geben hätte, eine Stunde bey Dir zu seyn, um von Angesicht zu Angesicht mit Dir zu reden! Gott gebe mir Gesundheit und Ruhe noch Ein Jahr, so muß ich doch so viel ausrichten, daß man in Europa von mir sprechen wird: freylich eine kümmerliche Schadloshaltung gegen das ruhige Glück, was Ihr andern genießt, und für alle die Mühseligkeiten, die nicht einmal unsre Existenz sichern. Wer dieß ergreift, ehe ihm jenes versagt ist, ist wohl ein



Thor, aber wie oft habe ich Ruhe gesucht, wie oft ist sie mir entrissen worden? Izt ist doch wohl die letzte Krisis, wenigstens sind die Sachen aufs äußerste. Meine Seele verliert sich auf hundert Pfaden; keines andern Menschen Lage kann so wunderbar verwickelt seyn, als die meinige. Theile keinem Menschen mit, was ich Dir schreibe, so unbedeutend es ist. Du kennst doch viele von den neuern Herrn, kannst Du Gelegenheit finden, ein gut Wort von mir zu sagen: aber daran brauch ich Dich ja nicht zu erinnern. Einen von den Reventlows sprach ich um Weihnachten in Rom, der König von Schweden introducirte mich bey ihm: wenn Dich das nicht lachen macht. Ich discutierte da mit ihm, wie mit meines Gleichen, dachte wenig daran, mir einen Gönner zu kaufen. Ein noch lächerlicherer Vorfall; diese Tage hier hat mir ein Bischoff die Cour gemacht, mir seine Equipage zum freyen Gebrauche angeboten, damit ich ihn in Rom empfähle: in eben der Zeit, da ich oft an trockenem Brode dinire, und eben noch anderthalb Rbcke übrig habe. Sollte wohl vieler Menschen Leben ein so komisches Ding seyn? So bald ich in Rom bin, schreibe ich Dir. Leb wohl: bester einziger Freund. G. Z.

Der Vater wurde durch den erhaltenen Brief befremdet; er machte seinem Sohn Vorwürfe über sein trotziges und verzagtes Herz, und daß sein Zutrauen zu ihm, ob er ihn unterstützen wolle, so zweifelhaft sey, und hielt ihm vor, daß seine Lage gar nicht so

sehn könne, wie sie ihm durch den dicken Nebel seiner Muthlosigkeit erscheine. Der arme melancholische Junge, sprach er, Gott sende ihn nur gesund zu uns, so wird sich alles finden; denn sein Kopf und Herz sind gut. Aber bey jenen Vorwürfen und bey dieser Hoffnung, ahnte er freylich nicht, was eigentlich seines Sohnes Herz bestürmte. Der sogleich angewiesene Wechsel verspätete sich zufällig und er erhielt den zweyten Brief.

Paris den 18. Juny 1784.

Ich bat Sie in meinem letzten Brief um eine schleunige Antwort, weil meine Lage unerträglich war. Sie haben sie verzögert, vermuthlich um vorher Nachrichten aus Kopenhagen einzuziehen. Es ist mir nur leid, wofern Sie schon einen Brief an mich abgesandt haben, daß er nun zu spät nach Paris kommt. Morgen früh trete ich die Rückreise nach Rom an und erwarte da in Zukunft Ihre Briefe adressirt al palazzo de propaganda fide. Als ich Ihnen neulich schrieb, war ich noch in der ersten Verwirrung, hatte noch keinen wohl überlegten Entschluß fassen können. Sie werden eingesehen haben, so wie ich iht einsehe, daß es Thorheit gewesen wäre, Zeit und Geld daran zu wenden, um in ein Land zurückzukehren, wo ich keinen Menschen von Einfluß mehr kannte. Dieß alles fiel mir ein, wie ich Muße bekam, nachzudenken. Die Hoffnung, daß mein Schicksal vor Guldbergs Entfernung sicher gestellt gewesen, war sehr schwach. Unterdessen verpflichtete sie

mich, seine Antwort hier abzuwarten. Ehe aber diese hier eintraf, hatte ich schon, nach mancherley vergeblichen Entwürfen, nach Göttingen, Wien, London zu gehn, den Entschluß gefaßt, Rom vorzuziehen. Guldbergs Antwort war so, wie ich sie erwartete. Obschon er mich im Stiche gelassen hat, werde ich nie aufhören, ihn zu verehren und zu lieben. Ich habe noch nicht Zeit gehabt, ihm wieder zu schreiben; aber noch unterwegs will ich es thun, und mit noch mehr Ergebenheit, als jemals, so lang er noch Minister war. Seinen Rath, an Bernstorff zu schreiben, dem er mich auch zu empfehlen versprach, befolgte ich den Tag darauf, meldete ihm mit der schuldigen Ehrerbietung, aber fern von allem Supplicantenwesen, was Sie sich selbst sagen, daß ich mich auf Königlichem Befehl dem Studium, das ich seit drey Jahren betreibe, gewidmet, daß mir nach meiner Rückkunft die Beybehaltung des Gehalts, so ich auf der Reise genossen, und Wohnung auf dem Rosenburger Schlosse versprochen gewesen, daß ich aber ißt, da ich im Begriff stünde, ins Vaterland zurückzukommen, von einem Ministerium, das mich nicht kennt, nichts hoffen und nichts verlangen darf, sondern nach Rom zurückeile, um da ein gelehrtes Werk zu vollenden, welches den Herrn Grafen und das gesammte Publicum in den Stand setzen wird, von meinem Werth zu urtheilen. Auch schrieb ich an den Etatsrath Zoega; und an Borgia, daß ich über wenig Wochen bey ihm zu seyn gedächte. Der Gesandte, den ich, um recht sicher zu gehn, überredet habe, meinen Schritt zu billigen, verspricht,

sich meiner aus allen Kräften zu Hause anzunehmen. Ich unterdessen gehe nach Rom, wo ich weiß, daß ich vielen willkommen bin, und wo, wenn man mich in die Nothwendigkeit setzt, Wege für mich übrig sind. Um diesen Plan auszuführen, habe ich freylich hier größtentheils von trockenem Brode leben müssen, und alles verkauft, was nur einigermaßen entbehrt werden konnte. Das ist mir aber nicht halb so sauer geworden, als wenn ich hätte in Kopenhagen die Vorzimmer der neuen Minister wärmen müssen. Die Reise wird mühselig seyn, weil sie mit der größten Einschränkung geschehen muß, meistens zu Fuß, indem ich meinen Plan, von Marseille zu Wasser zu gehn, seit den Pestgerüchten vom mittelländischen Meer verändert habe. Dennoch trete ich sie mit der größten Ruhe und Entschlossenheit an, überzeugt, daß es das Beste, das Einzige ist, was ich thun kann; ein Schritt, wodurch ich mich über mein Schicksal erhebe, das künftig in Gottes Hand stehn wird, nicht mehr in der Menschen. Natürlicherweise wenn mein Vaterland sich meiner annehmen will, wünsche ich das; wenn nicht, werde ich Mittel finden, dessen zu entbehren. Was mich dabey verdriessen wird, ist nur, daß ich von meinen Eltern, Geschwistern, Freunden werde entfernt leben müssen; aber endlich lebt man ja doch eigentlich nicht beyammen, also etliche hundert Meilen mehr oder weniger entfernt. Hätte ich nur einmal noch die Befriedigung gehabt, alle zu sehn und absichtlich Abschied zu nehmen, welches doch wohl mehr Schmerz als Befriedigung gewesen wäre. Doch wozu alles dieses? Ich ger

be ja nicht die Hoffnung auf, zurückzukommen. Vielmehr schmeicheln mir meine Freunde hier, daß ich mir auf diese Weise eine doppelt ehrenvolle Rückkehr erwerbe. Alle billigen meinen Entschluß. Möge er Ihnen und den Unsrigen keine Unruhe machen! Seyn Sie versichert, so kühn er ist, so durchdacht ist er; jeder kleinste Umstand ist berechnet. Und wenn noch ein Mittel übrig war, meine Sache herzustellen, so war es dieses. Ich ersuche Sie um Ihren Segen und um Ihre Fürbitte. Was Sie weiter für mich thun oder ausrichten können, überlasse ich Ihnen selbst. Ich wünschte bald ein Schreiben von Ihnen zu sehn. Ich hatte darauf gerechnet, meine Lieben vor Ausgang dieses Sommers zu sehn: ißt kann es künftigen Sommer geschehen. Ulrike ist mir besonders gegenwärtig.

---

Wenn hier Zoega den genommenen Ausweg wirklich für den glücklichsten auch in Hinsicht seines Dienstverhältnisses betrachtet, so täuschten ihn entweder seine Empfindungen, oder wollte er einen Entschluß, der überall Widerspruch gefunden und viele geschmerzt hätte, nicht auf einmal und als seine freye Wahl gestehn, und nahm es über sich, wenn er dort seine Sache verderben sollte, sich in Rom vorerst eine Lage zu bilden. Hier hatte ihn gleich Anfangs Monsignor Borgia, damals Secretär der Propaganda und als solcher der eigentliche Aufseher aller Missionen in Europa, Asien und Afrika, dem schon mehrere Dänen, Hviid, A. Birch und Bahl bekannt geworden waren,

auf Garampis Empfehlung und durch Adler eingeführt, freundschaftlich aufgenommen. Borgia wußte sehr das Edle der Denkungsart zu schätzen, und hatte dabei eine schwärmerische Liebe zu den Wissenschaften, wodurch ihm jeder nahe stand, der sich ihnen aufopfernd widmete, und eine große Liebhaberei, durch junge, fähige Männer seine reichen Sammlungen bekannt und nutzbar werden zu lassen. Möglich, daß Zoega sogar mit der festen Absicht nach Rom zurückkehrte, es nicht wieder zu verlassen, \*) den schon lang in seiner Seele schlummernden Wunsch auf etwas kühnere Weise auszuführen. Wenigstens scheint unter dem längeren Umweg zum Ziel, wovon er in dem Brief vom 16. Jul. 1781. spricht, und in manchen andern früheren Aeusserungen ein längerer Aufenthalt in Rom verstanden zu seyn.

In Kopenhagen war indessen an einer guten Art der Rückkehr und Aufnahme für Zoega gearbeitet worden; es ist leicht zu denken, wie seine Verwandten die Nachricht von seiner Rückreise aufnahmen. Doch stimmte längeres Ausbleiben von Briefen auch den Unmuth des Vaters zu dem sehnlichsten Wunsch der baldigen Rückkehr seines schwärmenden Sohns um, als endlich die folgenden Zeilen ankamen:

---

\*) Diese Vermuthung hat auch Hr. Gierleu geäußert.



Rom den 7. August 1784.

Ich bin in Rom und bin von einem hitzigen Fieber beynahe hergestellt, wenigstens ausser aller Gefahr. Mehr erlaubt man mir diesmal nicht zu schreiben. Melden Sie es an Esmarch.

An Esmarch. Rom den 4. Sept. 1784.

Von meiner Ankunft und ersten Krankheit wird mein Vater Dir Nachricht gegeben haben: diese wenige nothwendige Zeilen schreibe ich Dir verstohlnerweise. Gestern habe ich angefangen auf zu seyn; das Fieber, dessen Flamme nach elf Ueberlassen, wiederholten Purganzen und ein paar Pfund China gedämpft ist, schleicht noch in meinen Adern: mein Arzt hat mir alles Schreiben, alle Anstrengung auf einen Monath untersagt. Dennoch schreibe ich heut auch an meinen Vater. Alles übrige muß ruhen. Den 24. July kam ich nach Rom, die überstandenen Mühseligkeiten beschreibe ich Dir ein andermal. Etliche Tage war ich gesund, stark, trozig. Dann folgte eine Trägheit und Schlassucht, den 2. August ein hitziges Fieber, das mich an den Rand des Grabes brachte. Nach 14 Tagen war ich so weit hergestellt, daß ich anfangen konnte auszufahren, aber vier Tage darauf warf die Krankheit mich zum zweytenmal nieder, minder heftig als das erste mal, aber ängstlich, hartnäckig und nicht minder gefährlich. Alle meine Kraft ist dahin, meine

Glieder hängen kaum zusammen. Du siehst leicht, daß vor Winter an keine Reise zu denken ist, also bis nach Ostern nicht. Ich verliere ein Vierteljahr von meinem Leben gänzlich. An die Sache in Kopenhagen kann ich nicht denken. Alles scheint verloren. Von Geld bin ich ganz entblößt, und würde in den kümmerlichsten Umständen seyn, wenn nicht die Vorsehung mich an Monsignor Borgia einen zweyten Vater hätte finden lassen, dessen Großmuth während meiner Krankheit mich mit allem reichlich versehen hat.

An denselben. Rom den 10. Nov. 1784.

Lieber guter Freund. Den October habe ich in Velletri zugebracht \*) um eine reinere Luft zu genießen und mich durch die Zerstreuungen der Villeggiatura zu erholen. Allein die regnige Jahreszeit hat meine Absicht wenig begünstigt: noch fühle ich mich schwach und keiner Anstrengung fähig. Bis Ende vorigen Monats habe ich fortfahren müssen zu mediciniren. Vor Ostern ist an keine Abreise von hier zu gedenken. Ob sie alsdann vor sich gehen soll, beruht auf den Entschlüssen der Minister: denn um die Rückkehr möglich zu machen, bedarf ich ihrer Unterstützung. Eben heute schreibe ich an Bernstorff und Mumsen, zugleich an meinen Vater und an meinen Vetter. Der erste Brief, den ich von Bernstorff erhielt, machte mir wenig Hoffnung, ich weiß nicht ob ich Dir seinen Zu-

---

\*) Mit Borgia im Hause seines Bruders. D. H.

halt mitgetheilt habe: man könne die Absichten der vorigen Minister nicht in eben dem Maße begünstigen, unterdessen würde es jungen verdienstvollen Gelehrten in Dänemark nicht an Unterstützung fehlen. Nun bin ich weit entfernt, mich unter die jungen verdienstvollen Gelehrten zu rechnen: allein ich betrachte mich als einen Menschen, der auf das gegebene Wort des Hofes seine übrigen Aussichten bey Seite gesetzt, und der, nachdem es die Umstände erfordern, alles zu thun fähig ist. Günstigere Nachrichten habe ich seit der Zeit und von verschiedenen Seiten gehabt. Besonders meldet mir meines Vaters letzter Brief, daß ich in Kopenhagen erwartet werde, und daß auf Rosenburg alles zu meiner Aufnahme und Arbeit eingerichtet sey. \*) Wenn dieses so ist, und wenn ihm nicht die Sache vortheilhafter vorgestellt worden als sie ist, so beruht es nur darauf, daß mir verstattet werde, bis künftigen Sommer auszubleiben und mir unterdessen Reisegeld bewilliget. Mein Vetter in einem Schreiben vom 24. Aug. machte mir Hoffnung, daß das letztere keine große Schwierigkeiten haben werde: möge nur nicht die unterdessen verflossene Zeit, in welcher es mir unmög-

---

\*) Diese durch Guldberg getroffene Einrichtung, wonach die Münzen und geschnittenen Steine, wenn nicht prachtvoll, doch sehr bequem in 10 — 12 Schränken, in zwey Zimmern aufbewahrt werden, besteht noch. So wie sie durch Zoega zunächst veranlaßt worden war, so möchte von ihr die spätere ansehnliche Vermehrung der Sammlung zum Theil abhängig seyn. D. H.

lich gewesen an den Minister zu schreiben, ihre Gesinnungen verändert haben. Meine Lage würde sehr traurig gewesen seyn, wenn ich nicht hier großmüthige Freunde vorggefunden hätte, doch habe ich gesucht, mich ihrer so wenig zu bedienen, als möglich, um mir nicht gar zu viel Verbindlichkeit aufzuladen. Könntest Du, ohne daß es Dir beschwerlich fiele, mir etwa gegen Anfang Januars noch einen Vorschuß thun von 150 Rthl. so würde ich bis Ostern versorgt seyn, ohne vor der Zeit meiner Abreise dem Minister beschwerlich zu fallen. Du meldest mir daß Du Vore Commission gegeben, mir auf Verlangen Geld zu übermachen; es ist mir aber lieber, daß Du aufs neue an ihn schreibst und so mir den Brief ersparst. Niemand lieber will ich meine Erhaltung zu verdanken haben als Dir, weil ich weiß, daß Du mit Freuden dazu beyträgst: aber wenn es Dich genirt, so thue es nicht, denn ich kann den Termin der Wiedererstattung nicht bestimmen. Ich habe die Minister gebeten, mir bald ihren Entschluß mitzutheilen, und ihnen zu verstehen gegeben, daß ich im Falle der Noth bleiben kann, wo ich bin, wie es denn wahr ist, wenn gleich für iht nicht mit den Vortheilen, die ich in Dänemark erwartete. Du wirst schon Dein Haus eingerichtet und Dein Weib hineingeführt haben. Ich wollte Dich bitten ihr meinen Gruß und alle meine Wünsche mitzutheilen, allein was kann ihr an der Erinnerung eines verirrtten Wandersers gelegen seyn? Gott gebe daß meine Wanderungen bald ein erträgliches Ende erreicht, ich bin herzlich müde. Wo könnte ich besser ausruhen als bey

euch? Aber auch wann wir uns wieder sehen, ist es nur auf Augenblicke, und dann muß ich der großen Stadt zueilen, wo nur ein Mann ist, den ich liebe. Leb wohl. Ist da ich schließen muß hätte ich Dir noch so viel zu sagen, daß ich einen neuen Brief anfangen möchte. Vieles aber ist noch nicht reif, vieles darf nicht geschrieben werden, sondern gesagt. Sey Gott und Deinem Genius empfohlen. G. Z.

An den Vater den 10. Nov. 1784.

Die Nachrichten Ihres Briefs sind sehr aufmunternd; ich hatte aber erwartet, daß wenn zu Hause an meiner Rückkehr gelegen ist, man, benachrichtigt von meiner Verfassung und von der Krankheit, die mich so lange in völliger Unthätigkeit erhalten hat, auch ohne mein Gesuch für meine Erhaltung gesorgt hätte. Ohne die theils von meinem Vater, theils von M<sup>r</sup>. Vorgia erhaltne Unterstützung, auf die man dort wohl nicht rechnen durfte, würde ich längst anßer Stand seyn, an die Rückkehr zu denken, und noch gegenwärtig ist nicht viele Zeit übrig, um den letzten Entschluß zu fassen, vielleicht auf immer hier zu bleiben. — — Hauptsächlich ist mir um eine baldige Antwort zu thun, sollte sie auch ungünstig seyn: die Ungewißheit ist in meiner gegenwärtigen Lage das größte Uebel, weil die Furcht einen falschen Schritt zu thun in Unthätigkeit erhält. Nun ich drey Monathe geschlafen habe, möchte ich meinen Weg wiederum antreten. — Ich bin recht froh, daß Hans mit Ruhm

von der Akademie zurückgekehrt ist, damit wenigstens Ein Sohn Ihnen Freude mache. Ich bin nun einmal ein Ball meiner Thorheiten und meiner Schicksale, und die Wahrheit zu sagen, in Rücksicht auf mich selbst verdriest es mich nicht sehr. Komme ich einmal zur Ruhe, so muß die Erinnerung dieser mancherley Vorfälle und Abwechselungen höchst angenehm seyn. Gott erhalte Sie; am Ende wird noch alles wohl seyn.

An denselben. Rom den 4. Dec. 1784.

Ich bin in der Nothwendigkeit, Ihnen zu schreiben, um den nachtheiligen Eindrücken entgegen zu arbeiten, die ein von mir verbreitetes Gerücht auf Sie machen möchte oder schon gemacht hat. Erst mein Bekenntniß dessen, was wahr ist, nemlich daß ich vor anderthalb Jahren einer Römerin die Hand gegeben; daß ich die Sache, indem ich nicht in der Lage war, eine anständige Figur zu machen, allen, selbst meinen vertrautesten Freunden, geheim gehalten, in der Absicht, wenn meine Sachen im Vaterlande auf einen sichern Fuß gebracht gewesen, sie mir nachfolgen zu lassen; daß während meiner letzten Krankheit, die mich dem Tode so nahe brachte, das Geheimniß einigen wenigen, unter diesen Monsignor Borgia mitgetheilt, nachher zufälliger Weise mehreren bekannt geworden, endlich von vielen lägenhaften, mir nachtheiligen Zusätzen begleitet, nach Kopenhagen einberichtet worden. Die Folgen davon in Kopenhagen sind mir gleichgültig; nur Sie, bester Vater, wünschte ich beruhigt. Mein



Schritt ist mit keinen Umständen verknüpft gewesen, die mir Schande oder Vorwürfe zuziehen könnten, und hat mich nur einmal gereut, als ich in Paris mich von allen verlassen fürchtete, mehr besorgt war für die Person, deren Schicksal mit dem meinigen verknüpft war, als für mich selbst. Ein blutjunges, schönes, gutes Mädchen, die Tochter eines Römischen Malers, ist meine Gattin und hat mir vor drey Monaten eine Tochter geboren. Ich schätze mich glücklich, sie zu besitzen und glaube sie um keinen Preis zu theuer gekauft zu haben. Sollte es dem Neide eines mir nicht bekannten, von mir wissentlich nicht beleidigten gelingen, mir durch Vorstellung der Sache so wie sie nicht ist im Vaterlande zu schaden, so bin ich hier auf dem Fuß, daß ich meines Vaterlandes nicht bedarf. Uebrigens pünktliche ich, meine Verwandten und Freunde wiederzusehn, und weiß, daß es meine Schuldigkeit ist, zurückzukehren, wenn man mich brauchen kann und mir erträgliche Bedingungen macht. — Am Ende ist mir Rom lieber als Kopenhagen; und will man, daß ich zurück komme, so wird man mir Reisegeld schicken, so viel für mich und meine Frau hinreichend sey. Auf Ihre Gesinnungen gegen mich muß dieser Vorfall keinen Einfluß haben: was ich versäumt habe oder versehen, sind Formalitäten, und ist allen bekannt, daß ich mich über Formalitäten aller Art hinauszusehen pflege. Meine Liebe und Ergebenheit sind eifriger als jemals, und nicht bestimmt, in Ihrer Nähe zu leben, macht die größere oder kleinere Entfernung wenig Unterschied. Ich bitte Sie um Ihren Segen für mich,

meine Frau und Tochter. Wir alle küssen Ihnen und meiner Mutter die Hände.

---

Die schöne junge Römerin, (weil alle Briefe den Namen verschweigen) hieß Maria Pietruccioli. Die Verbindung beunruhigte den Vater, ohne ihn zu kränken; auch seines Sohns Entscheidung, in Rom zu bleiben, die er bald darauf erfuhr, nahm er mit Ruhe, wie man geschehene Dinge aufnehmen muß, und als göttliche Fügung auf, und war fern von Vorwürfen, die nichts ändern konnten. Aber das, was mit der Heyrath zusammenhieng, der Uebertritt zur katholischen Kirche, der ihm erst allmählig zur Abhdung, Wahrscheinlichkeit und Gewißheit wurde, war ein Umstand, der ihn tiefer angriff. Zoega äußert sich über diesen Schritt zuerst in Briefen an den sehr geachteten Etatsrath und Finanzdeputirten Zoega.

Rom den 8. December 1784.

Ich erfahre unvermuthet, daß man in Kopenhagen Nachrichten von mir hat, die man für wichtig hält, und die sogar Aufsehen machen. Ich habe ein Weib genommen und glaube nicht an Doctor Luther; dieß ist allerdings wahr, ich wußte aber nicht, daß diese Dinge andere angiengen als mich. Ich hatte das gute Vorurtheil von meinem Vaterlande, daß, wer in seinem Beruf den Pflichten desselben ein Genüge thut, übrigens unmoolestirt leben könne. Wenn das nicht ist, wenn

man in einem Amt, das auf die Geschäfte des Hofes und der Nation auf keine Weise Einfluß hat, dem Könige nicht dienen kann, ohne sich der Inquisition zu unterwerfen, so muß ich freylich darauf Verzicht thun, jemals zurückzukehren. Ich berufe mich auf das, was ich Ihnen in meinem letzten Brief geschrieben; wenn es nöthig ist, kann ich hier bleiben, kann ich aber dort die Bedingungen erfüllt finden, unter denen ich meine Reise antrat, so wünsche ich zurückzukommen. Es fiel mir nicht ein, daß es dabey auf etwas anders ankäme, als auf meine Fähigkeit, den mir versprochenen Posten zu bekleiden, und unter dem Willen der neuen Minister das fortzusetzen, was die alten angefangen hatten. Jenes machte mir keine Furcht, an diesem zweifelte ich nicht, und war deswegen entschlossen, Rom nicht zu verlassen, bis ich von dorthier völlige Sicherheit hätte. Man meldet mir ißt, daß dort alles zu meinem Besten eingerichtet gewesen, wie Sie mir schon durch Ihre Briefe Hoffnung gemacht, und wie ich allerdings erwarten konnte. Ich wußte nicht, daß mein Schritt diese Folgen haben konnte; hätte ich es aber gewußt, so hätte ich ihn doch gethan. Ich hatte die Wahl, entweder ein Mädchen, das mir in jeder Betrachtung lieb war, auf immer unglücklich gemacht zu sehen, oder mich allen den Ceremonien, die das Weibernehmen hier mit sich führte, zu unterwerfen. \*) Dieß geschah mit der möglichen-

---

\*) Zum erstenmal sind vor nicht vielen Jahren zwey Protestanten mit Römerinnen in der Paulskirche getraut worden. D. H.

sten Geheimhaltung, nicht sowohl, weil ich fürchtete, daß es auf mein Schicksal Einfluß haben könnte, als weil ich Vorwürfe erwarten durfte von Seiten meines Vaters und meiner Freunde. So unternahm ich ohne einiges Bedenken die Reise nach Paris, in der Absicht sobald als möglich Kopenhagen zu erreichen, und meine Frau, sobald meine Finanzen es erlaubten, nachkommen zu lassen. Da aber die Veränderung im Ministerium meinen dortigen Stand ungewiß machte, war mir nichts angelegener, als zurückzueilen, damit unser Schicksal, wie es auch ausfiele, nicht getrennt wäre; und mein damaliger kühner Entschluß scheint mir ißt eine Leitung der Vorsehung, ohne welche ich verloren gewesen wäre. Da ich einmal hier bin, gegenwärtig in einer erträglichen Lage, und nicht ohne Aussicht auf eine bessere, so kann ich ohne muthlos zu werden erfahren, daß dorten weiter nichts für mich zu hoffen ist. Was mich dabey verdrießt, habe ich Ihnen schon in meinem vorigen gesagt. Ißt bitte ich Sie vornehmlich, die Sache so zu behandeln, daß meinem Vater kein Kummer, oder doch so wenig als möglich verursacht werde. Daß ich ein Weib habe, das ich nach einer Ehe von anderthalb Jahren eben so sehr als mich selber liebe, und das ich um keinen Preis zu theuer gekauft zu haben glaube, sollte ich auch am Ende finden, daß ich mich aufgeopfert, dieß habe ich ihm schon gemeldet, übrigens gebeten, den etwanigen Gerüchten kein Gehör zu geben. Suchen Sie die Rede, als habe ich die Religion gewechselt, zu unterdrücken; selbst hier ist das ein Geheimniß, welches bis

in meiner letzten Krankheit meinen vertrautesten Freunden unbekannt war, auch von dem Ehrenmann, der sich die Mühe gegeben, die Sache nach Kopenhagen zu berichten, nur als Vermuthung kann hinzugefügt worden seyn. Wer der Sykophant gewesen, weiß ich nicht, habe auch keinen Verdacht; recht unterrichtet ist er nicht gewesen, indem er mir statt einer Tochter einen Sohn gegeben hat. Dieser Umstand kann dienen, die Glaubwürdigkeit des Geschichtschreibers zu schwächen; von den Kosten der Reise können Sie einen Vorwand hernehmen, weshalb ich hier bleibe, wie ich schon meinem Vater einen Wink gegeben habe. Ich erwarte von Ihrer Freundschaft alles und wiederhole Ihnen, daß bey der ganzen Sache nichts so sehr mich kränkt, als daß ich der Hoffnung entsagen muß, Sie wieder zu sehn. Leben Sie wohl: erinnern Sie sich manchmal meiner, wie man sich der Todten erinnert. G. 3.

Rom den 15. Januar 1785.

Bester Esmarch! Dein Stillschweigen läßt mich befürchten, daß Briefe zwischen uns verloren gegangen, wahrscheinlich meine, indem es leichter war, daß ein Brief nach Hohenau sich verirrt als einer nach Rom. Dein letzter, den ich empfangen habe, war vom 6. Sept. Unter fast ähnlichem Datum, ich denke vom 4. Sept. hatte ich an Dich geschrieben. Nach Empfang des Deinigen sandte ich einen andern ab, mich dächte vom 10. Nov. Seitdem habe ich von Posttag

zu Posttag nach Briefen ausgelesen, vergebens. Ein Wechsel ist mir unterdessen geworden von 50 Rthl. den ich Deiner Güte zuschreibe, da ich ihn von nirgends anders her erwarten konnte: daß also meine Schuld an Dich jetzt ungefähr 90 Rthlr. beträgt, die ich Dir, sobald meine Umstände es erlauben, erstatten werde, indem ich mich bis dahin mit den Gedanken, daß sie Dich nicht geniren beruhige. Die Hoffnung Dich, meine übrige Freunde, mein Vaterland wiederzusehen, ist so gut als verloren: ich vermuthe daß Du alles weißt, da iht alle alles wissen. Du hättest der erste seyn sollen mein Geheimniß zu erfahren \*), schon lange fränkte michs, Dir die Sache verborgen zu halten, ich gab Dir verschiedene Winke davon, schon in meinem Briefe aus Florenz iht beynah vor einem Jahr, aber ich durfte sie einem Papiere, das eine so lange Reise zu machen hatte, nicht anvertrauen. Was selbst hier meinen besten Freunden unbekannt war, breitete sich unvermuthet auß, ward nach Kopenhagen geschrieben, und so wiederum mir gemeldet. Dennoch wirst Du mir den Gefallen erzeigen, von dem, was ich Dir schreibe, niemand nichts zu sagen, denn den eigentlichen Zusammenhang wissen sie noch nicht, müssen ihn noch nicht wissen. Im Julius 1783 bekannte ich mich zur katholischen Religion, und im August bey-

---

\*) Dieß ist so wahr, daß die Unterbrechung des Briefwechsels seit der Zeit sich daraus vollkommen erklärt; und dieser Brief selbst scheint mit der Absicht geschrieben, eine gerechte Empfindlichkeit zu entfernen. D. H.



rathete ich eines der schönsten besten Mädchen in Rom, eines Malers Tochter: alles dieses heimlich, mit der Absicht Rom sobald als möglich zu verlassen, durch die Schweiz zu passiren und da unsre Vermählung zu erneuern um allem Verdacht des Vorgegangenen zuvor zu kommen. Meine Geschäfte hielten mich in Rom zurück, und als ich endlich meine Reise antreten konnte, befand meine Frau sich schwanger und konnte mich nicht begleiten. Ich ließ sie also zurück in der Hoffnung, nach meiner Ankunft in Kopenhagen auf eine oder die andere Weise Gelegenheit zu finden sie abzuholen, entschlossen im äußersten Falle Guldberg, auf dessen Freundschaft ich rechnen durfte, in geheim alles zu entdecken. Was in Paris erfolgte weißt Du, und wirst nun besser die Beweggründe meines damaligen Verhaltens einsehen. Meine Krankheit, das geringe Zutrauen zu den neuen Ministern, andere Umstände, verhinderten mich eher als im November meine dortige Affären zu betreiben. Ich schrieb endlich an meinen Better, an Bernstorff und an Rumsen, und bat vor allen Dingen um eine baldige entscheidende Antwort, weil sich hier Aussichten eröffnet hatten. Ehe diese meine Briefe eintrafen, waren Neuigkeiten von mir ausgebreitet, die ganz Kopenhagen von mir sprechen gemacht: und einige gar zu eifrige Freunde bewogen, mir zu schreiben, daß ich eilen möchte mich zu rechtfertigen oder aller Hoffnung der Rückkehr auf immer zu entsagen. Jenes konnte nicht geschehen, also schrieb ich unverzüglich an meinen Better, vertraute ihm alles, bat ihn ohne weitere Rücksicht auf mich die Sache so

zu behandeln, daß meinem Vater kein Gram verursacht würde, welchem ich zugleich meine Heyrath gemeldet hatte, ohne der Religion zu erwähnen: und von der Zeit an suchte ich ernstlich mich hier meiner Subsistenz zu versichern. Ich bot seiner Heiligkeit meine Dienste an bey seinem Museum, und war so glücklich, daß mir fürs erste eine jährliche Gage von 150 Sp. Duc. festgesetzt ward, \*) mit der Hoffnung bey erster sich anbietender Gelegenheit auf eine distinguirte Art gebraucht zu werden. Unterdessen waren meine Briefe in Kopenhagen angelangt, mein Vetter und mein Onkel hatten sich gemeinschaftlich meiner angenommen, und hatten ausgerichtet, was ich nie hoffen durfte, und woran ich seit einiger Zeit nicht mehr dachte. Den 11. Januar, den Tag nachdem ich bey Sr. Heiligkeit Audienz gehabt und mein Schicksal hier endlich abgemacht worden, erhielt ich Briefe von meinem Vetter und meinem Vater, daß mir dort 600 Rthlr. zur Rückreise bewilligt worden, und daß meine Anverwandte mit Vorwissen und Gutbefinden Bernstorfs und Mumsens bey Sr. Maj. um die Versicherung meines dortigen Postens mit 800 Rthlr. Gehalt und freyer Wohnung angehalten. Mein Vetter fügte hinzu, daß man meine Heyrath billigte, über die Religion weiter nicht nachdächte. Ich antwortete denselben Abend, alles rein heraus an meinen Vetter, daß ich mich jetzt hier nicht so pldglich losmachen könnte, daß ich wünschte

---

\*) Wie man anlegt, als Dolmetsch der Propaganda in neuern Sprachen. D. H.

und suchen würde mich meinem Vaterland auch in der Entfernung dankbar zu erzeigen, und bat alle mir zu verzeihen so sehr sie könnten. Da hast Du meinen ganzen Roman, stelle Deine Betrachtungen darüber an, und melde mir, was Dir davon deucht. Gewiß ist, daß eine Verkettung von Begebenheiten mich dahin geführt hat, wo ich bin, meine Schicksale sind von jeher sonderbar gewesen, warum sollte ich mich nicht mit dem Gedanken schmeicheln, daß ein Genius, den ich nicht kenne, aber an den oft mein Gebet gerichtet gewesen, mich leite zu seinen Zwecken? Hier ist ein großes Feld für mich eröffnet, noch zwar erfordert die Klugheit, daß ich mich dem Geschmacke andrer accommodire, aber ist da die Umstände angefangen haben sich zu consolidiren, da ich mir ein erträgliches Auskommen versichert habe, kann ich hoffen es dahin zu bringen, daß ich kühnlich meinen eignen Weg antrete, wozu ich ist im Stillen mich vorbereite. Was mir vornehmlich abgeht ist Gesundheit, die ich seit meiner letzten Krankheit noch nicht in dem Grade besitze, wie ich in Rom gewohnt war: aber ein wenig Landluft im May muß alles herstellen. Deiner erwähne ich nicht, weil ich voraussetze, daß Du so glücklich bist, als Du wünschest, und als Du lange zu seyn verdienst. Ich klage nicht, eins und das andere fehlt mir noch, aber das wird finden. Meine Maria grüßt Deine Cäcilia. Ich hatte wohl gewünscht, sie beysammen zu sehen, doch das hat nicht seyn sollen. Leb wohl. G. Z.

An den Etatsrath Zoega den 5. März 1785.

— Wie ich im Herzen über die Sache denke, kann Ihnen nicht unbekannt seyn. Aber eine gewisse Uebereinstimmung mit sich selbst ist doch in allen Dingen zu beobachten. In dem, was ich gethan, habe ich nicht gegen Ueberzeugung gehandelt; denn lange ehe ich Interesse hatte, die Sache in Rücksicht auf mich zu überlegen, ist mir unter den christlichen Sekten die katholische die älteste und ehrwürdigste erschienen; übrigens ist Gott Richter im Dunkeln, und wie jeglichen sein Genius leitet, ist der Weg für ihn gut. Ich finde mit vieler Befriedigung, daß unsre Gedanken über mein Hierbleiben ohngefähr übereinstimmen. Nur in Rom konnte ich meine Bestimmung finden; an jedem andern Orte mußte ich mich auf ein gewisses Mittelmäßiges einschränken, und einmal war ich Beschäftigungen gewidmet, die, weil sie in sich keine Nothwendigkeit haben, elend sind, so lange sie unter dem Vorrefflichen bleiben. Hier habe ich ein gränzenloses Feld für mich und wenn ich nun nicht das leiste, was ich zu leisten wünsche, so ist es ursprünglicher Mangel. — Die Art, wie man in Kopenhagen meine Sache behandelt hat, ist für mich sehr schmeichelhaft und verpflichtet mich zu neuer Dankbarkeit gegen meine dortigen Freunde und Gönner. Ich muß es vornehmlich Ihrem Ansehen zuschreiben, daß man zu gleicher Zeit so viel Ernst und so viel Nachsicht bewie-

sen. Denn weder konnte ich erwarten, daß das Schicksal eines so unbedeutenden Menschen, als ich, im Staatsrathe entschieden würde, noch daß man, um mich nicht zu verlieren, eine Sache, die so gut als notorisch ist, ignoriren wollte. \*) Ich wünschte Gelegenheit zu haben, meine Dankbarkeit an den Tag zu legen und verzweifle nicht, mit der Zeit sie hier zu finden, um so viel leichter, da Dänemark ausser aller Verbindung mit Rom ist und unsre Landesleute, die von Zeit zu Zeit hieher kommen, aller natürlichen Adressen beraubt sind, statt daß alle übrige nicht katholische Fürsten, unsre Nachbarn Rußland und Schweden nicht ausgenommen, ihre Consyln hier haben. Sie werden nicht unterlassen, allen denen, die sich für mich interessirt haben, in meinem Namen zu danken, vor allen unserem guten Onkel und dem Geheimenrath Mumsen. Ich gedenke mit nächster Post letzterem selbst zu schreiben. Von meinem Vater habe ich noch keine Antwort und zögere, ihm abermals zu schreiben, weil ich nicht weiß, wie er die Sache ansieht; schriebe er mir, so würde ich eher Ausdrücke finden, ihn einigermaßen zu beruhigen. Dieß ist der empfindlichste Theil der ganzen Affäre. Leben Sie so glücklich als Sie es verdienen. Grüßen Sie alle. Gönnen Sie mir die Fortdauer Ihrer Freundschaft.

---

\*) Die Dänischen Geseze verbieten, einen, der katholisch geworden ist, zu dulden oder anzustellen. D. H.

An den Vater. Rom den 19. März.

Eins nur mangelt mir noch, um von meinem Hieseyn den wahren Gebrauch zu machen, Gesundheit. Seit der schweren Krankheit im August bin ich nie recht zu Kräften gekommen, habe nie wiederum arbeiten können, wie vorhin. Diese letzte Krankheit, von der ich heute zum erstenmal ausser dem Bette bin, ist zwar minder gefährlich gewesen, aber nicht minder lang und zeitverderblich. Noch brauch ich China, und weiß nicht, wenn ich anfangen werde auszugehen. Kleine Anfälle, die ich den Winter über fast wöchentlich gehabt, haben beständig meine Geschäfte unterbrochen. — Dieß Jahr ist für meine Studien verloren; gebe Gott, daß es dabey bleibe. Ich habe zu Anfang Februars meine Wohnung an der Rotonda verlassen und wohne jetzt in dem Quartier der Gärten, in Strada Gregoriana mit der Aussicht über die ganze stolze Stadt, halbwegs auf dem Lande, das mir nun, wenn ich wiederum anfangen auszugehen, wohl zu Statten kommen wird. Auch habe ich da den Vortheil, sowohl Winters als Sommers eine gemäßigtere Luft zu genießen, als in den Thälern der Stadt zu herrschen pflegt. Die von Urfke verlangten Zeichnungen von meiner Frau und Tochter werde ich übersenden, sobald ich kam. Meine Frau hat die einfachen harmonischen Züge, die die Mäler der Mutter Gottes zu geben pflegen, und eben, weil sie sich dem Ideal naht, ist sie schwer zu treffen. — Wegen meiner Religion hoffe ich, daß Sie ruhig sind. Daß ich am Aberglauben des Pöbels, der haupt-



sächlich den Unterschied macht zwischen den christlichen Sekten, Theil nehme, werden Sie sich nicht einfallen lassen. Uebrigens glauben wir alle an Einen Gott und durch denselben Erlöser selig zu werden. Vieles ist auch in der Religion, wie in den Regierungsverfassungen, man unterwirft sich den Gesetzen des Landes, wo man lebt.

---

Der Vater, dem insgeheim diese Angelegenheit wie ein schwerer Stein auf dem Herzen lag, der auch nicht ohne Empfindlichkeit war über seines Sohnes Zurückhaltung und Verschwiegenheit, antwortete ihm hierauf, wenn man sich einen in seinem System sehr festen und ernstern protestantischen Geistlichen denkt, einen Mann, dem die Bildung und die Ideen seines Sohnes überhaupt häufig etwas träumerisch und als Auswüchse des Genies erscheinen mochten, mit achtungswerther Mäßigung. Er setzt ihm seine Gegengründe auseinander, worunter auch die Bemerkung vorkommt, David habe nicht von seinem Genius, sondern von dem guten Geist Gottes geleitet seyn wollen; dieß alles, sagt er, habe er sich gedrungen gefühlt, ihm vorzuhalten, sein väterliches Herz und seine Bereitwilligkeit, für ihn und der Seinigen Glück mitzuwirken, werde immer gleich groß bleiben. Dieß nöthigte denn jenem eine ausführlichere Erklärung ab.

Rom den 6. August 1785.

Bester Vater. Vor acht Tagen erhielt ich Ihr Schreiben vom 5. Julius. Ich will in der Beantwortung desselben Ordnung befolgen. Meine Gesundheit fährt fort, gut zu seyn. Mit meinen Umständen bin ich zufrieden, weil ich in Rom bleiben kann, so lange meine Bestimmung es erfordern mag, die ohne dieses auf keine Weise erreicht werden konnte. Meine Einkünfte sind so, daß ich bey vorsichtiger Haushaltung auskommen kann; das genügt mir. Was man Ihnen übrigens gemeldet hat von der Beförderung meiner hiesigen Freunde und den daraus für mich vortheilhaften Folgen, werden Sie schon erfahren haben, daß das nicht wahr ist. Garampi ist nicht Staatssecretär, würde vielleicht nicht einmal Cardinal seyn, wenn der Pabst umhin gekonnt hätte, die Nuncien abzulösen, Wir werden ihn den Winter ein paar Monathe in Rom haben, dann geht er nach seinem Bisthum Montefiascone und ist für seine Freunde verloren. Borgia ist nicht Cardinal, obschon ganz Rom, auch auswärtige Zeitungen ihn dafür ausgerufen haben, und es ist sehr ungewiß, wie bald er seine Prälatur endigen wird, die er länger geführt hat, als irgend einer seiner Vorweser, und deren Kosten anfangen ihm beschwerlich zu werden. Er war zu sehr von des guten Ganganelli Freunden, um der nun herrschenden Parthey sehr gefällig zu seyn \*), und die zweydeutige Creation in

---

\*) Pius VI. soll Borgan unversöhnlich gehaßt haben, ob er gleich ihn mit Achtung behandelte. D. H.

petto haben die Päbste als das Mittel, den Prälaten die ihnen gebührende Würde vorzuhalten, ohne daß diese laut sprechen können. Die letzte Promotion war vollkommen tumultuarisch; verschiedene, die hergebrachtes Recht auf den Cardinals hut hatten, blieben in Petto, andere, von denen niemand träumte, erhielten den Purpur. Man spricht seither von Monath zu Monath von Completirung der Creationen; allein bisher ist alles Gerede. Jetzt ist man voll Erwartung auf die Ankunft des neuen Staatssecretärs, Cardinal Buoncompagni, bisher Legaten zu Bologna, der ein gewaltiger Mann seyn soll, und man vermuthet, daß er sein Ansehen anwenden werde, damit der Papst allen Gerechtigkeit widerfahren lasse, um dadurch einen Theil des allgemeinen Mißvergnügens wegzuräumen; allein, ausser den Privatabsichten, sind ein sehr wesentliches Hinderniß die den Cardinälen auszusehende Einkünfte bey der gänzlichen Zerrüttung der päpstlichen Finanzen, und ich fürchte, daß auch der Minister sich leicht überzeugen wird von der Nothwendigkeit, die Sache so sehr als möglich ist in die Länge zu ziehen; dieß alles interessirt mich, in Absicht auf mich selbst nicht eben über die Maßen: denn darin irrt mein Onkel, daß er die Aussicht auf großes Glück durch mächtige Gönner für einen meiner Hauptbeweggründe gehalten. Die Bemühungen, denen ich mich jetzt gänzlich gewidmet habe, lassen sich mit den Intriguen, die, um Glück zu machen in allen Ländern, doppelt in diesem Eunuchenstaat, nothwendig sind, nicht vereinigen. Alle meine Wünsche der Art sind auf

ein etwas bequemer's Auskommen, als mein gegenwärtiges ist, eingeschränkt; nicht um Figur zu machen, worauf ich ohne große Ueberwindung verzichtet habe, sondern um für meine Studien die Zeit und Muße zu ersparen, die kleine ökonomische Vorkehrungen jetzt mir rauben, zumal da meine Familie wächst; doch macht mir das nicht sehr viele Unruhe. In Cardinalsdienst zu treten, würde wider meinen Willen seyn, und nur geschehen, weil ich nicht umhin könnte; denn es würde mich nur von meinem Zweck abführen. Sogar den Gesellschaften verschiedener Großen, die ich sonst zu besuchen pflegte, habe ich mich fast gänzlich entzogen, weil sie mir Zeit raubten, die durch die ungewissen Aussichten auf künftige Vortheile nicht ersetzt wird. Ich möchte die Aufsicht über eine Bibliothek haben, dergleichen sind verschiedene, und es läßt sich vielleicht mit der Zeit erreichen. Mein großer einziger Beweggrund des vor mehreren Jahren gefaßten Project's, einmal Römer zu werden, war, um eine Luft einzunehmen, die meinen Geist nährt auf eine andere Weise, als die Luft jedes andern Landes. Dieß muß Ihnen verständlich seyn; denn detailliren läßt sichs nicht; nicht weil dieß ist, oder jenes ist, sondern weil das Ganze so ist. Niemand, der außer Rom lebt, kann sich davon den wahren Begriff machen, und in Rom sind überaus wenige, die es wissen. Vieles mangelt, vieles hindert, aber selbst dieses begünstiget den stillen Forscher, welches der Charakter ist, den ich hier, so sehr mir möglich ist, zu behaupten strebe, den Rest der Vorsehung überlasse. In dieser Absicht war ich

froh, als man mich zum Münzgelehrten machte, nicht unwissend, daß diese Wissenschaft in ihrem gewöhnlichen Sinn, und wie alle sie treiben, die nutzloseste, folglich unwürdigste ist; denn vorausgesetzt, daß Guldberg sich erhielt, rechnete ich mit einer Art von Gewißheit auf eine zweyte Reise, sodann, wenns Glück gut war, auf eine Agentschaft in Rom. Noch gegenwärtig würde mir diese sehr vortheilhaft seyn, zumal in Absicht auf die Unabhängigkeit, die hier alle diejenigen genießen, die mit auswärtigen Höfen auf irgend eine Art in Verbindung stehen. Ich äusserte diesen Wunsch gegen unsre Freunde in Kopenhagen so von weitem, als eine Sache, die mit der Zeit vielleicht ins Werk gerichtet werden könnte, ohne hoffen zu dürfen, daß sie mir gleich jetzt zugestanden werden möchte, da man Ursache haben mag, nicht mit mir zufrieden zu seyn. Wiederholen Sie ihnen dieß, und bitten sie, zu thun was sie können, wie ich zwar ohnedieß an ihren Bemühungen nicht zweifeln darf. Daß alle mich lieber in Dänischen Diensten gesehen hätten, als unter päpstlichem Schutz, ist natürlich, ich selbst allerdings auch; was mir aber am angelegensten war, eine Reihe von Jahren in Rom zu bleiben, schien mir nach Guldbergs Fall als Däne nicht mehr möglich. In Betracht der Religion glaube ich, daß die wahre Religion in dem Herzen des Menschen sey, und mit der äußeren nur einen zufälligen Zusammenhang habe; alles Aeußerliche ist Schein, und da finde ich mehr Scheinbares bey einer Kirche, die bey allen ihren Mißbräuchen und Verunstaltungen eine ununterbrochene Folge von

ihrem ersten Stifter herleiten kann, als in einer andern, die vor wenig Jahren dem unruhigen Geiste einiger übrigens recht braven Männer ihre Entstehung und ihre Etablirung der Caprice eigenmächtiger Fürsten zu danken hat, und in der jedweden einzelnen Lehrer, jedweden pro tempore Fürsten dasselbe Recht zu neuern und zu reformiren nicht streitig gemacht werden kann, das jene damals hatten. Die heilige Schrift soll allerdings die Norm seyn, allein wir Laien verstehen sie nicht; die Interpreten sind niemals unter sich einig, hundert widersprechende Lehren wollen alle in ihr gegründet seyn; da bleibt nichts andres übrig, als kirchliche Aussprüche, die unlängbar im Besiz der Katholiken sind. Dieß ist meine gegenwärtige Meinung, von der ich zwar nicht so überzeugt bin, daß ich mich vor Irrthum sicher hielte; allein nach den Vorstellungen, die ich von Gott habe, und worin ich sicher bin nicht zu irren, kann das künftige Wohl des Menschen nicht von Untersuchungen abhängen, die wenige leicht anstellen können, und diejenigen, welche sie anstellen, wenig Hoffnung haben, bis auf den Grund auszuforschen. Was ich in meinem letzten Briefe gesagt habe, läßt sich, wenn ich mich recht erinnere, auf Türken und Heyden, von deren Verdammung ich übrigens nichts weiß, nicht anwenden; denn ich habe vorausgesetzt, daß man denselben Gott, denselben Erlöser erkenne, setzen Sie hinzu, dieselbe Moral; das Uebrige, welches mir und gewiß dem allergrößten Theil der heutigen protestantischen Schriftsteller größtentheils in Formeln und Gebräuchen zu bestehen scheint, glaube



Ich denen, welche Gewalt haben, zu überlassen. Anmerken muß ich noch, daß Katholicismus und Papstthum bey allen vernünftigen Katholiken in und außer Rom zwey höchst verschiedene Dinge sind, und daß wenige die Unternehmungen des Oesterreichischen Hauses, wodurch das Papstthum fast zernichtet ist, nicht billigen in ihrem Herzen, und daß sehr viele wohldenkende Protestanten Einigkeit im äußerlichen Glauben, die ohne ein sichtbares Haupt kaum statt finden kann, herzlich wünschen, und den gegenwärtigen Zustand der protestantischen Kirchen, die in einer Unendlichkeit von öffentlichen Meynungen zerrissen sind, keineswegs billigen. Zu gleicher Zeit beobachte ich nicht ohne eigne Reflexionen, daß, indem man in Rom unter päpstlicher Autorität druckt, das Verdienst Christi sey der einzige und alleinige Weg zur Seligkeit, angesehene protestantische Geistliche die von der katholischen Kirche einmal unter dem Namen des Pelagianismus verdamnte, nachher unter dem Schutz des heiligen Dominicus und Ignatius gebilligte und autorisirte Meynung von der Nothwendigkeit der guten Werke begünstigen. Aber alles dieses ist Wortstreit, der, sobald man Einigkeit sucht, wie der Rauch verschwindet, wenns aber um Spaltung, Krieg, Uebermacht zu thun ist, ein Feuer wird, das Nationen verzehrt. Mit einem Wort, ich betrachte den Zustand der abendländischen Kirche so, daß, wenn nicht politische Verhältnisse es verhinderten, eine Glaubensvereinigung eine so leichte als erwünschte Sache seyn würde. Da habe ich ein ausführliches Glaubensbekenntniß abgelegt; ich hoffe, daß

Sie mich verstehen, ich hoffe, daß wir im Herzen nicht weit von einander entfernt sind, weil ich die Ueberzeugung habe, daß die bloße Liebe zur Wahrheit und eine Reihe nicht nachlässiger Untersuchungen mir diese Denkungsart eingeßßt haben, nicht Vorurtheil von Erziehung, Umgang, Mode, oder Sonderlichkeit, die unstreitig der meisten Menschen Grundsätze bestimmen. Nun möchte ich von dieser Materie nicht mehr sprechen, bis alle meine Untersuchungen vollendet wären. Sie fragen mich in Ihrem letzten Brief, wohin diese abzielen? da ist schwer eine Antwort zu finden, gegen die ich nichts einzuwenden hätte. Ohngefähr wäre es, den wahren Zusammenhang der menschlichen Geschichte ausfindig zu machen, mit ihren Folgen auf die Gegenwart und Zukunft, vornehmlich auf das Innerliche des Menschen. Aber die Idee ist so groß, so umfassend, so mühsam und unendlichen Hindernissen ausgesetzt, daß sie eine Thorheit scheint; darum theile ich sie niemand mit. Gelingt mirs, mich selbst zu befriedigen, und bin ich alsdann in der Verfassung, das Resultat meiner Bemühungen der Welt mitzutheilen, so ist es Zeit, alsdann Lob oder Tadel einzuärndten; und ich werde nicht hervortreten, bis mir das eine so gleichgültig ist, wie das andere. Ueberrascht mich mein Ende vor der Zeit, so habe ich doch so viel erreicht, mein Leben mit Interesse für mich selbst verlebt zu haben, und warum sollten wir nicht auch jenseit des Grabes in Bemühungen fortfahren können, die mit diesem größeren Körper nur eine zufällige Verbindung haben? Lob und Tadel ist mir nur so viel angelegen, als nöthig ist,

um sich in dieser Welt durchzuhelfen; denn Gelehrten-  
 ruhm muß jedweden, der nur einigermaßen Historiker  
 ist, das lächerlichste Ding auf der Erde scheinen.  
 Was ich in Rom drucken lasse, wie ich schon sonst  
 gesagt, geschieht nur, weil ich nicht umhin kann, und  
 damit man mich nicht für müßig halte, übrigens ohne  
 eigenthümlichen Inhalt, der hier am unrechten Ort seyn  
 würde. Noch ist nicht angefangen, zu seiner Zeit  
 aber werde ich nicht ermangeln, Exemplare zu über-  
 senden. Landsleute habe ich jetzt nur wenige in Rom.  
 Der junge Münster, ein Mann von großer Thätigkeit,  
 der sich mit seiner Reise gewiß Ehre machen und, wenn  
 er sich einmal fixirt, etwas leisten wird, geht zu Ende  
 dieses Monaths nach Neapel, dann nach Sicilien und  
 Griechenland. So bleiben nur ein Maler und ein  
 Bildhauer. Den October gedenke ich mit Frau und  
 Kind in Lariccia zuzubringen, wo ich schon vor zwey  
 Jahren mit meiner Frau die Villeggiatur gemacht habe.  
 Morgen sind es zwey Jahre, daß sie meine Frau ist.

---

Zur Widerlegung des Vaters und ihm die gründ-  
 liche Beruhigung zu geben, die er sich gewünscht hat-  
 te, reichte natürlich dieser Brief nicht hin. Er fühlte  
 sich durch den Sohn, der sonst sein Stolz gewesen war,  
 gedemüthigt, wenn er bejahren mußte, daß derselbe  
 zum Papiismus übergetreten sey. Die Ansicht von der  
 Reformation ließ er sich nicht gefallen, wie sie der  
 König von Preussen und Voltaire gehegt; er meynte,  
 der heiligen Schrift werde der göttliche Ursprung ab-

gesprochen, wenn in ihr der Grund widersprechender Lehren zu finden wäre; die kirchlichen Aussprüche ständen ebenfalls häufig in Widerspruch, die Meinungen in der katholischen Kirche nicht minder als in der protestantischen im Streit; dem Haupt der Kirche fehle die Weihung durch Christus; das Aeußerliche sey nicht alles Schein; solle die wahre Religion im Herzen seyn, so müsse der Verstand durch das wahre göttliche Wort erleuchtet und geheiligt seyn, was Menschenfahrungen nicht zu bewirken vermöchten. Dergleichen und daß sie über diese Punkte nie einander überzeugen würden, wodurch aber ihre gegenseitige Liebe nicht im mindesten erkalten solle, schrieb er noch zum Schlusse dieser Religionsstreitigkeiten; konnte sich aber nicht überzeugen, daß nicht die schöne Römerin, wie die Weiber ja einst auch Salomonis Herz zur Abgötterey geneigt hätten, an dem Abfall Schuld sey.

Wöge das äußere Bekenntniß der Römischen Religion bey Zoega ganz allein von seiner Heyrath abhängig gewesen seyn, so muß man doch den Schritt in seiner ganzen Besonderheit nehmen und nicht durch manche Vergleichenungen unter falsche Gesichtspunkte bringen. Wir ehren einen Casaubon, der unter Heinrich IV, in einem bemerklichen Posten, in Paris, in Zeiten, wo die Ueberzeugungen sich schärfer und unvereinbarer getrennt hielten, mit großer Festigkeit die seinigen behauptete; einen Henricus Stephanus, der seiner Religion wegen flüchtet und umherirret; wir bil-

ligen Johann von Müller, wenn er in Wien, wäre es sogar bloß seinem öffentlichen Charakter zu Liebe und Mißdeutungen zu meiden, sich der Annahme der einheimischen Gottesverehrung weigerte. Aber man kann auch nicht übersehen, was schon Baco, Hugo Grotius und Leibniz über das Verhältniß beyder Partheyen urtheilten \*). Dabey muß man sich erinnern, daß Zoega sich in Rom, wo ausserdem die katholische Religion in vieler Hinsicht würdiger und einnehmender, als irgendwo, erscheint, so zu Hause fühlte, daß ihm scheinen mußte, den vaterländischen Glauben jetzt erst zu ergreifen; und dann noch besonders bemerken, daß sein Uebertritt so rein von äusseren Antrieben war, (welchen Winkelman nachgab) daß er nur zufällig seinem ersten Gönner, dem Vorsteher des ganzen Befehrwesens, bekannt geworden ist. Uebrigens wolle man mit den obigen Aeußerungen zum Vortheil der katholischen Kirche manche spätere über die Römische Hierarchie vergleichen.

Hierüber ist ein andrer Brief aus der Zeitfolge

---

\*) Ueber Joh. v. Müller s. seine Werke Th. 6. S. 46. 275. Baco, Sermon. 3. Was Leibniz betrifft, von welchem Voineburg Commerc. epist. Leibnit. T. 2. p. 1127 sagt: In religione suae spontis, vestrati coetui concorpor, so enthalten die Briefe von ihm in Feders Sophie, Churfürstin von Hannover 1810 neue Belege hinsichtlich seiner Ansichten der christlichen Partheyen. Vgl. auch J. G. Müllers Bekenntnisse merkw. Männer Th. 2 S. 347 f.

verschoben worden, ein zweyter, und zwar sehr heittrer an Hrn. A. Birch, in dessen Wohnung in Rom Zoega seine nachherige Gattin kennen gelernt hatte, jetzigen Bischof des Stiffts Aaarhuus in Jütland, Bruder des früher erwähnten Freundes von Zoega.

Rom den 31. März 1785.

Meine Lage ist so, daß ich sie nicht besser ver-  
lange. Noch kann ich Euch, lieber Freund, nicht al-  
les sagen. Ihr andern schreibt und druckt Eure ge-  
lehrten Reisen; ich denke einst mein Leben drucken zu  
lassen, nicht gelehrt, weil bey all dem, daß man mich  
in einem gewissen Ruf von Wissen hat, ich mich doch  
nie habe überzeugen können, daß die Gelehrsamkeit  
unter die großen Bestandtheile im Wesen des Men-  
schen gehöre; aber wohl werde ich mich bemühen es  
pragmatisch und mit aufrichtiger Analyse zu schreiben.  
Dann mögt Ihr urtheilen. Wer aber nicht das Phleg-  
ma hätte zu warten bis mirs bequem ist, der urthei-  
le, nach welchen Gesichtspunkten es ihm gelegen ist,  
und so liebeich als ihm beliebt. \*) Ich habe hier

---

\*) Winkelmann in den Briefen an seine  
Schweizerfreunde S. 141: „Die Deutschen ha-  
ben nicht Geduld, höchstens noch eine zehn Jahre zu  
warten, bis ich zu meinen Vätern gehen werde, um  
die Wahrheit zu erfahren, die ich ihnen geschrieben in



Einkommen so viel nöthig ist, um anständig zu leben, und aus dem Mund Sr. Heiligkeit das Versprechen, in kurzem vortheilhafter angestellt zu werden: ich lebe in Rom, Ihr wißt, was dieß Wort heißen will, bin gänzlich Herr meiner selbst und meiner Zeit, habe alle wünschenswerthen Hülfsmittel für meine Studien, und genieße unter meinen Beschäftigungen die Gesellschaft des liebenswerthen Mädchens, das Ihr begrüßt haben wolltet. Vereinnigt diese Dinge und Ihr werdet mehr Grund zu Neid als zu Mitleid finden. Es betrückte mich die Rücksicht für meinen Vater und für meine andern Verwandten, die mir, ohne ungerecht zu seyn, Vorwürfe machen konnten; aber auch dieß ist vermittelt. Mein Better, der Etatsrath, den ganz Dänemark als einen seiner würdigsten Bürger kennt, hat alle zu beruhigen gewußt. Mein Vater, den ich mir ganz aufgebracht gegen mich vorstellen mußte, hat mir mit vieler Sanftheit geschrieben. Die Art, womit das Ministerium meine Sache behandelt hat und die mir geschehenen Erbietungen können Euch nicht unbekannt seyn. Auch hier hat mir diese Sache Vortheil gebracht, nachdem man sie durch Briefe an jemanden, der nicht sehr mein Freund, aber unermüdlich ist, Neuigkeiten umzusetzen, erfahren hat. Daß ich nicht mehr an Kopenhagen denke, wenigstens für jetzt, ist

---

aller Aufrichtigkeit nach mir lassen will. Mein Bildniß soll so wahr in demselben erscheinen, als ich habe zu handeln gewünscht.“

D. 5.

zu natürlich; nicht einmal würde mirs meine nach der Rückkehr aus Frankreich sehr geschwächte Gesundheit erlauben. Dieser einzige Wunsch bleibt mir, daß sie völlig hergestellt wäre, indem mir der ganze Winter von Tertianfiebern und andern vorübergehenden aber häufigen Uebeln geraubt worden ist. Hier werde ich zuweilen ungeduldig, wenn ich die Zeit verlaufen sehe, meine Entwürfe verspätet, ich will nicht sagen verschwinden; denn noch vertraue ich auf den Genius, der so oftmal mein Verlangen befriedigt hat, auch in diesem erhört zu werden. Alle meine Gedanken, so viel deren außer Rom seyn können, sind nach dem Morgenland gekehrt; die Ruinen von Tschoba und Akmin, die Quellen von Meroe und das Grab Osiris in Phile! Man müßte hingehn; aber ich habe mein Leben verkauft. Wir lassen von Zeit zu Zeit ein paar Brocken davon herkommen, noch diesen Morgen ist ein Stück angelangt, das in Europa nicht seines gleichen hat; aber jedes neue Stück macht mehr Lust. Du glaubst einen Menschen zu kennen aus Porträten, aus Büchern, aus dem Ruf seiner Handlungen, und doch hattest Du von seinem Wesen, wenn Du dahin gelangtest es selbst aufzufassen, noch nicht einmal den Schatten umrissen; so der Genius der Rhythmus der alten Zeiten. Niemand kann ihn abbilden, aus-sprechen, wenn er nicht selbst ihn einzufangen hingeht da wo er unmißbar und gegenwärtig schwebt über den Gräbern seiner Thaten. Hier würde man sich verlieren, andre theure Gegenstände rufen mich zurück. Meine Maria kommt von der Loggia unfres

Hauses herab, mit ihrer Tochter im Arm, setzt sich neben mich, will wissen, was ich schreibe, will Euren Brief sehen, grüßt Euch, sagt, daß sie Euch noch sehr gut ist. Lebt glücklich, eines Tages hoffe ich Euch wiederzusehen und Euern Bruder, den ich so sehr liebte und liebe. Grüßt mir ihn und gebt ihm diesen Brief zu lesen, ich habe nicht Zeit, zwey zu schreiben und es würden Abschriften seyn. G. Z.

---

---

## I n h a l t.

---

Vorrede	—	—	—	—	Seite	v
Erste Jugend	—	—	—	—	—	3
Göttingen	—	—	—	—	—	18
Erste Reise nach Italien	—	—	—	—	—	28
Erster Aufenthalt in Kopenhagen	—	—	—	—	—	76
Vierterminde auf der Insel Fühnen	—	—	—	—	—	112
Reise mit einem jungen Edelmann	—	—	—	—	—	222
Numismatische Reise	—	—	—	—	—	364
Flucht nach Rom	—	—	—	—	—	422

---



Boega's  
Leben.

---

Sammlung  
seiner Briefe und Beurtheilung seiner Werke

— durch

Friedrich Gottlieb Welcker.

---

Zweiter Theil.

---

Stuttgart und Tübingen  
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1819.





# Inhalt.

	Seite
Schrift über die Aegyptischen Kaisermünzen	1
Große Vorarbeiten	31
Arbeit über die Obeliskten	41
Ueber das Werk von den Obeliskten	101
Dänische Dienste	183
Vorhaben der Rückkehr	248
Koptisches Werk	300
Numismatische Geschäfte	314
Lezte Lebensjahre	326
Ueber Zoegas Bassirilievi di Roma	372
Bemerkungen über Zoega von einem seiner Freunde aus den letzten Jahren	380
Lebensende	414
Weitere Nachrichten	419
Ueber die nachgelassenen Schriften und Papiere	426



---

S c h r i f t

über die Aegyptischen Kaisermünzen.

---

An den Vater. Rom den 11. Juny 1785.

Ich verschob wiederum zu schreiben: neuer Rückfall in mein Fieber, von dem ich genesen zu seyn glaubte, eine Reise aufs Land, um die Frühlingsluft reiner und heilsamer zu genießen, nach der Zeit eben deswegen verdoppelte Arbeiten haben mich bisher gehindert. — Jetzt sind 5 Wochen, daß ich vom Fieber frey bin und kann jetzt allerdings sicher seyn bis October oder November; denn die Natur dieser Fieber ist sich im Herbst und Frühling einzufinden, wo sie einmal gewohnt sind: alsdann muß man aufmerksam auf sie seyn und mediciniren, um nicht krank zu werden. Ich habe nun meine Aegyptische Arbeit wieder unter Hände genommen und bin so weit vorgerückt, daß ich mit Ende dieses Monaths den Hauptkatalog der Alexandrinischen Medaillen nebst den dazu gehöri-gen Anmerkungen zum Drucke fertig haben werde. Alsdann überlasse ich Borgia, ob er ihn so will druck-

cken lassen, oder den Anhang von kurzen Abhandlungen, an die Anfangs nicht gedacht war, die aber gegenwärtig bey weitem der größte und interessanteste Theil des Werks werden müssen, abwarten will, um alles zusammen in die Presse zu geben. Ueber die Neugier, einen und den andern Punkt aufzuklären, bin ich in eine Verwirrung von verketteten Untersuchungen gerathen, die kein Ende haben, und die mich, so oft ich einem gewissen Ziel nahe zu seyn glaube, auf ein neues entfernteres verweisen, wo eins ohne das andre nichts ist. Dabey lerne ich allerdings viel, muß mich auch in den Stand setzen, einmal viel neues, wichtiges, zumal bestimmteres als bisher geschehen ist, zu sagen, hindert mich aber, mich vorläufig der Welt durch ein kleineres nicht allerdings unlobenswerthes Werk zu empfehlen. Doch in meiner gegenwärtigen Lage ist mir das letzte nicht sehr dringend. Hier erlangt man das Ansehn der Gelehrsamkeit nicht sowohl durch Schriften, die nirgends weniger gelesen werden, als in Rom, als vielmehr durch die Protection eines oder des andern mächtigen Mannes, der uns seinen Freunden und Clienten herausstreicht und dem nicht leicht jemand sich zu widersprechen herausnimmt. \*) Darin freylich, und in der hochweisen Bü-

---

\*) Ueber das Verhältniß der Römischen Gelehrten redet sehr treffend Winkelmann in einem in den zu Heidelberg erschienenen Studien Th. 6. S. 226 bekanntgemachten Brief; vgl. S. 239. Auch Göthe berührt es in seinem Winkelm. und sein Jahrh. S. 417.

hercensur, die keine Schrift zum Druck durchläßt bis alles, was etwa gutes darin war, hinausgesichtet ist, liegt der gänzliche Verfall aller Arten von Wissenschaften in Rom. So gedenke ich auch das, was einmal das wahre Resultat meiner Nachforschungen seyn wird, nicht in Rom bekannt zu machen, unterdessen nur zum Schein so viel hier ans Licht kommen zu lassen, als ich nicht umhin kann, um so lange geduldet zu werden, bis ich diejenigen Bemühungen vollendet habe, die hier mit mehr Nutzen unternommen und fortgesetzt werden können, als an jedweden andern Orte. Dieß im Vertrauen gesagt; denn hier freylich muß man nicht wissen, daß ich eben nicht allerdings Rechnung darauf mache, mein ganzes Leben in Rom zuzubringen. Uebrigens zwar ist Rom ein Aufenthalt, den ich mit keinem andern vertauschte; aber Freyheit und Ernst im Denken, Eifer für Wahrheit ist hier noch rarer, als in unsern kältern Ländern, zugleich auch Redlichkeit und Einfachheit in Gesinnungen und Reden. So lange ich nun im Verborgenen handle, kümmern mich die Uebrigen nicht, bin zufrieden, daß ich einen oder zwey Freunde habe, die halbwegs so denken als ich, wenn sie gleich gezwungen sind noch mehr als ich zu verbergen. Soll ich aber einmal vor den Augen der Welt auftreten, so muß es auf eine Art geschehen, daß wenigstens ich selbst mit mir zu-

---

Am treffendsten aber hat jemand im Rheinischen Merkur No. 123 verwandte Erscheinungen in Rom aus der uralten Hierarchie entwickelt. D. H.



frieden bin. Kann das nicht seyn, so bleibe ich immer verborgen, und so ist allerdings auch dabey nicht viel verloren: auch in jener Welt mache ich Rechnung, daß uns die Kenntnisse, die wir hier einsammeln, nützlich seyn werden. Obschon mein Auskommen just so ist, daß es hinreicht, vergesse ich doch leicht zwischen meinen Studien und zwischen der Glückseligkeit, die ein liebes Weib und ein täglich mir lieber werdendes Töchterlein gewähren, daß ich ein äußerlich freylich scheinbares Glück verschert habe, wenn ich es anders verloren nicht aufgeschoben habe. Unerwartet ist es mir widerfahren, daß ich fast Kinderwärter worden bin: meine Laurina entsagt Mutter und Wärterin, um an mir hangen zu können, und wenn niemand sie einschlâfern kann, muß ich heran, oft wider Willen, wenn andre Geschäfte mich festhalten. Ich habe sonst kleine Kinder immer geflohn. Man macht viel Wesens hier aus dem Kinde, daß sie so blond und weiß ist, wie nicht leicht Admische Kinder. Auch an Lebhaftigkeit fehlt es ihr nicht, obschon die Mutter sowohl als ich vielmehr von melancholischem Temperament sind. Meinen Geschwistern habe ich nichts zu schreiben, als daß ich sie von ganzem Herzen liebe, und daß ich mich ihrer ist, wie es denn natürlich ist, mit mehr Zärtlichkeit erinnere, seitdem ich wenige Hoffnung habe sie wiederzusehen. Sagen Sie dieß besonders Ul.iken. Auch meiner Mutter danken Sie nochmals für alle Liebe und Güte. Es macht mich fast weichmüthig zu denken, daß ich das selbst nicht mehr gegenwärtig thun soll. Aber wiederum wenn ich

bedenke, daß ich unter die Leute gehöre, denen es leichter ist, zu schreiben als zu sprechen, und denen man gemeiniglich eher in der Ferne wohl will als in der Nähe. Mein Charakter ist nun einmal rauh und ungeduldig, und immer tummelt mich eine oder die andre Leidenschaft, daß viele Geduld nöthig ist, um mich zu ertragen. Darum danke ich der Vorsehung, die mir ein Weib gegeben hat von sanftem Gemüthe, und die zugleich so zu sagen ihr ganzes Daseyn mir zu danken hat: denn Vermögen hatte sie gar nicht. Können Sie mir keine Nachricht geben von Esmarck? Er antwortet mir seit langer Zeit nicht mehr. Meine Maria küßt Ihnen die Hände.

#### An denselben.

Rom zwey Tage nach S. Canuti Tag. (1786).

Nur einige wenige Worte, denn ich bin zu beschäftigt um viel zu schreiben, und möchte nicht gern länger aufschieben. Ich habe nun angefangen, meinen Aegyptischen Münzenkatalog drucken zu lassen, und wie es da geht, die erste Bogen, ehe der Drucker unsrer Manier gewohnt wird, verderben viel Zeit. Dazu die Censur und alle die Hundsfottereyen in einem Lande, wo man alles andre thun sollte als Bücher schreiben, wo alles willkommen ist, als was nach Wahrheit und Freyheit riecht. Nicht wie in andern Ländern, daß eine gewisse Anzahl von Wahrheiten exulirt sind, alles, was nur halbwegs dahin zu gehören scheint, ist hier verdächtig. Man ist erfinderisch um auch gleichgülti-

gen Dingen einen contrabanden Werth beizulegen. Lesen Sie, was Adler aus eigener Erfahrung in seiner gelehrten Reise davon berichtet. Außerdem bin ich verwickelt in eine Menge Untersuchungen für die Zukunft: tausenderley Dinge, die in einander so verkettenet sind, daß man die eine nicht verfolgen kann, ohne die übrigen alle mitzunehmen, und zugleich so von einander heterogen, daß man über die eine die andre vergißt. Mein Schicksal hat gewollt, daß ich mich der mühsamsten aller Bemühungen aufopferte, und zugleich, wenn man nicht seinen Zweck erreicht im weitesten Umfange, der unmöglichsten. Zehn Jahre in Rom zugebracht, zehn Jahre im Orient, dann wäre es Zeit zu componiren. Aber natürlicher Weise ist es unmöglich, sich diese Muse zu verschaffen, ehe man sich der Welt bekannt gemacht, und über diesem Bekanntmachen verliert man von nimmer wiederkehrenden Tagen die schätzbarsten Stunden mit Nebendingen. Diese letzte Zeit her habe ich eine Geschichte der Obelisken entworfen, und arbeite an ihrer Vollständigung und Berichtigung, die, wenn sie mir gelingt, der erste Grundstein eines mächtigen Gebäudes werden soll. Rom ist unendlich reich an den herrlichsten Denkmälern aller Zeitalter, aber sie sind in dieser großen halb bden Stadt so zerstreut, daß man meilenlang wandern muß um sie zu vereinen und vergleichen. Rom, die sich rühmt Vaterland zu seyn aller Völker, ist zugleich von allen das Grab, und ihre Pfaffen singen requiem über den Trümmern der Vergangenheit, und denken weiter nicht daran. Nun lassen wir sie machen, und erken-

nen dankbarlich, wenn sie menschenfreundlich genug sind, andre im Stillen wirken zu lassen. Nichts kann dem Forscher erwünschter seyn, als im Verborgenen zu bleiben, bis er mit sich selbst fertig ist; aber unglücklicher Weise bedarf er mehr als jeder andre. Ich nun habe die Thorheit begangen, mich in einen Zustand mehrerer Bedürfnisse zu versetzen als nöthig war: doch wie das auf einer Seite hindert, so förderts auf der andern. Seit zwey Monaten regnet es hier beständig: wer dann viel herumzulaufen hat, kann nicht umhin oft nasse Füße zu haben. Mein Studiren bringt es mit sich, oft, indem ich stehe und schreibe, abzubrechen, ohne Rücksicht auf Wetter oder Weg bis zu einem oder anderm Ecke der Stadt ein Monument zu consultiren, ohne welches ich den schon angefangenen Paragraph nicht vollenden kann; und an Geduld fehlt mirs noch bis morgen das aufzuschieben, was ich mir heute zu thun vorgesetzt. Vorgestern feyerten wir den Namenstag des heiligen Kanuts, Protector's der Dänischen Nation. Die Cardinäle Garampi und Riminaldi, Monsignor Borgia nebst verschiedenen andern Prälaten und andre Dänenfreunde speisten zusammen und erinnerten uns der Abwesenden.

An den selben. Den 4. März 1786.

Ich gewähre mir das Vergnügen, Ihnen zu melden, daß Sie zum zweyten Male Großvater geworden sind. Nicht zwar ganz nach meinem Sinn. Ich hoffte, ich wünschte begierig einen Sohn, mein Daseyn fortzusetzen

heit in einem andern, dem ich mein ganzes Seyn und Denken eingefloßt hätte, der das Gute oder Böse, welches ich suche, zu dem idealischen Punkte der Vollendung brächte, den ich einzelner Mensch, so sehr ich mich tummle, nicht erreichen werde. Nun auch darin sey Gott gelobt, der mir dieß noch vorbehält, eben darum, denke ich, weil ich noch mit zu vielerley Dingen zu kämpfen habe, um mich zugleich der Bildung einer embryonischen Seele zu widmen. Ich habe Ursache zu glauben, daß meine Umstände sich allmählich verbessern müssen: die Anzahl meiner Freunde wächst von Seiten wo ich sie gar nicht suchte. Römer und Fremde scheinen enig zu seyn, daß ich es in meinen Aegyptischen Nachforschungen weiter gebracht habe, als irgend ein ichtlebender Gelehrter, obschon ich noch nichts gethan habe in Verhältniß zu dem, was mir zu thun vorge-  
 setzt ist. In so fern dieß nun menschlicher Eitelkeit schmeichelt, ist mir zur Zeit höchst wenig darum zu thun. Vielmehr kränkt mich von der Seite ein zu günstiges Vorurtheil; aber weil die Existenz eines Gelehrten vom Vorurtheil der Uebrigen abhängt, kann mir als Mann und Vater die Schätzung andrer nicht gleichgültig seyn. Gegenwärtig wird es mir allerdings sauer durchzukommen; aber mich befriedigt der Gedanke, daß ohne den Schritt zu thun, den ich gethan habe, keine Möglichkeit da war, meinen schon so oft unterbrochnen Weg fortzusetzen. Wenn Sie Zeit und Willen haben mir zu schreiben, so melden Sie mir recht ausführlich was Sie und alle die Unfern machen: ich versetze mich dann auf einen Augenblick in die klei-

ne Welt meines Vaterdorfs zurück und ist mir auf so lange so stille wohl. Ich natürlicherweise kann Ihnen nicht viel zu schreiben haben, was Ihnen interessant wäre: aber Ihre Briefe für mich vieles.

An Hrn. A. Birch. Rom den 28. März 1786.

In diesem Augenblick erhalte ich Ihren Brief: wenn ich nicht gleich antworte, antworte ich gar nicht. Gar sehr und herzlich danke ich Ihnen für alle die Freundschaft und Aufrichtigkeit, die Sie mir beweisen, die mir um so näher gehen, da ich seit einiger Zeit melancholisch und niedergeschlagen bin. Meine Gesundheit, die nach lang fortgesetzten Fiebern vollkommen hergestellt schien, hat von neuem gelitten, und ich sehe mich von einem langsamen und versteckten Uebel angegriffen, welches mir so viel mehr Besorgniß macht je weniger man es kennt. Mattigkeit, Brustbeengung, Spannen in den Gliedern, gänzliche Abmagerung, etwas Blutausswurf, drohen die Krankheit, welche lang und unheilbar mehr als alle andern gefürchtet wird. Meinetwegen nun, meine Sache ist bestellt \*), sey es was es will; ich habe Zeit gehabt dieß Irdische zu genießen und kennen zu lernen, und wenig bleibt mir zu hoffen übrig; aber der Gedanke eine geliebte Gattin zu verlassen, Kind und unerfahren, mit zwey Geschöpfen, ohne Versorgung und ohne Hoffnung, muß

---

\*) La mia pace è fatta, in der Urschrift. D. H.



die Seele verfinstern. So lange ich ausreisse, ist zu leben da, sparsam wohl, zuweilen etwas knapp, aber es geht doch; wenn ich fehlte, weiß Gott was werden würde. So habe ich auch auf Ihre Frage hinsichtlich meiner Lage geantwortet. Hätte ich Gesundheit, so fände ich auch Gelegenheit zu erwerben; aber wie ich mich jetzt befinde, bin ich zu jeder ernsthaften Beschäftigung unfähig, wie immer die Unfälle vereint kommen und wechselsweise sich einander zu verstärken beitragen. Die heftige Kur in meiner ersten Krankheit, die zu große Anstrengung, als ich mich geheilt glaubte, um die verlorne Zeit einzubringen, und etwas Erkältung in diesen eisigen Museen, haben mich zu dem zweifelhaften Zustand gebracht, der jetzt fast einen Monath dauert, und der meine in Ihrem Brief bemerkte alte und unzertrennliche Melancholie zurückruft und verstärkt, und durch ihren Beystand zunimmt. Sie schreiben mir nicht, wer die guten Freunde sind, die Ihnen von mir gute Nachrichten geben. Ich weiß hier keinen andern Freund von mir, der mit Kopenhagen in Verbindung stünde, ausser Borgia, welcher gewiß mein Freund ist und das Mögliche für mich gethan hat, aber auch an sich selbst eine Rehrseite des Glücks erfährt dem entgegengesetzt, was ihm die vergangene Zeit versprach, wodurch er ausser Stand ist zu thun, was er möchte. Diesen ganzen Winter ist er krank gewesen und ist es noch, nicht ohne Besorgniß übler Folgen. Die innere Leidenschaft verzehrt ihn, während er äußerlich dem Neid überlegen ist, der ihn unterdrückt. Drey Monathe kämpft er mit einem

Krampfhusten und leidet auf der Brust. Für mich würde es ein Donnerschlag seyn, wenn ihm etwas zu-  
stieße. — Mein Werkchen über die Alexandrinischen  
Münzen ist noch weit vom Ziel; nur sechs Bogen sind  
gedruckt, und ich kann nicht rechnen, daß es vor  
September zu Ende kommen wird, und dieß noch un-  
ter der Voraussetzung, daß ich mich bald wieder erho-  
le. Wenn man es dann in die Kopenhagener Zeitun-  
gen sehen will \*), gut; wo nicht, noch besser; denn  
ohne alle Affectation oder Ziererey gestehe ich Ihnen,  
daß mir die Sache schon ganz verhaßt geworden ist,  
und daß wenn es von mir abgehängt hätte, nicht Hand  
an den Druck gelegt worden seyn würde. Ich sehe  
voraus, daß es mir wenig Ehre machen wird, die  
meisten werden kein Interesse daran finden, und die  
andern werden nicht befriedigt seyn, und die einen und  
die andern werden Recht haben. Ich habe es drey  
oder viermal umgearbeitet, und bin jedesmal weniger  
zufrieden gewesen als vorher. Es wurde angefangen  
den Katalog zu machen als das Museum ungefähr 400  
Münzen enthielt; jetzt ist es nach und nach auf 1200  
gewachsen: stellen Sie sich vor, welcher Ekel einzurücken  
und zu versehen, Zahlen und Angaben der Mu-  
seen zu verrücken, und die Noten nach den aus neuen  
Stücken geschöpften neuen Einsichten zu verändern.  
Auch hatte ich diese Arbeit mit ganz andern Absichten  
und Gedanken unternommen, als ich jetzt habe. Ein  
bloßes Verzeichniß der vorhandenen Monumente dieser

---

\*) Ohne Zweifel hatte Hr. Birch davon gesprochen. D. 5.

Klasse, mit einigen kurzen kritischen Noten, ohne in mythologische und chronologische Untersuchungen einzugehn, welche, wie Sie wissen, im Großen betrachtet schon von so vielen andern mehr als genug sind angestellt worden, im Einzelnen betrachtet, wie sie müssen, um, wo möglich, Wahrheit und Licht hervorzubringen, in unendliche Labyrinth zu führen, und wenn sie zu Ende kommen, dahin führen, wo es nicht ohne Gefahr ist gesehen zu werden. Ich weiß nicht ob ich mich deutlich ausdrücke: hier ist nicht das Land, wo einer leicht sich wagt, Licht und Nacht zu unterscheiden. Nun war meine Idee ganz mechanisch, und besser wäre es wenn ich ihr trau geblieben wäre. Die Aufforderungen um nicht zu sagen die Befehle von Msgr. Borgia, das Verdienst, die Gelehrsamkeit dieser oder jener Rehrseite herauszuheben, gaben mir den ersten Anstoß, mich vom ersten einfachen Plan zu entfernen: und wie Sie wissen und wie alle wissen, die mich kennen, daß ich niemals die goldne Linie zu finden weiß, wo alle Klugen stehn bleiben, habe ich mich in ein Meer von Arbeiten gestürzt, wo wer nicht alles umfaßt nichts hat, und wo ich von Zeit zu Zeit Studien nöthig gehabt habe, die mir gänzlich fremd waren. Aus diesem allem werden Sie den Schluß ziehen, daß ich an einem Werke bin ungleich sich selbst, oft mit sich in Widerspruch, mager für manche, langweilig für andre, und welches keinem schwächer scheinen muß als mir selbst, da ich, nachdem ich angefangen, die nöthigen Kenntnisse zu erwerben, gerade inne werden muß, wie viele mir fehlen. Der günstigste Gesichts-

punkt , unter welchem meine Freunde mein Buch betrachten können , ist der eines Vorspiels zu einem grösseren und vollendeteren Werk , das vielleicht einiges Verdienst haben könnte. Aber auch um dieß zu versprechen sind andre Hülfsmittel , andre Gesundheit nöthig als ich habe. Viele für mich nothwendige Bücher fehlen in Rom ; viele Monumente , die da sind , können nicht hinlänglich studirt werden ohne viele Kosten. Wer denn einen Theil seiner Zeit an Diät und Medicin aufzuopfern hat , einen andern an die Oekonomie und an Verdienstarbeiten , können Sie leicht denken , ob der hoffen kann je etwas von Werth hervorzubringen. Da habe ich Ihnen denn weitläufig von mir selbst gesprochen , wie Sie verlangten : Sie können sich eine Vorstellung machen von meiner ganzen Lage , meinen Beschäftigungen , Fortschritten , Weh und Wünschen. Man könnte sagen , ich hätte mich zu Grunde gerichtet , wenn ich nicht , wäre ich im Vaterland geblieben , niemals die Studien mit Vortheil hätte verfolgen können , denen ich mich gewidmet habe , oder besser zu sagen durch ein eigensinniges Schicksal gewidmet worden bin. Denn ehe Guldberg mich berief , hatte ich sicher nicht an die Numismatik gedacht , noch ehe Borgia mich brauchte , an Aegypten. In Kopenhagen hätte ich das Rosenburger Museum geordnet , die wenigen bedeutenden Münzen , die darin seyn können , herausgegeben , und dann ? Jezo nach ein zehn Jahren ununterbrochener Ruhe angewandt mit einem festen und bestimmten Gesichtspunkt theils in Rom , das durch die Vielfältigkeit seiner Denkmäler die Schule aller Geschichte ist,

theils im Morgenland, wo die Selbigkeit des Orts den Denkmälern mehr Ansehn und mehr Bestimmtheit giebt, könnte ich im Vaterlande die letzte Hand an mein Unternehmen legen und wenigstens so viel thun, daß wenn nicht mit Beyfall wenigstens mit heftigem Widerstand in der gelehrten Welt ein Däne erwähnt würde, was, wie mir dünkt nicht allzuhäufig vorkommt. Aber das sind eitle Hoffnungen; ich habe zu großmüthige Erbietungen von dort abgelehnt, um glauben zu dürfen, daß sie noch an mich denken. Ich nahm sie nicht an, um nicht von einem Orte zu scheiden, der einzig geschickt ist, mich zu unterrichten, und schmeichelte mir eitelweise hier ohne Unruhe und ganz meinen Studien hingegeben leben zu können. Die Familie wächst mir, es herrscht in Rom eine Theuerung aller Dinge; wenn ich einigermaßen mit Anstand durchkommen will, muß ich auf Mittel sinnen wie ich kann, und ich fürchte, daß ich mich endlich werde gezwungen sehn, die Studien aufzugeben, aus Liebe zu denen ich das Vaterland aufgegeben habe. Auch gestehe ich Ihnen, daß ich die Lust von Kopenhagen fürchte. So scheint Ihr Plan, nach Kopenhagen zu kommen um das Museum zu ordnen, wenn auch die andern Hindernisse gehoben wären, nicht ausführbar. Daß der Hof sich bestimmte, mir hier einen kleinen Gehalt zu geben mit der Verbindlichkeit, unsere Landesleute zu unterstützen, welche beständig nach Rom kommen, ist auch der Gedanke des Herrn Schlanbusch gewesen, der neulich, da er als Gesandter nach Neapel gieng durch eine Erkältung genöthigt wurde sich an-

derthals Monathe in Rom aufzuhalten und mir viele Freundschaft bezeugte und mir sagte, es Bernstorff vorschlagen zu wollen, indem es ihm auch für den Hof anständig schien, irgend einen Agenten in Rom zu haben, wie Rußland, Schweden und unsre andern protestantischen Nachbarn. Indessen thut — übel davon zu reden, ich meyne nicht Ihnen, sondern wie ich voraussetze der ganzen Stadt; weil wer viele Bekannte hat meistens ein Plauderer ist. Hinsichtlich des Rosenburger Museums schrieb ich an Rumsen vor mehr als einem Jahr, um nicht die Kosten weggeworfen zu haben, möchten sie mir jetzt da an meine Rückkehr nicht mehr gedacht würde den Auftrag geben, einen Landsmann in Rom zu unterrichten, weil mit den Hülfsmitteln, die wir jetzt haben, und mit ein bißchen Uebung, die man in Rom leicht erhält, sehr wenig dazu gehört, um eine Münzsammlung zu ordnen. — — Cesari hat, wie Sie wissen, Riesenschritte gethan, indem er jetzt Uditore di Ruota ist; er ist einer der liebenswürdigsten Menschen, die ich in Rom kenne. Er fragt mich immer nach Ihnen. Auch Riminaldi hat mich nach Ihnen gefragt; aber diese Verpurpurten sind von ich weiß nicht was umgeben, so daß ich mich ihnen wenig nähere. — Ihr Werk geht vorwärts, von allen als nützlich und rühmlich betrachtet, und trägt dazu bey, unser hier wenigstens so unbekanntes Dänemark bekannter zu machen. Noch habe ich so viel Patriotismus, unwillig zu werden wenn ich uns bald mit den Deutschen, bald mit den Schweden verwechselt sehe. Eins mißfällt mir, daß Sie die Ita-



lianische Sprache vergessen, die nach und nach die einzige werden wird, worin ich mich mit Geläufigkeit auszudrücken weiß. — So leben Sie wohl.

An den Vater. Den 23. April 1786.

Jetzt befinde ich mich wiederum besser, theils durch Diät, Ruhe und Schneepillen, die gegen Blutausswurf für das kräftigste Mittel gehalten werden, theils und wohl hauptsächlich durch die milde Jahreszeit. Unter dessen habe ich dabey einen ganzen Monat meiner Zeit verloren, und einen andern, wo nicht zwey, raubt mir Monsignor Borgias Entfernung nach Albano. Nachdem dieser Prälat, dessen Wohlthätigkeit anfangs, nachher seiner Fürsprache ich meine ganze hiesige Subsistenz zu danken habe, den Winter über fast beständig gekränkelt hatte, fand er sich im März durch einen trocknen Husten dahin gebracht, daß man in Rom anfieng ihn für schwindsüchtig auszusprechen und seine Wiederherstellung für unmöglich auszugeben. Sein Arzt, wie es die Aerzte hier zu thun pflegen, wenn sie sich mit Ehren von einer unglücklichen Kur zurückziehen wollen, rieth ihm Luft zu verändern, die Seeküste zu wählen und es ward beschlossen nach Nettuno und Porto d'Anzo zu gehen, welches das alte Antium ist. Weil er eine gewisse Prädilection für meine Gesellschaft hat, würde ich nicht umhin gekönnt haben ihn zu begleiten, wenn ich nicht eben damals engagirt gewesen wäre, einigen Engländern Unterricht in der Antiquität zu geben, wobey für mich etwas zu ver-

dienen war und zugleich die Hoffnung weitere nützliche Bekanntschaften zu machen. Also mußte ich versprechen nach ihrer Abreise zu ihm zu kommen, so sehr es mir zuwider seyn mußte, 8 Deutsche Meilen von den Meinigen entfernt, außer Möglichkeit mich angenehm oder nützlich zu beschäftigen, an einem fast verdorren Orte den Frühling zuzubringen. Weil aber der Weg dahin durch Albano geht, ein ungefähr 3 Meilen von hier entferntes deliciasos Städtchen, wollte Borgia sich unterwegs einen Tag da ausruhen und gefiel ihm die Lust daselbst und ein alter dortiger erfahrener Arzt so wohl, daß er da blieb. Auch befindet er sich schon ohne Vergleichung besser. Ich bin also nach Albano gegangen mit Münter, dem Maler Cabot und Heeren, einem jungen sehr geschickten Deutschen Philologen, haben eine Woche da mit Besichtigung der sowohl wegen der Schönheit der Natur als der Menge altrömischer Denkmäler höchst interessanten Gegend vergnügt zugebracht. Uebermorgen gehe ich wieder nach Albano, und so wird die nächste Zeit in Zerstreuung zwischen hier und da zugebracht werden. Erträglicher ist das nun allerdings als nach Nettuno relegirt zu seyn, ich bringe meine Zeit, wenn gleich nicht zweckmäßig, doch nicht ganz unnütz zu und kam in Rom seyn so oft es meine häuslichen Umstände erfordern: allein an Studiren, an zusammenhängende Arbeit ist nicht zu denken. Die Fortsetzung meines Werks, wovon zu Anfang März Monats 7 Bogen gedruckt waren, ist bis nach Borgias Rückkunft ausgesetzt: doch hoffe ich es zu Michaelis fertig zu sehen.

Meine Nachlässigkeit im Ausdruck eines Briefs hat Sie irre geführt als gieng ich mit mehr als einem gegenwärtig zu druckenden Werke um, oder wäre schon ein Werk von mir unter der Presse absolvirt. Um verstanden zu seyn muß ich die Geschichte von oben anfangen. Ungefähr im Juny 1783, da meine Studien ganz nach Griechenland gerichtet waren ohne Rücksicht auf Aegypten, welches Land ich von undurchdringlichen Finsternissen bedeckt glaubte, verlangte Borgia von mir, daß ich ihm seine Griechischen Münzen, die in Säcken lagen, in Ordnung brächte und verzeichnete. Nachdem dieß geschehen war, fiel ihm ein, daß ich denjenigen Theil meines Verzeichnisses, der die Alexandrinischen enthielt, d. i. die Medaillen, die unter den Kaisern in Alexandrien mit Griechischer Aufschrift geprägt worden, und von denen er schon damals eine ziemlich ansehnliche Suite besaß, zum Druck einrichten möchte. Indem nun die größte Anzahl dieser Klasse entweder die Geschichte ihrer Zeit oder Griechische Mythologie zum Inhalt hat, bot sich mir damals eben keine Schwierigkeit dar, als die, mein Werkchen, wobey meine Absicht vornehmlich war, mir in Dänemark eine Art von Ehre einzulegen, etwas interessanter zu machen, als ein Verzeichniß von einigen hundert Münzen, die der Zufall in ein Kabinet zusammengebracht, natürlicher Weise seyn kann. Ich proponirte daher, unter dem Titel: Numi Alex. Mus. Borg. etc. einen Katalog aller derjenigen Alexandrinischen Münzen zu geben, die ich entweder in andern Kabinettern gesehen oder in Büchern hin und wieder

verzeichnet oder citirt gefunden, damit wer das Buch in Händen nähme, alle diejenigen Materialien beysammen hätte, die die Münzen von Alexandrien dem Geschichtsforscher darboten. Meine Anmerkungen sollten wenige und kurz seyn, hauptsächlich die Aechtheit der Münzen betreffend und die Genauigkeit oder Nachlässigkeit der Beschreibungen, die ich aus andern Büchern entlehnt hätte. Dieses war nun leicht und mechanisch, und wären nicht mancherley Zufälle dazwischen gekommen, so wäre mein Buch im Sommer 1784, um die Zeit da ich in Dänemark zurück zu seyn gedachte, gedruckt gewesen, ohne daß ich darum den größten Theil meiner Zeit auf ein Werk gewendet hätte, das ich als Nebensache ansah und ohne sonderliche Liebe von Anfang an betrieb. Mein Katalog war schon entworfen, als Borgia im September 1783 einen Ankauf von Medaillen machte, wodurch seine Alexandrinische Suite um ein Drittheil vermehrt, also mein Plan derangirt ward: und als ich ihn aufs neue in Ordnung gebracht und schon rein schreiben lassen, brachte ihm ein Zufall im December einen neuen so beträchtlichen Zuwachs, daß ich so gut als von vorne anfangen mußte, alle Zahlen in allen ihren Beziehungen verändern, und eine Menge Münzen die ich aus Büchern citirt hatte, dem Hauptkatalog unsers Cabinets einrücken. Hiebey verlor ich Zeit, daß ich mich erst im Jan. 1784 über die Anmerkungen hermachen konnte, und da mußten zufälligerweise einige Stücke von ungewöhnlichem Inhalt meine Aufmerksamkeit fixiren und meine darüber gemachte Erklärungen einen Beyfall finden, der theils

mir Lust machte, mehrere Versuche anzustellen, theils Monsignor Borgia bewog, mich täglich zu neuen Untersuchungen aufzufordern. So fieng ich an, mich in Dingen zu verlieren, an die ich Anfangs nicht einmal von ferne gedacht hatte und die sicherlich mich vom Werke würden abgehalten haben, wenn ich an sie gedacht hätte. Dennoch wollte ich mir noch Grenzen vorschreiben: in einer Abhandlung über diejenigen Aegyptischen Kaisermünzen, die Aegyptischer Städte Namen im Gepräg haben, wollte ich das Hauptresultat meiner Untersuchungen darstellen, mir vorbehaltend, in einem dereinst zu schreibenden Werke mich weiter darüber auszulassen. Diese Abhandlung und der Text des Katalogs waren fertig, als ich im März Rom verließ, um über Paris nach Kopenhagen zu gehn. Am Werke mangelte weiter nichts als einige kritische chronologische Anmerkungen in margine, die ich unterwegs auszuarbeiten und bogenweise zu übersenden gedachte. Und wirklich sandte ich von Paris an Monsignor Borgia diejenigen, die für die Medaillen von Marcantonius und Augustus bis Trajan bestimmt waren, mit Bitte unverzüglich mit dem Druck anfangen zu lassen. Ich hatte damals noch nicht die Alexandrinischen Münzen des königlichen Kabinet's gesehen, und bey den immer neuen Hindernissen, die man mir höflichst in den Weg legte, verzweifelte ich daran, zu diesem Theile des Museums Zutritt zu bekommen. Aber kurz darauf gelang mir's mit Hülfe der Charlatanerie des Bischofs von Babylon mehr auszurichten als durch alle Empfehlungen von Borgia und Doria. Ueber-

täubt durch hyperbolische Lobeserhebungen, die dieser wortreiche Prälat mir zutheilte, ließ der Aufseher des Kabinet's sich gefallen, daß ich die Alexandrinische Suite im Detail durchgieng und was ich wichtig fand verzeichnete. Hier entdeckte ich so viel neues, daß ich eiligst nach Rom schreiben mußte den Druck auszusetzen und mich genöthigt sah, den größten Theil meiner Bemerkungen auszustreichen oder zu ändern. Nun erfolgte mein Rückmarsch, meine lange Krankheit, die mich erst im May 1785 völlig verließ, neue zum Theil sehr interessante Anwüchse zum Cabinet Borgia, besonders durch die Missionärs in Aegypten, wodurch es von etwa 400, die es Anfangs enthielt, nun zu 1250 gestiegen ist, (welches auch Monsignor Borgia bewogen hat die schon vor 2 Jahren gestochenen Kupfertafeln zu cassiren und neue stechen zu lassen, weil der Anhang anfieng, zahlreicher zu werden als die Hauptsuite) mancherley neue Monumente, neue Lectüre, manche zufällige Entdeckungen, die von Zeit zu Zeit mich nöthigten System zu ändern, der Zusammenhang des ältesten Aegyptens mit dem halbgriechischen Alexandrien, der Obelissen und Grotten von Thebe mit den Münzen der Römischen Kaiser, die Unzer trennlichkeit der Theile vom Ganzen, daß man unmöglich Eine Provinz recht besitzen kann, ohne das sämtliche Land inne zu haben, die Nothwendigkeit, zu diesem Ende eine neue Sprache zu lernen, die Koptische, vielleicht unter allen alphabetischen Sprachen die schwerste, und nach allen diesen Arbeiten, noch der Verdruß, daß ein Halbgelehrter, der Gelegenheit hat



Aegyptens Tempel selbst zu sehen, zufällige Bemerkungen machen kann, die unser ganzes System erschüttern. Dieß zusammen macht, daß wenn die Sache bloß meine gewesen wäre, kein Bogen die Presse gesehen hätte, bis ich selbst da gewesen, oder, wenn das nicht geschehen soll, mit meiner größten Zufriedenheit niemals: denn das Bücherschreiben, so wie man schreibt, ist allemal eine von den letzten Beschäftigungen des denkenden Menschen. Nun ich aber ursprünglich für einen andern arbeite, dem es darum zu thun ist, daß seine Münzsammlung der gelehrten Welt bekannt werde, wie denn jedermann seine Schwachheiten hat: so habe ich mich so eingerichtet, daß zu Ausgang vorigen Jahrs mein Manuscript, so viel möglich auf antiquarische und chronologische Bemerkungen reducirt, zur Presse fertig gewesen, und so seinem Schicksale ohne eben viele Theilnehmung von meiner Seite überlassen worden. Was mich in dieser Gleichgültigkeit mehr bekräftigt hat und zugleich den Vorsatz fassen machen, in Rom nichts druckenswerthes drucken zu lassen, sind die Albernheiten der Censoren, denen die unschuldigsten Ausdrücke, wenn sie nicht im Breviarium stehen, gefährlich scheinen. Dieß ist die ganze Geschichte meines Alexandrinischen oder Aegyptischen oder Borgianischen Werks, das ich iht zum letzten Male möchte genannt haben. Iht thue ich weiter nichts dabey, als daß ich die Bogen vor und nach den zwey ersten Abdrücken durchlaufe und hin und wieder vom Ueberflüssigen wegschneide: hernach mögen die Recensenten nach Belieben damit spielen wie der

Wallfisch mit der Sonne, während ich in aller Stille meinen Kahn geschwind oder langsam meinem Ziele zusteure. Dahin kommen werden wir wohl; ob in diesem oder jenem Leben, oder wann, beunruhigt mich nicht sehr, nur daß ich die Zufriedenheit habe, zu thun so viel ich kann. Mehr als ich thue, würde ich thun, wenn ich nicht Weib und Kinder um mich hätte, die mich alle Augenblicke zerstreuen; aber ohne die möchte ich dieß Leben gar nicht. Wir bitten alle um Ihren väterlichen Segen. Meine Laurina fränkelt seit drey Wochen und ist sehr abgezehrt, Emiliuccia, die zweyte, ist wohl.

An Birch. Den 26. November 1786.

— Auf diese Weise verliere ich den Winter damit, die neuen Kupferstiche zuzurichten und kann höchstens rechnen, daß das Werk in der Mitte des künftigen Sommers erscheinen wird. Mir dünkt, ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich dazu gekommen bin, diesen erwünschten Katalog vier oder fünfmal umzuarbeiten; aber öfter noch habe ich mein System geändert hinsichtlich der in den Noten behandelten Aegyptischen Dinge, so daß diese wenig unter sich übereinstimmen und das ganze Werk wenig zusammenhängend ist. Indessen hat mich diese Arbeit angetrieben, verschiedene Untersuchungen anzustellen und große Materialien zusammenzubringen, deren ich mich für ein Werk zu bedienen denke, das ganz mein und ganz original sey, das aber schwer in diesem Lande, dem Sitz der Unwissen-

heit, der Heuchelei und der Unterdrückung des menschlichen Geistes, wird gedruckt werden können. Noch mancherley kleine Sachen habe ich geschrieben, die schon gedruckt seyn würden, wenn sie nicht mit zu viel Freisheit und zu viel Erhebung des Geistes geschrieben wären, um erscheinen zu können, wo ein Mönch als Meister des heiligen Hofes mit eisernem Scepter befehlt. \*) — Die Sachen, die Sie mir von Pannelsen schreiben, haben mich sehr gefreut. Grüßen Sie ihn, wenn er sich meiner noch erinnert. Danken Sie Ihrem Bruder gar sehr für sein Briefchen und umarmen Sie ihn in meinem Namen. Leben Sie glücklich beide. Ich bin ganz der Ihrige.

An den Vater den 28. December 1787.

Meine Aegyptischen Münzen sind nun abgedruckt, und zu seiner Zeit wird das Werk auch nach Dänemark kommen; denn meine Freunde hier urtheilen anders davon als ich und wollen es zu ihrem und meinem Ruhm in der Welt ausbreiten. Hätte es an mir gelegen, so wäre der Druck nicht vollendet worden, oder höchstens hätte ich einige wenige Exemplare unter diejenigen ausgetheilt, wo mir daran gelegen ist daß ich nicht für müßig gehalten werde. Zwen Jahre sind verfloßen seitdem ich es ausgearbeitet habe, ein

---

\*) Der Dominikanermönch Mamachi, ein allgemein in Rom gebaßter und gefürchteter Bücherzensor, ordinis praedicatorum, s. palatii Apostolici Magister. D. H.

großer Theil ist gleich damals gedruckt, nachher der Druck durch allerlei kleine Umstände verzögert worden: ich muß es mich natürlicher Weise verdrießen, daß es zu einer Zeit erscheint, wo ich die Eitelkeit habe zu glauben, etwas besseres machen zu können. Doch hat auch dieses seinen Nutzen.

---

Mit derselben Bescheidenheit oder demselben Stolz, und auf Vollendung gerichteten Sinn ist die kurze Vorrede, deren Form aber allein hinreichen würde, einen großen Schriftsteller zu verrathen, abgefaßt. In großem Gegensatz damit steht die nach Römischer Sitte dem Buch angehängte Nachschrift des Censors. Ueberhaupt nehmen die Gelehrten das Buch unter die Hauptwerke in seiner Art auf, in Rom selbst, und auswärts, wo es genügt, Echeln zu nennen, der in der *Doctrina Nummorum* seines Schülers Buch bey jeder schicklichen Gelegenheit mit einem gewissen Vergnügen zu rühmen und zu benutzen scheint. Fleiß und Scharfsinn gehn darin immer Hand in Hand und die Genauigkeit und Vollständigkeit, womit alles zu der einzelnen Klasse von besonders zahlreichen und schwierigen Münzen Gehörige gesammelt ist, vom Triumvir Antonius bis auf Diocletian in fast ununterbrochener Folge, ist durchgängig von scharfer und unbefangener Forschung und Kritik begleitet. Diese erstreckt sich auf die Richtigkeit der Münzen und auf ihren ganzen Inhalt, so daß daraus unter vielen feineren geschichtlichen Erörterungen manche Aufklärungen und Berichtigungen

gewonnen wurden, besonders aber auf Gegenstände der Aegyptischen Religion häufig ein unerwartetes Licht fiel. In Hinsicht des ersten zeichnen sich die Bemerkungen über die Reisen und den Charakter Hadrians aus \*); das Wichtigste, was in der andern geleistet

---

\*) S. 94 — 100 vgl. 127. 153. Außerdem kommen, wenn wir manche Kleinigkeiten übergehn wollen, die gerade nur für einzelne Münzen, nach dem Fleiß, den man gern für jedes Stückchen eines anvertrauten Cabinets anwendet, aufgesucht werden mußten und keine allgemeinere Wichtigkeit haben, folgende, bald größere, bald kleinere geschichtliche Verträge vor: Zur Geschichte der Münze S. 3. 31. 65. 73. Uebersicht des Römerreichs S. 33. Aegyptische Religion in Rom S. 42. 51. 239. 252. 257. Triumphe des Antonius S. 1; des Domitianus S. 50. Nilkanal durch Trajanus S. 61. 71. Ueber Aelius Cäsar S. 161. Regierungsdauer des Antonius S. 209; des Commodus S. 243. Jüngere Faustina S. 226. Ueber den Beynamen des Pescennius S. 247; über Severus S. 247. Regierungsdauer des Heliogabalus S. 260; des Maximinus S. 279; des Gordianus S. 285; der Kaiser von Philippus bis Diocletian S. 297 — 302; über die Palmyrischen Fürsten S. 321 — 324; über einen Feldzug des Probus S. 329. — Die von Tychsen meist aus verschiedenen Notizen in eins verarbeiteten und mit kleinen Zusätzen begleiteten Artikel sind nicht alle ganz vollständig. Man sehe z. B. bey der Asis noch S. 146. 167. 168. 173. 188. 219. 253 noch.

worden, findet sich in einem verdienstlichen Aufsatz von Tychsen im siebenten Stück der Bibliothek der alten Litteratur und Kunst zusammengestellt. In-  
dem auf diesen Münzen größtentheils Aegyptische und Griechische Vorstellungen, Sinnbilder und Figuren mit einander verschmolzen sind, Aegyptisches ins Griechische hineingebildet und Griechisches wieder in das Aegyptische zurück gegangen ist, indem sie aus einem Land, aus einer Zeit stammen, worin eine Menge verschiedenartiger Denkweisen und Bilder zusammenge-  
flossen waren, hatte der Verfasser Gelegenheit, solche nach Zeiten und Besonderheiten von einander scheiden,

---

Es sind die folgenden: Der Sphinx, unterschieden von der Griechischen Sphinx, Löwe, Wolf, Schlange, Krokodill, Frosch, Canopus, Osiris, Isis, Serapis Arueris, Athyr, Harpokrates, Anubis, Theut. Uebergangen hat Träsen, abgesehen von kleinem, bedeutungslosem Beywerk und bloß numismatischen Formen, und von den mannichfachen Ortsegenien, nur folgende Punkte der Aegyptischen Theologie, über welche noch Belehrung aus dem Buche zu schöpfen ist: Nil, S. 60. 151. 202. 129. Dioskuren oder Kabiren S. 74. 176. Hirsch S. 112. Janneumon S. 114. Pallas S. 115. 137. 179. Zwiebel S. 118. Kasse S. 122. Kunocephalos S. 121. Wiedehopf S. 129. Sauroktonos S. 157. Das Auge S. 168. Saturnus S. 170. Sediaeus S. 181. Apollo S. 74. 176. 195. Pan S. 215. Kurze Bemerkungen über den Thierdienst S. 114. 120. 121.



und sich durch die wechselnden Deutungsarten rückwärts den Weg zur Quelle der Erfindung bahnen zu lernen. Muthmaßungen, auch die eignen, gelten ihm wenig; er mag lieber, wie er sich ausdrückt, \*) im lichten Reich der Wahrheit wie ein Tagelöhner auf dem Gütchen frohnden, als in der Unterwelt der Muthmaßungen über alle Schatten herrschen. Vor seinen Vorgängern gab ihm eine lebendigere Anschauung des Griechischen Geistes in Dichtung und Philosophie, vor manchen auch die Kenntniß des Koptischen Vorzüge. Die Darstellung ist nur für den Kenner berechnet, klar, aber gedrängt, zusammenhängend, aber nur an das Nothwendige sich haltend, ohne Prunk und Anspruch, mit sparsam auserlesenen Anführungen, mit oft sinnreicher Schonung und Achtung der andern; das Beste wird eher dem Leser heimlich zugeworfen, als angerechnet, und man sieht nicht bloß aus den Addendis, daß der Verfasser sich zu mißtrauen wußte, und daß es ihm Freude machte, aus seinen Früchten die wurmstichigen auch von gutem Aussehn, so wie er sie bemerkte, auszulesen. Das Werk enthält 416 Seiten in großem Quartformat und 22 Kupfertafeln.

---

\*) Seite 321.

---

## A n h a n g.

Wie der Numismatiker eigentlich vom  
Alterthum denke.

Edhel an Zoega. Wien den 4. Dec. 1785.

Spem facis, fore ut propediem in lucem prodeant numi Aegyptiaci illustris musei Borgiani, et te quidem interprete, quod quidem ego opus avide expecto. Metuis, ne in explicandis monumentis argumenti Aegyptiaci eruditorum crisi exerceare. Cur istud? Nimirum ariolaberis, divinabis, conjectabis perinde atque istud in causa tam obscura atque incerta fecere Caylus, Jablonskius, Winckelmannus alique. Me certe severum judicem non metue, qui mythologiam, quam systematicam appellamus, odi, et cui perinde est, utrum hoc aliove modo Herodoti, aut Dionysii verba capias, aut dissidentes concilies, quo quidem in argumento et disputabimus perpetuo, et ignorabimus perpetuo, et me agonotheta is palman abstulerit, qui verborum fuerit parcissimus, missis conjecturarum ambagibus. Numi Alexandrini, quos interpretaberis, minus habent periculi, quod eorum partes aversae plerumque ad imperatorum historiam pertinent.

Den 2. September 1790.

Würdiger Freund! Hätte ich Ihre Absicht zum voraus gewußt, so würde ich Ihnen die Kataloge zweyer in dieser Art sehr reicher Kabinete, des von Stosch, dessen heutige Umstände mir unbekannt sind und des Apostolo Zeno, das sich zu Stakorian in Oberösterreich befindet mitgetheilt haben, woraus Sie manches Stück hätten benutzen können. Dafür hielten Sie uns durch die Erweckung das in lethargischen Schlaf versunkenen Pariserkabinetts schadlos. Himmel! dachte ich, wie viel interessantes muß noch darin von Münzen anderer Klassen verborgen seyn, da uns diese einzige so viele wichtige und noch bisher unbekannte Stücke geliefert hat! Wie leicht hätte uns Barthelemy seit so vielen Jahren seiner Anstellung diesen wichtigen Dienst leisten können, und dann hätte er meinerwegen noch ein Duzend Anacharses schreiben können. Die Verdienste, die Sie um die Aufschlüsse der Aegyptischen Theologie und Mythologie haben, kann ich nicht beurtheilen, weil ich mich aus Grundsätzen, und meiner Profanität nur allzusehr überzeugt, niemals gewagt habe, ihren Schleier wegzuschieben, und Sie werden mirs nicht übel deuten, wenn ich es Ihnen freymüthig gestehe, hierüber allezeit so geurtheilt zu haben, wie Sie Sich selbst in Ihrer Vorrede auszudrücken beliebten.

---

## G r o ß e   B o r a r b e i t e n .

---

Nach der Herausgabe des Münzkatalogs war Zoega seinen allgemeinen und vorbereitenden Forschungen ganz wiedergegeben. Die Numismatik blieb ihm künftighin nur Hülfswissenschaft; aber mehr Folge und Einfluß behielt auf ihn die nähere Bekanntschaft mit dem Aegyptischen. Wenn dazu von der einen Seite Borgias viele und seltne Aegyptische Denkmäler sehr viel bezeugten, die er ordnete, beschrieb und verzeichnete und immer wiederholt untersuchte, so konnte von der andern die natürliche Richtung seiner Bestrebungen ihn darin bestärken, da er auf ein Umfassendes in seiner Weltansicht und geschichtlichen Erkenntniß des Menschen ausgieng; dem Gebäude aber dieser Erkenntniß den sichersten Grund unterzulegen suchte. Die Religionen der alten Welt, gleichsam das Herz der Völker, aus dem alle Regungen fließen, worauf das Allermeiste, was uns aus alten Zeiten aufbewahrt ist, den Betrachter mittelbar oder unmittelbar zurückweist, mußte ihm ein Hauptgegenstand seyn und bleiben. Um aber diese gründlich zu erforschen, war ihm Aegypten der wichtigste der erkennbaren Anfangspunkte. Eben dahin führt die Kunstgeschichte, man sehe auf Auslegung oder auf das eigentlich Künstlerische, häufig zu:

rück. Je älter desto schwieriger, je schwieriger desto mehr Verwirrungen der Vorgänger sind zu lösen. Selbst diese Schwierigkeiten reizen; man will den Bezirk, auf welchem man nun schon manches zurecht gestellt hat, nicht verlassen, ohne ihn für einmal vollends aufgeräumt zu haben. So hatte Zoega unter jener Arbeit vielerley neue Ansichten, als Zweifel aufgestellt, zu begründen sich aufgegeben, und manche schon fast vollendete Untersuchung zur Ergänzung zurückgelegt, wie er auch in der Schrift zuweilen anführt; aber er verfolgte diese Gegenstände nicht einseitig, als um gelehrte Abhandlungen daraus zu machen und ans Licht zu fördern; er faßte auch nicht einen Zweig der Alterthumswissenschaft zu ausschließender gelehrter Behandlung ins Auge, sondern seine Plane blieben aufs Große und Ganze gerichtet, und wenigstens einen gewissen, innig verbundenen Theil derselben umzugestalten, dieser Gedanke, der ihn schon früher ergriffen hatte, scheint die Seele alles seines Fleißes gewesen zu seyn. Ein groß Vorhaben, wie Sophokles sagt, kennt keine Eile; ein solcher Fleiß kann nicht auf sehr schnelle Früchte expicht seyn, sondern muß, auf die Weite seiner Aufgaben und seiner Wirkungen gerichtet, über die nächste Gegenwart gleichgültig hinwegsehn. Später äussert sich Zoega einmal über diesen Gedanken, zwar übelgelaunt, unterm 14. April 1792.

Der Plan erforderte zunächst eine durchgreifende Kenntniß des gesammten Stoffs, dessen, was zu leisten sey, und der Mittel. Schon längst vorher hatte Zoega bey seinen Arbeiten darauf Rück-

sicht genommen und das zu seinem Gebiet Gehörige in den alten Schriftstellern ausgezeichnet; allein in Ruhe gekommen zu Rom, beschloß er das Ganze im Zusammenhang zu durchmessen, sich der Schriftwerke, in so fern sie irgend zu seinem Zweck gehörten, und der Denkmäler in ihrem ganzen Umfang zu bemächtigen, um in der Folge sicher zu gehn, jeder ihn betreffenden Untersuchung nah zu stehn und vor Verirrung und Einseitigkeit möglichst geschützt zu seyn. Mit dem vorher nicht in diesem Zusammenhang betriebenen Lesen und Durchsuchen von dem schriftlichen Nachlaß des Alterthums machte er den Anfang, so daß er dabey das frühere Studium der Kunstwerke nur gelegentlich fortsetzte, und er spricht von dieser Beschäftigung in mehreren Briefen an seinen Vater.

Rom den 3. November 1786.

Meine Gesundheit ist den Sommer über gut gewesen und ich habe viel gearbeitet. Allein die Anstrengung während der heißen Monate, die gerade die Zeit sind, da ich zur Arbeit am meisten aufgelegt bin \*), hatte mich etwas angegriffen, und zu Anfang Octobers fand ich mich sehr schwach, gieng aufs Land, um mich herzustellen und habe da mit Kaltfieber zu kämpfen gehabt. Doch bin ich seit fünf Tagen frey davon, und nun ich wiederum in Rom bin, fühle ich

\*) Dasselbe erzählt von sich Alfieri.

D. H.



mich ungleich besser in Kräften als vor der Abreise. Künftige Woche fange ich aufs neue meine Arbeiten auf den Bibliotheken an, um alles dasjenige zusammenzutragen, was ich in den alten Schriftstellern zu meinem Zwecke dienliches antreffe. Diese Compilation wird mich noch ein paar Jahre beschäftigen, ehe ich mich daran machen kann zu ordnen und anzuwenden. Meine Zeit ist so aufgenommen und schwindet so hin, daß ich nicht weiß wie; Monathe dünken mir Augenblicke. Erinnern Sie sich manchmal meiner.

Rom den 28. März 1787.

Gegenwärtig habe ich mich ganz von der Welt zurückgezogen, und indem ich mich gänzlich den Wissenschaften widme, vergesse ich den Zusammenhang aller der übrigen Dinge, die mir Misvergnügen machen könnten. Ich danke Ihnen herzlich für die viele Liebe und Güte, womit Sie mir schreiben; besonders angenehm sind mir die Nachrichten von dortigen Freunden und Bekannten. Sie versetzen mich für einen Augenblick in eine andre Welt, und Scenenveränderungen sind allemal eine Ergözung. In den bevorstehenden Ostertagen, wo die Bibliotheken geschlossen sind, hoffe ich Zeit zu bekommen meinen Brüdern zu antworten.

Rom den 14. July 1787.

Am Ostern verboten mir meine Augen vier Wochen lang alles Lesen und Studiren. Sonst bin ich ziemlich mit meinem Zustand zufrieden. Der Gang,

den meine Studien genommen, ist oft in die Irre gerathen, oft habe ich einen falschen Weg eingeschlagen, wodurch ich sehr aufgehalten worden bin. Jetzt glaube ich in die rechte Gleise gekommen zu seyn und in meinem Fach vieles ausrichten zu können, falls Gott mir Leben und Gesundheit verleihen will. Ich studiere gewöhnlich täglich elf Stunden, muß täglich eine bis zwey Stunden spazierengehn und meiner Familie einige Stunden widmen, und entschlage mich igt nach Möglichkeit andrer Geschäfte. Hier an Ulrike das Bild von meiner Marie mit dem ich doch selbst nicht völlig zufrieden bin, obschon es die beste unter sieben Abschilderungen ist.

Rom den 17. May 1788.

Der sauerste Theil meiner Arbeiten ist nun auch zu Ende, der mich beständig angeschmiedet hielt und manchmal dazu beytrug, mir die Laune zu verderben; nemlich die Durchsuchung aller alten Griechischen und Lateinischen Schriftsteller. Ich habe mir Collectaneen gemacht, die den gelehrtesten der Art Troß bieten können und kann nun viel zu Hause nach meiner Bequemlichkeit studieren.

Rom den 18. November 1788.

Man ist so wenig zum Brieffschreiben aufgelegt, wenn man mit verketteten Beschäftigungen zu thun hat. Ich begreife nicht, wie meine Zeit verfliegt; ich bin gewiß nie müßig und doch ist das, was ich aus-

richte so sehr wenig. Wie ich Ihnen zuletzt schrieb, glaubte ich das Mühsamste meiner Arbeiten zurückgelegt und mir mehr Freyheit erworben zu haben; aber eben indem ich auf die Weise meinen Gesichtskreis erweitert habe, finde ich mich von verdoppelten, nothwendigen Geschäften gedrängt. Von den alten Schriftstellern bin ich zu den Monumenten übergegangen und die sind ohne Zahl. Dann dringt ein Schwarm von Reisebeschreibern auf mich ein, ohne die ich auch nicht fort kann. Zugleich habe ich angefangen, Mineralogie und Chymie zu studieren, Wissenschaften, die zu richtiger Beurtheilung der Monumente unentbehrlich sind. Nun die Zeit, die Commissionen, Convenienzen und Freundschaften einem rauben, die Rücksicht, die ich oft auf meinen nicht allzustarken Körper nehmen muß, häusliche Angelegenheiten zwischen ein, da weiß ich denn oft nicht, wo ich anfangen soll, calculire meine Zeit wie ein Geiziger seine Pfennige, und wünsche oft, daß die Stunde wenigstens fünf Viertel haben möchte. Nach Dänemark denke ich oft, sehr oft, und öfter wohl als ich wollte; denn vieles habe ich verloren. Aber das mag nun gut seyn; andrerseits habe ich auch gewonnen.

---

Die Ausbeute dieses langen Sammelns, wenigstens den ersten und wichtigsten Theil derselben, ordnete Zoega zum Gebrauch in den ersten Sommermonathen von 1790, wo er über alle Massen beschäftigt gewesen zu seyn schreibt. Von diesen großen Vorbe-

reitungen spricht auch Schow, der 1786 wieder mit Zoega zusammentraf und von da an einige Jahre in Rom blieb, in seiner Denkschrift, woraus hier einiges zur Ergänzung dienen mag. „Er hatte den Nachtheil bey den meisten seiner Vorgänger bemerkt, daß sie sich bloß mit gewissen Hauptschriftstellern, als Plinius, Pausanias, bekanntmachten und übrigen aus älteren Archäologen ohne Kritik zusammengemischte Anführungen aus den Alten borgten. Darum machte er sich ein chronologisches Verzeichniß von allen übriggebliebenen Griechischen und Römischen Schriften, um sie in der richtigen Zeitfolge durchzugehen. — Er' begann mit den Dichtern, fuhr fort mit den Prosakern und endigte mit den Scholiasten, Lexikographen, Grammatikern, gelehrten Kirchenvätern und den Byzantinischen Geschichtschreibern. Da man in den öffentlichen Bibliotheken zu Rom die neusten Ausgaben der Classiker nicht hat, so befragte er über einzelne Stellen, wo ihm die Richtigkeit des Textes verdächtig war, Handschriften, woran in den großen Römischen Büchersammlungen Ueberfluß ist. Hiermit verband er einen andern Zweig älterer und neuerer Litteratur; er sammelte nemlich alle historischen Nachrichten über die Alterthümer, die er sich zu erklären vorgesetzt hatte, theils aus ältern und neuern Reisebeschreibungen aller Nationen, theils aus den Topographien von Rom und den antiquarischen Abhandlungen, endlich auch alle Griechischen und Römischen Inschriften, theils an den Denkmälern selbst, theils in den Sammlungen. Seine Fertigkeit in Sprachen, die volle Thätigkeit, womit

sein Geist jeden einzelnen Gegenstand, den er unter Händen hatte, ganz ergriff, seine Hurligkeit im Lesen und Ausziehen, die Ordnung, die er in seinen Auszügen hielt, die Register, die er darüber versertigte, und endlich das Anhalten, womit er jede seiner Unternehmungen ausführte, machten ihm diese ungeheure Arbeit möglich, die fast für jeden andern unthunlich gewesen seyn würde. Das Besonderste hierbey ist, daß Zoega so gut wie keine Bücher hatte, auch nicht die allernüthigsten Handbücher; die Büchersammlung Borgias aber, die er als seine eigne gebrauchen konnte, war unzureichend. Er mußte sich also an die öffentlichen Bibliotheken halten, woraus keine Bücher ins Haus, sondern nur zur Stelle gewisse Stunden des Vormittags und Nachmittags alle Tage ausgeliehn werden, worauf keine Feste fallen, deren Anzahl in Rom sehr beträchtlich ist. Dieß indessen hinderte ihn nicht sehr; gewöhnlich besuchte er in den Tagen, wo er nicht in den Bibliotheken arbeiten konnte, Museen, Künstlerwerkstätten, oder machte kleine archäologische Reisen in Roms Umgebungen. Zoega war von den seltenen Menschen, die nie einen Augenblick von ihrem Leben verstreuen, die jedes Augenblicks Anwendung gerade nach dem vorgesehten Ziel führt. — Als ich nach Rom kam, war er mit seinen Untersuchungen über die Obelisken fertig; nur die kleinern Aegyptischen Denkmäler, Statuen, Basreliefe und Gemmen, beschäftigten ihn noch die ganze Zeit als ich dort war. Besonders war er ohne Zweifel auf dem Wege, wichtige Entdeckungen in Betreff der Hieroglyphen und Aegyptischen Buch-

stabenschrift zu machen; aber hier schritt er ganz still-  
 schweigend vor, weil er noch nicht zu festen Ergeb-  
 nissen gekommen war, auch nicht die Menge von Denk-  
 mälern vor sich hatte, die zu den nöthigen Sammlun-  
 gen erfordert werden. Aber daß er auch hierin auf  
 dem richtigen Weg war, und daß er mit der Zeit,  
 wenn man mehrere Aegyptische Werke mit Hierogly-  
 phen gesammelt haben wird und besonders von dem  
 Schlag als die von den Franzosen in spätern Zeiten  
 in Aegypten entdeckte und bekannt gemachte Columna  
 trilinguis, ein sichrer Wegweiser für andre seyn wird,  
 die seinen Muth und Blick haben, darüber ist nach  
 seinem Obeliskenwerk beynah kein Zweifel. Es lag  
 von Natur in Zoegas Denkungsart, ungern von sich  
 selbst zu reden und nie von dem, was er zu thun ge-  
 dachte. Man sah ihn bloß handeln. Wenn man da-  
 her seine Vertraulichkeit recht genießen wollte, mußte  
 man sich streng aller Fragen enthalten, die seine Per-  
 son und Vorhaben angiengen. Kam unterweilen eine  
 solche Frage vor, so gab er einmal für allemal diese  
 Antwort: Was ich zu thun im Sinne habe, von  
 dessen Beendigung bin ich noch sehr weit entfernt;  
 was ich für den Augenblick thue, geschieht, weil mich  
 meine Natur zur Thätigkeit treibt; ob was ich arbeite  
 jemals dem Publicum zu gut kommt, beruht auf sehr  
 zufälligen Umständen. Wer einige Kunde von Zoegas  
 Fach hatte, sah bald, daß er bey ihm bloß durch Auf-  
 merksamkeit auf die Dinge, die untersucht wurden,  
 viel lernen konnte. Wenn er nun merkte, daß es einem  
 um Licht und Anleitung zu thun war, und daß man ihn



ohne viele Worte richtig verstehn konnte, war er der größte Lehrer, den ich jemals kennen gelernt habe; ein Wink, ein paar Worte klärten die Sachen plöblich auf. Von allem unnöthigen Geschwätz war er ein abgesagter Feind, weil die Zeit ihm kostbar war. In Gesellschaft von gelehrten Freunden, die er sich wünschte, theilte er freygebig mit, was er in jeder Sache sah, und es war ihm eine innerliche Freude, wenn man ihn zum Vergelt auf einen oder den andern Umstand aufmerksam machen konnte, der ihm nicht in die Augen gefallen war. Nach der Erfahrung, daß mehrere mehr sehn als Einer, machte er seine Untersuchungen ungern allein, und da seine gelehrten Freunde in seiner Gesellschaft reichlich belohnt wurden, folgten sie ihm auch immer mit Freuden. Als Gelehrter war Zoega damals bereits sehr weit; aber er versteckte seine Ueberlegenheit. Dieß machte, daß alle ihn gern für das erkannten, was er war und gerne Rath und Aufklärung bey ihm holten. Er hat dadurch manche seiner gelehrten Landsleute gebildet, die dem Vaterland genutzt haben und noch nützen; alle diese fühlen seinen Verlust und denken daran mit Behmuth.“

---

## Arbeit über die Obeliskten.

---

Zu der Zeit als Zoega auf den Bibliotheken hauste, hatte Pius VI. nach einer vieljährigen Unterbrechung des päpstlichen Obelisktenbaus, angefangen, die noch liegenden Obeliskten aufzurichten zu lassen. Zuerst stellte er den aus dem Grabmal des Augustus einige Jahre zuvor von ihm erst ausgegrabenen, dessen Gesellschafter schon Sixtus V. hervorgeholt hatte, 1786 auf dem Quirinal zwischen den Kolossen auf; 1789 erhob sich der Callustische auf Trinità de' monti, und 1792 der vom Marsfeld auf Monte Citorio, so daß nur noch der einzige Barberinische, in drey Stücke gebrochen, in einem der vaticanischen Höfe liegen geblieben ist, dessen Herstellung der Tod des Baumeister Camerti gar verhinderte. Diese Unternehmungen beschäftigten eine sehr beträchtliche Anzahl von Arbeitern und unterhielten gar sehr die müßigen Quiriten. Der erste wiedererstehende Obelisk fiel sehr ansehnlich als ein Denkmal der Thätigkeit und Prachtliebe des Papstes in die Augen, und man sah ein, daß er, so wie die folgenden, desto mehr Glanz auf seinen Namen zurückstrahlen würden, je mehr man sie selber beleuchtete. Sie aber in das rechte Licht ihrer alten Bedeutung und Geschichte zu

stellen, dazu war niemand so geschickt, als Zoega, und Borgia und vielleicht Garampi werden nicht ermangelt haben, dieß geltend zu machen. Schon den 28. Dec. 1787. schreibt er an seinen Vater: „Ich fürchte, daß ich von Sr. Heiligkeit den Auftrag bekommen könnte, über die Obelisken, welche er gegenwärtig aufrichten läßt, zu schreiben. Kann ich dem ausweichen, so thue ichs: denn so sehr mir die Materie gefällt, so ist sie noch für mich zu sublim, und eben weil der Gegenstand mich sehr interessirt, würde es mir sehr misfallen in der Nothwendigkeit zu seyn etwas Unreifes darüber zu schreiben. Nächstens werde ich Audienz bey ihm haben, und bin schon auf meine Bedingungen gefaßt. Will man mir Zeit lassen, bis es mit der Aufrichtung aller zu Stande kommt, denn von vieren ist bisher nur einer aufgestellt, so läßt sich noch etwas ausrichten. Der gute Cardinal Garampi ist wieder hier. Rom hat wenige so aufgeklärte und wohlbedenkende Männer und ist ein großer Verlust, daß man ihn von hier entfernt, und ihm ein Bisthum gegeben hat, wo er aber seit einem Jahr seiner Schwachheit halber, und weil ihm die Lust da nicht zuträglich ist, nicht mehr residirt. So haben wir ihn freylich einige Zeit, aber auffer Thätigkeit.“

Eine Verbindung mit dem Vaterlande anzuknüpfen, dazu wurde immer wieder manches versucht, manche Plane von Freunden entworfen. Doch fanden sich entweder nicht die Mittel, oder wirkte auch das Frühere nach. Wenigstens soll ein sehr bekannter Minister wegen der Religionsveränderung übelgestimmt

auf Zoega geblieben seyn. Vorzüglich suchte sein Vater noch immer alles auf, wodurch er ihn von seinen Krokodilen und Mumien, wie er sich ausdrückt, zurückbringen könnte, und meynete, er sey nun zu blöde und vielleicht zu stolz, bey denen anzupochen, die ihm etwa helfen könnten. Dieß Schicksal war sein Druck; doch kein Vorwurf haftete in seinem Herzen gegen die vermeyntliche Unbedachtsamkeit seines Vaters. Oft erinnerte selbst der Genuß ihrer Wohlhabenheit die Eltern schmerzlich an ihn, und sie boten ihm eine jährliche Unterstützung an, wenn er sich über seine Einkünfte und Bedürfnisse ihnen einmal erklären wollte. Diese nahm er nicht an; erhielt aber im Frühjahr 1788 eine beträchtliche von Kopenhagen aus insgeheim, durch Vermittlung des Etatsraths Zoega, nebst Hoffnungen für die Zukunft. Im May des folgenden Jahrs reiste er in Auftrag des Kronprinzen von Dänemark auf einige Wochen nach Neapel. Auf diese Reise folgte mit dem July eine zweyte nach Venedig, veranlaßt durch das Unternehmen des Professor Holmes von Oxford, alle Handschriften der siebenzig Dolmetscher und was sonst für eine kritische Ausgabe erforderlich ist, vergleichen zu lassen. Hierzu wurden nach und nach 7000 Pf. Sterling unterzeichnet und von der Ausgabe, die daraus hervorgehen sollte, ist seit 1810 die Hälfte wirklich erschienen. Zoega wurde durch Borgia zu dem wohl vergüteten Geschäfte veranlaßt. Kurz darauf erhielt er von dem Erbprinzen Friedrich als Präsidenten der Königl. Akademie der Künste, zu deren Correspondenten und Mitglied er auf Anlaß ihres Secre-

täre, des Historienmalers Abildgaard, aufgenommen wurde, den Auftrag, monatlich an sie einen Bericht von Kunstfachen und Alterthümern einzusenden, welches durch jährliche hundert Thaler vergütet wurde. Später (wenigstens seit 1791) sind dazu auch vierteljährige Berichte an den Kronprinzen gekommen, \*) welcher ihm dagegen aus seiner Kasse jährlich 220 Thlr. aussetzte. Dabey war in jener Zeit seine Lage durch freundschaftlichen Umgang vorzüglich verschönt, und sein Vater hatte sie noch diese günstige Wendung nehmen sehn, hatte noch die Hoffnung fassen dürfen, ihn einmal noch zu umarmen, als er im Juny 1790 starb, ein Mann nicht bloß von großer Redlichkeit, sondern auch von vielem Verstand, gutmüthig und sehr munter, von vieler Ruhe und Fassung, in manchem dem Charakter unseres Zoega entgegengesetzt. Von der Erbschaft wollte diesen der Theilungsverwalter wegen des Uebertritts zur katholischen Kirche ausschließen, und er selbst hatte vorher darauf verzichtet, weil an ihn sehr viel gewandt worden war, seitdem er auf Schulen gegangen über vierthalbtausend Thaler. Allein seine Geschwister gaben das nicht zu.

Das Drückendste waren häufige Kränklichkeiten, die in seinem Hause fast einheimisch zu werden schienen. Die Zahl seiner Kinder nahm ab und zu und die meisten starben an langwierigen und traurigen Uebeln. Seine Frau hat ihm in achtzehn Jahren elf

---

\*) Auch Winkelmann schrieb Nachrichten an einen Prinzen.

S. Briefe an Muzel. Stett S. 180.

Kinder geboren, lebende zwar nur acht. Davon starb das zweite, eine Tochter mit sechs Jahren, das dritte, ein Sohn mit wenigen Monden, das fünfte, das er der Schutzgöttin seiner Studien zu Ehren Isidora oder Isis, Iside nannte, lebte sehr viel kränkend bis zum sechzehnten Jahr, das sechste, ein rüstiger Knabe, dessen er wieder sich freute, weil er ein großes Glück darin setzte, einen Sohn zu erziehen, lebte nicht viel über zwey Jahre, der vierte Sohn und zwar der dritte, den er nach seinem Liebling unter den Römern Marco Aurelio nannte, nicht vier Jahre, kaum eins gesund; erst der fünfte Sohn ist ihm geblieben, und ausser der ältesten noch die jüngste Tochter. Mehrmals waren zwey der schwächlichen Kinder lange Zeit zugleich krank, auch die Mutter, nachdem sie einige gehabt hatte, von Zeit zu Zeit, und die Last des Hauswesens fiel dann zum Theil oder ganz auf ihn, seine Aurelios vom ersten bis zum dritten mußte er manche Nacht auf dem Arme herumtragen, und die Zeit kam, wo zu solcher Last und Hauskreuz sich andre schwerer zu verwindende Bitterkeiten hinzugesellt haben mögen. Die von der Deutschen stark abweichende Natur, die das häusliche Verhältniß häufig in Rom annimmt, mag schwerlich diejenigen, welche keinen Römischen Charakter mit hinzubringen, auf die Dauer vollkommen glücklich seyn lassen.

Diesen von Anfang muthigeren und zufriedneren, almäßig sich verdüsternden, und von 1792 an durch recht trübe Stimmungen ausgezeichneten Lebensabschnitt bis 1796 nimmt das Werk über die Obeliesen



ein, gegen welches alle übrigen Arbeiten dieser ganzen langen Zeit als Nebenbeschäftigungen gelten können, ob er selbst es gleich nie als ein Hauptwerk zu betrachten scheint. Vorzüglich beschäftigten ihn früher die Vorbereitungen einer Ausgabe des Orpheus und der Hymnen des Proklos, wozu er alle Handschriften, die er auf den eben erwähnten Reisen und sonst aufstreifen konnte, verglich. Freulich war der Text der Orphischen Gedichte nicht, was ihm am meisten anlag, sondern vielmehr das Innere und Ursprüngliche der Orphischen Lehre. Eine Spur dieser Forschungen nach einer Grundlage der ältesten Geschichte enthält unter andern ein Brief von Heyne an Zoega vom 22. Sept. 1790: Eine Reihe von Briefen und Stellen aus Briefen sagen das Nähere, und führen uns besonders auch in die Werkstätte des großen Buchs ein, wo denn die strenge Wissenschaftlichkeit und der Fleiß des Mannes bey dem Unerfreulichen der häuslichen Angelegenheiten, und indem sie sich gegen Unmuth und Trübsinn aufrecht erhalten, so wie in andern Tagen gegen den glücklichen Uebermuth des Geistes und Gefühls, um so größer und achtungswerther erscheinen.

---

An den Vater. Rom den 17. May 1788.

Um nicht außs neue den Posttag zu verlieren, schreibe ich Ihnen kürzlich, indem heute ein mächtiger Scirocco uns drückt und zu allen Dingen ungeschickt macht. Dennoch diesmal mit mehrerer Heiterkeit als

lethhin. Meine Sachen fangen an eine bessere Verwendung zu nehmen, und meine Aussichten für die Zukunft sind mehr befriedigend. Mein Buch ist hier sehr wohl aufgenommen worden und hat mir von verschiedenen Seiten viele Distinction bewirkt. Msgr. Borgia hat mir die sämtlichen Exemplare geschenkt, welches deductis deducendis allemal ein Capital von 300 Zecchinen ausmacht, welches sich von Zeit zu Zeit realisiren muß, und wozu schon ein guter Anfang gemacht ist. Der heilige Vater beschenke mich, als ich ihm überreichte, unterhielt sich lange mit mir, und foderte mich auf über die Obelisken zu schreiben, ohne mich zu einer übereilten Arbeit zu verpflichten. Dieß begünstigt nun sehr den Fortgang meiner Studien, da das bloße Wort Auftrag zu haben vom Souverän natürlicherweise Zugang verschafft, wo man ihn sonst nicht leicht hat.

An denselben den 18. Nov. 1788.

Endlich finde ich einen Augenblick Muße, um zu antworten. Ich habe Ihr Schreiben mit dem herzlichsten Vergnügen gelesen; auch wir leben gesund und zufrieden fort. Das ist doch das Wichtigste, was ich Ihnen von hier aus schreiben kann; denn all das Uebrige, was mich hier so sehr interessirt, beschäftigt, herumtreibt, mich zum freywilligen und rastlosen Sklaven macht, kann Sie natürlicher Weise wenig unterhalten. Um das, was auffer meinem Kreise ist bekümmere ich mich wenig, und auch dergleichen Neuigkeiten können für Sie ohne Kenntniß des Locals und

der Personen wenig Werth haben. Seit zwey Monathen ist hier der berühmte Herder, den die Welt so sehr verschieden beurtheilt. Ich sehe ihn oft und finde seinen Umgang so angenehm als unterrichtend. Wenige kenne ich, die so mit mir harmoniren bey aller Verschiedenheit unsrer Meynungen und der beständigen Dispute, die wir mit einander zu haben pflegen. Borgia hat ein Werk gegen Neapel geschrieben, wovon alle Zeitungen voll sind; also werden Sie wenigstens eben so viel davon wissen, als ich; denn ich lese dergleichen nicht. Er fährt fort, mir wohl zu wollen, obschon ich, seitdem der Druck meines Buchs über die Münzen vollendet ist, nicht mehr so oft zu ihm komme. Ich habe ihn diesen October zweimal in Bellestri, seiner Geburtsstadt, besucht, einmal mit Herder, das andremal mit einem andern braven deutschen Gelehrten, dem Hrn. Siebenkees. — Man hat vorigen Sommer eine Menge Alterthümer der Häuser Farnese und Medici nach Neapel und Florenz transportirt und fährt noch fort nachzuholen. Verschiedenes ist bey der Gelegenheit ans Licht gekommen, was bisher in Kellern und Magazinen verborgen lag. Man ist Willens, in Neapel eine Gallerie anzulegen in Nachahmung der Florentinischen, und die Farnesischen Alterthümer mit denen von Portici und Pozzuoli zu vereinigen; allein in Neapel geht alles sehr langsam von Statten. So gehts auch hier mit dem Obelisknbau, was mir denn recht lieb ist. Nicht leicht habe ich einen so eifrigen und thätigen Freund gefunden, als den jungen Münster. Ich verzweifle keineswegs, Sie noch

alle zu sehn. Wahrscheinlich werde ich nach Verlauf von ein paar Jahren eine Reise nach Dänemark thun können. Ich sehe voraus, daß mir eine solche Reise von vielen Seiten nützlich vielleicht nothwendig seyn wird; auch gehdrt nicht viel weniger als eine Nothwendigkeit dazu, mich aus dem Schooß meiner Familie für einige Monathe zu entfernen.

An denselben den 3. April 1789.

Endlich bin ich so glücklich, Ihnen melden zu können, daß mein Freund und Wohlthäter Borgia zur Cardinalswürde erhoben worden, eine Belohnung, die das Publicum schon so lange vergebens für ihn foderte und die er vor jedem andern verdiente. Diese Begebenheit muß auch Ihnen erfreulich seyn. Zwar ändert dieß unmittelbar nichts in meiner Lage; allein mit der Zeit muß es mir höchst vortheilhaft werden. Unter den Hofleuten dieses braven Mannes habe ich nicht seyn wollen, weil das mit der Unabhängigkeit, die einem Gelehrten nothwendig ist, und überhaupt mit meiner ganzen Verfassung und Denkungsart nicht vereinbarlich, auch für mich eher ein Schritt zurück als vorwärts gewesen wäre, wozu nur die Bedrückung, worin ich mich vor einigen Jahren befand, mich hätte bewegen können. Wir behalten ihn wider die allgemeine Erwartung hier, und es kann nicht fehlen, daß sein Einfluß groß werden muß. Dann wirds ihm auch nicht schwer werden, mir eine Bibliothekarstelle zu verschaffen, als die einzige, die ich wünsche, weil es die

einzigste ist, bei der ich meine Studien auf die Art, wie ich sie seit diesen letzten Jahren treibe, fortsetzen kann. Ich habe diesen Winter bei der ungewöhnlichen Kälte, auf die man hier wenig vorbereitet ist, viel gelitten und meine Arbeiten zwischen ein unterbrechen müssen. Mein Nervensystem, das seit meiner Kindheit immer schwach gewesen ist und durch die anhaltende Anstrengung es immer mehr wird, macht mir die milde Italiänische Luft nothwendig. Der Tod meines geliebten Vaters in Kopenhagen ist für mich eine höchst bittere Nachricht. \*)

An Siebenkees. Florenz den 11. u. 14. July.

Wir kamen am Dienstag an, und seit der Zeit streifen wir Vor- und Nachmittag, die Werthwürdigkeiten der schönen Firenze zu sehen und Bekanntschaft mit diesen Gelehrten zu machen. Im Vertrauen zu sagen, sie langweilen mich ein bißchen, diese guten Florentiner, die einem immer von diesen ihren vaterländischen Dingen sprechen, von den großen Männern

---

\*) Der Etatsrath Johannes Zoega, Mitglied des Finanzcollegiums, ist auch als Botaniker bekannt. Linne nannte ihn unter seinen liebsten Schülern, und hat der in L'Héritier stirpes novae T. 20. abgebildeten noch immer seltenen Pflanze von der Klasse Syngenesia, ordo frustran. den Namen Zoega gegeben. Er soll einmal gesagt haben: Quando dominus Zoega ad me venit cum musco, tunc ego pileum detraho et dico: magister meus esto tu. D. S.

unter ihnen, von denen die Art ausgegangen ist, und von der Lustigkeit, die einmal in Florenz war und nicht mehr da ist, und ähnlichen Themas. Man dünkt sich, unter so vielen alten Männern zu seyn, alle nah dran, wieder kindisch zu werden. Aber dieß sagen Sie um Gottes willen Zanini nicht. Auf gewisse Art belustigt mich auch dieser, zwar kleine aber immer doch patriotische Geist. Zur Verzweiflung bringen sie mich, wenn sie von den Drucken von 1400, einem großen Gegenstand ihrer gelehrten Unterhaltungen, zu sprechen anfangen. Und doch hat auch dieser zu meinem Ruhm beitragen müssen; bemerken Sie, wie ich praedestinirt bin. Gestern Morgen auf der Bibliothek der Dominicaner von S. Marco wurde eine in Florenz gedruckte Ausgabe der Pandecten gezeigt, wo auf dem Titelblatt ein Theil des Privilegiums ausgekratzt war, und in die Länge und Breite stritt man hin und her, was die fehlenden Worte, und warum sie ausgelöscht seyn müßten. Ich ließ diesen erhabnen Streit eine Weile den Herrn Bandini, Arizarra und andern Ehrenmännern, welche die Gesellschaft ausmachten; endlich warf ich aus Langweile einen Blick darauf und wurde gleich gewahr, daß man den Namen Eduardi VI. Regis Angliae, als eines schändlichen Ketzers, ausgetilgt hatte. Stellen Sie sich den Beyfall vor, den ich davon trug. Entdeckungen von dieser Natur gelten weit mehr zu Florenz, als alle Ihre Abhandlungen über die Tesceren und Hospitalitäten von Ulysses bis auf Cook und Forster. Der Geist der wahren antiquarischen Untersuchungen starb hier mit Buonarotti; die, welche nach-



her kamen, waren Antiquitätenkrämer, und jetzt sind sie geradezu Tröddler. Fontani scheint mir für die Handschriften zu seyn, was Fossi für die alten Drucke ist; jeder von ihnen hat in seiner Gattung mehrere hundert von andern nicht verzeichnete Stücke. Wer mir am meisten gesunden Sinn zu haben schien, ist der Pater Battini, Servit und Studienaufseher der Annunziata. Die Bibliothek dieses Klosters verdient die Lobsprüche, die Sie ihr in Ihrem Brief an den Cardinal gaben. Echow hatte sich in sie verliebt. Aber ich muß Ihnen doch etwas von unserer Reise erzählen, der sonderbarsten, die ich je gemacht habe. — — Von Siena nach Florenz schleppte uns der Betturin einen Weg, der der kürzeste seyn soll, aber nur von Fußgängern und zuweilen im Winter von der Post gebraucht wird, wenn die Ströme in den Thälern die Hauptstrasse unzugänglich machen. Hier wollte kein Mensch etwas davon gehört haben. So habe ich wenigstens einen Theil von Toscana kennen gelernt, den wenige Fremden sehn, einen Strich von ungefähr 15 Miglien, ganz Fels, fast ohne Spur von Pflanzenleben, ausser hier und da einem dürstenden Gräschen zwischen den Klippen. Hinter S. Donato in poggio bis zu der Brücke über die Pesa und dem Haus Sambuca geht der Weg furchtbar hinab und ist fast nicht durchzukommen. Nicht weit davon kommt man wieder in die Hauptstrasse, die nach S. Cassiano führt. Von Fonterufoli bis S. Donato ist die schauerhafteste Wüste, worin ich mich je befunden habe, wogegen Radicefani eine bevölkerte Gegend ist. Aber die Ausichten in die Thäler links

und über sie hinaus und die gegenüberstehenden Hügel bis zu den Bergen von Modena, dem Vorgebirg von Livorno, dem Meer, Corsica und den kleineren Inseln übertreffen alle Kraft der Beschreibung. Links gieng die Sonne unter hinter dem Berg von Modena und rechts erhob sich der Vollmond über die Wüste.

— In der Gallerie habe ich mehr bedeutende Gegenstände gefunden als ich glaubte. Herr Pelli hat uns mit größter Artigkeit überall hingeführt und Sachen gezeigt, die man den Neugierigen nicht vor Augen zu stellen pflegt, darunter zwey Aegyptische Bruchstücke, die er in das Zimmer bringen ließ, wo er zu arbeiten pflegt, damit ich die Hieroglyphen davon mit Bequemlichkeit abzeichnen könnte. — Wir verlassen Florenz ungern; wir haben da eine Welt von Höflichkeiten von allen Seiten empfangen, aber nicht von allen Bekanntschaften, die wir machten, Gebrauch machen können. Fontani ist ein sehr braver Mann, und gefällt mir mehr als die andern Florentiner.

An den Vater. Rom den 3. Oct. 1789.

Ihr Schreiben traf mich zu Venedig den 20. August in einer unruhigen Verfassung. Die Umstände brachten es mit sich, daß ich die wärmsten Sommermonathe zu meinem dortigen Aufenthalt wählen mußte, und weil ich mir nicht vorstellte, daß die Hitze dort unausstehlicher seyn könnte, als zu Rom, so hatte ich mir wenig Bedenken darüber gemacht. Allein ich fand bald, daß ich mich hierin geirrt hatte. Die Hitze, die zu Rom in gewissen Tagesstunden größer ist als zu

Venedig, und durch die kühnigen Abende gemässigt und ihr erschlassender Einfluß gemildert. Zu Venedig sind die Nächte heiss wie die Tage, und die dortige Luft hat etwas erstickenbes und unterdrückendes, das von stillstehenden Wasser ihrer Lagunen und Kanäle herrührt, die zugleich in dieser Jahreszeit einen Gestank vermitthehen, der beim Krennen unerträglich ist. Wer nun davon Zeit zu Zeit aufs Land gehn und überhaupt den grössten Theil seiner Zeit mit Belustigungen und Zerstreuungen zubringen kann, befindet sich von dem allen wohl. Allein verpflichtet wie ich war, den ganzen langen Tag auf der Bibliothek oder in der Stubirube zuzubringen, sah ich mich nach drei bis vier Wochen so geschwächt, den Magen so verborben, mein Mut in solcher Wallung, und die Brust so beengt, daß ich täglich einen Anfall von hitziger Krankheit befürchtete. Zugleich hatte ich von Rom aus Briefe, daß meine Frau sich nicht wohl befand und daß verschiedene häusliche Umstände meine Gegenwart erforderten. Meine Geschäfte zu Venedig erlaubten mir nicht, die Stadt so bald zu verlassen; denn eigentlich hatte ich das, was mich vornehmlich zur Reise bewogen hatte, noch kaum angefangen. Wenige Tage nach Empfang Ihres Briefes entschloß ich mich, die Arbeit auf der St. Marcus-Bibliothek, die im Grunde nur Behütium war und mich selbst wenig interessirte, abzubrechen und meinem robusteren Gesährten zur Vollenbung zu überlassen, einige Tage aufs Land zu gehn nach Padova, meine Geschäfte zu Venedig so kurz als möglich abzumachen, und dann grade nach Rom zurück zu reisen. Ich

hatte denn schon im voraus den Engländern, die mir die Collation der biblischen Handschriften zu Venedig aufgetragen hatten, die Bedingung gemacht, nach Gefallen abbrechen zu können sobald ich die Arbeit in Gang gebracht, und deswegen meinen Landsmann Schow als Gehülfen mitgenommen, welcher wahrscheinlich den ganzen Winter damit zubringen wird. Meine eignen Absichten waren, Alterthümer zu sehn, mir unter den dortigen Gelehrten und Großen Bekanntschaften zu erwerben, und von der ganzen Verfassung richtigere Begriffe zu bekommen. Dieß ist mir auch so ziemlich gelungen, ungeachtet ich nur gegen sieben Wochen da zugebracht. — Ich habe Gelegenheit gehabt, sowohl zu Neapel, wo ich mich den größten Theil vom Maymonath und einen Theil vom Juny aufgehalten, als zu Florenz, Bologna, Padova und Venedig viele mir angenehme Bekanntschaften zu machen, viele wichtige Denkmäler zu sehn und zu untersuchen, deren auch manche unberühmtere Stadt bewahrt. Nach Neapel gedenke ich noch vor Ostern eine zweyte Reise zu machen: Keine Stadt ist nach Rom für den Alterthumsforscher so interessant; auch habe ich da mit einigen vortrefflichen Männern Freundschaft errichtet, dergleichen ich an keinem Ort in Italien angetroffen. Welche Lage hat Pompeja, fruchtbar und lachend, mit Aussichten von dem Rücken des Hügels über das Meer, die wahrhaft bezaubern, und fast den ganzen Weg von Portici bis Pompeja kann man ein Paradies nennen. Wie schnell man auch dort geführt wird, damit der Fremde nichts sehe oder notire, und wie sehr

man sich gegen das Letztere ausdrücklich erklärt, so setzte ichs doch durch, mancherley aufzuzeichnen, und besonders vom Tempel der Isis, dem interessantesten Theil der ganzen Entdeckung, einen Plan aufzunehmen und nach wiederholten Beobachtungen eine genaue Beschreibung davon zu entwerfen. So wird auch das Museum in Portici ganz flüchtig und mit all der Strenge gezeigt, die weislich vorgeschrieben ist, damit die große Entdeckung von Herculaneum und Pompeji dem Publicum möglichst wenig nützlich werde. Noch bleiben mir in Italien Mailand und Turin zu besuchen übrig; alsdann fange ich an meinen Plan jenseits der Alpen auszudehnen. Mein Vaterland wieder zu sehn, ist einer meiner liebsten Wünsche; allein das größte Hinderniß ist die lange Abwesenheit von meiner Familie. Mein Haus ist zu zahlreich, um lange ohne Haupt seyn zu können, wie ich auf dieser meiner letzten Reise Proben davon gehabt habe. Auch besitze ich noch die Schwachheit, meiner Frau so attachirt zu seyn, daß eine lange Trennung mir üble Laune macht. Könnte ich einen Zwischenraum finden, wo sie weder schwanger wäre, noch die Brust gäbe, so nähme ich sie mit und übergäbe meine Kinder der Großmutter. Dieß möchte zwar mit großen Kosten verknüpft seyn; aber wenn einmal der Friede in Europa wieder hergestellt ist, kann ich vieles hoffen. Wir ersuchen Sie um Ihrn Segen.

An Heyne. Rom den 17. Oct. 1789.

Die viele Güte, mit der Sie Sich von Zeit zu Zeit in Ihren Briefen an Ihre Freunde in Italien, besonders an den Cardinal Borgia und an den Herrn Schow, in Rücksicht auf mich ausgedrückt haben, macht mir Muth, Ihnen nach einem Stillschweigen von so vielen Jahren aufs neue zu schreiben, Sie um die Fortdauer Ihrer Freundschaft zu ersuchen und Sie meiner innigsten Ergebenheit und Dankbarkeit zu versichern. Ich werde Ihnen nicht die Ursachen herrechnen, warum ich seit meiner Ankunft hier im Jahre 83. nicht mehr geschrieben habe. Sie wissen meine Schicksale, meine Thorheiten, Sie stellen Sich von selbst vor, welch ein Chaos von Arbeiten und Zerstreuungen, Hoffnungen und Beängstigungen mich Anfangs verwickelt, mir lange Zeit Ruhe und Laune geraubt haben, selbst die werthesten, wichtigsten Freundschaften zu cultiviren; und wie's denn geht, wenn der Faden einmal zerrissen ist, daß man ihn nicht wiederum anzuknüpfen weiß, einen wichtigen Beweggrund abwartet und so nichts daraus wird. Ich hoffte, mit der Zeit eine oder die andre interessante Beobachtung zu machen, um sie Ihnen sodann mitzutheilen, vielleicht gar einmal etwas drucken zu lassen, das werth wäre, Ihnen zugesandt zu werden. Dergleichen Hoffnungen fange ich nun an, aufzugeben. Ich schränke die Wünsche meines mühsamen Lebens nur darauf ein, mit meiner zahlreichen und jährlich wachsenden Familie so erträglich als möglich in einem Lande subsistiren zu können, an das eine gewisse



dunkle Prädilection mich fesselt, das ich als das einzige betrachte, wo ich leben möchte, obschon es vielleicht dasjenige ist, wo der Gelehrte sich weniger wohl befindet als in allen andern. Daß man hier vom Werth und Zweck der Wissenschaften keinen Begriff habe, noch haben könne, ist weltbekannt; daß daher die besten neuesten Bücher in allen Zweigen derselben mangeln, viele davon verboten sind, und der Gelehrte nur alsdann geschätzt wird, wenn er keine Schätzung verdient. Selbst der große Vorzug, den Rom in Betracht der Alterthümer vor jedweder andern Stadt hat, wird durch mancherley Umstände sehr geschmälert, zumal wenn's nicht gelegen ist, alle Augenblicke in die Tasche zu greifen. Ich schreibe Ihnen mit Offenherzigkeit und wie an einen alten Freund; keiner muß freylich wissen, daß ich von Rom so urtheile, man würde mir's gar als eine Undankbarkeit auslegen. Groß sind unstreitig die Verpflchtungen, die ich in Rom habe; landflüchtig wie ich war und ohne irgend ein entschiedenes Verdienst, fand ich hier Freunde, die sich meiner ernstlich annahmen, fand am Prälaten Borgia einen Beschützer, der, so viel ihm möglich gewesen, für mich gethan hat, mehr würde gethan haben, wenn er gekönnt hätte, und dem ich als einem zweyten Vater eine neue Existenz zu verdanken habe; ich wurde selbst vom Souverain mit Güte und Großmuth aufgenommen; allein alles dieß hat mir doch nur eine sehr mittelmäßige Lage verschafft und noch habe ich keine Aussicht, jemals zu der Unabhängigkeit und Sorgenlosigkeit zu gelangen, ohne die in den Wissenschaften nicht leicht was reelles geleistet wird.

Ein großer Theil meiner Zeit wird mir durch mercenäre Beschäftigungen geraubt, und wenn ich Zeit habe, zu studiren, mangeln mir Ruhe, Bequemlichkeit und die nothwendigen Bücher. Jede Notiz, die ich bedarf, muß ich auf den Bibliotheken suchen: da verfliegen die Tage wie Viertelstunden. Meine Gesundheit, die nie sehr fest war, ist ganz ruinirt. Alles dieß zusammen, muß mich natürlicherweise niederschlagen, mir alle Hoffnung, je eine Stelle unter den Gelehrten zu verdienen, rauben; und dieß ist denn eben kein großer Verlust. Wohl sehe ich, daß hier viel, sehr viel zu thun wäre, selbst da, wo man's am wenigsten vermuthet; allein andere glücklichere als ich werden das ausrichten, wie ich denn manchen von Zeit zu Zeit darauf aufmerksam zu machen Gelegenheit habe. Ich genieße den Vortheil, mit vielen braven Männern, die aus allen Theilen Europens hier eintreffen, Bekanntschaft, manchmal auch Freundschaft zu machen, schmeichle mir auch, einem und dem andern von meinen Freunden nützlich zu seyn, und sehe zuweilen eine unreife Idee von meinen in andern reifen. Vielleicht könnte ich auch auswärtigen Gelehrten interessante Nachrichten von hiesigen Gegenständen mittheilen, je nach dem sie von mir verlangt würden. Besonders würde ich mich glücklich schätzen, wenn ich Gelegenheit haben könnte, Ihnen mit dergleichen zu dienen; allein da die Reisenden sich in die Wette beeifern, Ihnen ihre Beobachtungen zu communiciren, so mag wohl wenig hier übrig seyn, worüber Sie Aufklärungen von mir bedürfen könnten. Wäre es, so

würde ichs als einen Beweis Ihres Wohlwollens ansehen, wenn Sie mir solche Commissionen gäben. Sollten Sie auch für gut finden, Freunde von Ihnen, die nach Rom gehn, an mich zu adressiren, so würden Sie Sich darauf verlassen, daß ich denselben mit meinen wenigen Einsichten und der Bekanntschaft, die ich mit den hiesigen Alterthümern habe, möglichst an die Hand gehen würde. Verzeihen Sie einen langen und inhaltsleeren Brief, in einer Sprache, worin ich seit Jahren fast keine Übung mehr habe, und oft gezwungen bin, aus dem mir nun geläufigeren Italiänischen zu übersetzen. Sie werden diesen Winter einen meiner besten Freunde zu Göttingen sehen, den Herrn Siebenkees, durch dessen Abreise von hier ich sehr viel verloren. Herr Schow, den ich zu Venedig verließ, wird wohl noch einige Monathe ausbleiben. Ich hoffe, daß er sich zu Rom fixiren werde, obschon ichs ihm widerrathe. Die Herrn Heeren und Bartels bitte ich zu grüßen; denn ich schmeichle mir, daß sie sich meiner noch erinnern. Fahren Sie fort mir wohl zu wollen und seyn Sie überzeugt, daß ich mit wahrer Verehrung bin. —

---

Auf einen späteren Brief, der nicht in die Hände des Herausgebers gekommen ist, bezieht sich ein Schreiben von Heyne, Göttingen den 22. September 1790 woraus das Folgende: „Mein werthester Herr und Freund. Hr. Schow wünscht eine Nachricht von mir. Ich kann es nicht unterlassen ein Blatt an Sie bey-

zulegen, ob ich gleich nichts dringendes zu schreiben habe. Unser Freund ist so glücklich, so vergnügt über seine Einnahme, die er gehabt hat, daß ich mich herzlich seiner freue. Ich wünschte Sie, mein lieber Freund eben so heiter zu wissen. Aber freylich der besorgte Hausvater blickt bey Ihnen überall hervor, macht mir Sie aber auch desto theurer und schätzbarer. Sind wir einmal in häuslicher Verbindung, und wir sind Menschen, die ein Herz haben, so ist und bleibt unser Haus die Quelle aller Freude und alles Leids, das recht zu empfinden wir fähig sind. Aber als Antiquar, als Gelehrter und Schriftsteller sollten Sie nicht so ängstlich seyn. Sie stecken die Grenzen unseres Wissens jenseits des Ziels, und tragen mit Sich das Bild einer Vollkommenheit der Schriftsteller = Composition herum, die am Ende eine Chimäre ist. In ihren Aegyptischen Forschungen und Erklärungen gehen Sie weiter als sich gehen läßt; Sie ziehen nicht immer die rechte Gränzlinie, wie ich in Ihrem Münzwerk sehe. Ich lege bey allem die Geschichte und Volksverfassung zum Grunde: der ächte reine Aegyptische Religionsbegriff und Hieroglyphen war so lange sie ein Volk und Staat waren: so weit haben wir nichts gleichzeitiges von ihnen, als das wenige in der Bibel, und ihre Denkmäler. Erst da sie aufgehört hatten, ein Volk zu seyn und einen Cultus zu haben, kommen Griechen, die was von ihnen sagen, aber mein Gott was? sie als Fremde an wen geriethen sie? wie konnten sie es verstehen und fassen? u. s. w. — —

Wie sollte mir es einfallen, über das Zeitalter der Homerischen Gedichte weiter zu gehen, als Data vorhanden sind? Alles übrige heißt geträumt. Mir ist es wahrscheinlich: es sind erst einzelne Gesänge gewesen, die man nachher verband. Im Grunde ist es doch nur eine Möglichkeit. Ein Halmchen im Ocean ist noch kein Fahrzeug bis an das andre Ende zu schwimmen. Genug die Stücke sind da, und ich habe den Genuß, kann sie verstehen ohne alle jene weitgesuchte Hypothesen. Wie viel Unerweißliches müßten Sie annehmen, um die Helena = Fabel auf eine Mondfinsterniß zurückzubringen! Bloss eine Reihe unerweißlicher anderer Ideen müßte Sie dahin leiten; eine Wahrscheinlichkeit läßt sich nie erreichen. Und was ist mit der Möglichkeit, wenn Sie es auch so weit brächten, gewonnen? Tiefe Weisheit von den früheren Zeitaltern erwarten wollen ist widersprechend. Wahrscheinlich gieng die Wissenschaft der Aegypter nie über die Elemente der Astronomie: aber für jene Zeit war sie so gut das Werk eines Genies als Keplers und Copernicus System für uns. Unter zehn Jahren ist an Homer schwerlich zu denken“ u. s. w.

---

An Münter (jetzigen Bischoff von Seeland).

(Ohne Datum.)

Borgias Aegyptische Sammlung wächst täglich. Ich habe ihn oft gebeten, sie in Kupfer stechen zu lassen und sie ohne Erläuterung zu publiciren. Aber

hier ist der Geschmack nun einmal so, daß man sie zugleich erläutern haben will. Hiervon habe ich mich gänzlich losgesagt. Die gewöhnlichen Sachen zu wiederholen habe ich nicht Zeit; die Sachen auf die Art zu sagen, wie ich glaube, daß sie gesagt werden müssen, dazu bin ich noch nicht gelehrt genug. Uebrigens kann ich nun keinerley Arbeit unternehmen, bis ich die Absicht des Papstes erfüllt habe. Die besondere Güte, mit welcher er mich zu dieser Arbeit aufgefordert hat, verpflichtet mich, alle meine Kräfte anzuwenden, um seinen Erwartungen zu entsprechen. Er hat Befehl gegeben, die Figuren der Obelisken zu meinem Gebrauch zu calquieren, genaue Zeichnungen davon unter meiner Direction machen zu lassen. Doch denke ich nicht meine Arbeit eigentlich eher anzufangen, als nächsten Sommer. Ich brauche noch dieses ganze Jahr um mich vorzubereiten. Gegenwärtig thue ich es damit, daß ich einen Commentar über Homer schreibe; hernach einen über Orpheus und Hesiodus. Ich glaube nicht, daß die andern, die von Obelisken und Hieroglyphen geschrieben haben, diesen Weg gegangen sind. Die Skandinavische Mythologie geht auch in mein Project. Ich wünsche daher sehr, die Sturlesonsche Edda wieder zu bekommen, die nicht in der hiesigen Bibliothek ist. Senden Sie mir sie, was sie auch kosten möchte. Aus Invernizzi's Aristophanes wird fürs erste nichts. Desto besser; denn der junge Mann hat noch zu große Begriffe von sich selbst und würde gewiß viele Thorheiten begangen haben.



An Herrn Thomas Ford Hill in London.

Rom den 13. November 1790.

Theurer Freund! Wie sehr, wie sehr muß ich Ihnen verpflichtet seyn für die höchst merkwürdigen Denkmäler, die Sie mir aus Ihrem Brittannischen Museum mittheilen, und für Ihre einsichtsvollen Bemerkungen, wodurch Sie mir die Benutzung derselben erleichtern. Warum habe ich nicht solche Freunde in andern Ländern, dieweil jetzt die Ueberreste von den Werken dieser einst von allen übrigen abgesonderten Nation durch ganz Europa zerstreut sind? Aber allzu glücklich würde ich seyn. *Αδραστεία, ἡ διὸς παῖς, εἰργασίᾳ στομάτων φθονοῦ.* Einen habe ich in England gefunden, dem Land, das nach Italien mehr als alle andern reich ist an achtungswerthen Denkmälern. Worauf ich schon so lange Jagd machte, ein Stück reiner Aegyptischer und mit Hieroglyphen versehener Bildhauerey mit gleichzeitiger Griechischer Inschrift, bietet mir Ihr letzter Brief dar! Mit all meiner natürlichen Langsamkeit, mit all dem Skepticismus, der jeden begleiten muß, welcher die Wahrheit aus Liebe zu ihr selbst sucht, habe ich mich kaum enthalten können auszurufen mit den Findern des Osiris: *εὕρηκαμεν, χαίρωμεν.* Mir dünkte das Siegel meines antiodipäischen Systems zu sehn, das die Beybehaltung der Hieroglyphen annimmt, bis zu den Zeiten des Theophilus, Justinianus, Mahomet. Sie wissen so gut, wie ich, daß Kircher und alle die ihm folgten und überhaupt der

große Haufe der Antiquare behaupten, seit der Eroberung des Ramhyses habe man aufgehört, Hieroglyphen zu gebrauchen und zu verstehen, weil alle Ueberreste, worauf man sie antrifft, über diesen Zeitpunkt hinaufreichen. Der Callustische Obelisk, noch von dem Verfasser des Ptolemaeum im zwenten Theil, für den ältesten unter allen in Rom gehalten, war das erste Denkmal mit Hieroglyphen, das mich als gräcisirendes Werk anstieß, und das dicke mit Hieroglyphen bedeckte Stück Bekleidung von Carrarischem Marmor von einer dem Obelisk sehr ähnlichen Arbeit, welches grade zu der Zeit nah bey S. Paolo fuori delle mura gefunden wurde und das Sie im Museum Borgia werden bemerkt haben, bestätigte mich in meiner Meinung. Als ich darauf anfieng diesen Punkt zu untersuchen, fand ich, daß Kirchers Behauptung schlechterdings willkührlich war, daß kein alter Schriftsteller weder Aufhebung noch Abkommen der hieroglyphischen Schrift erwähnt, seys unter Persern, Griechen oder Römern, daß im Gegentheil ihre Erzählungen über die Mysterien der Isis und das Serapeum zu Alexandrien, und überhaupt die Art, wie sich die Schriftsteller der letzten Jahrhunderte Roms über die Hieroglyphen ausdrücken, glauben läßt, daß sie niemals außer Brauch gekommen sind, außer mit der gänzlichen Vernichtung des Heidenthums. Aber um eine veraltete, obgleich der Beweise und innern Wahrscheinlichkeit entbliebne Meinung niederzuschlagen, genügten mir nicht Muthmaßungen und Schlüsse, es erforderte Denkmäler von sicherem Zeitpunkt, und dadurch beweis-

send, und deren fand ich bis jetzt keine außer dem Tempel von Rous, den wir doch so wenig kennen und gegen dessen Verhältnisse vielleicht Einwendungen erhoben werden könnten. Siehe da erscheint aus dem Brittischen Museum ein Stein voll Hieroglyphen, wo seit dem Augenblick seiner Zubereitung der Raum für die Griechische Inschrift gelassen war, die unglücklicherweise größtentheils zu Grunde gegangen, aber doch noch in ihrer Zerstörung verständlich ist. Der Sinn ist klar. — — Aber ehe ich mein Urtheil abschließe, muß ich Ihnen einige Fragen über das Denkmal vorlegen, vielleicht geringfügig und langweilig, aber für mich von höchster Wichtigkeit. (Und nun folgt eine Reihe von Zweifeln und Schwierigkeiten.)

Den 20. Nov. Am Samstag hatte ich nicht Zeit, den Bogen zu füllen. Ich füge noch etwas hinzu über den mir in Ihrem vorigen verehrten Stein. Was ich Ihnen über sein Alter geschrieben erinnere ich mich nicht mehr. Wenn ich ihn aus dem entferntesten Aegyptischen Alterthum gehalten habe, so bin ich gewiß zu weit gegangen; ich weiß zu wenig von den Schicksalen der Religion und der Künste bey diesem Volk, um eine solche Annahme zu behaupten. Habe ich aber nur geläugnet, überzeugende Beweise zu sehn, daß er von Griechischer Arbeit sey, so muß ich noch gestehn, daß es mir an dieser Einsicht fehlt. Von der andern Seite zweifle ich nicht, daß Sie an dem Denkmal selbst Zeichen Griechischer Kunst entdecken können, die man in einer Zeichnung, wie genau sie auch sey,

nicht so deutlich ausdrücken kann. Daher beruhe ich in dieser Hinsicht gänzlich auf Ihrem Urtheil und betrachte es als einen neuen Beweis für mein Lieblingssystem. So viel sey genug von diesem Stein von dessen Griechenthum Sie mich, wie ich nicht zweifle, völlig überzeugen werden, wenn ich einst das Glück werde haben können, ihn in Ihrer Gesellschaft zu London zu betrachten, was einer der ersten Gegenstände meiner Wünsche ist. Aber abgesondert von dieser Unterhaltung wird es Ihnen nicht unangenehm, noch dürfte es unnütz seyn, um wechselsweise zur Bestimmung unserer Aegyptischen Ideen beizutragen, wenn ich Ihnen über zwey bey dieser Gelegenheit berührte Punkte, die Kunst und die Thieropfer der Aegypter einige Gedanken vorlege. — —

---

Ein Brief an eben diesen Freund, im Februar 1791 geschrieben, ist vollends zu einer großen Abhandlung geworden, nemlich über den Uraus, die von den Aegyptern hochverehrte königliche Schlange, jetzt Nascer genannt, „eine der Grundmaterien für die Aegyptischen Untersuchungen“, und zwey andre Arten, Kerasles und Boa, die der Verfasser auf den Denkmälern unterscheidet. Der Schluß ist: „Dies ist ungefähr, was ich gegenwärtig darüber zu wissen glaube, aber zu viel fehlt mir noch um alle verschiedenen Stellungen und Verbindungen untersucht zu haben, worin wir die Schlangen auf den Aegyptischen Denkmälern antreffen.“ — Gelegentlich sagt er: „Es ist ein alt un-

überwindlich Schicksal, von Hekataüs von Milet bis auf Bruce und Volney, daß man in Aegypten reisen muß, ohne Kenntniß des Landes zu erlangen. Und es wird immer so seyn, bis die Europäischen Fürsten anfangen werden, an diesem Vaterland aller Kunst und alles Wissens Antheil zu nehmen oder ein Bruce hinget und groom of the bedchamber irgend eines Scheik von Akmim oder Furskout wird.“

---

An Münster den 12. März 1791.

Sollte man mich nicht als philologischen Correspondenten der Kopenhagener Universität anstellen können, daß ich von Zeit zu Zeit Abhandlungen einsendete? Ich habe deren verschiedene vorrätzig; aber ich kann keinen Gebrauch davon machen, so lange ich nicht im Stande bin die Monumente in Kupfer stechen zu lassen. Auch wage ich nicht, etwas meinen Protectoren in Kopenhagen zu dediciren, so lange meine Subsistenz von Rom abhängig ist, wo ich doch als Berheyratheter niemals Glück zu machen hoffen darf. Ich wollte meinen Orpheus dem Kronprinzen dediciren, aber ich laufe Gefahr meine hiesige Pension zu verlieren, sobald ich mich meinem Vaterland attachirt zeige. Wenn meine Landsleute mich fähig halten ihnen Ehre zu machen, so wäre es Zeit daß man daran dächte, mich in eine ruhigere und minder precäre Verfassung zu setzen.

An denselben. Den 2. April 1791.

Der Arzt verbietet mir alle ernsthafte Beschäftigung. Wie unglücklich bin ich; denn jetzt hätte ich mehr als je nöthig zu arbeiten. So viele Sachen angefangen, keine vollendet, und durch Unterbrechung verliert man den Faden der Ideen. Sehr viel bin ich der Freundschaft unsrer Landsleute Schow und Baden schuldig, welche alle Zeit, die sie ersparen konnten, angewandt haben, mir Gesellschaft zu leisten und mich zu unterstützen in meinen beyden aufeinanderfolgenden Krankheiten. Baden zeigt mir eine besondre Anhänglichkeit, wie wenig ich ihm hier auch habe nützlich seyn können.

An Herrn Thomas Ford Hill im Apr. 1791.

In Hoffnung, daß Sie weniger auf das Geschriebene, als auf das Herz des Schreibenden sehn werden, der sich langsam genug von einer schweren Krankheit erholt, habe ich mir die Freyheit genommen, die Befehle meines Tyrannen zu überschreiten, da ja die einzige Anstrengung, wenn man auf das Papier überträgt, was man traulich schwätzen würde, in der Bewegung der Feder besteht. An Collinson, von dem ich einen langen Brief voll Güte und sehr bedeutender Bemerkungen erhielt, habe ich noch nicht schreiben können, werde es auch nicht thun können, bis meine Gesundheit hergestellt ist, da sein Brief verschiedne



Fragen enthält, deren Beantwortung Untersuchungen erfordert. Ich bitte Sie, ihm so wie Hrn. Walker für ihre Gefälligkeiten zu danken; sobald es mir erlaubt seyn wird, will ich benden antworten. Ein willkommenes Geschenk konnte ich nicht erhalten, als die Reise von Bruce, die bis jetzt zu Rom nicht vorhanden war. Sie wird mir auch Stoff geben, unsern jezo Aegyptisch gewordenen Briefwechsel fortzusetzen. — Ich werde vielleicht in meinem vorigen geirrt haben, wenn ich Winckelmann als den ersten nannte, der sich mit guten Gründen dem Kircherschen System in Ansehung der Zeit der Hieroglyphen entgegesezte. Da ich mich bis jetzt hauptsächlich mit dem Lesen der Alten, der Reisebeschreiber und Sammler beschäftigte, als der Klasse von Büchern, die ich als Quellen betrachte, bin ich nicht sehr bewandert in den neuern systematisirenden Schriftstellern. In Italien herrscht ohne Zweifel Kirchers System und überhaupt bey den neuern Alterthumsforschern, auf welche ich grade gestoßen bin. Sie würden mir einen neuen Gefallen erzeigen, wenn Sie mir einen unter ihnen angäben, der den Ausspruch dieses Oedipus mit gesunden Gründen bestritte. Wenig hilft mir die Willkühr der Meinungen über die Iffische Tafel, die nach dem Belieben derer, die davon zu sprechen geruht haben, alle Jahrhunderte zwischen Csesötris und Caracalla hat durchlaufen müssen. Den Zeiten dieses legten theilte sie, wenn ich nicht irre, Jablonsky zu; aber um Gotteswillen, was wußte der gute Jablonsky von Aegyptischer Kunst? Die Pseudo-Aegyptischen Werke, die Hadrian. machen ließ, um

die von ihm in Aegypten gesehnen Gegenstände in seiner Villa vorzustellen, und die gewöhnlich mit dem Stil der Nachahmung bezeichnet werden, sind so wenig meinem System günstig, daß man sogar einen Beweis dagegen daraus hat ableiten wollen. So viele man bis jetzt kennt sind ganz frey von Hieroglyphen, woraus man folgert, daß man sie damals nicht mehr zu machen gewußt habe; denn sonst würde man auch sie nachgeahmt haben. Hierauf ist zwar unschwer zu antworten, wenn man den Gegenstand und die Natur dieser Statuen betrachtet. Wenn Sie nun irgend eine Schrift kennen, worin behauptet ist, daß auch die hieroglyphischen, zu Tivoli und Rom gefundenen Werke zu Zeiten dieses Kaisers gemacht seyen, so bitte ich Sie, mir sie anzuzeigen um ihre Gründe untersuchen zu können. Winckelman zählt in der Kunstgeschichte unter die Kennzeichen der Aegyptischen Werke der zweyten Periode, die er mit der Eroberung des Kambyfes anfängt, daß sie ohne Hieroglyphen seyen. Nach reichlicherem Ueberlegen widerspricht er sich in den Monumenti inediti und führt zum Beweis des Gegentheils zwey Statuen an, die nach den von ihm aufgestellten Regeln dem Jahrhundert der Ptolemäer angehören mußten und wovon er sagt, sie hätten auf den Säulen, woran sie stehn, Hieroglyphen. So richtig nun seine Gründe waren, so sehr irrte er in der Anführung der Denkmäler, indem jene beyden Bildsäulen gar keine Hieroglyphen haben, wie jeder sich überzeugen kann, der das Museum des Capitols besucht; und es war bloß ein Versehen dieses großen Mannes, daß er

mit den beyden Statuen, die er im Sinn hatte, zwey andre desselben Museums mit Hieroglyphen, aber ganz ohne die Eigenschaften, welche nach ihm die Griechisch-Aegyptischen Werke bezeichnen, verwechselte. Allein er trug dadurch eher bey, Kirchers Meynung zu begründen als zu widerlegen. Das ist, warum ich in meinem vorigen Brief sagte, bis izt habe keiner wirkliche Beweise vorgebracht von Hieroglyphen durch Griechische und Römische Künstler, und den Tempel von Rous und Thren Stein im Museum Britannicum als die einzigen Denkmäler betrachtete, die meinem System zur Grundlage dienen können, welches Winkelmann dunkel erkannte, ohne sich die Mühe zu nehmen, seine Wahrheit oder Ausdehnung auszumachen. Indem ich nun diese Ueberzeugung beybehalte, muß es mir sehr leid thun, daß die Gleichzeitigkeit der Inschrift auf dem gedachten Stein zweifelhaft bleibt; aber lieber Freund, die menschlichen Hoffnungen sind trügerisch, daher ich immer die Adastrea anzurufen pflege \*). Was die Stelle des Strabo betrifft, woraus sich ergebe, daß seit Rambyses die heiligen Zeichen in Aegypten nicht mehr verstanden worden seyen, erröthe ich zu gestehen, daß mir eine solche Stelle ganz unbekannt ist, weßhalb ich Sie bitte, sie mir bestimmter anzugeben. Zwey, die ich gegenwärtig habe, sind

---

\*) In dem Buch ist von dieser Inschrift darum auch kein Gebrauch gemacht; s. S. 497. 543, wo das Denkmal angeführt und S. 549 Not. 31, wo die Kircherische Meynung widerlegt ist. D. 5.

sicherlich die nicht, worauf Ihr Brief anspielt, wiewohl ich recht gut weiß, daß aus der einen manche weit mehr haben folgern wollen, als sie gesollt hätten. Ueber das kostbare Denkmal, das mir Ihre so fleißigen und genauen Beobachtungen jetzt in allem übrigen völlig aufgeklärt haben, bleibt mir nur noch eins zu fragen übrig. — Sie sehn, wie viel ich auf Ihre Nachsicht rechne, indem ich nicht fürchte, Sie durch mein Quälen abzuschrecken, mir ferner Monumente mitzutheilen. Gewiß wenn ich mit irgend einem andern zu thun hätte, würde mich diese Besorgniß zurückhalten und zufrieden seyn lassen mit dem Vergönnten; aber ich kenne Ihren Sinn hinlänglich, um überzeugt zu seyn, daß, statt Ihnen zu mißfallen, die sorgfältige Aufmerksamkeit, womit ich die Denkmäler, womit Sie mich bekannt machen, untersuche, Ihnen ein Antrieb seyn wird, Ihre Freygebigkeit fortzusetzen. Die Gevatterin grüßt sie. Vor vier Wochen hat sie mir einen gesunden und starken Knaben geschenkt, dem wir den Namen Marco Aurelio gegeben haben, der sich Ihrem Wohlwollen empfiehlt.

An den jüngern Bruder. Rom d. 20. Aug. 1791.

Erlaubte meine Gesundheit, an die Rückkehr ins Vaterland zu denken, so würde ichs darauf anlegen; denn mehr und mehr empfinde ich doch, daß ich in Rom Fremdling bin und mich unter einem Volk aufgebaut habe, zu dem ich kein Zutrauen haben kann, und mit dem ich nicht harmonire. Ich habe nun ei-

nen männlichen Erben meiner Thorheiten; denn weiter kann ich ihm nichts lassen. Ich werde nicht einmal im Stande seyn, ihm eine Erziehung zu geben, wie ich es wünschte, zumal, wenn die Anzahl meiner Kinder noch mehr anwachsen sollte, welches nur gar zu sehr zu erwarten steht. Diese Römischen Weiber sind zu nichts gut als zum Kindergebähren, und darin thun sie sich denn hervor. Nach allem darf ich über meine gegenwärtige Lage nicht murren; aber die Ungewißheit beunruhigt mich oftmals, indem mein Schicksal zu sehr von dem Leben und der Gesinnung einzelner Personen abhängt. Von meinen Studien schreibe ich nichts, weil das Euch nur ennuyiren würde. Ich selbst fühle es nur gar zu sehr, daß meine Beschäftigungen nur sehr wenige Menschen interessiren können und daß all das mühsame Forschen über Dinge, die doch auf unser eigen Wohlbefinden keinen Einfluß haben, am Ende Zeitverlust ist. Ich bin nun aber einmal drinne und muß da bleiben.

An Münster. Den 1. October 1791.

An die Kunstakademie habe ich monathlich geschrieben, und hoffe, daß man mit meinem Fleiße zufrieden seyn wird, wenn auch der Inhalt, welcher einen Gegenstand betrifft, worin ich wenig geübt bin, der dem Gelehrten gar keine und dem Kenner eben nicht die angenehmste Nahrung giebt, und in Dänischer Sprache, worin ich alle Uebung verloren habe, nicht stets Beyfall finden sollte. Daß meine ersten Berichte gut auf-

genommen worden sind, freut mich. Mit den Briefen an den Kronprinzen bin ich selbst besser zufrieden und schmeichle mir, daß sie zum Theil den Druck verdienen. Ich behalte mir daher Abschriften davon, um sie aufs neue durchzusehn und einzelne Eruditionen zuzufügen, die in den Briefen selbst für pedantisch angesehen werden möchten. Mit der Zeit hoffe ich auf diese Art ein kritisches Verzeichniß über die sämtlichen Antiken in Rom zu liefern, es ist keins vorhanden und müßte doch für alle Liebhaber des Alterthums interessant seyn. \*)

E. & H. an Zoega. Wien den 19. Nov. 1791.

Sie studiren also ißt die Hieroglyphen, vermuthlich für den mundus primitivus. Buon prò le faccia. Da ißt die Lehre von der Ewigkeit der Welt immer mehr Mode wird, so haben Sie hinauf ein weites Feld, wozu ich Ihnen von Herzen Glück wünsche. An mir werden Sie schwerlich einen Concurrenten finden; denn ich bekümmere mich wenig um das, was vor 2000 Jahren vom heutigen Datum in der Welt geschehen ist. Ich glaube Freund, Sie sind mit mir so zien-

---

\*) Auch Heyne machte in der Lobschrift auf Winkelmann dringend aufmerksam auf das hier ange deutete Bedürfnis. Neuerlich besonders auch A. W. Schlegel in den Heidelberger Jahrbüchern 1812 S. 111. Jene Abschriften haben sich nicht mehr vorgefunden. D. H.



lich einverstanden; vermuthlich will man Sie mit Gewalt zu einem Primitivisten schlagen.

An Münster. Den 15. Februar 1792.

Da ich nicht verpflichtet bin, dem Kronprinzen monatlich zu schreiben, so schicke ich alle drey Monathe ein langes Schreiben, worauf ich mich im voraus bereite, so daß jedes als eine kurze Dissertation angesehen werden kann, welche von dem Fortgang meiner Studien zeugt. Dagegen schreibe ich monatliche kurze Briefe an den Erbprinzen. Es ist mir lieb, wenn meine Briefe combinirt werden, da die einen nur currente Nachrichten von gelehrten und Kunstfachen enthalten, und die anderen sich auf eine gelehrtere Art über interessante antiquarische Gegenstände verbreiten. Mein Schreiben an den Kronprinzen vom 24. December war von 16 Quartseiten, und studirt und enthielt Verschiedenes, mit welchem ich selbst ziemlich zufrieden war. — Ich stimme auf keine Art überein mit dem Inhalt des Systema Brahmanicum ex Monumentis Musei Borgiani autore Paulino a S. Barthol. Lychsens Abhandlung über die Buchstabenschrift der Aegyptier, macht dem Verfasser in meinen Gedanken viele Ehre, wiewohl ich von den meisten Dingen, die er behauptet, das Gegentheil vertheidige.

An Ulrike Zoega. Den 13. April 1792.

Liebe theure Schwester. Wie werth mir jedesmal Deine Briefe sind weißt Du schon, ohne daß ich Dir

zu wiederholen brauche. Ich wünschte, daß Du oft schriebest ohne darum Antwort von mir abzuwarten. Mir bleibt für mich und meine Freunde so wenig Zeit übrig, daß ich fast allen Briefwechsel, der nicht dringende Geschäfte betrifft, habe abbrechen müssen. Viele Arbeit, wenig Lohn und wenige Gesundheit machen, daß ich zugleich wenig Laune und Heiterkeit habe, verleiden mir selbst den Genuß der häuslichen Freuden, die mich einige Zeit für meine übrige Fatalitäten schadlos gehalten. Ihr seyd alle glücklicher als ich und verdient es zu seyn. Mit Unruhe erwartete ich seit langer Zeit Nachricht von Hause und herzlich hat michs erfreut zu erfahren, daß Ihr alle wohl auf und heiteren Sinnes seyd. Wie viel gäbe ich darum, Euch wiederzusehn! Doch daran ist in dieser Welt wohl kaum zu denken. Meine häuslichen Umstände binden mich an Rom, selbst eine Abwesenheit von wenig Tagen beunruhigt mich, und mit der ganzen Familie eine Reise zu unternehmen, das geht nun nicht an. Ich habe gegenwärtig drey Kinder, einen Sohn von dreizehn Monathen, und zwey Töchter, nemlich Laura die Erstgebörne und die kleine Isidora. In den Weihnachtstagen habe ich Emilia, die liebste von meinen Töchtern in einem Alter von sechs Jahren verloren. Sie war nur vier Tage bettlägerig, und eine Stunde, ehe sie starb, hatte der Arzt mich versichert, daß sie ausser Gefahr wäre. Nun Ruhe sey mit ihrer Asche, sie ist gewiß glücklicher als ich. Der mir übrige Sohn heißt Marc Aurelio und ist ein rüstiger Knabe. Kann ichs dahin bringen, so soll er Landmann werden. Einst

mag er jedes andere Geschäft treiben; nur Gelehrter soll er nicht seyn. Ein Landmann muß im Kleinen anfangen um sicher zu gehen. Wie viel lieber wäre ich auf Serungaard bey Euch Lieben als in dem großen glänzenden Rom unter allen den mächtigen Herren! Doch vielleicht, wenn ich da wäre würde ich auch unzufrieden seyn, hinaus wollen in die große Welt, um mich herum zu tummeln. Doch glaube ich nun, diese hinreichend gekostet zu haben, zu wissen was sie ist, und überzeugt zu seyn, daß sie für mich nichts ist. Nun was hilft all das? Ich wünsche, daß Frieden und Einigkeit beständig unter Euch herrschen mögen.

An den Bruder. Den 14. April 1792.

Lieber Bruder, herzlich haben mich die guten Nachrichten von Euch erfreut, so wenig mein Herz auch zeitlicher zur Freude aufgelegt ist. Was ich von hier erzählen könnte, interessirt keinen von Euch. Auch meine Beschäftigungen nicht, die beynah aufgehört haben, mich selbst zu interessiren. All das Antiquariatswesen ist ohne Zweck und Ziel, und all unser mühseliges Bestreben hat am Ende nur unnützes Spielwerk zum Gegenstande. Ich gedachte einmal das ganze Ding aus dem Grunde zu erforschen und in seinem Zusammenhange der Welt vorzulegen, um das Wenige, was reelles daran ist, abzusondern von dem Schwall von Geschwätz und Betrug, in welchen es eingehüllt ist: allein die mancherley Aufträge, die ich übernehmen muß, um zu subsistiren, benehmen mir allmählig die

Hoffnung, meinen Plan auszuführen, und am Ende werde ich dahin gebracht seyn, es zu machen wie andre, mich um den Beyfall andrer zu bestreben und meiner eignen Befriedigung zu entsagen. Daß ich an die Akademie d. R. zu R. monatliche Berichte von Kunst- sachen und Alterthümern einzusenden habe, ist Dir schon bekannt: eine Sache, die an sich unbedeutend ist, aber mir viel Laufen und Zeitverlust veranlaßt. Diesen Sommer habe ich auf päpstlichen Befehl ein Buch zu schreiben über die Obelisken, einen Band in Folio mit Kupfern 2c. Das schlägt nun in mein Lieblings- fach hinein, allein um die Materie nach meiner Weise zu behandeln, müßte ich das ganze Aegyptische Alter- thum zusammenfassen, und da bekäme es kein Ende. Nun es mir aber vorgeschrieben ist, diesen Gegenstand isolirt zu erläutern und mein Buch bald fertig zu ma- chen, werde ich suchen, es so gut zu machen als mög- lich, verspreche mir aber selbst nicht viel davon. Wenn mir Gott Gesundheit giebt, hoffe ich, daß das Buch zu Anfang künftigen Jahrs erscheinen soll; denn ich möchte sobald möglich dem Verlangen Sr. Heiligkeit, bey dem ich vor kurzem eine sehr gnädige Audienz ge- habt habe, ein Genüge thun. — — Was ist alles wenns darauf ankommt sich Ruhe und Zufriedenheit zu verschaffen? Wollte Gott, daß ich in der Verfassung wäre, die Segel einziehen zu können und im Stillen hinzuleben!

An Münster. Den 28. April 1792.

Vor einigen Wochen war ich mit einem Englischen Mineralogen in Velletri, um die Steine, woraus die Aegyptischen Monumente gemacht sind, zu bestimmen und zu benennen. Aber es geht hier wie mit allem andern, wenn man zu viel raffinirt. Es würde Sie unterhalten, den Katalog mit Dolomieu's Petrinis, Thomsons Anmerkungen zu sehen; jeder ist gegen den andern. Ich lerne vieles von diesen Leuten; aber am Ende muß ich zurückkehren zu den alten antiquarischen und scarpellinischen Namen und das Auge urtheilen lassen. Im Junius denke ich den Druck meines Werks *de usu et orig. obel. anzufangen*. Es wird nun keine Hieroglyphenerklärung enthalten, worin ich eben so wenig glücklich seyn würde, als die übrigen; aber um dem ohngeachtet einen Folioband zu schreiben, der einigen Nutzen haben könnte, habe ich meinen Plan so angelegt, daß ich alles sammle, was von dem Ursprung, dem Gebrauch und dem Schicksal der Obelisken gesagt worden ist. So viel möglich ist werde ich alles sammeln, alle Nachrichten, alle Meynungen, so daß andern künftig erspart wird ein Menge Bücher zu consultiren. Ich muß zu dem Ende viele Schriftsteller durchblättern, die mich herzlich einmehren, und die, da sie hin und her in den Bibliotheken gesucht werden müssen, viele Zeit wegnehmen. Was ich selbst über die Materie zu sagen hätte, würde nur wenige Blätter anfüllen. —

An denselben. Den 3. July 1792.

Ich bin ißt mehr als jemals beschäftigt und meine Gesundheit ist zugleich sehr schwach. Bücher zu componiren bey der entsetzlichen Hitze, die wir dieses Jahr haben und herumzulaufen und zu untersuchen die Obelisken von St. Pietro bis Porta del Popolo, von Porta del Popolo bis St. Giovanni, ist fähig einen umzubringen. Ich erwartete nicht, daß dieses Werk mir so viele Arbeit verursachen würde; aber die Unübereinstimmung, die in allen Büchern herrscht, sogar in Hinsicht der materiellsten Dinge, zwingt mich, alles von neuem zu untersuchen. So verliere ich oft ganze Wochen mit Sachen, die es nicht verdienen, gewußt zu werden, die aber doch, um genau zu seyn, erwähnt und bestimmt werden müssen, wenn auch nicht aus andrer Ursache, so doch um vorzubeugen, daß man nicht aus meiner Nachlässigkeit in denselben auf ähnliche in andern mehr interessanten schließe. Ich präparire die zweyte Section, die mit der ersten das Beste des Buchs seyn und zur Grundlage desjenigen dienen wird, was ich selbst oder andre in Zukunft über diesen Gegenstand raisonniren könnten; und daher suche ich sie mit der äußersten Genauigkeit zu behandeln, ungeachtet ich bey dieser trocknen und größtentheils undankbaren Bemühung an Seele und Körper leide. Die folgenden Sectionen werden für mich und die Leser amüsanter seyn und es kommt auch weniger darauf an, ob ich in denselben einen oder den andern



Fehlgriff begehe. Ich werde gezwungen seyn, die herrschende Meinung zu bestreiten, daß die Obelisken zu astronomischen Observationen in Aegypten gedient haben, wie sogar auch Heyne und Gatterer behaupten sollen. Ich möchte ihre Gründe wissen; denn was Stuart, Goguet, Bruce, und andre, deren Bücher ich gelesen habe, davon sagen ist zu schwach, daß solche Männer ihnen folgen sollten. Plinius spricht im Gegentheil davon als von einer Erfindung in Zeiten Augusts. Die Systeme Mercatis und Kirchers haben wenigstens einigen anscheinenden Grund in den Alten, ohne darum richtig zu seyn. Ich kenne keinen Obelisk jenseits der Alpen, ein Fragment in England ausgenommen.

Echhel an Zoega. Den 8. August 1792.

Beste Freund! Sie schreiben also ein Werk über die Obelisken. Der Gegenstand ist mir überaus willkommen, und noch mehr, daß Sie Sich nebenbey alle Erklärungen der Hieroglyphen verbeten haben. Mit Vergnügen bemerke ich bey dieser Ihrer Capitulation, daß Sie, verdienstvoller Mann, von Ihrer vorigen Lieblingsidee, Berge eben zu machen, zurückgekommen sind. Audax Japeti genus — — post ignem aetherea domo subductum macies et nova febrium terris incubuit cohors. — Ich eile Ihre Fragen pünktlich zu beantworten.

An Münster. Den 14. Nov. 1792.

Ramus assistirt mich, als Aristarch und Corrector, Benfatti sieht auch durch, ich selbst corrigire jeden Bogen dreyimal, und doch schleichen sich Druckfehler ein. Es ist eine Fatalität, daß es hier keine Correctoren von Profession giebt; wir andern sind gewohnt auf den Sinn zu achten, nicht auf den Buchstaben und die mechanische Correctur ist für mich ein großer Zeitverlust. Zugleich muß ich für die Zukunft componiren, hin und her Notizen suchen, und bekomme oft solche, die mich verpflichten zu ändern, was ich schon zum Druck fertig hatte. Zum Glück bin ich gesund. Gegen Ende Septembers war ich eine Zeit lang ganz untauglich, aber meine Wanderungen nach Gabi, Palestrina und Tivoli haben mir neue Kräfte gegeben. Ramus und der Maler Cabott haben mir Gesellschaft geleistet. Wir haben eine Parthie neuer Bemerkungen gemacht, ich habe aber noch keine Gelegenheit, sie ins Reine zu bringen. Es ist auch für meine Privatabsichten zuträglich, daß mein Buch sobald möglich fertig werde.

An denselben. Rom den 8. Dec. 1792.

Entschuldigen Sie mich, daß ich noch nicht meine gewöhnlichen Berichte von Kunst und Gelehrtenfachen eingesandt habe. Es bleibt mir von meinem Werk kein Augenblick übrig; man wird selbst einsehen, daß

ich mich nicht zögernd zeigen darf. Auch sind die Zeitumstände für Künste und Wissenschaften so wenig günstig, daß es mir gänzlich an Materie zu jenen Berichten fehlt. Ich finde zwey Bücher über die Obeliskten angeführt, die ich hier nicht haben kann. Ich hätte gern alles vereinigt, was man als Quelle unserer Erkenntniß von dem Gegenstand betrachten kann; aber *ultra posse nemo obligatur*.

An denselben. Den 23. Juny 1793.

Mein Buch über die Obeliskten macht mich zu aller andern Thätigkeit unfähig, und mein häuslicher Kummer macht, daß es auch damit langsam geht. Seit ich zuletzt schrieb, wo ich krank war, hab ich beständig Kranke gehabt, und meine Verfassung ist so, daß alle Bürde auf mich fällt. Sie werden sich vorstellen, wie man auf solche Weise Bücher schreiben kann. Ich hoffe von der Güte der Prinzen, daß sie während meiner jetzigen Arbeit Nachsicht mit mir haben werden, da es mir nicht möglich ist meiner Schuldigkeit nach meinem Wunsch nachzukommen. Nächste Woche schreibe ich an die Akademie. Wenn mein Werk fertig ist, werde ich meinen Briefwechsel verdoppeln und streben, das Versäumte einzuholen. Es ist so viel dazu erforderlich, einen Folioband zu füllen, und ich möchte doch kein Geschwätz liefern, so wenig ich auch wünsche, daß man von meinem Buche große Erwartungen habe, da ich auf keine Art in die Erklärung der Hieroglyphen eingehn will, und die Obeliskten an sich ein ma-

geres Subjet sind. Die Zeichnung der Obeliskten nimmt mir auch viele Zeit; denn ohne meine Assistentz ist es nicht möglich, Eine Hieroglyphe richtig gezeichnet zu erhalten. So muß ich an der Seite des Künstlers stehn und fast jeden seiner Züge dirigiren. Es ist mir höchst angelegen, daß die Monumente gegeben werden, wie sie sind, und ich lasse einem jeden Freyheit, sie auf seine Art zu erklären, im Gegensatz von dem, was unsre Antiquarier zu thun pflegen, die gewöhnlich Dissertationen über Kupferstiche schreiben, ohne sich um die Beschaffenheit der Monumente zu bekümmern. Es ist besonders in Hinsicht auf Aegyptische Alterthümer unglaublich, wie unrichtig sie bisher abgezeichnet worden sind. Ich werde mich für glücklich halten, wenn die drey Obeliskten meines Buchs zum Beyspiel dienen, wie solche Sachen dargestellt werden müssen, und andre ermuntern, andre Aegyptische Monumente mit gleicher Genauigkeit nachgebildet zu liefern. Hirt, der ein braver Mann ist und mein Freund, ist nach Deutschland, kommt aber den Winter zurück. Er hat den rechten Weg, sein Glück zu machen, zu wählen gewußt. Hätte ich mich von Anfang darauf gelegt den Cicerone zu machen, so befände ich mich nun auch in einer bessern Verfassung. Am Ende werde ich doch wohl dazu gezwungen seyn.

An denselben. Den 5. October 1793.

Endlich fange ich wieder an mich zu sammeln. Weil wir im October sind, so ist der Druck meines

Buch aufs neue suspendirt, und mein häuslicher Kummer hat ein Ende genommen mit dem Tode meines Sohns, dessen unbegreifliche und ekelhafte Krankheit mein Leben im höchsten Grade unangenehm gemacht. Die Schwangerschaft meiner Frau ließ den größten Theil der Last auf mich fallen. Nun fürchte ich für sie aufs Neue, da sie untröstlich ist, und muß einen großen Theil meiner Zeit aufopfern, um ihr Zerstreuungen zu verschaffen, die ich auch selbst bedarf. Im November fasse ich mein Buch wieder mit Eifer an. Mich verlangt herzlich ein Ende dieser Seccatur zu haben, da ich voraus sehe, daß es mir gleich viel helfen wird, ob das Werk etwas taugt oder nicht. Wer kann in diesen Zeiten sich für Aegyptische Alterthümer interessieren? Mich verlangt sehr nach der Kolonie von Dänen, die hier erwartet werden. Von — habe ich nichts gehört; aber er ist vermuthlich in einer zu glänzenden Lage, um sich an uns andre umili pedanti zu erinnern.

An denselben. Den 15. Februar 1794.

Ich bin ein Sklave geworden, seitdem der Druck angefangen hat und habe keine vergnügte Stunde mehr. Auch hat mein Schicksal gewollt, daß ich in dieser Zeit, wo ich just Sinnesruhe brauchte, mit mehr Kummer und Unruhe, als jemals, habe müssen heimgesucht werden. Noch ist meine Frau kränklich. Für mich ist der Zuwachs der Familie keine Freude; es wird mir ohnedem sauer genug, mich in den gegenwärtigen Zei-

ten durchzuschlagen und ich habe keine große Hoffnung aufs Bessere. Unerwartet bin ich dazu gekommen, über die Mynien zu schreiben, von welchen ich nur ein paar Worte zu sagen gesonnen war; auf gleiche Weise muß ich mich über verschiedene Materien verbreiten, die ich nur obenhin berührt haben wollte, damit diejenigen befriedigt werden, welche wünschen, daß ich ein dickes Buch schreibe. Die Obelisten selbst geben gar zu wenig Stoff.

An denselben. Den 28. Juny 1794.

— Um die Zeichnung dieser Mynie muß ich Sie bitten. Es ist mir unangenehm andern beschwerlich zu fallen, aber ich brauche die Hülfe aller und kann niemandes Güte vergelten. Seit ich mit diesem Buche beschäftigt bin, bin ich mehr egoistisch und isolirt geworden als jemals, besonders nun da ich mich auf verschiedene weitläufige Materien eingelassen habe, die ich im Anfang nur zu berühren gedachte. Möge Ihre Familie Ihnen selten Bekümmerniß verursachen! . Denn daß es niemals geschehen sollte, ist mehr als man wünschen muß.

An denselben. Den 1. December 1794.

Ich habe mich über einen Monath ausserhalb Roms aufgehalten und komme nun zurück von Ariccia, meinem gewöhnlichen Landaufenthalte. Der Gesundheitszustand meiner Frau hat mich diesmal verpflichtet,



meine Arbeiten zu unterbrechen. Ich habe einen Theil dieser villeggiatura auf den Besuch der in der Nähe liegenden Orte verwandt, habe einige Tage in Belletri zugebracht und die Ruinen von Cora zum erstenmal gesehen. Mehr als die Ruinen hat die romantische Lage dieser alten Stadt mich vergnügt. — Ich bin nun daran von den Hieroglyphen zu handeln, aber nur um im Allgemeinen über ihre Natur und Mechanismus zu räsonniren, worin ich alle Genauigkeit zu bringen suche. In der Geschichte der Obelisken denke ich mich kurz zu fassen, weil ich schon fürchte, daß das Buch zu dick werde.

An denselben. Rom den 7. December 1794.

Ich bin fast mit nichts beschäftigt, als mit der Krankheit meiner Frau. Wie nun diese Römischen Frauenzimmer ärger sind als kleine Kinder, und meine Frau, ungeachtet sie sich zu einem Skelett reducirt und ihr Leben in äußerster Gefahr sieht, nicht bewogen werden kann, sich selbst zu helfen, und der Vorschrift des Arztes zu folgen, wenn ich ihr nicht beständig zur Seite bin, so ist fast alle meine Zeit und Ruhe verloren. Meine Studien liegen ganz; kaum werde ich damit fertig, den vorrätthigen Druck zu corrigiren, und darauf wird das Buch einige Zeit stocken. Meine Oekonomie ist in der größten Unordnung. Meine Gesundheit ist bisher gut, ungeachtet ich einen nächtlichen Schlaf nach dem andern verliere.

An denselben. Rom den 11. Februar 1795.

Ich bin Convalescent von einer Krankheit, die mich an dem Tage überfiel, da ich Ihnen lezthin meine Gesundheit rühmte und mich einen Monath zu Bett gehalten hat. Doch habe ich nun wieder die Arbeit angefangen und schreite langsam mit meinen Obelisksen fort. Wann werde ichs einmal so weit bringen, meine Zeit auf meine Studien verwenden zu können, ohne täglich mit häuslichen Bekümmernissen geplagt zu werden, welche in der engen und precären Lage, worin ich mich befinde, mir Ruhe und Activität rauben. — Meine Lieblingswünsche sind, entweder in Kiel angestellt, oder hier königlich Dänischer Antiquar zu werden, wobey ich Gelegenheit erhalten könnte, eine Reise nach Dänemark zu machen. Mich verlangt immer mehr, dieses Land wieder zu sehn. Man hat mir versprochen meine Wünsche in Anregung zu bringen.

An denselben. Den 15. July 1795.

Meine Gesundheit ist jämmerlich. Seit meiner Winterkrankheit habe ich ein paarmal geglaubt, hergestellt zu seyn, habe wieder angefangen zu arbeiten wie zuvor, bin aber durch zunehmende Schwachheit gezwungen worden, alles bey Seite zu legen. Rheumatismus und Nervenschwäche arbeiten vereint daran, meinen Körper zu zerstören, und ich fürchte sehr eine Auszehrung, da ich immer magerer und meine Brust

immer schwächer wird. Nun bin ich seit fünf Tagen frey von Fieber. Ich muß vieles von Domeyers Einsichten hoffen, der meine Frau vollkommen hergestellt hat. Bey ihr kam auch die Jugend, eine von Natur starke Constitution und ein sorgenfreyer Sinn zu Hülfe; bey mir ist alles im Gegensatz. Hätte ich einmal mein Buch geendigt, so wäre in allen Rücksichten viel gewonnen. Nun schwächt es mich wenn ich arbeite und kränkt mich, wenn ich nicht kann. Nun sehe ich meine Thorheit ein, daß ich mich habe tentiren lassen, meinen ersten Plan, zufolge dessen das Werk schon lange geendigt gewesen wäre, zu verlassen. Da ich einmal angefangen habe, es zu erweitern, weitläufig raisonnirt habe über verschiedene Gegenstände, die ich hätte vermeiden können, so muß ich fortfahren und kann nicht umhin, verschiedene andre, mit der Hauptsache näher verbundene, abzuhandeln. Wenn das Wetter anfängt, sich abzukühlen, muß ich nothwendig Luft verändern. Wenn es thunlich ist, gehe ich im September nach Neapel; denn das einzige Mittel, meine Gesundheit zurück zu bekommen und aufs neue eine andauernde Arbeit aushalten zu können, ist, mich für einige Zeit aus meiner gegenwärtigen Verfassung zu reißen. Ich hätte es im Frühling thun sollen, und hätte alsdann ohne Zweifel Zeit gewonnen, statt sie zu verlieren. Aber all mein Bestreben war damals, mein Buch zu endigen zum Ende dieses Jahrs. Nun muß es gehen wie es kann. In meinem Zustand hängt vieles von der Aufmunterung meines Gemüths ab. —

*Ου μὲν γὰρ τι πού ἐστιν οὐχούποτερον ἀνδρὸς.*

An denselben. Den 21. October 1795.

Da nun die Arbeit abnimmt, werden die Räsonnements raffinirt in den Künsten. Hr. Fernow hält Vorlesungen über Aesthetik nach Kants Grundsätzen und hat fast die ganze Deutsche Landsmannschaft zu Zuhörern. Ich habe mir auch einfallen lassen mich einzufinden; bin es aber bereits herzlich überdrüssig, ungeachtet wir noch bey den Präliminarien stehn. Lange halte ich das nicht aus; alle diese bekannten einfachen Sachen in neue und mühsame Kunstwörter travestirt zu hören. Wir lassen auch die Allgem. Litt. Zeitung, den Mercur, die Horen kommen. Aber sagen Sie mir, wird Deutschland kindisch, daß man sich so sehr freut über dergleichen Kleinigkeiten?

An denselben. Den 21. Dec. 1795.

Noch immer Schmerzen in der Seite. Ich kann noch nicht arbeiten wie zuvor. Ich schreite langsam mit meinen Obeliskn fort, und bin an Hermes Trismegistus. Ein Thema zieht das andre herbey, noch sehe ich kein Ende ab. Im Sommer ist nichts geschehen, es fehlte mir an Gesundheit; nun verhindert mich die Bitterung, in die Bibliotheken zu gehn, da ich nicht wie zuvor wage, mich dem Regen und der Kälte auszusetzen. Ungeachtet meines langen Aufenthalts hieselbst, habe ich diesen Winter das erste Kaminfeuer in meinem Hause.

An denselben. Den 3. März 1796.

Durch die Krankheit des jüngsten Sohnes entsteht mir wieder viel Zeitverlust. Ihre Schwester sehe ich täglich und wünsche, daß sie recht lang bleiben und ich noch viele Stunden in ihrer Gesellschaft, die vielen Dinge vergessen möge, die mein Leben verbittern.

An Engelbreth, jetzigen Propst zu Lyders-  
løv bey Ringstedt. Rom d. 18. May 1796.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie angenehm mir Ihr letzter Brief war, wie vielen Theil ich an Ihrer Glückseligkeit nehme, und wie viele Dankbarkeit ich Ihnen für Ihre viele Freundschaft habe. Möchte ich diese in der Nähe genießen können! Ich habe dazu noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, ungeachtet ich anfangs, alt zu werden und meine Erwartungen in allen Rücksichten zusammenschrumpfen. Mein zwischen Krankheiten, häuslichem Kummer und undankbaren Arbeiten getheiltes Leben, fängt an, alle guten Gefühle in mir zu unterdrücken, und sollte ich noch lange in der gegenwärtigen Verfassung bleiben, so würde ich am Ende das, was ich zu seyn am meisten scheue. Aber ich will Ihre gute Laune nicht mit meiner bösen verderben, *τελευτά φιλη σουχη!* Und so läßt man sich einen Tag nach dem andern herumwerfen, bis das wellenbrausende Element uns mit all den andern verschlingt. Vorigen Winter war ich wiederum fränklich und un-

tauglich. Nun ist meine Gesundheit erträglich und mein Haus fast seit zwey Monathen von Krankheiten frey; also wird nun Tag und Nacht an meinem dicken Buch gearbeitet, und ich habe nun so viel compilirt, daß ich es vor dem Ausgang des Jahrs, 700 Seiten stark, zu publiciren hoffe. Ich sehe das Buch für mein Kenotaphium an und hoffe denn auch, daß man davon nichts als die Aufschrift lesen wird. — Wir haben dieß Frühjahr eine beträchtliche Anzahl Dänen hier gehabt; aber die Umstände haben mir nicht erlaubt viel mit ihnen umzugehn; einige habe ich nicht einmal gesehn. Wiewohl losgerissen von meinem Vaterland, nähre ich eifrige Wünsche für dessen Wohl.

An Münter. Den 20. May 1796.

Mich verlangt immer mehr nach einer nähern Verbindung mit meinem Vaterlande. Ich habe geglaubt, daß sie Statt haben könnte, ohne Italien zu verlassen, wenn die Regierung mich hätte begünstigen wollen. Aber da ich nicht in der Zahl der Glücksgünstlinge bin, so muß eine jede Art, auf welche ich aus der unsicheren und precären Verfassung, worin ich mich nun so viele Jahre befinde, heraustreten, und ehe ich gar zu alt werde eine sichere und dauerhafte Subsistenz erhalten kann, mir willkommen seyn. Ich fühle auch zuweilen eine unmittelbare Sehnsucht mit meinem Vaterland, besonders wenn meine Gesundheit schwach ist, wo alsdann das Bedürfniß eines offetherzigen und ungenirten Umgangs mehr lebendig wird. Hier bin ich



isoliert, wenn ich ausnehme, daß ich von Zeit zu Zeit, mit einem oder dem andern Fremden Bekanntschaft mache, der denn gewöhnlich, wenn wir angefangen haben, Freunde zu werden, die Stadt verläßt. Mit den Menschen des Landes ist unmöglich, daß wir andern Nordländer harmoniren können, besonders wie die Sachen igt stehen: ihre Feinheit und Zweideutigkeit schließt öfters sogar alle wahre Freundschaft unter ihnen selbst aus. Wohl sehe ich ein, daß ich von andern Seiten viel verlieren werde, wenn ich Rom verlasse; daß ich an keinem andern Ort im Stande seyn werde meine litterarischen Plane, deren Vorbereitung mir so viele Zeit und Arbeit gekostet hat, auszuführen. Aber ich sehe zugleich ein, daß ich in der Verfassung, worin ich bin, sie niemals erreichen werde, und daß sie am Ende nicht von der Wichtigkeit sind, daß ihnen ein vernünftiger Mann seine und seiner Familie Wohlfahrt aufopfern darf. Meine hiesigen Umstände, anstatt sich zu bessern, werden täglich schlechter, mein Alter nimmt zu, und keine Aussicht eröffnet sich mir, und sollte der Tod mich hinreißen, so würde meine Frau mit drey Kindern sich in einer Situation befinden, vor der mir graut. Sie sehen also leichtlich, daß ein jeder erträglicher Platz in Dänemark, wo ich unter Verwandten und Freunden der Zukunft mit minderer Beängstigung entgegensehen könnte, für mich anzunehmen ist. Daß ich Kopenhagens Klima fürchte, daß ich lieber in Kiel zu leben wünschte, welcher Ort auch in anderer Rücksicht passender für mich scheint, können Sie auch begreifen; aber die Umstände erlau-

ben mir nicht, auf solche Dinge zu achten. Wenn ich nur erst einmal zurück wäre, so fände wohl der Rest sich von selbst. Was ich schon in meinem Fache gesammelt und bearbeitet habe, ungeachtet es für meine Pläne nicht hinreichend ist, wird doch stets genug seyn Aufmerksamkeit zu erregen in den nördlichen Ländern, wo es so ungleich leichter ist, über solche Materien zu schreiben, und wo ein Gelehrter so viele Wege sich zu zeigen hat, die hier gänzlich abgeschnitten sind. Ein ausführliches Werk über die Basreliefs, welches ein genaues und kritisches Verzeichniß alles dessen, was von dieser Klasse in Rom existirt, enthalten sollte, worauf ich viele Zeit und Mühe verwandt und minutamente mit Hülfe von Teleskopen alle diese unbequem placirten Monumente untersucht hatte, um sie im Detail zu kennen und anzugeben, was an jedem antik oder modern ist, und die gelehrte Welt von dem, was wir eigentlich besitzen oder nicht, zu unterrichten, mußte ich unvollendet bey Seite legen, da ich mich gezwungen sah von den Obelisken zu schreiben. Dieß wäre nach erster Abrede ein mittelmäßiges Volumen geworden, etwa wie Bandinis, hernach aber ward ich genöthigt, ein dickes Buch daraus zu machen. Krankheiten und häuslicher Kummer haben mich seit dem Anfang der Arbeit beständig verfolgt, und der Verdruß, mich in einer Arbeit, die ich bald aus den Händen zu legen wünschte, aufgehalten zu sehen, hat zugleich beygetragen, meine Gesundheit zu zerstören. In der Section de origine obeliscorum habe ich gesucht verschiedene Materien mit Erudition und Vollständigkeit abzu-

handeln. In der Section de historia obel. muß ich entweder die ganze verworrene Historia und Chronologie Aegyptens vortragen und mich auf endlose Quästionen einlassen, oder kürzlich die Ungewißheit von dem allen darstellen, was die ältere Geschichte der Obelisken betrifft, und letzteres habe ich gewählt. Ihr späteres Schicksal interessirt so wenig, daß ich darin nur nachschreiben werde, was sich in meinen Vorgängern findet, hinzufügend, was in diesen letztern Zeiten geschehen ist. Vieles in meinem Buche, würde auf eine andere Art, als es geschieht, gesagt worden seyn, wenn ich unabhängig gewesen wäre, und gleichfalls, wenn die Arbeit nicht so oft unterbrochen worden wäre. Aber wie es ist, glaube ich, daß es als ein erster Band einer ausführlichen und kritischen Behandlung der Aegyptischen Antiquität in Verbindung mit den angrenzenden Nationen angesehen werden kann.

An den Bruder. Den 21. May 1796.

Ich möchte mein Buch fertig haben; denn bis dahin bin ich zu nichts andern gut. Du wirst Dich doch hoffentlich freuen, einen Bruder zu haben, der so dicke Folianten ausheckt. Ich bins freylich herzlich müde, und wollte, daß es keine Folianten auf Erden gäbe. Meine Frau ist so blühend als jemals. Manchmal möchte ich wiederum bey Euch seyn. Denn ausser einem gewissen natürlichen Heimweh, das sich von Zeit zu Zeit einfindet, sind auch andere Ursachen, die mich des schönen Italiens müde machen. Um auswärtige

Sachen bekümmere ich mich wenig, und finde immer mehr meine Rechnung dabei, es nicht zu thun. Gelehrte Neuigkeiten könnte ich Dir eine oder die andere mittheilen; aber die möchten Dir schwerlich schmecken, wie ich auch selbst anfangs, den Geschmack daran zu verlieren. Daß einer etwa ein Tausend alte Inschriften erklärt hat, aus denen sich nichts brauchbares lernt; daß ein anderer eine Reihe Figuren aus einem alten Grabmale herausgegeben, von denen sich eigentlich nicht sagen läßt, was sie vorstellen, ist nun an sich ganz gut und unschuldig und so fern es Menschen in Thätigkeit setzt und Geld in Umlauf bringt, ganz lobenswürdig. Doch lobenswürdiger ist es, den Acker zu bestellen und Korn in die Scheune zu sammeln. Wollte Gott, daß ich dazu taugte Dein Hausknecht zu seyn. Du solltest mich mit Frau und Kindern ankommen sehn; und dem Schattenkolosß von Gelehrsamkeit, der mir nachlaufen möchte, wollte ich einen Stein an den Hals hängen und ihn ertränken, in der Elbe oder Eyder oder irgend einem von unsern Meerbusen. Nun erzähle mir bald etwas von Dir und den Deinen und melde mir ausführlich, was Ulrike macht, meine älteste liebste unter meinen Geschwistern die unglückliche fröhliche Ulrike. Thränen stehen mir in den Augen, indem ich an sie denke. Nur einen Augenblick unter Euch andern zu seyn, nur nie mich von Euch getrennt zu haben. Doch wer kennt seine eignen Wünsche, oder ist der Mensch bestimmt Wünsche zu haben? Lebe wohl, lieber Bruder.

An den jetzigen Etatsrath Nissen,  
(damals in Wien.) Rom den 1. Oct. 1796.

Mein lieber Vetter! Ich habe in drey Jahren mehrere verbindliche Briefe von Ihnen erhalten, worauf ich nicht geantwortet habe, weil sie nur Empfehlungen von reisenden Landsleuten enthielten, denen ich, seyn Sie überzeugt, immer den Aufenthalt so angenehm als nützlich zu machen suchen werde. Fahren Sie fort, mir andre zuzurweisen, zumal mir jetzt, da ich mein Werk über die Obelisken geendigt habe, mehr Zeit als ehemals für meine Freunde übrig bleibt. Mein Buch ist schon ganz gedruckt und wird sobald erscheinen als die Kupferstiche geendigt sind, ich hoffe, gegen Ende des Jahrs. Die letzten vierzehn Tage habe ich in der Gesellschaft von Zuel und Knuth und dessen liebenswürdiger Gattin zugebracht, für deren Bekanntschaft ich Ihnen wahrhaft verpflichtet bin. Gestern morgen sind sie zusammen weggereist und ich habe sehr bedauert, nicht mit ihnen gehn zu können, um mein Vaterland wiederzusehn, wonach ich mich täglich mehr sehne, und wo ich mir schmeicheln würde glücklicher als in irgend einem andern Theile der Welt zu seyn, wenigstens mehr Leute da zu finden, mit denen man ohne Zwang und Rückhalt verkehren kann, was mir, nachdem die Jugend vorbey und die glühenden Leidenschaften gestillt sind, den wesentlichsten Theil unseres Glückes auszumachen scheint. Ich habe die Menschen kennen gelernt, und was mehr ist, mich selbst. Mein

Ehrgeiz beschränkt sich auf ein ruhiges Leben, wo ich ohne Glanz zu der Unterweisung meiner Nebenmenschen beitragen und zugleich fortfahren könnte, meine eignen Einsichten zu vermehren, ohne durch die Aussicht der Zukunft in Betreff meiner Familie geplagt zu seyn. Und nur im Vaterlande kann ich hoffen jemals eine solche Lage zu erhalten. Aber wozu all das? Sie sind, wie ich von unsern Landsleuten höre, mit Ihrer Lage und mit Wien zufrieden. Das freut mich unendlich, und wenn ich so lang gezögert habe, es ihnen zu sagen, so kommt es daher, weil ich nicht gern Briefe schreibe und selten als wo es nöthig ist. Könnte ich Sie nur ein paar Tage hier sehen! Wie viel hätte ich Ihnen zu sagen! Ich würde Ihnen nicht von diesen Alterthümern Roms sprechen, von diesen Statuen, Gemälden und allem Uebrigen, wovon die ganze Welt spricht. Das ist sicher sehr schön, sehr interessant; man thut tausend Fragen, man giebt zehn tausend Antworten, und man ist immer am Eingang. Nein ich würde Sie nur unterhalten von Ihnen und von mir und meiner Familie, und anstatt Statuen würde ich Ihnen nur meinen kleinen Mark Aurel zeigen, mit Zunamen Erichthonius, in den Frau Knuth ganz verliebt war. Machen Sie meine Empfehlungen an Abbé Eschel, wenn er sich meiner noch erinnert.

---

Nachdem das Buch also endlich fertig gedruckt war, gestatteten die Zeiten seine Erscheinung nicht. Der Zeichner wurde Magazinbeamter, der Kupferstecher



cher Lieferant und hielt sein Wort nicht; der Buchdrucker foderte Schadloshaltung aus der öffentlichen Kasse; das Buch blieb begraben und vergessen, gleichsam in Beschlag. Borgia endlich nach seiner Rückkunft aus der Verbannung hat den Kupferstecher zur Beendigung angetrieben, so daß es nach vierjährigem Festsitzen seinen Lauf beginnen konnte. Pius VI. soll nach einer Sage 12000 Scudi an das Werk gewandt haben. Hätte er noch gelebt, so würde er nach seiner Denkart die Arbeit fürstlich belohnt haben. Den Absatz der von dem Nachfolger dem Verfasser bewilligten Exemplare suchten ihm Borgia, Millin und Freunde in Kopenhagen und England, wohin auf einmal 50 giengen, zu befördern. Nach Deutschland kam davon nur eins.

---

## Ueber das Werk von den Obeliskten.

---

Was Lessing von Gelehrten gesagt hat, einige seyen berühmt und andre sollten es seyn, läßt sich auch auf Bücher ausdehnen, und auf Zoegas Werk über die Obeliskten wenigstens in so fern anwenden, als es, wenn gleich aus der Ferne berühmt, doch seinem Inhalt und Geist nach weit weniger gekannt und genutzt worden ist, als es verdiente. Daran mag allerdings zum Theil Schuld seyn der große Umfang, der hohe Preis und zum Theil auch die innere Anlage und Behandlung, die nicht auf viele Leser, sondern nur auf gründliche Forscher berechnet, die ganze Gestalt und Bestimmung des Buchs, die nicht geeignet sind, Gedanken und Endurtheile schnell und unmittelbar in Umlauf zu setzen. Auffallender ist dagegen, daß es von nicht wenigen Gelehrten sowohl in Deutschland als anderwärts, die selbst über die darin behandelten Dinge, und zwar nicht bloß in Compendien schrieben, und die Vortheil daraus zu schöpfen auch verstanden hätten, übergangen worden ist. Aber bey so entlegenen Gegenständen, in einem Fach, das seiner Natur nach immer nur sehr wenige eigentliche Kenner zählen kann, und in welchem vor andern Unerfahrenheit kühn, Erfahrung aber furchtsam macht, wird einige Bequemlichkeit und Halbheit leichter nachgesehen. Einiges mögen zu der Vernachlässigung auch die Zeitschriften bey-

getragen haben, welche in Hinsicht der großen und schwer zu würdigenden Schriften eigentlich besondere Pflichten haben, dieses Buch aber sich fast gänzlich entgehen ließen, das in Deutschland bis jetzt hauptsächlich nur fruchtbar geworden ist in Heeren's Umarbeitung seiner Untersuchungen über Aegypten, die sich in den wesentlichsten Punkten darauf gründet, und in mehreren Schriften von Creuzer und Böttiger.

Die Richtung, einzelne Gegenstände mit erschöpfender Gelehrsamkeit und allseitiger Betrachtung absondert zu behandeln, hat seit länger Zeit aus dem Alterthumsstudium sich verloren, und dem Streben sich auszubreiten, das Auseinandergerissene wieder zu verbinden und Ueberblick und Zusammenhang zu gewinnen, Raum gegeben. Auch hatte man es vorher oft an Wahl und Urtheil gänzlich fehlen lassen, mit dem Sammeln nur eine schwerfällige Spielerey getrieben, und die Gewohnheit angenommen, das wenige Wissenswerthe mit einer zwecklosen, oft thörichten Vollständigkeit durch fremdartige Dinge unausstehlich einzuhegen, indem man auf Gerathewohl irgend etwas, ein oft oder selten vorkommendes unbedeutendes Geräth der Alten, ein Denkmal, einen Umstand, ein Wort zum Mittelpunkt all seiner Gelehrsamkeit oder seiner Lesereyen nahm. Mehr oder weniger trieb man es häufig auf die Art, wie jemand im siebzehnten Jahrhundert die beyden berühmten bey Mögeltöndern gefundenen und durch P. E. Müllers einsichtsvolle Bearbeitung jetzt noch merkwürdigeren goldnen Hörner erläutert hat. Er zeigte nemlich erst, wie in fünf

und vierzig alten und neuen, östlichen und westlichen Sprachen ein Horn heiße, dabey, durch welche Hülfsmittel man die minder bekannten von diesen Sprachen lernen könne, und was für Bibelübersetzungen sie aufzuweisen hätten. Dann umfaßt er alle bildlichen Bedeutungen, die ein Horn haben kann, und die Arten seines Gebrauchs bey dem Gottesdienst und im Krieg, im Hauswesen, in Volksversammlungen, in öffentlichen Angelegenheiten und in der Heilkunst; handelt darauf von gehörnten Gottheiten, gehörnten Fabelthieren, gehörnten Säugethieren, Vögeln, Fischen, Steinen und Pflanzen, und erklärt am Ende die Figuren der goldenen Hörner so gut wie gar nicht. Jeho aber liegt die ehemals herrschende Verkehrtheit in der Anwendung zu weit hinter uns, als daß die Ungunst, welche sie einer an sich zweckmäßigen Methode zugezogen, uns abhalten dürfte, zu dieser zurückzukehren, und nunmehr, da es im Alterthum lichter geworden ist, von neuem einzelne wichtige Gegenstände von allen Seiten her und nach allen Seiten hin zu betrachten, was an ihnen der Wißbegierde werth seyn kann. Ist man dabey nicht unglücklich und vollendet eine schwierige Untersuchung wirklich, so erweist man der Wissenschaft wesentlichere Dienste, als durch noch so viele aber unbeendigte, die von den Späteren immer wieder von vorn angefangen werden müssen, wenn sie mit Sicherheit weiter gehn wollen; die geläuterte und genaue Kenntniß dieses Einen Punktes hilft gewöhnlich mehr, um andre zu bestimmen, als noch so viele halbwahre Meynungen über viele. Dem Einzelnen und Verwirrten nachzuspüren wer-

den die Nachkommen keine Zeit haben; was ein Ganzes und in seiner Art das beste ist, sollte es sogar nur durch die ordentlichste und reichste Zusammenstellung seyn, wird bleiben, weil es fördern kann. Eine erschöpfendere Behandlung, als durch Zoega die Obelisken, hat, so viel mir bekannt ist, keine andre Gattung von Ueberresten aus dem ganzen Alterthum erhalten. Es verbinden sich darin die verschiedenartigen Forschungen zu dem einen Hauptzweck so einträchtig, daß man Mühe haben würde, ein Kapitel auszuzeichnen, worin weniger als in den andern Kenntniß, Ernst und Vorsicht angewandt wären, und zugleich Ausdauer; denn manches erforderte eine traurige Mühe, wie man sie sich nur gefallen lassen kann, wenn man ergriffen von dem Eifer für eine größere Sache, alles, was dazu gehört, mit gleichem Antheil wie das Ganze betrachtet. Unermüdlich ist das Bestreben nach Vollständigkeit, dem viele Freunde in und ausserhalb Italiens, unter denen ausser einigen in den Briefen genannten vorzüglich auch die Herrn Johann Walker und William Gunn in London mehrmals dankbar erwähnt werden, zu Hülfe kommen; aber streng und sparsam immer die Auswahl und Benutzung.

Schon in dieser Sorgfalt verkündet sich die aber auch im Gang der Untersuchung überall hervorblickende unbedingte Liebe zur Wahrheit, die in Schriften eben so selten erscheint, als im Leben; wo sie aber sich findet, mit der Nothwendigkeit eines Triebes wirkt, und darum weniger, als Scharfsinn oder irgend eine andre schriftstellerische Tugend, auch nur augenblicklich unge-

treu werden oder schlummern kann. Je tiefer zumal die Geschichtsforscher in die Nebel der Ferne zurückgehn, um so stärker treibt sie gewöhnlich die unglückliche Sucht, mehr aus sich in die Dinge zu legen, als aus ihnen selbst mühselig abzuleiten, und ihr eignes System oder das Maß ihrer Einsichten und Kenntnisse zum Draufel für die Vergangenheit zu erheben, mit der ganzen Stärke einer oft unbewußten, aber sehr verderblichen Selbstsucht. Dabey gleichen sie nicht selten jenen Naturforschern, von welchen Göthe in dem für die Geschichte der Wissenschaften unschätzbaren zweyten Theil seiner Farbenlehre sagt, „daß sie sich mit der Natur gewissermaßen im Widerspruch finden und desßwegen das complicirte Paradoxe mehr, als das einfache Wahre lieben und sich am Irrthum freuen, weil er ihnen Gelegenheit giebt, ihren Scharffsinn zu zeigen, da derjenige, der das Wahre erkennt, nur Gott und die Natur, nicht aber sich selbst zu ehren scheint.“ Wer wirklich Sehnsucht empfindet, die Geseze der Natur oder die Geschichte des menschlichen Geistes zu durchspähn, und also überall durch die Wahrheit den Schein zu verdrängen strebt, der fühlt sich auch über das Bedürfniß persönlichen Scheins nicht nur erhoben, sondern demselben völlig abgeneigt, und mag lieber, nach Catos strenger Weise, aus zu großer Gewissenhaftigkeit manches zweckmäßig Ausführbare unberührt lassen, als irgend etwas auf anmaßliche Weise behaupten und mit Verletzung seiner schönen Gewohnheit Vorthelle davon tragen, welche die Menge reizen und bethören.



Die Obeliskten betrachtete Zoega (S. 191.) als die allerwichtigsten Denkmäler eines Volks, dessen Religion und Geschichte, öffentliches Leben und Gelehrsamkeit enger als irgend eines andern mit Denkmälern verknüpft war, und das in Zeiten, worin die Völker von Asien größtentheils und die Europäischen kunstlos und wild hinlebten, um das Wenigste zu sagen, in mechanischen Künsten, die so langsam zur Vollkommenheit ausgebildet werden, und in Wissenschaften, die sie vorausesetzen, bewundernswürdig weit gediehen war. Wenn ihnen jezo, da durch große und trefflich behandelte Zeichnungen von den Aegyptischen Tempeln und ihren Verzierungen ganz andre Vorstellungen, als durch Precocce und Norden erweckt worden sind, und nachdem diese Erhabenheit und selbst Anmuth in ihrer Baukunst auf eine vorher nur von eingenommenen Bewunderern unbestimmt geahndete Höhe der Aegyptischen Bildung hat schließen lassen, diese Stelle nicht mehr bleiben kann, sondern sie als Theile in ein überall gleich stauenswerthes Ganzes mehr zurücktreten, so ersetzt ihnen, was sie so an Merkwürdigkeit zu verlieren scheinen, der große Schwung, den das Aegyptische Alterthumstudium, abgesehn von dem Fortschreiten in der Geschichte der ältesten Menschheit überhaupt, früher oder später nehmen muß durch die Früchte der französischen Unternehmung auf Aegypten. Wie diese einen neuen Zeitraum desselben glänzend eröffnen und für mancherley Forschungen eine Fülle von neuem Stoff gewähren, so muß man sagen, daß Zogea's Arbeit die vorige auf würdige Weise geschlossen, indem sie es

schwer gemacht hatte, von den bis dahin in Europa bekannten Aegyptischen Denkmälern noch bedeutend neues und belehrendes zu sagen. Sie ist recht im Aegyptischen Sinn ausgeführt, indem es diesem eigen war, von dem Begonnenen nicht nachzulassen und jede Sache möglichst fertig zu machen \*), und dessen werden sich die Nachfolger erfreuen.

Was in der Gestalt und Ausdehnung des Buches zufälliges ist, gewährt dem Leser den Vortheil, weder die Quellen, noch die früheren Bearbeiter nachschlagen zu dürfen. Dabey geht ein einfacher Plan durch das Werk, es reiht sich alles schicklich und ungesucht an einander und bey der festen Anordnung des Ganzen lassen sich zugleich die wohl auseinander gehaltenen Theile des Inhalts als besondre Abhandlungen vollkommen wohl benutzen. Die Einrichtung ist im Allgemeinen, da es zwecklos seyn würde, die ganze Fülle des Inhalts hier zu verzeichnen, folgende.

Vor dem Gebäude der ganzen Untersuchung stellt der Verfasser, wie die Aegypter selbst ein Obeliskenpaar vor ihren Tempeln aufrichteten, gleichsam zwey Tafeln auf mit dem Verzeichniß aller zur Sache gehö- rigen Urkunden, schriftlicher sowohl als der Denkmäler. Das erste dieser Verzeichnisse, die erste Abtheilung des Buchs, enthält ausser den Stellen der Griechen und Römer, worin von Obelisken, oder von Säulen (stelis) überhaupt vorkommt, in zwey Kapiteln nach der Zeit:

---

\*) Coeptis insistere et quavis re progredi usque ad extrema. C. 265. 383. Not. 5.

folge geordnet, im dritten die wenigen alten Aufschriften, und im vierten die Bilder von Obelisken, die sich auf allerley Bildwerken finden. Die Auszüge aus den Schriftstellern begleiten kritische Noten, zum Theil nach Handschriften; besonders ist von der höchst verderbten Stelle des Plinius, die doch die wichtigste von allen ist, - nach dreißig Handschriften, worunter sechzehn noch unverglichene Römische, eine höchst sorgfältige Recension aufgestellt, die wenigstens in einigen Dingen die wahre Lesart enthüllt. Auch sonst im Buch zerstreut trifft man nicht wenige schätzbare Vermuthungen zur Berichtigung und Erklärung verdorbener Stellen.

Im zweyten Abschnitt sind alle ganz oder theilweise erhaltenen Obelisken selbst verzeichnet, gemessen und beschrieben; zuerst die in Rom, wo eine größere Anzahl und, einen und den andern in Theben ausgenommen, größere und schöner gearbeitete als sonst irgendwo sind; dann die wenigen sonst in Europa zerstreuten, in Bellettri, Benevento, Florenz, Catania, Arles, Banstead, Konstantinopel; und endlich die in dem eignen, noch immer vor allen Ländern der Erde monumentenreichen Vaterland, von Alexandria bis herab nach Philä und noch in dem Aethiopischen Axuma. Die parthienweise Anordnung der eingegrabenen Zeichen leitet auf Vergleichung und eine gewisse Abtheilung der Obelisken, woben auch die Beschaffenheit der Bildhauerarbeit in Betracht kommt, deren Unterscheidung aber nicht allein zur Bestimmung von Zeitalter und Heimath der einzelnen Obelisken wichtig ist. Am kunstreichsten ist die Bildneren an den größeren am La-

teran , auf Monte Citorio und vor dem Flaminischen Thor , so daß sie alle nach Europa gebrachte Aegyptische Kunstwerke , bis auf wenige von kleinerem Umfang , an Schönheit weit übertrifft , und daß schwerlich in Aegypten noch etwas vollkommneres in dieser Art gefunden wird. Nach ihnen wird die Blüthe der Aegyptischen Kunst also bezeichnet :

„ Die Umrisse sind streng und herbe , so daß sie dem flüchtigen Blick gewissermaßen geometrisch nach Maß und Cirkel gezogen zu seyn scheinen , wodurch hauptsächlich diese Art der Bildhauerey von den Werken der übrigen Völker und von den Aegyptischen selbst aus minder entfernter Zeit sich auszeichnet. Aber diese Härte hindert nicht , daß an den Bildern von Menschen und Thieren Glieder , Muskeln und Mienen sichtlich ausgedrückt seyen , so wie in den Abzeichen , Gewändern und Geräthschaften Gestalt und Maß. Alles ist vielmehr sehr genau in der Zeichnung und in vielen Figuren erscheint eine gewisse mühsame Sorgfalt , auch die kleinsten Theile richtig darzustellen , obgleich unter diese auch andre gemischt sind , wo der Künstler nur die Hauptlinien vollendet , die kleineren vernachlässigt hat. Am fleißigsten und zierlichsten sind die größeren Figuren an beyden Enden dieser drey Obelisten gearbeitet , die wir historische nennen ; doch sind auch sehr viele von Thieren und Menschen unter den sinnbildlichen Zeichen am Schaft befindliche nach der Wahrheit der Natur ausgedrückt , auch einige Geräthe mit großem Fleiß ausgearbeitet. Dieß über die Kunst in Beziehung auf die Behandlung des Steins ; wenn man aber auf die

Erfindung steht, so zeigen die menschlichen Gestalten eine gewisse Erhabenheit und Kraft, und fehlt ihnen gleich die Anmuth Griechischer Werke, so liegt doch eine dem Geist der Aegypter angemessene, auch den Europäern nicht unangenehme Schönheit darin, und wir lernen aus ihrer Betrachtung, daß die Aegyptischen Künstler es eben so gemacht haben wie die Griechen, die gemeinen Formen vermieden und die erwählt, die in ihrem Lande am meisten gefielen. Bewegung und Handlung der Figuren sind einfach und langsam, und ohne große Manigfaltigkeit; aber nicht selten erreichen sie vollkommen die Natur und Wahrheit der Gegenstände. Nicht häufig kommen Gruppen vor, sondern meist stehn die Figuren, die durch Handlung verbunden sind, einander gerade gegenüber.“

In den Obelisken von mittlerer Größe ist die Kunst ganz verschieden: „Nicht diese Härte der Linien, diese Genauigkeit der Theile, Erhabenheit der Gebilde, nicht das Saubere und Fertige, was jene dem Aug empfiehlt; sondern einige Weichheit und Leichtigkeit in der Arbeit, mehr Studium im Ausdruck der Muskeln, freyere und abwechselndere Bewegungen, sowohl an Menschen als Thieren. Das Ganze hat das Ansehn, als ob die Aegypter damals eine bequemere Art in Stein zu arbeiten erfunden hätten, wodurch sie die Bilder weicher und fleischiger machten, die äußersten Linien aber vernachlässigten und zugleich auf unbelebte Gegenstände weniger Mühe verwendeten. Denn man findet an den menschlichen Figuren und an einigen Thieren eine kleinliche Entwicklung der Theile, die bald

durch vollere Rundung, bald durch tiefe Furchen ausgedrückt sind, wodurch diese Arbeiten, ob sie gleich größere Wissenschaft verrathen, minder schön und angenehm sind, als jene strengen und einfachen an den ältern Obelisken, ja sogar etwas rohes und gleichsam barbarisches an sich tragen. Geräthe und Abzeichen behandelt der Künstler nachlässiger und deutet sie mehr an, als daß er sie ausdrückte.“ So der unaufgerichtete Barberinische. Nahe kommt ihm an Weichheit der Figuren der auf Platz Navona, wiewohl daran alles mehr ausgearbeitet ist, einzelnes sogar ziemlich mühselig. „Roh und ohne bestimmten Charakter sind die Figuren an dem auf Monte Trinita; und zwar nicht roh wie im ersten Beginnen der Kunst, sondern eher auf die Art, wie es einer ausartenden Zeit eigen ist, die viele und verwirrte Dinge zusammenzupacken sich begnügt, ohne Maß, Klarheit und Zierlichkeit, voll Nachlässigkeiten in Anordnung und Zeichnung der Figuren, in Häufung und tiefer Ausgrabung aber eine gemeine Mühseligkeit. Alles so verschieden von der Bildhauerei der übrigen Obelisken, ja aller Aegyptischen Werke, daß ihn niemand, der mit dem Volke vertraut ist, für die Arbeit eines Aegyptischen Künstlers halten kann. Nicht die Gesichtszüge gleichen den Nilanwohnern, nicht die Haltung der Glieder und die Bewegungen; auch Anzug und Abzeichen passen nicht recht zu den Aegyptischen Sitten, sondern sind ziemlich ungeschickt nachgeahmt; auch die Thiergestalten weichen ab und die Behandlung des Granits selbst verräth wenig Übung und Kenntniß, und die Glätte der Ober-



fläche fehlt.“ Von den drey kleinern hat der vor dem Pantheon und der Matteische nach Styl, Erfindung, Grundlinien und dem Mechanischen der Ausführung Aehnlichkeit mit den drey größten; aber die Kunst ist roher und weit unvollkommener, die Gestalten minder fein, die Umrisse nicht so genau und bestimmt, die Oberfläche rauher; der vor S. Maria sopra Minerva hat kleinlichere und schmälere Figuren und scheint einen hier und da furchtsamen Nachahmer der älteren zu verrathen.

Aehnliche Unterscheidungen in dem ältesten Kunstzeitraum der Aegypter zu machen, hatte man sich durch die bekannte Aeußerung Platons abhalten lassen, daß was vor zehntausend Jahren bey den Aegyptern gebildet worden um nichts schöner oder häßlicher sey, als was zu seiner Zeit. Aber Zoega bemerkt, (S. 540.) Platon habe, nach der Absicht, worin er dieß anführt, nur eine gewisse allgemeine Aehnlichkeit der von den Griechischen gänzlich verschiedenen Werke, und mehr die Gebilde nach der Landesart als die Formen derselben verstanden, und die kleineren Verschiedenheiten, wonach man die Zeiten unterscheiden kann, übersehen, etwa wie man an einem fremden, von der Bildung, welche wir zu sehn gewohnt sind, ganz abweichenden Volk nur die ihm eigenthümlichen Gesichtszüge, und nicht die einzelnen Verschiedenheiten auf den ersten Anblick findet; so daß Feas Erklärung, die vorgeschriebene Unveränderlichkeit der Figuren habe sich nur auf Götter und Hieroglyphen bezogen, worauf auch Denon, veranlaßt durch vorzüglich schöne Thiergestalten, ver-

fallen ist, entbehrt werden kann. Auch den andern Hauptsatz von Winkelmanns Aegyptischer Kunstgeschichte, daß unter den Ptolemäern der Einfluß Griechischer Kunst auf die Aegyptische einen zweyten Zeitraum bilde, greift Zoega an (S. 486.) und findet, daß die Werke dieser Zeit sich weder der Griechischen Art nach Alexanders Zeit nähern, noch von der üblichen Aegyptischen sich so weit entfernen, daß man Beyhülfe der Griechischen Kunst vermuthen dürfte; sondern eben so wie diese ohne auswärtige Unterstützung allmählig zu härter und mühsamer Zeichnung, dann zur gefälligen Schönheit gelangt sey, so sehn wir auch an den Aegyptischen Denkmälern, vornehmlich an denen aus weicheeren Steinarten, die Bildung langsamen Schritts vorrücken von anfänglicher Unwissenheit zu jener kräftigen, strengen und genauen Art, die sie vorzüglich an den härtern Steinarten befolgten und mit Vorliebe ausbildeten; woher es kam, daß man sie für die einzige zu halten pflegte; nachher zu jener andern seltenen Gattung, ausgezeichnet vorzüglich durch größere Schönheit und Umfang der Gewänder; auch die schwerer zu erreichende Weichheit der nackten Theile, und überhaupt durch fließendere Linien, und wahrscheinlich erst kurz vor Untergang des Reichs erfunden; als schon die andre strengere für den heiligen Gebrauch eingeführt und gleichsam geweiht war, wie auch bey den Griechen geschah. Für das Meisterstück in dieser hält er die basaltne Isis auf dem Kapitol, die nach seiner Vermuthung schon unter den Psammetichiden verfertigt und von Hadrian wegen ihrer bes-


sondern Schönheit in seine Villa gebracht wurde. Auch Mittelstufen zwischen dieser und der früheren Kunst giebt er an S. 544, indem er übrigens doch bekennt, daß wir die Geschichte der Aegyptischen Kunst noch sehr wenig kennen gelernt hätten.

Von diesen Bemerkungen und von allem andern, was das Buch darbot, ist in der neuesten, sonst sehr verdienstlichen Ausgabe von Winckelmanns Werken kein Gebrauch gemacht worden; aus welcher Unbekannthschaft sich auch das Urtheil des einen von beyden Herausgebern derselben in Götthes Winckelmann S. 446. 449. erklärt. Auch A. W. Schlegel, indem er in den Heidelbergischen Jahrbüchern 1812. St. 6. S. 94. gegen diese Herausgeber, welche meyneten, es werde wohl niemand die von Fea festgesetzten Zeiträume an noch vorhandnen Werken nachzuweisen im Stand seyn, Zoegas Gewährschaft anführt, mit dessen Eintheilung, so viel er wisse, diese des Fea ziemlich übereinstimme, übersah den Hauptpunkt. Denn Fea, der dabey nach der allgemeinen Aegyptischen Geschichte oberflächlich urtheilte und vermuthete, nahm als Merkmal des zweyten Zeitraums Griechischen Einfluß seit Psammetichus an; Zoega aber, durch die Werke selbst geleitet, theilte die Obelisken in zwey Klassen, wiewohl fast jeder derselben auch noch für sich etwas eigenthümliches habe, und sagt nur (S. 599.), der Unterschied zwischen dem Reinen, Genauen und Nüchternen der ersten, und der Art von Nachlässigkeit und üppigerem Kunstgeist der zweyten sey so groß, daß wohl eine merkliche Zeit zwischen beyden verlossen

seyn, oder irgend ein großes Ereigniß den Geist des Volks verändert haben müsse, und da finde er nur die Herrschaft des Psammetichus, wodurch nach der Tyranney der Hirten die Gestalt Aegyptens bedeutend verändert worden sey. Also setzt er die erste Klasse unter die Sesostriden, und beginnt die zweyte, nach dem unruhigen Zwischenraum, worin der Aethiopier Sabako das Reich einnahm, Setho, der Priester es beherrschte, und dann die zwölf Fürsten mit Psammetichus, der ihrer Gewalt ein Ende machte. Griechischen Einfluß giebt er, wie wir sahn, nicht einmal unter den Ptolemäern zu, und, statt auf gerathewohl von der Eroberung des Landes durch die Römer eine vierte Kunstperiode abzuleiten, spürt er vielmehr eine weit spätere Nachfälschung eines Obeliskens in Rom, des Callustischen, meist von dem Flaminischen abgezeichneten auf. Die Kunst unter Hadrian aber sondert er, als eine ganz eigenthümliche, von der Aegyptischen ab; (S. 618) indem die davon übrigen Werke entweder mit der Aegyptischen Kraft und Erhabenheit zugleich Griechische Zierlichkeit nachahmten und Haltung und Sitte mischten; oder Abbildungen von Aegyptern und ihren Sitten zur Erinnerung an seine Reise seyen, wie deren auch aus andern Zeiten zu verschiedenem Gebrauch gemachte vorhanden sind.

Auf welchem Wege Zoega zu diesen Ansichten gekommen, davon geben zwey Stellen aus Briefen an Hrn. Thomas Ford Hill einige Andeutung. Der erste ist vom 20. Nov. 1790. „Nein Aegyptische Werke aus bestimmter Zeit bin ich bis jetzt nicht so glücklich ge-

wesen zu sehn, ausser drey Obeliskten zu Rom und in Zeichnung einige von Norden in Aegypten aufgenommene Stücke; aus den andern Reisenden kann man in dieser Hinsicht wenig Nutzen schöpfen; und von zuverlässig durch Griechen oder Römer gearbeiteten Hiereoglyphen kenne ich bis jetzt nur das mir neulich von Ihnen mitgetheilte Stück und den Tempel von Kous, dessen eigentlicher Stil uns noch nicht bekannt ist. Bey solcher Dürftigkeit an Denkmälern von bekanntem und sicherem Zeitalter kann ich über den Aegyptischen Stil in den verschiednen Zeiträumen dieses Volks wenig anders behaupten als mittelst Folgerungen, Muthmaßungen und Auslegungen der ziemlich undeutlichen Stellen, die wir über diesen Gegenstand in den alten Schriftstellern antreffen, und darum betrachte ich alle übrigen Aegyptischen Werke als zweifelhaft und einer aufmerksamen und fleinlichen Untersuchung bedürftig, ehe sich über die Zeit ihres Ursprungs etwas aussagen läßt. Unter diesen hat der größere Theil der bis ikt bekannten, ausser dem Strengen und den mehr geradlinigen als wellenförmigen Umrissen, auch einen Mangel der Gruppierung, und die Folge der dargestellten Figuren gleicht mehr einer Reihe von Statuen als einer Verwicklung von belebten Gegenständen. Doch fehlt es allen diesen Figuren nicht an Handlung, noch fehlen Gruppen von in Beziehung stehender Handlung, mit einem gewissen Grad von Einsicht ausgedrückt, noch sind endlich diese Gruppen immer ohne alle Verwicklung; aber oft steht eine Figur hinter der andern, auch gehn Theile der einen unter der andern her und

erscheinen von neuem auf der andern Seite von dieser. Ich kann Ihnen in dieser Hinsicht einige ehemals von Ihnen im Museum Borgia bemerkte, manche andre aus Caylus Sammlung und einige bey Norden, Kircher, Montfaucon und Winckelmann auführen; nicht zwar als Denkmäler aus einer sehr entlegnen Zeit, sondern als solche, deren Alter wir bis jetzt noch nicht kennen. Aber auch auf den ältesten Obelisken in Rom werden Sie die Gruppe der drey Ibis des Hermes Trismegistus auf diese Weise verschlungen gesehen haben; und die Beschreibung von Pococke und Norden lassen uns nicht zweifeln, daß an den Wänden der Tempel zu Theben verschlungne Figuren und von sehr mannigfaltiger gegenseitiger Handlung vorkommen. Ausgeschlossen also den Grund, den man von den Bewegungen hernehmen könnte, um die rein Aegyptische Arbeit von der Griechischen in Aegypten abzusondern, gehn wir zur Zeichnung über; und wie viele Stufen hier zwischen der ältesten Aegyptischen und der augenscheinlich Griechischen! Es scheint mir unmöglich die Grenzlinie zu ziehen, da wir schlechterdings nicht wissen, bis zu welchem Grad von Richtigkeit in den Verhältnissen, von Genauigkeit in den Muskeln und Zierlichkeit in den Umrissen die Aegypter gekommen sind. Schon die alten Obelisken bieten uns wohlverstandene Figuren dar, und von Zeit zu Zeit sieht man Standbilder oder Bruchstücke  in zierlicher Zeichnung und einer zarten Behandlung ohne eine Spur vom Griechischen erscheinen. Auch die Ausführung ist sehr verschieden, und geht stufenweise vom Plumpen und Ver-



wahrscheinlichsten zum Fleißigen und Genauen, von der Etrurischen Schwindsucht zum Chinesischen Fetz, vom Harten und Strengen zu einer Weichheit und Zartheit, die im Granit nicht übertroffen werden zu können scheint. Nach diesen Bemerkungen, die ich alle durch die Denkmäler bewahrheiten könnte, wird, was wir in der Kunst Aegyptische Manier zu nennen pflegen und alle zu kennen glauben, eine schwer zu bestimmende Sache, und nimmt man den Aegyptischen Werken das Verliche, das heißt, was daran in Hinsicht des angewandten Stoffs, des gewählten Gegenstandes, der Gesichtszüge, der Gestaltung, des Anzugs und der Attribute der Personen sich vom Klima, der Anlage, den Meinungen und Sitten des Volks herschreibt, und soll so von der Manier allein urtheilen, so werden wir oft sehr verlegen seyn, welcher Nation sie zuzuschreiben seyen. Ich läugne hiernit nicht das Vorhandenseyn einer den Aegyptern eigenthümlichen Manier; aber ich behaupte, daß wir die beständigen Merkmale, Bestimmungen und Gränzen derselben noch nicht hinlänglich kennen, um entscheiden zu können, ob ein solcher Gegebener, auf eine an Aegyptischen Werken übliche Weise und mit Beibehaltung der Aegyptischen Züge und Sitten dargestellter Gegenstand von diesem Volk selbst gearbeitet sey, oder von einem andern, wodurch es beherrscht oder nachgeahmt wurde. Die Schwierigkeit der Abtheilung der Aegyptischen Denkmäler nach der Zeitfolge wächst noch durch die Betrachtung, daß die Eingebornen dieses Landes auch unter der Herrschaft der Perser, der Griechen und der Römer an den

Werken, die sie selbst für ihre eignen Tempel und Grabmäler machten, womit die Fremden gar keine Gemeinschaft zu haben brauchten, ihren alten Stil beybehalten konnten, ja ihn wahrscheinlich beybehalten haben; und daß man von der andern Seite schon vor Alexander und Kambyses in Aegypten Statuen und andre Werke arbeiten konnte, die von dem Geschmack der unter den Psammetichiden so sehr begünstigten Griechen annahmen, da jene sich in so vielen andern Dingen von den Sitten und Gesetzen ihres Vaterlandes entfernten. Diese letzte Voraussetzung, welche das ganze System Winkelmanns zerstört, ist auf keine Weise dem Zeugniß Platons entgegen, der zwar ein wenig Dichter ist, jedoch aus tausend Rücksichten so achtungswerth, daß ich auch dem Verdacht ausbeugen möchte, ihn gering zu schätzen. Der einzige Weg also zu einem gewissen Schimmer in dieser Materie zu gelangen, weil ich Klarheit und Gewißheit zu gewinnen fast verzweifle, scheint mir, von der einen Seite, Denkmälern von sichern Zeitkennzeichen nachzuspüren und sie genau zu untersuchen, von der andern, ein tiefes und ins Kleine gehendes Studium der Naturart, der Meinungen und Sitten dieses Volks und zugleich aller Völker, die mit Aegypten irgend Verkehr gehabt haben oder gehabt haben können, und noch aller derjenigen, die in einer oder der andern Hinsicht sich in ähnlichen Umständen befunden haben, mit Einem Wort und zwar einem etwas abschreckenden, aller Völker der Welt. Sie sehn hier den Grundgedanken von dem System meiner Studien, worüber ich mir vorbehalte in einem

andern Brief mehr zu sagen, um den gegenwärtigen mit ein paar Betrachtungen über das erste der mir zugeschiedten Vasrelife zu schließen.“

Die andre Stelle ist aus einem oben mitgetheilten Brief vom April 1791. „Auch will ich in einem andern Brief, wann ich wieder gesund bin, fortfahren, Ihnen meine Gedanken über die Kunstepochen bey diesem Volk auseinanderzusetzen; aber Sie bitten, niemals als Behauptung zu nehmen, was ich zweifelnd oder vielmehr nichtwissend vorbringen werde. Sie wissen, daß Phöbus von Latona geboren wurde, und so bin ich überzeugt, daß wir niemals die Wahrheit finden werden, wenn wir nicht alle vorgefaßten Meinungen ablegen und zu dem Zustand der Unwissenheit zurückkehrend in der Nacht das Licht suchen. Zum Beispiel, zugegeben, daß der von Ihnen angeführte Stein bey Norden Hercules mit den Hesperiden vorstelle, wie wissen wir, daß diese Vorstellung nicht von ältestem Aegyptischem Ursprung sey? Ja, die Wahrheit zu sagen, bin ich geneigt es eher zu glauben, als nicht; ich sage zu glauben, ich behaupte es noch nicht, ob ich gleich Beweggründe habe, die mir in diesem Augenblick sehr stark scheinen. Auf dem Vasrelief von Sakkara bemerkt man eine Art von roher Perspective, einen Umstand, den so wenig ich als Sie auf irgend einem Aegyptischen Werk von sehr alter Zeit angetroffen habe; aber ich kann hieraus gar keine Folgerung ziehen, da deren von sicherem Alter, die wir bis jetzt haben betrachten können, so wenige, und der Jahrhunderte zwischen der Errichtung der Obelisken von

Theben und Heliopolis bis zum Reich der Lagiden so viele sind. Vielleicht könnte die schlecht angewandte Perspective von manchem für ein Zeichen sehr entfernter Zeiten genommen werden, da wir wissen, daß die Griechen in den schönen Jahrhunderten der Kunst in ihren Marmorwerken die Anordnung der Figuren vermieden haben, die wir auf einigen ihrer ältesten Werke, wie an dem Basrelief der Leukothea in Villa Albani finden. Ich zwar möchte dieß nicht auf das Monument in Frage anwenden, das, wie Sie richtig bemerken, in allen Umständen übereinstimmt, auf einen sehr späten Zeitraum Aegyptens zu deuten; aber, wie ich öfter wiederholt habe, keiner dieser Umstände bietet mir irgend etwas dar, wovon ich sichere Zeichen hätte, daß es die Aegypter bis zur Ankunft der Griechen nicht gekannt hätten. Die Wirkungen der Fernen treffen den rohesten Menschen; warum brauchten die Aegypter die Hinweisung der Griechen zu erwarten, um zu versuchen, sie in ihren Werken auszudrücken? Verzeihen Sie, theurer Freund, wenn diese Zweifel Sie langweilen. Ich weiß, daß ich allzu großer Aengstlichkeit in meinen Untersuchungen angeklagt werde; aber es ist einmal so meine Art, und ich habe mir in Kopf gesetzt, daß sobald ich irgend eine noch so kleine Sache ohne einen hinreichenden Grad von Gewißheit annehme, unser System immer wankend bleibt. Ich gehe lieber nicht vorwärts, als daß ich mich aussetze, denselben Weg zurückschreiten zu müssen.“

Auf die beyden vorbereitenden Abschnitte folgt dann in den drey übrigen die Abhandlung über Gebrauch, Ursprung und Geschichte der Obelisken. Der erste, über den Gebrauch, handelt von dem Namen, der Figur, (viereckte von unten nach oben almäßig abnehmende, in eine pyramidenartige Spitze auslaufende Säulen, übrigens mit mancherley Ungleichheiten und ohne bestimmtes Ebenmaß der Theile, indem man nur eine schöne Wirkung mit ihnen bezweckte, nichts von dem Mystischen, das vorzüglich Mercati und Kircher in ihnen, so wie auch in den Pyramiden sahn, und was beyden auch neuerlich wieder von verschiedenen Seiten ist zugesprochen worden;) dann von dem Stoff, von dem Maß der von den Alten erwähnten, außer denen in Saïs und Theben, nur 20 — 22 eigentlichen Obelisken; denn die unter 40 Palm Höhe heißen bey ihnen bloß stelae, und der noch erhaltenen, in allem 28; ferner von ihrem Standort, meistens, (weßhalb vielleicht ihr Name vom Auge abzuleiten) zu zwey am Eingang, oder zu vier umher um die heiligsten Tempel, oder im Mittelpunkt eines Vorplatzes, oder im Innern der Tempel; von der Absicht ihrer Errichtung, nicht um die Stunden, oder Taglänge und Jahreswechsel zu zeigen, noch zu Grabmälern oder statt Bildsäulen, sondern nur, gleich andern kleinern Säulen, um Inschriften aufzunehmen, welche dann später, als man die Obelisken, wegen der Größe, zu der sie sich erhoben hatten, auch für sich als würdige Weihgeschenke zu betrachten sich gewöhnte, auch ausnahmsweise und aus

Eile weggelassen wurden. Ueber den Inhalt läßt sich im Allgemeinen nur sagen, daß die vorgestellten Naturgegenstände auf den verschiedenen Obelisken verschieden sind, daß die kleinen (stelae) mancherley Inhalt haben, geschichtlichen, wissenschaftlichen, religiösen; die großen aber, den Göttern zur besondern Gabe dargebrachten, woran die Aehnlichkeit der Hieroglyphen, sowohl in den Hauptfiguren, als in der Zusammenstellung, die zugleich etwas rhythmisches zu haben scheint, in der Wiederholung mancher Gruppen auf einzelnen Seiten, und in dem Verhältniß der sich gegenüberstehenden Seiten, eine und dieselbe Bestimmung verrathen, eine Anrufung der Götter ausdrücken, und zwar am Schaft eine Art von Hymnus, wie auch die von Minutian erhaltne Auslegung eines alten Obelisks genannt wird, in größeren Figuren unten und oben mit einigen beygeschriebenen kleinern Zeichen Gelegenheit und Formel der Weihung, an dem pyramidenartigen Aufsatz aber gleichsam eine Aufschrift, Name und Natur des Gottes, dem jeder geweiht war. Den Beschluß macht das Mechanische im Ausbrechen, Fortschaffen und Errichten und in der staunenswerthen Bildhauerarbeit der Obelisken, die zum Theil eine gewisse verloren gegangene Härting des Eisens vermuthen läßt, und wovon fünf Arten fein unterschieden werden.

In der folgenden Abtheilung über den Ursprung der Obelisken, der fast die Hälfte des ganzen Buchs einnimmt, geht der Verfasser mehr ins Allgemeine, wodurch er Gelegenheit erhält, besonders auch vieles



über das klassische Alterthum Gedachte und Gesammelte vorzutragen. Im ersten Kapitel handelt er die Denkmäler bey den alten Völkern überhaupt im Zusammenhang ab, um die Obeliskten ganz einfach unter die Gattung Denksteine als eine besondere Art einzureihen, und schließt auch, ob er gleich erwiesen hatte, daß die Obeliskten keine Grabdenkmäler seyen, aber weil sie doch häufig darunter gezählt werden (S. 422.), die Grabmäler und Begräbnißgebräuche nicht aus. Dieß ist als eine Sünde gegen die Logik in einer Dänischen Zeitschrift scharf gerügt worden. Eine andre Frage ist, ob der Verfasser nicht dem Begriff Denkmal selbst eine zu große Ausdehnung und Bedeutung gegeben haben möge. Denn indem er davon ausgeht, man kam dem Gedächtniß durch mancherley Zeichen zu Hülfe, suchte durch sie auch zu den Entfernten zu reden, errichtete vorzüglich allgemein und uralt Merkszeichen zum Andenken an Sieg, Bund, Gesetz, Begräbniß oder Gottesverehrung, zum Bürgen gleichsam der Dauer des Geschehenen und des zu thuenen, und heiligte diese Steine, vorzüglich auch die der Grenzen; leitet er daher nicht nur den von Saturnus verschlungenen Stein ab, welcher, ursprünglich als Mal der Amphyktionenversammlung, als etwas bezeichnendes, der alles in ihren Schoos verschliessenden unbestimmten Zeit die Herrschaft genommen habe, und den Bätulus und die Bätulien, sondern auch mehr andre alte Griechische und Römische Gottheiten, als sich jetzt noch dürfte rechtfertigen lassen. Er räumt hierin überhaupt dem Vertlichen und

Aeußeren als Grenze, Thüre, Straße, Heerd, zu viel ein. Solche Dinge an sich geben nicht den Gottheiten den Ursprung; sondern die schon vorhandnen Götterbegriffe werden nur auf die besondre Stelle angewandt; von ihnen erhält das Merkzeichen die Heiligkeit, die dem Ort noch fehlte. Ueberhaupt neigt sich Zoega zu der Ansicht, daß die Religion bey den Griechen, ohne eine nachwirkende ältere Lehre und Sage, lediglich von rohen Penaten ihren Ursprung genommen, durch das Leben und seine wachsende Ordnung und Reinheit sich ausgebildet, ihrem eigentlichen Wesen nach erst erzeugt habe. Als im Verlauf der Zeit, — so erklärt er sich Herodots Nachricht von den rohen Göttern der Pelasger und der nachherigen Benennung und Unterscheidung durch Aegyptische Lehre, und bleibt dabey stehn, — als die Griechen ihre Theologie ordneten und geistige Gottheiten annahmen, begannen sie, jene alten Götter, Pflöcke und Steine, zu verabscheuen; allein damit sie nicht schienen, etwas in der Religion zu neuern, schafften sie sie nicht ab, sondern nannten sie Bilder, Altäre oder Sinnbilder der nurmehr veredelten Götter; und doch behielten auch nachher die alten unförmlichen Bilder und schwankenden Namen noch vielen Einfluß, und ihre Beziehung auf die einzelnen höhern Götter blieb vieler Verschiedenheit ausgesetzt. Aber woher sollte, wenn sich die Götter nur auf das Irdische und Thierische bezogen, neben dem rohen Dienst des Volks nicht eine ganz verschiedene priesterliche Bildung sich fortleitete, und eine höhere und freyere Anschauung oder Ahnung der Dinge

gänzlich fehlte, der Blick für Ordnung und Sitte entstehn, woher der Sittlichkeit diese abgesonderte Bildung, und den Griechen eine eigentliche Religion nachher auf einmal gekommen seyn? Man schneidet ihrer religiösen Bildung die Wurzel ab, wenn man jenen ersten Aberglauben verkennt. Er war im Verhältniß zu der rohen Zeit, deren Rohheit man sich aber nach den wenigen, unbestimmten Sagen von Einbildern und Gebräuchen leicht größer denken kann, als sie nach andern Erscheinungen war, eben das, was die Gottesverehrung der Späteren im Verhältniß zu ihrer Bildungsstufe, und die angenommene Grundverschiedenheit der ältesten, allerdings mehr selbstischen, und mehr auf Zwecke des äusseren Lebens bezogenen Religion und einem edleren Dienst Gottes ist nur scheinbar. Der enge, meist auf das Aeußere beschränkte Umfang eines noch unbeholfnen und unentwickelten Lebens mag noch so wenige, noch so niedrige Berührungspunkte mit dem Göttlichen darbieten; die Verbindung selbst, die sich anknüpft, wird darum nicht durchaus andrer Natur, als bey dem gebildetsten Geist im Umgang mit Gott; auch die Bestg des innern Heiligthums, der Grenzgott der höchsten Sittlichkeit sind ja doch nur endliche Formen, Zeichen einer gottsergebnen Natur, auf welche die Bedeutung des Göttlichen eben so uneigentlich übergetragen wird, als auf jene Laren und Hermaen des Wegs und andre Merksteine eines mehr nach außen gerichteten Lebens. Für beyderley Bildungen beginnt mit dem, was sie als das Wesentlichste und Beste erkennen, das Göttliche;

der Trieb ist gleich, von einer Seite ihres Wesens sich an etwas höheres anzuschließen, die Abgeschlossenheit und Nichtigkeit des Daseyns zu fliehn und einem allgemeinen Leben anzugehören. Demnach sollte in jenen Göttern, neben dem bloß irdischen, auch auf ein inneres Bedürfniß, ausser der natürlichen, auch auf die sinnbildliche Seite mehr Rücksicht genommen seyn, wodurch sie mit dem Ganzen der alten Götterlehre in engerem Zusammenhang stehn. Da aber in einigen neuern Werken die Entwicklung und Ausbreitung des Gedankens in den alten Religionen zu unabhängig von einer gewissen Beschränktheit des Zeitalters dargestellt worden und eine zum Lehrbegriff gestaltete Weisheit zuweilen zur Ueberdeutung und Ueberfüllung ihrer Sinnbilder Veranlassung gegeben hat, so werden Darstellungen, wie die Zoega'sche, ein gewisses Gegengewicht bilden, und die Vereinigung beyder Ansichten, oder die zugleich auf die Niedrigkeit eines ungeordneten Lebens und auf die darin ausgestreuten und erhaltenen Reime einer tieferen Lehre gerichtete Aufmerksamkeit eine immer vollkommnere Geschichte der alten Religionen möglich machen.

Noch einige andre mit dem Obigen zusammenhängende Hauptsätze, wodurch seitdem die geschichtliche Erkenntniß Fortschritte gemacht hat, wenn gleich auch zuweilen eine sehr ungewissenhafte Anwendung davon gemacht worden ist, darf man in diesem Buch noch nicht erwarten. Ich meyne vorzüglich die Einsicht in den größeren Zusammenhang, wenn nicht die Einheit aller Hauptmythen. Zoega beschränkte sich nicht, wie

wohl sonst die Alterthumsforscher zu thun genügt sind, auf die durch die gebildeteren Völker durchgehenden Mythen, sondern fühlte den Vortheil und die Nothwendigkeit, woran auch bey uns seit Herder niemand mehr zweifelte, Religionen, Gebräuche und Denkmäler in der größten Allgemeinheit und mit steter Beziehung auf einander zu erforschen und darzustellen, wovon er auch in dieser Schrift selbst den Beweis gegeben hat. Allein in Ansehung der Religion verglich er nicht (S. 223.), um zu zeigen, daß die bey einem Volk verehrten Götter bey einem andern unter verschiedenem Namen wieder vorkommen, glaubte vielmehr, — (weil er die Religion für die Frucht eines jeden Bodens ansah, und mit so vielen andern berühmten Männern des letztvergangenen Zeitraums die geschichtliche Grundansicht hatte, daß das Menschengeschlecht überall von einem Zustande halber Wildheit ausgehend sich selbst erziehe, und in seiner Entwicklung nach Völkern und Zeiten den Einzelwesen gleiche, deren Ausbildung sich in ihrem ganzen Zusammenhang ableiten, durchschauen und begreifen läßt) — jedes Volk, jede Stadt und fast jedes Haus habe in der ältesten Zeit seine eigene Religion gehabt, die nachher durch Verkehr und Nachbarschaft unter Stämmen und Völkern bis auf einzelles Besondere sich mittheilten und ausglich, und verwirft (S. 240.) alle Hypothesen, alte und neue, welche, bey all der Verschiedenheit der Himmelsstriche, Lebensarten und Zufälle, wodurch auch die Gegenstände, woran sich der Antheil heften kann, eben so verschieden werden, die sinnlichen Got-

tesverehrungen aus Einer Quelle ableiten. So ist es gekommen, daß er sich weit vorsichtiger in der Deutung des Griechischen, in Haupt- und Nebenzügen, aus dem Aegyptischen beschränkt hat, als manche, die nicht mehr Vertrautheit mit letzterem, und wenn nur diese eine große Vorliebe für einen Gegenstand erzeugt, vielleicht weniger Partheylichkeit dafür haben konnten. Alles, was zur Erklärung der Mythen sich aus dem Indischen schöpfen läßt, kannte er nicht oder erkannte es nicht an. Er schreibt an Münter im Jahr 1794: „Georgi hat nun sein Werk *de miraculis S. Coluthi etc.* herausgegeben. Sie kennen seine Art, sich und den Leser mit Sachen zu plagen, die man gerne entbehrte, und andre, deren genaue Ausführung man wünschte, zu versäumen. Seine Auslegung ist oft unsicher, oft augenscheinlich falsch, und wo er gegen Mingarelli streitet, finde ich die meisten Male, daß dieser Recht hat. Unter andern enthält das Buch eine lange und bittere *velitatio* gegen S. Paolino. Hier glaube ich, daß beyde Unrecht haben, und daß keiner von ihnen im Stande ist, diesen Gegenstand zu behandeln, wie es seyn sollte. Doch scheint mir im Ganzen Georgi der Wahrheit näher zu seyn; denn die jetzt herrschende Indomanie ist in meinen Augen eine der Lächerlichkeiten des Jahrhunderts.“ Der Indischen Litteratur gesteht er kein hohes Alter zu, (S. 551. Not. 5) bemerkt, daß die Nachricht des Strabon, die Anwohner des Indus und Ganges hätten zu Alexanders Zeit nicht geschrieben, durch die des Nearchus keineswegs widerlegt werde, (was neuerlich von Gdrres wieder



angeführt wurde) — und vermuthet aus der großen Aehnlichkeit der ältesten bekannten Indischen Inschrift mit den spätern Aegyptischen Buchstaben, daß die Indier diese von den Aegyptern erhalten hätten, zu der Zeit, als diese, unter Römischer Herrschaft, in größerm Verkehr mit jenen standen. Auch die in mehreren Schriften bekannt gemachten Indischen Monumente hält er (Bassiril. Tav. VIII. Not. 12) für nicht sehr alt. Von dem Verhältniß der Aegyptischen und Griechischen Baukunst keine Spur in seinen Werken. Sonst enthält die ganze Abhandlung S. 193—245 so mancherley treffende Erklärungen und Bemerkungen und eine so inhaltreiche Uebersicht der rohesten Gestalt der Griechischen Götterwelt, und zwar in Verbindung mit der Abiakritologie, wie Zoega (über Mithras) nach seiner Ansicht von ihr, diese Art des Gottesdienstes nennt, der andern Völker, daß ein besonderer Abdruck oder schickliche Bearbeitung von ihr zu wünschen wäre.

Ein andrer Punkt, worin sich die Ansicht der Mythologen geändert hat, ist das Verhältniß des Mythischen zum Geschichtlichen. Doch ist hierin mehr nur fortgesetzt worden das Geschichtliche aufzulösen, und was sonst noch als Hülle von Geschichtlichem galt, ganz der Dichtung zuzueignen. Zoega erklärt Mythen aus Geschichte, die andre seitdem, wie Creuzer den vom Adonis, mit Recht von ihr absondern; läßt Götter, wie den Osiris, vom sterblichen und örtlichen Heros allmählig zum Gott heranreifen und sich erweitern, während man nun Könige und ihre Geschichte als bloße Abschattungen der Götter betrachtet. Alle wirkliche

That aus den ältesten Zeiten, den ganzen Inhalt des sogenannten heroischen Zeitalters wegzulängnen, und, weil wir das Einzelne nicht annehmen können, darum auch das Allgemeinere, die Grundzüge der Sagen zu verwerfen, ohne Rücksicht, ob spätere Geschichte und Verfassung sie bestätige und voraussetze, oder nicht, ist eben so einseitig, als die frühere Treuherzigkeit, die Mythen für reine Geschichte zu nehmen; es erscheint so selbst schon ohne die Vergleichung näher liegender Zeiten, wo die dichterische Gestalt des Dietrich, Ezel, Karl oder Faust keineswegs den Glauben an ihre wirkliche Geschichte vernichtet hat. Mit Recht sagt Görrés \*): „Während allen den entwickelnden Bestrebungen aber hat allmählig auch eine Historie sich gegründet; Helden, Gesetzgeber, Begeisterte jeder Art haben sich erhoben; das Geschlecht steht staunend und ehrfurchtsvoll vor der neuen Kraft, und wie sie dem engbefangenen Blicke nur erst sich durch kurze Zeit entzückt, muß der Zauber der Wunder sie umfassen; sie spielen bald in jene uralte Naturwelt hinüber, die Constellationen der Geschichte treten mit denen des Himmels in Gemeinschaft, und wie die Talismane organisch geworden sind, so wird die Mythe nun historisch.“ Mag Sethos, Sethis, Sethosis, Sesoosis oder Sesostris, den Zoega als den Angel der ganzen Aegyptischen Geschichte, als den Besieger der Hirten und Stifter der Verfassung, als Gesetzgeber und Uebe-

---

\*) Mythengeschichte Th. I S. 36.

listenerbauer ansah, und an den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts setzte, der Hundstern, als solcher Sinnbild der Ueberschwemmungen, Eisuhr und Noah sehn, oder auch \*) Sussuster, das Plejaden- oder Sechsgestirn; so wird die Sage von den Bildungsstufen und ältesten Schicksalen des Volks auch in der Unbestimmtheit des mythischen Ausdrucks nicht so geradehin zu verwerfen sehn, wie eben bey Gelegenheit des Sesostris Buttmann \*\*) dafür hält. Vielleicht würde eine weitere Untersuchung der Aegyptischen Mythologie, wodurch die geheimnißvolle Verschmelzung des Religiösen und Geschichtlichen längst anerkannt war, eine Untersuchung angestellt nach den Hieroglyphen wie nach den Ueberlieferungen deutlicher zu zeigen vermögen, daß die Völker nicht geradezu träumten von den Tagen, ich sage nicht ihrer ersten Kindheit, aber ihrer Jugend, sondern daß sie eine Erinnerung davon hatten, die durch die Sage, bey aller Freyheit der Gestaltung und Namensgebung doch in wesentlichen Zügen treu ausgesprochen wird. Durch die Kannesche Lehre über die Griechische und Römische Heldensage bin ich daran erinnert worden, daß mir Zoega erzählte, er habe einmal dem Gedanken verfolgt, die Ilias und Odyssee auf einfache wissenschaftliche Sätze zurückzuführen, die Ilias, (wovon auch in dem obigen Heyneschen Brief die Rede ist) auf eine Mondverfinsterung, und die Odyssee, wenn ich nicht irre, auf unterirdische Verwüstungen. Wohl

---

\*) Nach Kanne Pantheon S. 133.

\*\*) Ueber den Mythos der Sündfluth. S. 31.

ist zu unterscheiden von einem rein allegorischen Gedicht ohne weiteren Zweck und Inhalt der allegorische Sinn, den zu allen Zeiten, vorzüglich aber in solchen, wo alle Weisheit noch eins, die Ausbildung noch weniger entwickelt und zersplittert ist, manche große Dichter, mehr oder weniger zusammenhängend, mit der Wahrheit und Anschaulichkeit der epischen und dramatischen Dichtung so zu verweben gewußt haben, daß sie über den Leser der zweyten Reihe nie den der ersten vergaßen. Wäre denn auch noch so viel Beziehung auf alte Lehre im Homer und andern Sagen, so würde dieß der Helldemwelt keinen Abtrag thun. Ähnlich ist die Ansicht, die Zoega in einem ungedruckten Aufsatz über den Memnon aufstellte. Um die vielen Stellen der Alten über ihn zu vereinigen sah er sich genöthigt, weiter zurückzugehen; dann fährt er fort! *Duplex autem visus est fabulae sensus, ut quidem in Homericis, plerumque, antiquior physicus, historicus recentior seu mythicus, dum vel veterem physicam allegoriam facto cuidam accomodarent poetae vel factum fingerent, quo venerabilem vetustatem fabulam carminibus suis inserendi occasio daretur.* Bemerkenswerth ist noch, daß schon Zoega (S. 509. Not. 23. S. 515. Not. 39) in den Bruchstücken des Hermes Trismegistus, aus welchen nachher Görres, nicht unbekannt mit Zoega, so viel für die Aegyptische Mythik geschöpft hat, viel ächt Aegyptisches fand und voraussetzte.

Der andere Haupttheil des Kapitels enthält die Grabdenkmäler aller Völker, nur natürlich so, daß das

Aegyptische den bey weitem grössern Theil einnimmt. Manche Völker suchten Körper und Andenken der Todten gänzlich zu tilgen, die meisten beyde zu erhalten. Dadurch entstand, begünstigt oder veranlaßt durch die trockne Luft Aegyptens, schon seit Menschen Gedenken die Einbalsamirung, und dauerte wenigstens bis zum fünften Jahrhundert. Aehnliche Versuche und Gebräuche finden sich bey Asiatischen und Amerikanischen Völkern, bey Griechen und Lateinern; oder die Leiber wurden auf eine festgesetzte Zeit oder theilweise aufbewahrt, woher sich auch die spätere Sitte des Verbrennens erklärt. Das Verlangen des Fortlebens und die Neigung, welche Verstorbene dem Gedächtniß und den Träumen als lebendig vormalt, erzeugte den Glauben, daß ein Schatten der Seele noch bis zum letzten Ueberrest des Körpers daure, daher ihm noch Wohnung, Geräthe, Begleiter, Inferien gegeben wurden, und auch die, welche die Seele in einer Unterwelt dachten (und dazu fanden auch die Griechen erst den Uebergang durch die Vorstellung, daß die Seelen in den nachbarlichen Gräbern Verkehr hätten,) ihr noch Zusammenhang und Sorge für den Körper liehen und die Gräber heiligten. Diese bestanden zuerst aus Felsspalten und Grotten, welche die Aegypter mit Kunst nachahmten und schmückten. Durch die bey Pindar nur wenig umgebildet erscheinende Lehre von Unterwelt und Unsterblichkeit zeichnet sich die frühe Weisheit der Aegypter aus. An ihre Entwicklung schließt sich, (wozu die Byttenbachische mehr umfassende Abhandlung ein Seitenstück ist) die älteste Geschichte dieser Lehre bey



den Griechen seit der Zeit des Thales an. Eben so die Seelenwanderung, die sich von Aegypten nach der Einnahme durch die Perser auch zu den Magiern verbreitete, für deren Schüler dann der Verfasser nicht nur die Samische, Brachmanische, Talapoinische und andre heutige Asiatische Sekten, sondern auch die Indischen Philosophen hält, S. 299. Darauf von Grabhöhlen und Gewölben bey andern Völkern, Labyrinthen, woraus keiner, der eingezogen ist, zurückkehrt, in Griechenland, und noch jetzt erhalten, in Sicilien, ganz ähnlich denen in Alexandrien und Sakkara; von Todtenwohnungen über der Erde, Todtenkasten, bey den Aegyptern meist aus Sykomorus, doch auch aus zusammengehäuften Linnen oder aus Stein, mit einem Deckel in Mumiengestalt, zum Theil sehr schön mit Figuren und Hieroglyphen verziert, von großen Sarkophagen aus Granit, jene in sich aufzunehmen bestimmt, mit dem Bild einer Mumie auf dem Deckel, die Seiten inwendig und auswendig gewöhnlich von Bildhauereyen bedeckt, deren in Aegypten noch viele sonst nur Einer, in Stücken zum Theil noch dort, zum Theil aber in Oxford und im Museum Borgia gesehn wird; endlich von denen der Sinesen, Indier, Barbaren, Griechen und Römer. Am ältesten und allgemeinsten unter den Denkmälern, welche die alten Völker, die zum Theil mehr auf Gräber als auf Häuser verwendeten, den Todten errichteten, sind die Hügel, oft mit Bäumen umpflanzt an Bächen, oft aus Steinen errichtet oder unterbaut und bis zu den Mausoleen gesteigert. Eine andre Art sind gesetzte Grabsteine, Plöcke,



Bäume, Waffen, Tippen, Säulen u. s. w. die bey den Griechen erst nach der Vertreibung der Tyrannen Inschriften, früher schon Bildnisse und Figuren enthielten; eine dritte sind Grabgebäude, den unterirdischen, oder der von den Verstorbenen vorzüglich geehrten, oder von ihm verschönten Gottheit geweiht, bey den Griechen, die zuweilen auch in die Tempel besetzten, sehr alt, am häufigsten aber bey den Römern, mit Umgebungen und Pracht aller Art. Der ersten und zweiten Gattung bedienten sich die Aegyptier nicht; aber sie bewahrten in den Familien neben den Mumien auch Sarkophage statt Denkmäler auf, mit Bildnissen, die bey großer Aehnlichkeit unter einander, so viel sich jetzt urtheilen läßt, doch das Eigenthümliche andeuteten, gleichsam idealisirte Bildnisse, und mit Hieroglyphen, die sich nicht auf die Lebensgeschichte, sondern die Religion zu beziehen scheinen. Oeffentliche Denkmäler zu diesem Zweck waren behauene Felswände, mit Hieroglyphen, Säulen und Epistyllen, Grabtempel und Pyramiden; diese vorzüglich in der sandigen Gegend, wo Todtengrüften durch starke und in die Augen fallende Gebäude der Eingang gesichert werden mußte, für welche die Pyramidengestalt die einfachste und angemessenste war. Von kleinen Grabzeichen haben sie sich allmählig bis zu diesen ungeheuren Massen vergrößert. Ihr Name bedeutet das wahre, oder das ewige Haus; wenigstens giebt ihm dieselbe Erklärung auch Sylvestre de Sacy, (*observation sur l'origine du nom donne par les Grecs et les Arabes aux pyramides* 1801 übersetzt und angefochten in Dorneddens Neuer

Theorie zur Erklärung der Griechischen Mythologie) wovon Zoega an Münter schrieb, Silvestre de Sacy habe mit vielen Worten ungefähr das gesagt, was er in wenigen. Auch was von ihnen die Reisebeschreiber enthalten, ist alles geordnet und gesichtet. Kapellen statt Gräber wurden neben den Häusern errichtet; die Psammetichiden im Tempel der Neith neben der Burg begraben, wie ältere Könige im Labyrinth, dem Tempel des ganzen Volks; daher zuweilen ein und dasselbe Gebäude Königspalast, Tempel und Grab war, wie das Osymanduum oder Memnonium, von allem das Prachtigste. Die übrigen Arten von Denkmälern kommen im Folgenden vor; zunächst aber wird im zweyten Kapitel Gebrauch und Ursprung der Schrift bey den Aegyptern untersucht. Denn von den Denkmälern, von dem Bestreben, sie durch Zeichen zu verdeutlichen und zu schmücken, gieng nach Zoega die Zeichnung, die tropische Bildnerey und, die edelste aller Erfindungen, die Schrift, aus.

Ueber diesen vielbestrittenen Gegenstand legt Zoega von Clemens von Alexandrien, der aus alten Schriften vieles Aegyptische richtiger und klarer, als die andern, vorträgt, die Stelle zu Grund; wonach die Aegypter drey Arten von Schrift hatten, die gemeine und die priesterliche alphabetische, und die hieroglyphische. Nur die letzte erklärt Clemens, und zwar mit der tiefsten, vermuthlich von einem andern, im Aegyptischen Alterthum ganz einheimischen Gelehrten geborgten Kenntniß. Die erste war vorzüglich für Briefe, die zweyte für Bücher, nur die dritte für den Grabstichel; doch wur-

den Hieroglyphen auch gemalt und zu Büchern gebraucht, nach Erfindung des Alphabets aber vorzüglich nur an heiligen und öffentlichen Denkmälern beygehalten. Die beyden Alphabete hatten gleiche Buchstaben; die hieratischen waren nur zierlicher und mit Zügen und Accenten versehen. Heilig hieß nur die hieroglyphische Schreibart; wie auch der Schluß der Inschrift von Rosette im Griechischen bestätigt \*). Sie hat aber nur Eine Methode, nemlich die Gedanken durch Figuren nachzuahmen, (woburch sie sich von den Sinesischen Bildzügen unterscheidet, die willkührlich sind) und ihre Tropen gleich Buchstaben in Reihen zusammenzusetzen, (was sie vor den Malereyen der Mexikaner auszeichnet) und hätte daher nie mit mythischen oder allegorischen Zeichnungen überhaupt verwechselt werden sollen.

Um sich dem Verständniß der Hieroglyphen zu nähern, fängt der Verfasser damit an, sie im Ganzen und nach Gattungen zu untersuchen, wobey er eine Menge treffender Winke zur Erklärung des Einzelnen austreut. Die fünf Hauptgattungen, die man mit den sechs Klassen der Schriftzeichen nach der Chinesischen Grammatik \*\*) vergleichen kann, sind folgende: 1) kyriologische, oder eigentliche Malereyen, besonders von Göttern, Königen, Priestern; 2) cy-

---

\*) Sehr gezwungen ist die Erklärung dieses Beworts, wie der Hieroglyphen überhaupt, in Dorneddens Neuer Theorie S. 90 f.

\*\*) Göttes Mythengesch. Th. I. S. 14.

riologumena, abgekürzte Abbildungen, Umriffe von Gegenständen, die sich nicht wohl eigentlich malen lassen, als Sonne, Mond, Flüsse; 3) tropische, die spätere, aber umfassendste Klasse; 4) ängmatische, worin der bildliche Sinn nur tiefer versteckt liegt, oder verwickelter ist, als gewöhnlich; und 5) phonerische, oder Worthieroglyphen, die späteste Art, die aus Horapollo der Eintheilung bey Clemens, welcher sie vermuthlich unter den räthselhaften mitverstand, hinzugefügt wird. In ihnen wird das Zeichen nach der Gleichheit oder Aehnlichkeit des Namens, z. B. ein Habicht für die Seele gesetzt, (so etwa wie die Mnemoniker häufig, um Worte zu behalten, sich des Mittels bedient haben, dem Klang derselben zu folgen.) Diese Klasse, die, nach der allgemeinen Neigung zu Wortspielen, sich vorzüglich ausgebreitet haben mag, verwehrt allein schon die völlige Entzifferung dieser Sprache; denn Sprache sind die Hieroglyphen eben sowohl als Schrift, und haben alle Veränderungen im Einzelnen, die eine Sprache in ihrer Bildung und Erweiterung erfährt, erlitten, keineswegs eine festgesetzte Anzahl von Zeichen oder ganz unveränderliche Bedeutung gehabt. Die Priester verstanden sie allein, nicht um des Geheimnisses willen, sondern wegen der Schwierigkeit, und sie drückten darin Theologie, Sittenlehre, Sternkunde, Erfindungen, alles, was das Oeffentliche angien, heilige Gebräuche u. d. auch Begebenheiten, vorzüglich mythischhistorische aus.

Man hat aus der Zahl der Zeichen in der Hieroglyphik auf den Umfang der dadurch ausgedrückten

Begriffe schliessen wollen; auch Herder, der in der ältesten Urkunde, gegen Warburton, gezeigt hatte, daß Sprache und Schrift sich zusammen bildeten als Symbol, und daß die Hieroglyphen alle heilige Wissenschaft, Gottesdienst und Naturlehre enthielten, schloß daraus in der Geschichte der Menschheit auf Armut der Gedanken und Stillstehn des Verstandes Zoega (dem übrigens weder Herders noch irgend neuere deutsche Werke von Bedeutung, auch späterhin nicht bekannt geworden sind) erinnert, daß die Hieroglyphen, gleich den Worten, nach dem Zusammenhang, vorzüglich nach der Zusammenstellung gleichsam zu Sylben und Worten, verschieden bedeuten. Nicht einmal die Zahl der Grundgedanken läßt sich also bestimmen; denn einer kann durch mehrere Hieroglyphen ausgedrückt werden, mehrere Gedanken auch in Einer Hieroglyphe vereinigt gewesen seyn. Demohnerachtet ist es nöthig, die Zeichen, ihre Arten, ihre Gruppen zu zählen, die Verbindungen sowohl der Zeichen als ganzer Gruppen, und endlich die Einrichtung der ganzen darin abgefaßten Schriften und ihr Verhältniß zu einander im Einzelnen genau zu unterscheiden. Hierdurch, meynt er, werde ein Weg gebahnt zur Auslegung der Hieroglyphen, die, wie die Sachen jetzt stehn, nicht einmal zu versuchen, jedoch, wenn die große Menge von Inschriften in Aegypten aus Licht gezogen, alles unter einander verglichen, auch die Natur des Landes und Himmels, die Nachrichten der Alten und die angränzenden Völkerschaften sorgfältiger erforscht wären, nicht unmöglich seyn dürfte. Bis jetzt sey nichts ausgerichtet

und wir wissen nicht mehr als Pierius und Goropius. Denn alle fiengen an wo sie hätten aufhören sollen, dachten nicht an Hülfsmittel, Plan und Methode, sondern legten sich bloß auf Muthmaßen. Die Auslegung also den Nachkommen überlassend, übernimmt er das müßvolle Geschäft, ihnen durch Zählung, Ordnung und Vergleichung der Zeichen vorzuarbeiten und führt es mit dem Fleiß und mit der Genauigkeit aus, die vielleicht doch nur eine entfernte Hoffnung zu größeren Aufschlüssen zu gelangen, als die wirklich gewonnenen, unterhalten konnte. Bruce, der freylich nicht gar viel Mühe angewandt haben mag, fand in Aegypten 514 Zeichen; Zoega an Obeliskten 511, und dazu größere Figuren 71, die an andern Denkmälern mitgezählt; ausgeschlossen aber die so er bloß in Abbildung fand, in allem 958 hieroglyphische Zeichen, die er nach den Gegenständen in sieben Klassen theilt und nach dem Altern und dem spätern Zeitalter vergleicht, und 68 eyrunde Gruppen. Zur Fortsetzung fodert er alphabetische und syllabische Hieroglyphentafeln, die den Forscher und den reisenden Zeichner unterstützen, und auch die Gelehrten andrer Fächer zu einzelnen Erläuterungen einzuladen könnten, und war nicht abgeneigt, selbst einmal dafür zu sorgen. (S. 497.) Hatten doch auch die heiligen Schreiber ihre Wörterbücher. Was man eh als dieß geschehn sey über den Sinn einzelner Zeichen oder Inschriften deutele, sey eitel und schwach. Genauer entwickelt die Schwierigkeit der Hieroglyphendeutung ein Französischer Brief, wozu ihn im Jahr 1801 ein Französischer Gelehrter veranlaßte.



„Anstatt Ihnen Ihren Plan mit meinen Rand-  
glossen beschmiert zurückzuschicken, behalte ich ihn, in  
der Voraussetzung, daß Sie den Aufsatz davon aufbe-  
wahrt haben, als ein kostbares Pfand Ihrer Freunds-  
chaft und theile Ihnen hier abgesondert mit, was ich  
darüber denke. Ich will damit anfangen Ihnen zu sa-  
gen, daß im Allgemeinen Ihre Ideen die meinigen sind,  
aber vielleicht nicht ganz nach meiner Weise geordnet.  
Auch finde ich Voraussetzungen darin, die ich nicht an-  
nehme, und einige angeführte Thatsachen, wobey ich  
mehr Bestimmtheit gewünscht hätte; aber das ändert  
nichts im Ganzen. Am Ende denke ich, daß Ihr Ent-  
wurf eben so wie das Ergebniß meiner Forschungen  
darauf führt zu zeigen, daß gegenwärtig keine Mög-  
lichkeit ist, die Hieroglyphenerklärung mit Erfolg zu  
versuchen. \*) Sie glauben, daß ihre Kenntniß nöthig  
sey, um in die alte Geschichte Aegyptens einzuz-  
dringen. Ich glaube es auch; dieser Glaube eben hat  
mich verführt, einen Theil meines Lebens anzuwenden,  
um alles zusammenzubringen, was mir zu ihrem Ver-  
ständniß führen zu können schien, und ich weiß ich  
weniger davon, als was ich mir wenige Monate  
nachdem ich meine Untersuchungen angefangen hatte,  
zu wissen schmeichelte.

„Sie sind jung, Sie sind begabt mit einem auf-  
geweckten und glühenden Geist, mit einem treuen und

\*) Diese Periode ist in der Abhandlung ausgetrichen. Doch  
bezieht sich leur connaissance im folgenden darauf, als  
ob sie gälte.

fertigen Gedächtniß, Sie haben sich mit den Grundsätzen aller Wissenschaften, aller mechanischen Künste vertraut gemacht, Sie haben die Physik inne, die Astronomie, die Naturgeschichte, nicht allein wie man sie gegenwärtig behandelt, sondern mit all den Fabeln und Irrthümern, welche die Alten hinein mischten, Sie haben den Gang des menschlichen Geistes ausgespürt, Sie haben die Sitten und Meinungen der alten Völker und derjenigen, welche wir Wilde nennen, studiert, Sie haben die alte Geschichte Aegyptens ergründet so sehr man es aus den Büchern kann, die uns übrig sind, Sie wissen Griechisch, Koptisch, Arabisch und Hebräisch, Sie haben eine unabhängige Lage und brauchen nur Ihren Hang zu fragen; Sie haben einen starken Körper und gewöhnt Ermüdungen und Entbehrungen zu ertragen, und Sie sind nach allem diesem Herr Ihrer Leidenschaften — wenn das alles ist, so gehn Sie nach Aegypten, versehen mit Büchern und Werkzeugen, bleiben ein Duzend Jahre da, lesen und lesen wieder an Ort und Stelle was die alten Schriftsteller und die neuen Reisenden von diesem Land geschrieben haben, studieren auf den Grund und ganz ausführlich die Natur des Klima, des Flusses, des Bodens, seiner Mineralien, seiner Erzeugnisse im Pflanzen- und im Thierreich, schliessen Verbindungen mit den Einwohnern, um in ihren Sitten und in ihren Vorurtheilen die Sitten und die Vorurtheile ihrer Vorfahren zu studieren, suchen die Sprachen und Sitten der barbarischen Völker kennen zu lernen, welche in den das Nilthal umgebenden Wä-

sten wohnen, schonen keine Mühe, Bagniß noch Kosten, an jeden zugänglichen Ort zu gelangen, stellen Nachgrabungen an, untersuchen mit einer fleinlichen Sorgfalt alle Trümmer der alten Größe Aegyptens, messen, zeichnen alles, machen vorzüglich eine vollständige Sammlung der hieroglyphischen Bildhauereyen, die erhalten sind, und ordnen die Zeichen in Alphabete und Syllabarien, d. h. Reihesfolgen von einzelnen Zeichen und Gruppen oder von Verbindungen zweyer, dreyer oder mehrer Zeichen, die oft zusammen gesunden werden; bemerken die verschiednen Arten, dasselbe Zeichen auszuführen, geben den Grad der Häufigkeit jedes Zeichens und jeder Gruppe, und den Charakter der Denkmäler an, woran man sie antrifft. Dieß gethan, fangen sie an zu verknüpfen, zusammenzubringen, zu muthmaßen; gehn dann über, Grundsätze aufzustellen, ein System zu bilden, den Sinn und den Werth jedes Zeichens zu bestimmen, es sey einzeln oder mit andern vereinigt, welche die Bedeutung abändern können, die Fälle und die Verbindungen festzusetzen, wo jedes Zeichen in seinem ursprünglichen, und wo es in einem abgeleiteten Sinn genommen werden muß, die Veränderungen anzuzeigen, denen die Bedeutung in den verschiednen Zeitaltern unterworfen gewesen, und vielleicht wird es Ihnen gelingen die Säulen des Hermes zu lesen.“

„Aber noch ist eine Zwischenarbeit übrig, sehr wesentlich, das Lesen zu erleichtern, aber sehr mühsam und von sehr zweifelhaftem Erfolg. Man muß die alte Sprache von Chemi auferwecken, die in dem

heutigen Koptischen begraben ist. Dieses muß man reinigen von allem, was es fremdes hat, ihm seine alten Buchstaben, seine alte Rechtschreibung, den ursprünglichen Sinn seiner Ausdrücke wiedergeben. Man muß aus den Katakomben von Memphis und Theben, aus den mystischen Höhlen der Isis und den Schlupfwinkeln der Astrologen und der Gnostiker die doppelte Buchstabenschrift der Aegypter hervorrufen. Dann wenn wir im Besitz ihrer phonetischen Sprache seyn werden, hergestellt in ihrer ursprünglichen Reinheit und geschrieben mit ihren eignen Buchstaben, werden wir versuchen uns die Kenntniß ihrer semiotischen Sprache zu verschaffen, die in gewissen Punkten eng mit der andern verknüpft seyn muß. Wenn es Ihnen wahrscheinlich dünkt, daß das Leben des Menschen zu dem Unternehmen zureiche, wenn Sie überzeugt sind, daß es wohl angewandt seyn würde, daß diese Denkmäler Dinge enthalten, deren Kenntniß den heutigen Menschen nützlich seyn könne, so verlieren Sie keine Zeit, widmen Sie sich der Erforschung des Verständnisses der Hieroglyphen, und mögen die schönsten Vorbedeutungen Sie begleiten! In jedem andern Fall lassen Sie sie denen, welche zu nichts anderm gut sind, den Unglücklichen, die, nachdem sie in ihrer Jugend schlecht gewählt und sich in abstruse und unfruchtbare Studien versenkt haben, ihren Geist, ihre Gesundheit und ihr Glück zu Grunde gerichtet haben, und, ausser Stand sich selbst oder ihres Gleichen nützlich zu seyn, um sich in einer gewissen Reputation zu behaupten und in der Gesellschaft geduldet zu werden, sich genöthigt sehen,

sich zu stellen als ob sie sich ernsthaft beschäftigten , während sie sich nur unterhalten.“

„Ich will gewisse Punkte Ihres Planes hervorheben , die mir Schwierigkeit machen ; vielleicht ist es nur Ihre Art sich auszudrücken , die mich verwirrt : der langsame und schwerfällige Gang meiner Gedanken macht , daß ich bey dem geringsten Anschein von Sprung Verdacht schöpfe , stehn bleibe , nicht mehr hell sehe , Abgründe fürchte. 1. Es ist zu vermuthen , sagen Sie , daß die Hieroglyphenschrift dieselben Umwälzungen erlitten , als die übrigen geschriebenen oder gesprochenen Zeichen ; und um die Zweifel aufzuhellen , die wegen dieser Umwälzungen entstehen , muß man die Zeichen der andern Nationen studieren. Ich denke mit Ihnen , daß die Hieroglyphik viele Veränderungen oder Modificationen erfahren hat ; aber ich kenne kein Volk , das geschriebene Zeichen gehabt hätte , deren Umwandlungen mit denen der Aegyptischen Hieroglyphik verglichen werden , oder Licht auf sie werfen könnten. Mit den Sprachen der übrigen Völker muß man meiner Meynung nach mit den gesprochenen Zeichen , wenn Sie diesen Ausdruck lieben , die Hieroglyphenschrift der Aegypter hinsichtlich ihrer Wechsel vergleichen , nicht mit den Schriften. Die Geschichte der Schrift bey allen andern Völkern ist etwas gar geringes , ausgenommen die Chinesen , von denen wir nichts wissen. Die Geschichte der Sprachen ist es , die uns in Stand setzt , uns eine Geschichte der Hieroglyphik zu denken ; und es reicht so-

gar zu, die Geschichte einer oder zweyer unsrer Europäischen Sprachen studirt zu haben. Die Phönizischen, Chinesischen und Hebräischen Schriftzüge haben vielleicht auch einige Verwandtschaft mit dem alten Aegyptischen. Diesen Satz verstehe ich nicht vollkommen. Wie kann man in Einem Idem Phönizische, Chinesische, Hebräische Buchstaben nennen? Alle meine Begriffe von diesen drey Schriftarten sind falsch, wenn man sich erlauben kann, sie auf diese Weise zu vergesellschaften. Das Phönizische und das Hebräische ist nur Eine Schrift, verschieden wenn Sie wollen wie das Lateinische und das Gothische oder Deutsche; das Chinesische hat nichts zu thun weder mit dem Phönizischen, noch mit irgend einer Art Aegyptischer Schrift. Aber was nennen Sie das alte Aegyptische? Ihre Hieroglyphen, setze ich voraus, zwischen welchen und den Chinesischen Schriftzeichen mehrere Gelehrten eine Beziehung aufgestellt haben, deren Wirklichkeit mir außerst zweifelhaft erscheint. Aber daß sie vorhanden sey diese Beziehung, wollen Sie das Chinesische ergründen, um es auf die Aegyptische Hieroglyphik anzuwenden? Ich fürchte, Sie werden alt werden, ehe Sie sich Genüge thun was das Chinesische betrifft, und daß Sie Ihren Kindern das Geschäft überlassen werden, das Resultat Ihrer Forschungen auf die hieroglyphische Schrift anzuwenden. Was mich betrifft, so habe ich, indem ich diesen Gegenstand ziemlich weitläufig behandelte, die Chinesen auf Seite geschafft, und nicht einmal zu entscheiden gewagt, ob ihre Chis-



fern von bildlichen, oder von bloßen Denkzeichen herkommen, die man willkürliche nennen könnte. Wenn Sie im Gegentheil an die alphabetischen Schriftzeichen der Aegypter gedacht haben, so näherten diese sich ohne Zweifel der Phönizischen Schrift; aber dann müssen Sie schlechterdings nicht von Chinesisch sprechen, und nach allem scheint mir hier nicht der Ort unsre Augen auf das Alphabet zu richten. Die geschriebenen Zeichen der Grönländer und Isländer nähern sich denen der Stahetier. Ich habe keine Kenntniß von geschriebenen Zeichen der Grönländer, noch der Stahetier; aber ich läugne nicht, daß es welche gebe, und Sie werden mich verbinden wenn Sie mir die Bücher angeben, wo davon die Rede ist. Was die Isländer betrifft, so haben sie gewiß keine andern geschriebenen Zeichen als die Runen, die sie mit aus Norwegen brachten im Jahr 870, und die ich nur als eine Verkleidung der Lateinischen Buchstaben betrachte. 2. „In der hieroglyphischen Schrift ist alles symbolisch.“ Nicht alles, aber der größte Theil. Uebrigens kann kein Zweifel seyn, daß es wichtig sey hinsichtlich der Hieroglyphen, selbst nothwendig, die Vorstellungen zu kennen, welche die Alten mit diesem oder jenem Thier, Pflanze &c. verknüpften. Ich setze hinzu, die Vorstellungen der wilden Völker, der barbarischen Völker, der minder gebildeten Klassen unter uns selbst, mit Einem Wort die Vorstellungen, welche der Mensch durch diesen oder jenen Beweggrund mit diesen Gegenständen zu verbinden bestimmt wird. Ich setze ferner hinzu die that-

sachlichen Kenntnisse, welche uns die Naturgeschichte liefert, und die Gedanken, welche in dem Kopf des Beobachters entstehen müssen, und die auch bey den alten Nationen haben entstehen können, obgleich kein Buch, keine Ueberlieferung sie uns aufbehalten hat. Aber welches Feld ohne Gränzen! Welcher Ocean von Thatsachen, Ueberlegungen, Fabeln und Träumen! Und wie in diesem Meer gerade die Tropfen finden, welche wir suchen, die Ideen, welche mit denen der Aegypter übereinstimmen und welche sie bestimmten, das Zeichen dieses Thiers, dieser Pflanze in diesem oder jenem Sinn zu gebrauchen? Die Naturgeschichte wahr und eingebildet, ist eins der wesentlichsten Dinge für das Verständniß der Hieroglyphen; aber um Gebrauch davon zu machen muß sie von einer Unendlichkeit andrer Kenntnisse in Betreff des einzigen Volkes, das sich der Hieroglyphen bedient hat, begleitet seyn. Es ist überflüssig anzumerken, wieviel Vorsicht man anwenden muß wenn man sich auf die Berichte der Griechischen und Lateinischen Schriftsteller in allem was Aegypten angeht, stützen will, wie oft man auf seiner Hut seyn muß gegen Horapollon, dessen Buch ein Gemisch aus Aegyptischen und aus Griechischen alten und neuen Ideen ist, und wie man in nichts sich verlassen darf auf Pierius Valerianus, der uns ein Gewebe von Träumen gegeben hat, einen Haufen verschiedenartiger, schlechtgeordneter Dinge, ein durchaus schlechtes Buch. 3. Um die Aufgabe zu lösen, was die Mumienbinden enthalten haben mögen, muß man die Aegyptischen Todtengebräuche wohl

untersuchen. Ich verweise Sie auf mein Buch und beschränke mich hier auf vier Bemerkungen. — Ihren Einsichten, lieber Freund, unterwerfe ich diese Bemerkungen, geschrieben mit der Freymüthigkeit, die mir natürlich ist und ohne welche ich von wissenschaftlichen Dingen nicht zu sprechen wüßte. Ich wünsche, daß sie Ihnen von einigem Nutzen seyn mögen, während ich mit Vergnügen sehen würde, daß Sie widerslegten was übertriebenes darin seyn kann, und daß Sie mir zeigten, es gebe einen kürzeren und leichteren Weg zu dem Ziel, welches wir zu erreichen wünschen. Genehmigen Sie meine Achtung und meine Freundschaft.“

Wenn Zoega's Erklärung von der Natur der Hieroglyphen Eingang gefunden, so haben dagegen für die Auslegung seine Vorarbeiten bisher wenige oder keine Früchte getragen; mir wenigstens ist niemand bekannt, der darauf, so wie Alexander von Humboldt auf sein Studium der Mexikanischen Malereyen \*), weitere Forschungen gebaut hätte. Durch die französische Commission in Kairo und das große Werk über Aegypten wird, wie es scheint, die Entzifferung nicht weiter gebracht werden, der Vorrath von Hieroglyphen aber wird beträchtlich vermehrt; und sind einigen von denen, welche sich in Aegypten den Zwecken der Gelehrsamkeit mit so großem Eifer widmeten, Zoega's

---

\*) *Vue des Cordillères* Vol. I. p. 57—101. Die Beurtheilung, die Hr. Lanjuinais über Zoega's Resultate angestellt hat, ist mir nicht bekannt.

Ansichten nicht fremd geblieben, so werden sie darum so viel mehr und um so zweckmäßiger gezeichnet haben. Wie wenig ihm Denons Werk zusagen konnte, ergibt sich aus dem Ubrigen von selbst. Des Zeichnens im Vorüberreiten konnte er nur spotten. Künftigen Erklärern ist zu wünschen, daß sie nicht Herders Wort wahr machen: \*) „Mit einem Fingerhut allgemeiner Philosophie verstehen wir, wovon wir kein Wort verstehen, verstehen im Einzelnen nichts, im Ganzen aber alles. Herrliches Recept der Hieroglyphenweisheit für ein so philosophisches Jahrhundert, als das unsrige!“ Einer ist seitdem aufgetreten, der die Hieroglyphen mit großer Beharrlichkeit studiert, Ziegars Werk aber nicht gekannt, oder wenigstens nicht berücksichtigt hat, ein Schweizerischer Staatsmann, der lange Zeit in Konstantinopel lebte, sonst auch in Paris, Hr. von Palm. In seinen vier Schriften über die Hieroglyphen \*\*) ist ein dem künftigen Wege Ziegars ganz

\*) Metreste Urfunde. S. 229.

\*\*) *Lettre sur les Hiéroglyphes* 1802. *Essai sur les H. ou nouvelles lettres sur ce sujet*. Weimar 1804. *Analyse de l'Inscr. en H. du monum. trouvé à Rosette*. Dresde 1803. *De l'étude des H.* Paris 1812. Seitdem haben dem Vernehmen nach noch einige andre Gelehrten Versuche der Entzifferung angestellt, namentlich Hr. Ripault, der im Frühjahr 1816. in den öffentlichen Blättern bekannt machte, daß er nach langem Nachsuchen den Schlüssel der Hieroglyphen gefunden habe. Das Wort Schlüssel erweckt kein großes Lachen.

entgegengesetzter eingeschlagen, und ein von jenem möglicherweise verschiedener Sinn herrschend. Er untersucht nicht im Zusammenhang, sondern deutet nach Vermuthungen aus ungefähren Aegyptischen Religionsbegriffen in Verbindung mit äusseren Umständen, z. B. dem Ort, wo die Inschrift gefunden, der Sache, woran sie befindlich ist; er arbeitet auch nicht dem Untersucher in die Hand, sondern bietet ihm in seiner Schrift selbst zunächst einen höchst verwirrten Gegenstand der Untersuchung; er vermischt von neuem die Hieroglyphen, durch Aehnlichkeit der Bilder getäuscht, mit andern Arten der Bilderschrift, der Mexikanischen, Indischen und besonders Chinesischen; er bekümmert sich weniger um die großen Denkmäler als um die kleinen in Gräbern gefundenen Bildchen, Mumien, Amulette, indem er alle Hieroglyphen einzig auf Gottheit und Religion bezieht und glaubt, daß die talienmanischen Zeichen und Götterbeywörter, \* : einander gereiht wie in Orphischen Hymnen, in dieser Absonderung am deutlichsten erscheinen, daß auch dergleichen liturgische Stücke, wie das Gebet für die Todten, ihre Rechtfertigung und dergleichen, die ältesten seyen; er betrachtet die Hieroglyphen nicht als eine allmählig ausgebildete Wissenschaft und Sprache, sondern als eine vom Geschlechter Hermes ohne weiters eingeführte Schrift und die Idee der Weltseele, der allgemeinsten Grundursachen, der Universalität der Dinge drängt sich ihm darin überall hervor; von ihr seyen die Grundsätze der Zeichensprache ausgegangen, deren Elemente daher, einfache senkrechte, dann verschiedentlich in Dreyecke,

Vierecke, Kreuze u. s. w. verbundene Linien, Verhältniß und Zahl, die Urformen der Dinge, seyn müßten, gleich den geometrischen Figuren der Orphiker, Pythagoreer und Platoniker, die ihm mit den Meistern der Hieroglyphen ganz in eins zu verschmelzen scheinen. Die Zahl der hieroglyphischen Elemente oder eigentlichen Buchstaben gebt ihm nicht über 50, die aber sehr vieler Verknüpfungen fähig seyen; und ihnen stellt er nur eine zweyte Klasse, Bilder von Natur- und Kunst-erzeugnissen zur Seite. Das Einzige, was er vielleicht Zoega verdanken wollte, scheint die bessere Ordnung in seiner letzten Schrift zu seyn und im ersten Abschnitt derselben die Vergleichung der jetzigen Aethiopier, welche jener angewinkt hatte.

Wenn von der Möglichkeit und dem Nutzen der Hieroglyphenerklärung die Rede ist, so versäumt man vielleicht allzusehr, den Inhalt der ausgemittelten Wahrheit von ihrer Form zu unterscheiden. Möge man jetzt nun für bedeutender ansehen und als den Inbegriff aller philosophischen, religiösen und historischen Wahrheiten der Aegypter, welche bey ihnen unzertrennlich verbunden waren, oder für weniger wichtig, so vereinzelt man sich so ziemlich darin, daß dieser Inhalt für uns nicht mehr auszumitteln und reingeschichtlicher Aufschluß eben nicht aus den Hieroglyphen zu erwarten sey \*). Damit glaubt man ihre Ansicht erschöpft zu ha-

---

\*) Görres Mythengeschichte Th. 2. S. 437: „Die Römer hatten hauptsächlich durch ihre Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht ihrer Ehrsucht dienen konnte, den



ben. Allein, wie man aus dem Homer nicht bloß den Inbegriff seiner Kriegs- und Göttergeschichten zu gewinnen sucht, so sollte man in der Hieroglyphe, als einem großen Gedicht, nicht mehr Werth auf das legen, was sie überhaupt, als darauf, wie sie wenigstens einiges gesagt habe. Astronomische Ueberlieferungen aus Indien und Aegypten ließen mehrere scharfsinnige Männer auf eine weit ältere und höhere Bildung unsers Geschlechts als die gewöhnlich angenommene schließen. Es ist möglich, daß einst aus den Hieroglyphen eine überraschende Form der Geistesbildung deutlicher hervorgehn wird, verschieden von allen uns bekannten philosophischen und dichterischen Vorstellungsarten und Bildungsweisen. Aber viel philosophischer Tiefsinn und eine glückliche Beweglichkeit des Geistes, sich, nicht spielend und mit selbstweiser geringschätziger Tändelei, sondern mit Ernst und Vertrauen in eine kaum zu ahndende Kindlichkeit unsers Geistes zurückzuversetzen, würden erfordert werden, um in dieß dunkle Heiligthum tiefer einzudringen. Die Erforschung in diesem Sinn wird vorzüglich durch Studium der hieroglyphisch religiösen Sprache der Urwelt überhaupt, und der Indischen Allegorien, warum sich zuletzt Kanne in zwey obgleich ver-

---

Tod dieser alten Schriftsprache veranlaßt. Es scheint ein Verhängniß zu seyn, daß die Geschichte wie der Mensch um ihren Ursprung gerade so viel wie um ihr Ende wissen solle. Nach dem was Jozza versucht hat, muß ihr Verständniß ganz und gar ausgegeben werden, wenn nicht noch in irgend einer Pyramide etwa eine Abschrift der hermetischen Hieroglyphik aufgefunden wird."

wirren doch viel anregenden Schriften verdient gemacht hat, vorzubereiten seyn. Auch in dieser Hinsicht ist Zoega's Methode, die Hieroglyphen im Allgemeinen zu betrachten, statt der Bedeutung einzelner nachzuzugan, bemerkenswerth. Jamblichus, wenn er sagt, die bildliche Sprache sey die erste der Einwohner Aegyptens gewesen und dann von den Priestern beygehalten worden, verräth schon die natürliche Entstehung dieser allegorischen Sprache nach einem allgemein verbreiteten Gang, und das Allmälige ihrer kunstmäßigen Ausbildung. Sie wurzelte so fest, daß sie nur mit dem Volk selbst untergehn konnte; und dieß ist nicht zu verwundern, da sie so mancherley anziehende Seiten darbot. Die stete Richtung, die sie einflößte, in der Natur die Abdrücke der Gedanken zu suchen, gab ihr philosophischen Werth; die scharfe und zart sinnige Beobachtung des Eigenthümlicheren und Bedeutenderen in der Natur, wovon schon manche bekanntgewordne Hieroglyphen Zeugniß gaben, erfüllten sie mit einem dichterischen Reiz; den besondern Vorzug, die Vorstellung zu wecken und durch Winke zu leiten, statt ihr, wie der vollständige und deutliche, und doch weniger unmittelbare Ausdruck der Rede thut, ihre Freyheit und Selbstthätigkeit zu schmälern, hat sie mit der bildenden Kunst gemein; die Kürze und Verfeinerung endlich, wozu die äussere Darstellung veranlaßte, daß man oft aus einem einzigen Zeichen, aus einer leisen Andeutung an demselben, den Sinn einer ganzen Aesopischen Thierfabel, und zwar von tieferem Sinn, als diesen Wildern des äusseren Lebens in der Regel eigen ist, lesen

mußte, erhielt ihnen den Urtheil des Witzes und Scharfsinns. Zoega vermuthete manchmal, es möge der Sinn sich daran in so hehem Grade entwickelt haben, daß wir ihm zu folgen nicht im Stande seyen. Andre dagegen haben geglaubt, durch sinnliche Symbole könnten nicht bloß nur wenige (wie oben schon erwähnt worden) sondern auch nur gemeine Gedanken ausgedrückt werden. Das erste möchte seyn, und alle Gedanken lassen sich auf wenige zurückführen; das andre aber könnte so umgekehrt werden, daß nur die gemeinen Gedanken am bequemsten mit dem Wort, dem unbildlichen nemlich, die höheren aber, worauf zuerst und zuletzt der Trieb des Geistes den in sich gekehrten Menschen leitet, allein durch das Bild, sey es auch im Wort, gefaßt werden können, und daß eben wo das beschränkte Bewußtseyn aufhört, eine heilige Bildersprache, sey sie biblisch, oder Platonisch, oder vielleicht denn auch hieroglyphisch, d. i. altägyptisch, allein fähig sey, auf ein Unerkennbares hinzuweisen. Unlängst folgerte ein angesehenener Gelehrter aus der steten Verwahrung der Hieroglyphen auf den Denkmälern, „daß in der anschaulichen Totalität der immer und immer unwandelbaren heiligen Bilder die Weisheit der Vorsehung ein tauglicheres Behülfel für die höchsten Güter des Wissens und Glaubens, als in der elementarischen discursiven, wandelbaren Buchstabenschrift gefunden haben müsse.“ \*) Auch die sogenannte Philosophie der Sym-

---

\*) Kreuzer in den Heidelb. Jahrb. 1808. S. 36.

Schon Plotin, bei Zoega S. 461, deutet auf einen das-

bole bey den Aegyptern steht wahrscheinlich in engerem Bund mit der Bilderschrift, als Zoega (S. 461) anzunehmen geneigt ist.

Von den Hieroglyphen geht der Verfasser dann zu der alphabetischen Schrift der Aegypter über, zeigt, daß sie schon der Pharaonenzeit gehöre, und verzeichnet die seitdem freylich sehr vermehrten Ueberreste derselben, die er sämtlich zu der priesterlichen Art der Schrift zählt. Hierin weicht Akerblad ab in dem Brief an Silvester de Sacy über die Inschrift von Rosette, indem er übrigens diesen Gegenstand ansieht als erschöpft von Zoega. Ihm scheint diese Inschrift in der hieratischen oder Bücherschrift verfaßt, die Mumienbänder und Papyrusrollen aber als eine Abänderung der Schriftzüge von jener, die daraus abgeleitete Brieffchrift zu enthalten. Eben so betrachtete Lychsen diese freyen Züge und Verschlingungen der Buchstaben als die eigentlichen Kennzeichen der Cursivschrift, während Zoega die hieratische für die spätere hält, die jene Züge der Verzierung und des Geheimnisses wegen angenommen habe. In ihr war eine ganze Litteratur verfaßt, über deren Inhalt und Beschaffenheit sich der folgende Paragraph verbreitet. \*) Der Aegyptische Hermes, wonach diese

---

selbe. Man darf aber aus dieser Stelle und aus dem Dafürhalten des Plotines nicht schließen, daß zu eigentlichen Religionschriften immer nur Hieroglyphen getraucht worden seyen.

\*) In der dritten Ausgabe der Ideen macht Heeren nachdrücklicher aufmerksam auf den Umfang dieser Litteratur.

Bücher als ihm geweihte die Hermetischen heißen, war der Genius des menschlichen Geistes. Die einzigen Schriftsteller, deren Zeit bekannt ist, Petosiris und Nechepso lebten nicht lange nach Rom's Erbauung.

Nach der Betrachtung der Schriftarten und der in jeder verfaßten Denkmäler für sich, fügt der Verfasser eine geschichtliche Uebersicht hinzu und untersucht den Entwicklungsgang, den die gesammte Kunst des Hermes oder Ithot, die Darstellung durch Zeichen genommen, von der Zeichnung (Malerey und Bildnerer treffend ursprünglich in eins zusammen) anfangend, die eine allgemeine Sprache ist, gleich der Rede, und sich bey den Merikanern zu einer von den Hieroglyphen jedoch verschiedenen Schrift, bey andern Völkern ähnlich, nur in minderer Ausdehnung und Vollkommenheit, gestaltete; bey den Aegyptern aber die Hieroglyphen veranlaßte, indem man die Bilder gleich Buchstaben nach der Folge der Gedanken zusammensetzte, und dieß schon in der Zeit, als noch Aegypter und Aethiopier Ein Volk waren. Die Schicksale dieser bildlichen Sprache, die wie jede andere Sprache Zunahme und Ausbildung erfuhr, ihre Blüthe erreichte, in Ueppigkeit ausartete und dann welkte und zu einer Art von Kindheit zurückkehrte, vertheilt er, so weit sie sich aus Nachrichten und Denkmälern bestimmen lassen, in sechs Zeitabschnitte. Aus ihnen leitet er dann die alphabetische

---

ratur, und bemerkt, daß die Nachricht Diodors von des Osmandras Bibliothek nicht mehr durchaus in das Reich der Fabeln versetzt werden dürfe.

Schritt ab und mißt ihre Erfindung den Aegyptern bey, nicht auf Treu und Glauben Römischer und Griechischer Schriftsteller, weil sie, was die ältesten Erfindungen betrifft, von den Aegyptern wirklich nur dem Thot zugeschrieben \*). eben so wenig wußten als wir, sondern aus inneren Gründen.

„Nach der gemeinen Erfahrung, sagt er, geschieht nichts durch einen Sprung und kommen die wahrhaft neuen Dinge nicht durch menschliche Vorausicht, sondern durch Hülfe des Zufalls almäßig an Tag. Klänge zu malen scheint eine so schwierige Sache, und so entgegen von dem gemeinen Pfad der Gedanken, daß wir kaum bey mehreren Völkern Erfinder von Alphabeten vermuthen können. Auch ist die Aehnlichkeit unter den Elementen aller so groß, daß wir sie mit Grund auf einen allen gemeinschaftlichen Ursprung beziehen können \*\*); und es kommt hinzu, daß alle Völker, bey denen wir in alten Zeiten den Gebrauch des Alphabets kennen, einen ununterbrochnen, ziemlich schmalen Strich Landes um das mittelländische Meer her einnahmen: — denn die von den alten Geographen

---

\*) So sagt ein Griechisches Epigramm nach Herbers Uebersetzung:

Auch getrennere Freunde mit süßen Bänden zu knüpfen,  
Fand die gute Natur uns eine Sprache, die  
Schrift.

\*\*) Unter Zoegas Papieren findet sich eine beträchtliche Menge von Alphabeten aus Denkmälern zusammengeheftet und untersucht.



unter dem Namen der Aethiopen, Indier, Scythen und Celten begriffenen Völker scheinen es nicht gekannt zu haben. Mit Recht scheint man also zu fragen, welches unter jenen Völkern die alphabetische Schrift erfunden und den andern mitgetheilt habe; und um dieß zu bestimmen, muß man forschen, wie die Menschen gelernt haben können, Klänge zu malen. Denn keineswegs kann ich mich überzeugen, daß ein Mensch irgendwo gewesen sey, der, wie jener von göttlichem Geist angehauchte Theut des Platon, eingesehn, daß alles, was in Worten vorgebracht wird, aus einer kleinen Zahl von Tönen bestehe, und diese Töne durch willkührliche Figuren zu malen unternommen habe. Sondern langsamen Schritts und durch viele Stufen, glaube ich, kam man dahin, daß die Gedanken in Worte, die Worte in Sylben, diese in ihre Laute abgesondert wurden; und eben so, daß statt Gedanken Worte gemalt wurden, drauf statt Worte Sylben und endlich bloße Buchstaben. Aus jener ursprünglichen Malerey, deren vollkommener Methode man Mexikanische Schrift zu nennen pflegt, konnte die alphabetische Schrift nicht entstehen; denn durch sie werden nicht einzelne Dinge oder Gedanken ausgedrückt, und nicht in der Aufeinanderfolge der Gedanken, sondern ganze Handlungen und der Inhalt zusammenverwebter Vorstellungen wird durch einzelne Verbindungen von Figuren dargestellt. Man mußte fortschreiten zur hieroglyphischen Methode von derjenigen Natur, wie wir sie bisher nur bey den Aegyptern kennen, damit die Menschen lernten, das Ganze in Theile zu zerlegen, und

diese in geordneter Folge hinzustellen, wie die thun, welche etwas Gedachtes durch Rede ausdrücken. Aber um von den Theilen einer Sache oder eines Gedankens, oder was eben so viel ist, vom Malen der Worte zu Sylben überzugehn, war es nöthig, daß die, welche die Dinge durch Aehnlichkeiten und Räthsel ausdrückten, die Wortlänge zu beachten anfiengen, was bey wörtlichen Räthseln bey allen Völkern geschieht, und was beym Malen der Gedanken, wie uns Horapollo oben lehrte, in der Aegyptischen Hieroglyphik gleichfalls geschah. Wie aber üblich geworden war, Dinge, deren Bezeichnungen gleich klingen, mit derselben Figur zu malen, so war der Weg zur alphabetischen Schrift eröffnet. Statt vieler Beyspiele, die sich nach Maßgabe des einen anführen ließen, um die Verwandlung hieroglyphischer Zeichen in bloße Buchstaben zu beweisen, wollen wir uns nur an das sehr fruchtbare halten, das der gedachte Schriftsteller darbietet, und den Gegenstand bis zum Ursprung der alphabetischen Buchstaben verfolgen. Durch den Habicht, sagt Horapollo, drücken die Aegypter unter andern die im Herzen wohnende Seele aus, weil das Wort baieth, der Habicht, in zwey Sylben getheilt, mit der einen die Seele, mit der andern das Herz bezeichnet. Daher kam es, daß für alles, was durch die Sylbe bai ausgedrückt wurde, der Kopf des Habichts, für eth seine Füße gesetzt wurden. \*) Als dergleichen vieles

---

\*) D y c k s e n , dem diese Stelle entgangen war, läugnete diese schon von Deguignes vermuthete Entwicklungsart, Zoega's Leben II. Thl. S. 447. 448. 449. 450. 451. 452.

unter die Hieroglyphen gekommen war, das nicht nur ihre Erklärung erschwerte, sondern auch von der alten Art, die Dinge zu malen, entfernte, so trat jener Heros auf, der Vater des zweyten Mercurius, der die Tonzeichen von den Bildern der Dinge absonderte, um sowohl die hieroglyphische Schrift zu ihrer alten Einrichtung zurückzurufen, als auch durch Sammlung und Vermehrung der Tonzeichen die Sylbenschrift aufzustellen. So hatten die heiligen Schreiber eine neue Kunst, eine wegen der Einfachheit der Methode sehr nützliche, aber wegen der Menge der Zeichen nicht gar bequeme Sache. Die Erfindung sofort auszubilden, alle Sylben der Sprache sorgfältig zu unterscheiden, die Worte in Sylben aufzulösen, einer jeden ihr von den Hieroglyphen abgeleitetes Zeichen zu geben, und verwandten Sylben verwandte Zeichen anzupassen, war eine vielfache Arbeit, wodurch sie aufgefordert waren, die Natur der Sprache und der Klänge zu erforschen. Daraus hoben sich allmählig die gemeinschaftlichen Elemente der Sylben hervor. Als man zu ihrer Bezeich-

---

sagt aber doch (Bibl. der alten Litt. u. Kunst St. 6. S. 36:) „Es ist wohl begreiflich, daß, vorausgesetzt, die Buchstabenschrift sey Aegyptische Erfindung, solche hieroglyphische Zeichen, die eine Sache bezeichnen, deren Aegyptischer Name den Schall eines gewissen Buchstabens enthielt, für diesen Buchstaben gebraucht werden konnten.“ Seiner Meynung, daß das Phönizische und das Hebräische Alphabet ursprünglich Sylbenschrift gewesen sey, tritt noch Bellermann bey, Bem. über die Phön. und Pun. Münzen 1814.

nung angefangen hatte neue Züge zu gebrauchen, aus den von neuem zerschnittnen Sylbenzügen gebildet, und Sylben aus jenen einfachen Charakteren zusammenzusetzen, begann auch allmählig die Zahl der zum Gebrauch nothwendigen Zeichen sich zu vermindern, und die ersten Anfänge der noch versteckten und mit der Sylbenschrift vermischten alphabetischen Schrift zeigten sich. (Mit Goguet und de Brosse habe ich die Meynung gemein, daß man vor Erfindung des Alphabets anfieng, Sylben zu malen; aber darin muß ich von ihnen abweichen, daß sie glauben, es habe eine wahre und vollkommne Sylbenschrift vor dem Alphabet gegeben und einige Völker seyen dabey stehn geblieben und nicht weiter geschritten. Denn da es sehr schwer ist, Zahl und Natur der Sylben oder zusammengesetzte Laute einer Sprache zu bestimmen, so glaube ich, daß die selbst, welche es versuchten, eher an Abkürzung der Arbeit und an Zerlegung der Laute gedacht, als jenes Werk vollendet haben. Auch weiß ich kein Volk, das eine wahrhafte Sylbenschrift gebraucht hätte.) Dann brachte das Werk zum Ende der zweyte Mercurius, der in jener unendlichen Manigfaltigkeit von Stimmen und Klängen die Geltung der einfachen Elemente erkannte, ihre Zahl und eines jeden Natur bestimmte, und die Grammatik gründete, welches Plato, wiewohl mit Ausdrücken, die von der Griechischen Grammatik geborgt und auf die Aegyptische Schrift übertragen sind, mit seiner Redefülle und Lieblichkeit im Philebus und Phädrus darstellt.“

Dazu noch folgende handschriftliche Bemerkung :  
 „Auf die Art, wie ich den Ursprung des Alphabets  
 vorgestellt habe, war es nicht bloß natürlich, sondern  
 nothwendig, daß die ersten Buchstaben hieroglyphische  
 Figuren waren, wiewohl nicht immer die bekanntesten  
 oder häufigsten unter diesen. Vielmehr wird man die  
 compendiösesten und leichtesten ausgewählt haben. Doch  
 dieß hängt von so vielen zufälligen Umständen ab,  
 daß man nichts darüber sagen kann. Aber was die  
 Chinesen betrifft, deren Schrift in keiner Verbindung  
 mit der gesprochenen Sprache steht und demnach nie-  
 mals ein Alphabet erzeugen kann, so dürfte unter ih-  
 nen ein Prophet aufstehen und wie durch Eingebung  
 ein Alphabet erfinden, oder sie dürften, um die Eu-  
 ropäer und Indier nachzuahmen, sich klangbildende  
 Buchstaben verschaffen wollen, und es ist kein Grund,  
 der sie bewegen könnte, die Figuren unter ihren Chif-  
 fern zu suchen.“

Die Zeit der Erfindung wird nur im Allgemeinen  
 früher als Moses gesetzt, (S. 555) wiewohl ich in ei-  
 nem Briefe an Ford Hill die Aeußerung finde: „Wel-  
 ches Alter man auch den Mosaischen Schriften geben  
 möge.“ (Von diesen seine Forschungen unabhängig  
 gemacht zu haben, hat auch Zoega büßen müssen.)  
 Die Buchstabenschrift messen von den alten Schriftstel-  
 lern, sey es nach Ueberlieferung oder weil sie die Hie-  
 roglyphik als die Mutter derselben betrachteten, von  
 Platon an nicht weniger den Aegyptern zu, als den  
 Phöniziern; diesen aber aus dem Grunde, weil die  
 älteren Schriftzeichen bey den Griechen, wegen der

Ähnlichkeit und wegen des häufigeren Verkehrs der Griechen mit den Phöniziern, als mit den Aegyptern, unter andern auch Phönizische genannt werden, und weil nach Herodot und andern Kadmus die Buchstaben mitgebracht haben sollte. Zuletzt werden die Behauptungen neuerer Schriftsteller über den Ursprung des Alphabets und dessen Alter bey den Aegyptern beurtheilt und diese wenigen Seiten gewähren ganz besonders, sowohl durch Bündigkeit als Glimpf eine selbst von dem Inhalt unabhängige Befriedigung.

Die Ableitung der Schrift aus der Zeichnung und zunächst aus der hieroglyphischen habe ich darum hier mittheilen wollen, weil die schwierige Untersuchung über den Ursprung derselben theils seither erneuert worden, theils noch fortgeführt zu werden verdient. Heeren hat an dem von Zoega vermutheten Uebergang aus Bildern der Sache zu Bildern der Töne Zweifel geäußert, ohne sich entscheiden zu wollen \*), und folgt daher der üblichen Sage von Phönizischer Erfindung. Man kann auch das Phönizisch = Aegyrische Alphabet immerhin die einzige Ur- und Stammschrift für unsre Weltgeschichte nennen \*\*), ohne daß dadurch Zoegas

---

\*) Ideen. Th. 2. S. 493.

\*\*) Böttiger Archäol. der Malerey. Th. 1. S. 7.  
Derelbe Gelehrte hat anderswo die Vermuthung aufgestellt, daß nach den zwey verschiedenen Grundreligionen, die er annahm, die Sabier schrieben und rechneten, die Fetischisten gruben und malten, alle Himmels- und Sternendiener früh schon Buchstaben und Zeichen erfanden.



Meynung aufgehoben wird, welcher dieß Alphabet zwar von Aegypten aus mit vielem andern \*) zu den Phöniziern, und von dort in wenig veränderter Gestalt zu den Griechen wandern läßt. Wolf, der die Nachrichten von Kadmus unter den gleichen Gesichtspunkt als Zoega und zwar gerade zu derselben Zeit, stellte, gestraute nicht zu unterschreiben, daß die Phönizier grade die Erfinder, nicht bloß Beförderer und Verpflanzer des Alphabets gewesen seyen. \*\*) Der Auseinandersetzung in Wagners Ideen zu einer allgemeinen Mythologie der alten Welt S. 65 ff. fehlt es zu sehr an innerer Nothwendigkeit und geschichtlicher Umsicht; denn wie preßt die Behauptung, daß Bilderschrift und Buchstabenschrift nicht aus demselben Volk hervorgehn könne, den weiten Begriff eines Volks in die engen Schranken eines vorübergehenden Einzelwesens zusammen! Wenn man auch zugeben will, daß die letztere auch allein und ursprünglich durch tiefsinnige Abstraction habe erfunden werden können und erfunden worden sey, wie denn nach den durchaus willkürlichen Charakteren der Keilschrift, (auf

---

den, die Persepolitische und Babylonische Keilschrift; die ursprünglichen Jettischendiener aber die Figuren ihres Cultus aufzeichneten, woraus alle Hieroglyphenzeichen hervorgegangen seyen.

\*) S. 535. Was den Uebergang der Mythen von Aegypten nach Phönizien betrifft, darüber vorzüglich ist Hugs Schrift über den Mythos bemerkenswerth.

\*\*) Proleg. in Hom. p. L.

deren weite Verbreitung in Asien Lichtensteins Tentamen palaeographiae aufmerksam gemacht hat, und die auf Zoegas Untersuchung keinen Einfluß gehabt haben, weil er sie nicht für alphabetisch, sondern für verabredete, gelehrte Chiffern von Worten hielt) vermuthet wird \*), daß die Erfindung unabhängig von den Phöniziern auch im inneren Asien gemacht worden, so folgt nicht, daß es gar nie durch almäßige Annähe-

---

\*) Heerens Handbuch der Staatengesch. des Alterth. S. 9. Gleichermäße behauptet F. Schlegel, Gesch. der Litt. Th. 1. S. 181 f. indem er (mit Zoega) annimmt, „daß das Phönizische Alphabet, und alle, die aus ihm abgeleitet sind, überhaupt die des w. . . hen Asiens und Europas, die wohl alle aus einem gemeinschaftlichen Stamm entsprossen seyn mögen, in der Gestalt, und selbst in der Benennung der Buchstaben, ihren Ursprung und ihre Beziehung auf die früher-vorangegangenen Hieroglyphen gar nicht verläugnen können“, das Indische Alphabet könne, seiner innern Beschaffenheit nach zu urtheilen, keinen solchen Ursprung gehabt haben, so wie man unter den Indischen Sculpturen auch noch nirgend Hieroglyphen gefunden. Daß aber die Schrift der Indier nicht jünger sey als ihre Cultur selbst, zeigt Heeren in der dritten Ausgabe der Ideen. Ganz neuerlich sind wieder zwey wichtige Denkmäler mit Keilschrift gefunden worden. Aufmerksamkeit verdient auch, daß die von Hn. W. Gell im Gebiet von Elis gefundene und 1813 mitgebrachte altgriechische Inschrift den meisten Buchstaben nach aus förmlichen Keilen zusammengesetzt ist.

rung und von Anfang auf dem Wege der Nachahmung  
 oder Anschauung, durch welche das Nachdenken selbst  
 erzogen wird, habe geschehen können. Daher sich denn  
 zwar eine neue historische und philosophische Streit-  
 frage ergibt, die Zoegasche Entwicklung aber auf sich  
 beruhen bleibt. J. L. Hugs Schriftchen über die  
 Erfindung der Buchstabenschrift und ihren  
 Zustand und frühesten Gebrauch im Alter-  
 thum kam zu derselben Zeit ans Licht, als Zoegas  
 Werk. Auch er zeigt, daß nach den ersten aufgerich-  
 teten Denkzeichen, rohe Zeichnung der Urversuch mensch-  
 licher Darstellungskunst gewesen sey, allegorische Bilder,  
 seit der Entwicklung von Gedanken und Vorstellungen,  
 die zweyte Stufe eingenommen, und aus diesen durch  
 Abstraction sich endlich die Tonschrift entwickelt habe.  
 Auch er betrachtet Aegypten als das Land, wo dieß  
 geschehen sey; aber aus ganz verschiedenen Gründen.  
 Ihm scheinen die ursprünglichen fünfzehn Buchstaben  
 der Phönizier, womit nach ihm sich zuerst die Tons-  
 schrift von der Bilderschrift losgerissen, weil der größ-  
 sere Theil übereinstimme und daher Zufall nicht zu  
 vermuthen sey, leichte Umrisse und Andeutungen von  
 eigentlichen Bildern der Gegenstände, die der Name  
 bezeichne, und die zum Theil nach Aegypten hinweisen  
 sollen, nemlich Ohe, Haus, Kameel, Thüre, Hand,  
 hohle Hand, Wasser, Fisch, Auge, Mund, Kopf,  
 Zahn, Tau oder Zeichen des Thot, und nur zwey  
 unbekannte. Angenommen, alle Namen seyen recht  
 verstanden, alle diese unfaßlichen, aus Phönizischen  
 und altgriechischen Inschriften ausgesuchten Zeichen

richtig darauf bezogen, welche Beziehung in der That fast bey allen von großer Willkühr abhängt, so steht es wenigstens um die Abkunft aus den daneben gestellten Aegyptischen Hieroglyphen sehr mißlich. Sie sind fast sämmtlich von der Klasse der kyriologischen d. h. eigentlich keine Hieroglyphen, und konnten und mußten auch bey jedem andern Volk vor dem Alphabet vorkommen; denn das B. und das D. als pyramidenartige und wenn man das zugeben will, demnach Aegyptische Häuser und Thüren, (wogegen das Kameel Aegypten fremd ist) und das Tau als Aegyptisches Symbol sind für sich allein viel zu schattenartige Dinge, um darauf den Aegyptischen Ursprung zu bauen. Besser bleibt man denn nur, wenn man nicht obnehin weiter zurückgehen will, bey dem Allgemeinen: wir kennen in keinem andern Land als in Aegypten in so früher Zeit Bildung überhaupt, und vorzüglichilder, und da diese auf die Schrift geführt haben, so wird sie da entstanden seyn. Zoega glaubte zwar auch, (S. 564) daß die ältesten Buchstabenzüge abgekürzte Bilder der Dinge, aber daß die vorhandenen schon zu sehr von der ursprünglichen Gestalt abgewichen seyen, um sie zu erkennen, leitete alle diese Namen, über deren Ursprung nichts gemeldet wird, aus bloßem Schulmeisterscherz ab, wenn nemlich bey dem Unterricht einem jeden Laut, gleichsam zum Träger, ein bekanntes Wort, das damit anfieng, beygegeben wurde, eben so wie die Nordischen Namen, die den Runen gegeben worden\*), und glaubte,

---

\*) Er hielt sich mit Thre überzeugt, daß die Runen aus dem Lateinischen angenommen seyen, im fünften Jahrhun-

die ältesten Namen seyen der bloße Ton eines jeden Buchstabens gewesen, die also die Lateiner eher von den Griechen erhalten hätten, als diese die Phönizischen Namen angenommen. Demohngeachtet stimmen beyde Erklärungen in dem Hauptpunkt überein, daß die Buchstaben ursprünglich Bilder seyen von Gegenständen, welche durch die zertheilten Wortlaute ausgedrückt werden, so nur, daß Hug ohne allmähliche Uebergänge gleich Anfangs bis zu den Elementen auflöste und das Wort aus mehr Bildern zusammensetzte. Allein wenn man Laute einmal so weit getrennt hatte, daß sie als einzelne Buchstaben für sich nichts mehr bedeuteten und man ihnen erst wieder Worte suchen und wählen mußte, sie an deren Spitze zu stellen, damit man sich dann bey dem Aleph oder Ochsen des A. bey dem Beth oder Haus des B. erinnerte, so konnte man eben so gut ein noch willkühlicheres Zeichen dafür annehmen, das nur etwas mehr Mühe zu behalten gekostet hätte; alle Verbindung mit dem Malen als Vorstufe ist abgeschnitten, und auch die Mittelstufe, welche die den Hieroglyphen wesentliche Zusammenreihung darbot, bleibt übersehen. Hug wollte also zwar durch dieselbe

---

dert. So noch Eichhorn, Mühs u. a. Was Beres, Suhm, P. C. Müller (Ueber Island. Historiogr. S. 131 ff.) J. Schlegel (Gesch. der Litter. Th. 1. S. 222 f.) dagegen bemerkt haben, läßt nicht zweifeln, daß auch der Norden längst schon seine *σηματα* hatte. Vgl. Fulda Ueber die beyden Hauptdial. der D. Spr. §. 25. Thorkelin Västhrudnismal p. 39.

Vermittelung wie Zoega die Erfindung begreiflicher machen, suchte auch die Nachahmung an derselben Stelle — (während andere glauben, man habe mit dem Zeichen die Bildung des Mundes malen wollen, die erfordert wird, um einen Buchstaben auszusprechen \*), oder, wie Wachter, man habe sie den Theilen des menschlichen Körpers, oder wie Hug später \*\*), nach Sanchuniathon, den am Himmel beobachteten Figuren, wie vielleicht noch andre, dem Flug der Vögel nachgebildet, was dem Palamedes zugeschrieben wird) — führte aber gegen seinen Willen auf übereinkommliche Zeichen für die einzelnen Laute zurück. Sonst hat auch Caylus schon \*\*\*) einige Züge der Mumienschriften mit ähnlichen Hieroglyphen zusammengestellt, aber in der Meynung, jene seyen nur zufällig oder in ganz anderer Geltung in das Alphabet aufgenommen worden. Hugs zweyte Vermuthung, daß, wegen der Phönizischen Namen der Buchstaben, die Erfindung mit Aegypt-

\*) Tyfesen a. a. O. S. 39. Schöfers Nordische Geschichte S. 600 u. a.

\*\*) Ueber den Mythos S. 9. 140.

\*\*\*) Recueil d'Ant. Th. 1. Taf. 26. Hierzu schrieb Münster in der Handschrift, welche ich in Kopenhagen ihm mitgetheilt hatte, die Bemerkung bey: „Zoega hatte einst (vor 1786) einen Versuch gemacht, diese Caylusischen Schriften zu entziffern, und in Einer derselben eine Dorologie gefunden, die mit dem dreymal wiederholten ETOTAB (heilig) anfieng. Die Worte waren erst ohne Vocale geschrieben.“



rischen Mitteln durch die Phönizischen Ansiedler in Aegypten gemacht seyn müsse, hängt von der ersten ab, und außerdem kann man mit Grund einwenden, daß die Aegyptische Sprache sehr leicht für alle fünfzehen Bilder Namen haben konnte, die mit den gleichen Buchstaben anfiengen, als die Phönizischen, ohne darunter mit den Semitischen Sprachen die nahe Verwandtschaft zu haben, die sich nicht erweisen läßt. Herodotus findet in dem Aegyptischen Alphabet, das er aufstellt, keine oder nur sehr wenige und zweifelhafte Aehnlichkeit mit dem Phönizischen und Syrischen. Doch ist die Uebereinstimmung des Schreibens von der Rechten zur Linken zu bemerken. Uebrigens behauptet Hug nach meiner Meynung mit Recht das Kadmeische Alter der Schrift in Griechenland, und daß sie die Jonier aus Attika mitgenommen haben. Zwar unterscheidet er die mythische Form nicht sehr scharf; denn die Sprüche z. B. auf den Schilden der Sieben Helden bey Aeschylus lassen so wenig irgend etwas geschichtlich folgern, als die Statuen der acht Götter auf der Thebischen Burg und viele andere in die alten Zeiten gesetzte Dinge in den Aeschylischen und in andern Trauerspielen. Auch die von ihm scharfsinnig beleuchteten Inschriften stehen immer in unverhältnißmäßiger Ferne von Kadmus und weit näher der noch wenig verbreiteten Schreibekunst; und demunerachtet ist es ein richtiger historischer Sinn, wonach Herodots Zeugniß für den Kadmus (nur daß man den Namen richtig nehme) von ihm vertheidigt wird. Mag auch, worauf sich Zoega um das Ungewisse der Angabe zu zeigen, stützt,

alles, was von Kadmus erzählt ist, in Fabeln gehüllt seyn, mag auch die Erfindung der Schrift von andern andern zugeschrieben werden \*). Denn ist es dem Krokops, so bleibt die Sache dieselbe; denn selbst daß Kadmus (nach Ktenon) aus Aegypten kommt, daß die Sage seinen Vater Agenor dorthin setzt, hat wohl nur in so fern Bedeutung, als es den Einfluß der Aegyptischen Bildung auf die Phönizier, den Uebergang derselben durch sie zu den Griechen andeutet; ist es aber dem Orpheus, Palamedes, Prometheus, den Kretern, so erkennt man darin nur die Vaterlandsliebe und die Eitelkeit der Griechen, die sich das Fremde gern anmaßte, oder den Begriff, den sie mit einigen dieser Namen verknüpften.

Auf die Hugische Theorie ist noch eine andere gefolgt von Ranke \*\*), die tiefsinnig und wichtig genug ist, aber leicht mehr als irgend ein Theil seiner gelehrten und wichtigen Schriften aller historischen Kritik ermanngelt. Ihm bedeuten die Buchstaben Zeiten, Elemente

---

\*) Vgl. die gesammelten Nachrichten der Grammatiker in Becker. Anecd. Gr. T. 2. p. 782—86 wo unter denen, die den Aegyptern die Erfindung zuschreiben, ein Athesner Antikleides und Pothodoros namentlich vorkommen, und unter denen auch die vielen gleichsam aus Widerstreben gegen die Sage versuchten Erklärungen von *Πρωτογενής* zu bemerken sind.

\*\*) Erste Urf. der Gesch. S. 43. 535 ff. Pantheon der Naturphilos. S. 217. 286 ff. 442 ff. Vgl. Görres Mythengesch. Th. 1. S. 76.

und Gottheiten, und sind aus Hieroglyphen derselben entstanden und Hieroglyphen derselben geblieben, enthalten demnach selbst die Religion, und manche, als Buchstaben oder Laute ausgesprochen, erzeugten, statt daß sonst aus gesprochenen Worten geschriebene wurden, neue Worte für die abgebildeten Gegenstände; die Griechischen Buchstaben aber kamen zunächst theils aus Aegyptischen theils aus Phönizischen her und zwar schon lange vordem als die Kadmeischen Handelsleute ankamen.

Vielleicht würde, wer in diesen Untersuchungen weiter gehn wollte nicht umhin können, die Natur und die Geseze der Taubstummensprache in Betracht zu ziehen, welche zu fruchtbaren Bemerkungen Anlaß giebt.

In einem dritten Kapitel vereinigt Zoega die vielen Nachrichten von den Stelen bey den Griechen, Aegyptern und andern, und giebt diejenigen von den kleineren Obeliskten an, die er nach ihrem hymnenartigen Inhalt zu den Osirischen Stelen, und die, so er zu denen des Hermes zählt; zeigt, wie die großen Obeliskten almählig aus diesen hervorgegangen, und welcher Gotttheit ein jeder der erhaltenen geweiht gewesen sey, nach der zum Theil sehr ins Einzelne gehenden Auslegung der Figuren an beyden Enden. Diese sind zwar nicht eigentlich Hieroglyphen, sondern Basreliefe; doch bedauert man, wenn man diese Art von Erklärung betrachtet, daß der Verfasser die Hieroglyphen der Inschrift von Rosette noch nicht sehn und untersuchen konnte. In dem Flaminischen Obelisk

erkennt er den, dessen Inhalt, gedeutet durch den Aegypter Hermapion, Ammianus, vermuthlich nur im Auszug, anführt, und klagt dabei, daß, wie fast alles, was die Alten von Aegypten geschrieben haben, so auch alles, was die Obelisken, ihre Geschichte und Auslegung betrifft, wie durch ein ungünstiges Schicksal, so dunkel und zweydeutig, so zerrissen und abgefürzt sey, daß man die Worte fast nach jeder Seite ziehen, und was man wolle daraus hervorlocken könne, so daß, was bey'm ersten Blick großen Nutzen verspreche, wenn man es genauer betrachte, entweder wenig fromme oder neue Hindernisse erzeuge.

Die Geschichte endlich der Obelisken im fünften Abschnitt des Ganzen ist in vier Zeiträume getheilt nach ihren Urhebern und Verpflanzern.

Aus dieser Uebersicht ergiebt sich, daß die Untersuchung, obgleich ihre nächste Aufgabe nie aus dem Auge verlierend, in wichtigen Punkten die Geschichte der Menschheit berührt, die hauptsächlich in dem Theil schwierig zu erforschen ist, der ganz oder fast ganz jenseits der gewöhnlich sogenannten Geschichte liegt. Und doch ist dieser eine lange Zeit sehr vernachlässigte Theil was einem Gebäude die Grundlage; nur wer den Anfang gefaßt hat, wird auch Mittel und Ende begreifen, und nur aus einem in diesem Zusammenhang gefaßten Ganzen würde sich auf geschichtlichem Wege eine wahre Ansicht von dem Ziel des Menschenlebens gewinnen lassen. Gleich Klippen und Inseln ragen hier und da ganze Zeitalter und Bildungen nur mit ihren Spitzen aus dem weiten Meer der Zeiten,

und der Blick strebt die ehemaligen Verbindungen dieses ungeheuren Gebiets von Ort zu Ort nachzufinden und den merkwürdigen Zeichen längst verschollenen Lebens nachzuspüren. Fast wie eine dichterische Welt verhalten sich diese Gegenden, je wahrer sie aufgefaßt werden, um so mehr, zu den abgeschlossenen Thalgründen und zu den Heerstraßen der Geschichte, in denen wir uns fast überall, wo wir hinkommen, wie zu Hause finden; und es muß auch, wer wirklich über die Aeußerlichkeiten entstellter Sagen und die Oberflächlichkeit gemeiner Auslegung hinaus in die Urzeiten tiefer einzudringen gedenkt, sich eben so von der Wirklichkeit loszureißen verstehen, wie der Dichter und wie der Philosoph, und muß es vielleicht noch kräftiger thun, weil diese beyden sich freyer auf ihren Bahnen bewegen und dadurch gehoben und gereizt werden, während er durch die Fülle des zu durchforschenden Stoffs leicht ermüden könnte, eh er zum Ziel gelangte. Hierüber (wenn nicht etwa über das Aegyptische Alterthum im Besondern) scheint Zoega seine Gedanken durch folgende Platonische Stelle haben ausdrücken zu wollen, die er auf das Titelblatt seines Exemplars von der Schrift über die Obelisken schrieb: „Meine Meynung, o Sokrates, hierüber ist, wie vielleicht auch die deinige, daß nemlich es mit Sicherheit zu wissen in dem gegenwärtigen Leben entweder unmöglich oder äusserst schwer sey; hingegen, was davon gesagt wird, nicht auf alle Weise zu präsen und eher abzulassen, als man es durch allseitige Untersuchung

erschöpft hat, einen sehr weichlichen Menschen ver-  
rathet.“

Sehr leicht mag es geschehn, daß wer mit seinen Gedanken in so entfernten Zeiten kindlicher Einfalt, oder auch kindischer und plumper Entstellung der Wahrheit lebt, die folgenden Stufen der Zeit zu sehr außer Augen setzt. Solche Gelehrten gleichen den Kunst- kennern, die zu den allerältesten Kunstversuchen eine so große Liebhaberey tragen, daß sie die Freyheit des Sinnes verlieren für alle nachfolgenden Entwicklungen dessen, was dort nur im Keim enthalten ist und vielleicht noch mehr verheißt, als es je entfalten könnte. Auch kann im Alterthumstudium eine natürliche Forschgierde leicht in allzuängstliche Genauigkeit ausarten. Garve macht sich deswegen in einem Brief an Weisse mit Recht ein Verdienst daraus, dem trefflichen Reiz einige Sorglosigkeit in Nebensachen eingefloßt zu haben, weil diese nöthig ist, um Hauptsachen zu Stande zu bringen. Diese Beschlossenheit verräth sich gewöhnlich schon äußerlich an einer Anhäufung todter Gelehrsamkeit. Zoega sucht immer nur in so weit vollständig in seinen Angaben zu seyn, als es wirklich erforderlich ist. Wie verschieden ist die Art, wie er das Gesammelte in schlichter Ordnung, wie es die Sache mit sich bringt, vertheilt, von der Verwendung, die einige große holländische Alterthumsgelernten von ihrer Gelehrsamkeit machen, bey denen der Stil der mehrentheils großartigen Gründlichkeit eines Hemsterhuys und Ruhnkens zur Manier geworden ist! Gelesen haben sie auch



alles; aber indem sie ihre Bemerkungen, oft mit vornehmer Miene und einer gewissen Anstalt von Freygebigkeit, künstlich an solche Punkte zusammenzudrängen wissen, wo sie um so mehr Wirkung machen, je weniger man sie erwartet, oder unter gesuchten Wendungen an einander reihen, was nur mit den kleinsten Spitzen in einander greift, und sich dann von Zeit zu Zeit selbst Einhalt gebieten, nehmen sie den Schein an, als ob, was sie so ohne inneren Faden des Zusammenhangs mittheilen nur auf gerathewohl herausgegriffen sey, um die Neugier des Lesers auf diese an allen Orten gleich unergründlichen Schätze zu lenken, die sie zu Hause haben, und als ob sie auf dem unendlichen Gebiet von Worten und Sachen so bewandert wären, daß ihnen alles bey allem, nicht bloß das Wichtigere, sondern jeder kleinste Nebenumstand, von selbst einfiele. Zoega ist so entfernt von aller Selbstsucht gegen den Leser, daß er ihn selbst oft das Beste finden läßt, indem er sein Urtheil nur vorbereitet. *Non enim id mihi propositum est, sagt er einmal, ut aliquam stabiliam meam sententiam vel reliquorum oppugnem opiniones, sed ut res exponam quales deprehendi, circa ea autem, quae inde sint arguenda, arbitrium sit penes lectores.* Diese Platonische Methode ist in alterthümlichen Untersuchungen so selten, daß es einem minder aufmerksamen Leser oft begegnen könnte, über Stellen, die bei jenem aus der sorgfältigsten Vorarbeit und Prüfung hervorgegangen sind, wegen dieser Ruhe und Stille und der in diesem Werk gleichmäßigen Farblosigkeit, als über

ganz gewöhnliche wegzulesen. Dieß stimmt mit dem ganzen Geist seiner Forschung überein, die immer nur von der Sache ausgieng; nicht einmal von der Begierde, etwas neues zu erfinden, die wenn sie auch einen Leibniz zu wirklichen Erfindungen leitet und nicht von der Wahrheitsliebe entfernt, andere leicht zu Harduinen und zu Irrlichtern der Geschichte macht; sondern von dem Vorsatz, das Alte kennen zu lernen mit scharfer Prüfung auf die Gefahr hin, daß es zu einem Neuen würde. Auch in der ganzen Anordnung sieht man, daß er nicht lieber sich nachgiebt, als auf den Leser Rücksicht nimmt, durch Klarheit, Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit der Einrichtung, wie sie vornehmlich in diesem ausgedehnten Fach nöthig ist; es gilt von ihm, was Hippel sagte, ein tüchtiger Mann schreibe jeden Brief so als für die Welt und jedes Buch als für einen Freund. Darum wundere ich mich über ein Urtheil Johann Müllers \*). Er sagt nehmlich in Briefen, das Werk von den Obelischen enthalte große Blicke voll Verstand über die ganze Mythologie, sey eins der gelehrtesten, die je erschienen; aber, setzt er hinzu, nicht eben der lichtvollsten, es sey etwas überladen. Er mag das Schwierige der Gegenstände und die zur Vollendung der Untersuchung nöthige, einen eilenden, nur nach Endurtheilen fragenden Leser aber abschreckende Vollständigkeit dem Verfasser zur Last gelegt haben, der gewiß zu den licht-

---

\*) Werke Th. 7. S. 138. 373.

vollsten seiner Art gehört. Auch der Ausdruck ist deutlich und bestimmt, leicht und gedrängt zugleich; im Ganzen auch gefällig und ziemlich rein, wiewohl nicht frey von minder streng aus den Alten gewählten Worten und Redensarten. Obgleich Zoega, indem er so viele Sprachen schrieb, den Lateinischen Styl nicht bis zur schönen Kunst ausbildete und nicht einmal so weit, daß man in diesem vorzüglich und allein das geistige Gleichniß zu suchen hätte, das ein Schriftsteller seiner Sprache einbildet, so ähnelt doch dieser sein Lateinischer Styl seiner ganzen Bildung, nicht allein durch jene Klarheit und Bestimmtheit, sondern auch durch die gänzliche Abwesenheit des Pomphaften und Steifen, wozu der Lateinische Ausdruck sich gern hinneigt, (indem er den Gelehrten zu einer Art von Amtssprache wird, die an gewisse ehemalige Amtstrachten erinnert,) und der unangenehmen Derbheit und Einförmigkeit in Metaphern und einer gewissen schwerfälligen Zierlichkeit, wovon sich oft die größten Meister, wie Muretus selbst, nicht ganz frey erhalten haben, und man zieht die schmucklose Natürlichkeit seiner Schreibart, besonders für diese Gegenstände, dem zusammengeborgten Putz und der fechtmeisterischen Gewandtheit vieler andern vor.

Unter den berührten und erklärten Denkmälern sind vorzüglich zahlreich die aus dem Borgiaschen Museum, als dessen Vorsteher gewissermaßen Zoega betrachtet werden kann. Als Proben von Auslegung, welche die eigne theils einfache theils tiefsinnige Sinnbildnerey der Aegyptier auch in ihren erhobenen Werken

sehr schwierig macht, sind auszuzeichnen die Vorstellung an einem großen Granitkasten, S. 326., und die einer Gemme S. 329. Die Abbildungen, die man von Obelisken vorher hatte, waren entweder ganz schlecht, oder, wie die Kircherschen, doch ungenügend. Die dem Zoegaschen Werk angehängten werden von allen Kennern als ein unübertroffenes Muster von Genauigkeit und Richtigkeit geschätzt.

Diesen langen Bericht möge eine Stelle aus der kurzen Vorrede beschließen, worin der Verfasser selbst sein Werk also schildert: *Quod cunctis accidit qui Aegyptiam antiquitatem explorare aggressi sunt, ut a tenebris illis quae totum istud argumentum involvunt et obtegunt repulsi in primis consteterint liminibus, neque adyta adire sustinuerint, idem et mihi, licet amplioribus subsidiis adjuto, evenisse fateor: quapropter dum ipse adyta illa subire prohiberer, id tantum sategi ut aliis viam commonstrarem et velut domi aperirem ostium, per quod ingressi longius quam mihi datum fuit, pergere tentent sensimque ad penitiora accedant atque sacrarii valvas recludent. Aegyptia quae nobis innotuerunt monumenta in classes distributa recensere, aetatem eorum, significandi rationem et artis modum in unoquoque deprehensum declarare, characterum hieroglyphicorum naturam explicare, numerum eorum generaue et varietates adnotare, ac diversas quibus Aegyptii usi sunt scribendi methodos definire, vicissitudinesque earum enarrare; haec fere sunt quae ut res nunc se*

habent, aliqua cum probabilitate adsequi possit Aegyptiae antiquitatis interpret. Ulteriora posteris relinquenda duxi, qui ubi ipsa Aegyptus nostris hominibus patuerit latius, et monumenta quae ibi spectantur amplissima et vetustissima, accurate fuerint explorata et descripta, aliquando forsitan hieroglyphica legens et secretiorem Aegyptiorum monumentorum sensum percipient.

---

## Dänische Dienste.

---

Rom den 4. März 1797. An Joh. Zoega,  
Pastor in Nögeltondern \*).

Wollte Gott, daß ich Euch wiedersehen könnte; immer wird mir der Wunsch dringender, eben auch weil mich in diesem Zeitpunkt so wenig erfreuliches umgiebt und mir das Land, wo ich bin, immer weniger lieb wird. Wie alles sich hier verändert hat, wie Rom nicht mehr Rom ist! - Du kannst Dir vorstellen, wie uns andern, die hier nur im Alterthum leben, dabey zu Muth ist, daß die schönsten Werke nicht mehr hier sind, die schönsten reichsten Sammlungen zerstückelt, zerrissen, Gypsgüsse statt Marmorstatuen aufgestellt \*\*). Wie das unerträglich ist dem, der das Bessere so lange gewohnt war; wie das ganze Studium dabey an Würde, an Interesse verliert.

An Münster. Den 4. März 1797.

Wie die Sachen nun stehen, würde ein jedes Amt, welches ich in meinem Vaterlande erhalten könnte, mir willkommen seyn; denn was ich hier habe, nimmt

---

\*) Der Brief traf ihn nicht mehr am Leben. D. H.

\*\*) Der Friede von Tolentino wurde den 19. Febr. geschlossen. D. H.



täglich ab, und wird am Ende gar wenig werden. — Visconti, Marini, Becchetti, Fea, Tannini, Rapponi, Leonetti Invernizzi, alle diese Männer sehe ich sehr selten; denn die Zeiten sind insociabel, die antiquarischen Materien haben ihr Interesse verloren, und ich vermeide gewöhnlich von andern Gegenständen zu reden. — — Hätte ich nicht Frau und Kinder, so fände ich wohl eine Gelegenheit die Alpen zu passiren und mich von einem Lande loszureißen, wo alles sein Aussehen verändert hat, und wo es viel ärger werden muß, ehe man Verbesserung erwarten darf. — Meine Gesundheit ist mittelmäßig wie gewöhnlich: so lange ich mit Bourke und Prinz Emil von Augustenberg herumliefe, war ich rasch; nun ich wieder angefangen habe stille zu sitzen, incommodirt mich meine Seite sehr. Fea schreibt über alles, was nur vorkommt, antiquarisch, ökonomisch, politisch, militärisch, culinairisch. Visconti arbeitet mit Ruhm im antiquarischen Fach, wie schon lang; erklärt das Erklärliche und Unerklärliche.

An Engelbreth. Den 19. August 1797.

Meine Lage wird immer unangenehmer und immermehr verliert sich jede Hoffnung des Besserwerdens. Ich habe weder Kraft noch Ruhe mehr zu arbeiten wie vorher; Bewegung und Zerstreuung sind mir nothwendig und das Gewahrwerden, daß ich so viele Jahre an steile Arbeiten weggeworfen, nimmt mir die Liebe zu meinen Studien, welche mir ausserdem meine ökonomischen Umstände in kurzem gänzlich aufzugeben zwingen

und mich dran bringen werden, den Cicerone zu machen, wie ich schon den verflossenen Winter angefangen habe. Das Uebel ist dann, daß auch dieses Metier, wozu ich absolut nicht gemacht bin, wenig einbringen wird. Wenn ich singen könnte, würde ich mich Ihnen empfehlen, mir eine Küsterstelle in Ihrer Nachbarschaft zu suchen; denn gewiß ich würde lieber den Küster auf dem Lande als den Cicerone in Rom machen. Den ersten Theil dieses Sommers habe ich angewandt, die Antiquitäten, Gallerien, und Kirchen von Rom wieder zu sehn, um mich in der Ciceronie zu vervollkommen; aber als die Wärme anfieng, wurde ich über dieser Beschäftigung krank, und, obgleich von dem Anfall bald befreyt, bin ich doch schwach und niedergeschlagen geblieben, gehe wenig aus und durchgehe Koptische Membranen. Wenn es mir gelingt, diesen Herbst in Genzano zuzubringen, so werde ich Ihnen von da schreiben und Ihnen sagen, wie ich diese Orte gefunden habe, die wir einmal in besseren Zeiten zusammen besuchten.

An Münster. Den 17. Sept. 1797.

Dieß Jahr habe ich mich mit der Koptischen Sprache beschäftigt. Ich habe fast alle Membranen der Borgiaschen Sammlung durchlaufen. Freylich halte ich mich bloß an das Oberflächliche, Sprach-Paläographie, ein paar spärliche topographische oder ethnographische Notizen. Um von ihrem eigentlichen Inhalt Gebrauch zu machen wäre ein in Theologie und Kirchengeschichte Bewandter erforderlich, wie Sie uns

einen schicken könnten, dem ich in kurzer Zeit die Sprache zu lehren hoffte, wie ich die Erfahrung mit unserm Engelbreth gemacht habe. Meine Gesundheit ist erträglich.

An denselben. Rom den 2. Dec. 1797.

Sie wollen meine Meynung von dem Künstler — wissen. Wohlau, er kam hier an höchst unwissend in allem, was ausserhalb der Kunst liegt. Es ist sehr wenig überlegt, jemanden so roß nach Italien zu senden, wo er sehr viele Zeit verlieren muß, um Dinge zu lernen, ohne welche er seinen hiesigen Aufenthalt nicht gehörig nützen kann, und welche er leichter und geschwinder vor der Reise hätte lernen können. Ohne ein Italiänisches oder Französiches Wort zu wissen, ohne die geringste Kenntniß von Geschichte und Mythologie, wie ist es möglich, daß ein Künstler hier so studire, wie er es sollte? Hätte er Kenntnisse, so könnte er vielleicht die Sprache entbehren, oder wenn er Sprachen besäße, so könnte er hier Bücher zu seiner Instruction finden; aber ohne beydes ist er verloren und weiß nicht wo anfangen. Besonders ist ein Bildhauer, der sich doch an nichts, als an die Antiken halten kann, sehr verlegen. Ich verlange nicht, daß ein Künstler ein Gelehrter seyn soll, ich wünsche es nicht einmal; aber eine Art dunkelen Begriffs muß er doch wenigstens von den Namen und der Bedeutung der Dinge, die er sieht, haben. Das Uebrige kann durch den Umgang mit Gelehrten ersetzt werden; aber wenn man in jedem Discurs vom a b c anfangen muß, so erwirbt man sich

auf beyden Seiten. Sie bestätigen also die mir vom Grafen Reventlow \*) gemachte Hoffnung, fragen mich über meine Wünsche, besonders, ob ich den Aufenthalt in Italien oder in Dänemark vorziehe? Ich gestehe Ihnen, daß es mir schwer wird, hierauf zu antworten, daß die Beweggründe auf beyden Seiten eine Art von Gleichgewicht hervorbringen, und ich, um nicht zu irren, die Entscheidung am liebsten den Männern überlassen möchte, von denen mein Schicksal abhängt. Råme hiebey bloß meine Neigung, mein unmittelbarer unüberlegter Wunsch in Betrachtung, so wäre die Sache bald entschieden. Die Entfernung macht uns das Vaterland lieber, ich sehne mich oft leidenschaftlich darnach, die Orte, wo meine Jugendjahre verflossen, wieder zu besuchen, meine Anverwandten, meine älteren Freunde wiederzusehen. Ich würde mich da wieder verjüngt fühlen und bey aller Schwächlichkeit meines Körpers das Klima nicht scheuen; und sollte mich auch die Kälte des Nordens einige Jahre eher aufreiben, als der Römische Scirocco, so bin ich doch gewiß, daß die mir übrigen Jahre angenehmer verfließen würden, als hier, und bey meinem Abgange würde ich auch in Rücksicht auf meine Kinder ruhiger seyn. Ich lebe hier sehr einsam und wenn ich Umgang habe, ist es fast nur mit Fremden. Der große Unterschied in Erziehung und Denkungsart zwischen uns und den Ab-

---

\*) (zu Enkendorf) Er hatte im Frühjahr Rom verlassen und war gegen Ende des Jahrs nach Kopenhagen gekommen. D. H.

mern bestimmt einen Abstand, der keinen offenen, zwanglosen Umgang, keine wahre Freundschaft, noch reinen gesellschaftlichen Genuß erlaubt. Der einzige Mann, mit dem ich in einiger Verbindung stehe, ist der Cardinal Borgia; dem ich im Grunde alles schuldig bin, was ich hier erhalten habe, der bey aller ihm wohlbekannten Verschiedenheit in unsern Meynungen und Gesinnungen nie aufgehört hat, mich mit väterlicher Güte zu behandeln, und der mir eben jetzt am schätzbarsten ist, da die Umstände ihm nichts für mich zu thun erlauben. Sollten die Jahre, die er vor mir voraus hat, ihn ins Grab bringen, so wäre ich ganz isolirt; ich kenne niemand, an den ich mich anschließen möchte \*). Auch läßt die ganze gegenwärtige Lage der Dinge befürchten, daß es hier bald eine Wendung nehmen möchte, woben einem Fremden der Aufenthalt höchst unangenehm werden dürfte. Aber auf der andern Seite widerrathen mir der Zustand meiner Familie und der Zweck meiner Studien den Gedanken einer baldigen Ortsveränderung. Meine Frau ist kränklich und muthlos, mein Knabe seit sechs Monathen in einem traurigen Zustande, wovon sich das Ende nicht absehen

---

\*) Winckelmann schrieb an Niedeser (Dasbendorfsche Samml. S. 246 f. vgl. 107.) „Sie sind mir von so vielen Freunden allein übrig geblieben. Die Zahl meiner Freunde ist nunmehr auf drey Personen eingeschränkt, Sie, Stosch und Mengs.“ Auch an Muzel Stosch Th. 2. S. 26. klagt er, daß er ohne Freunde in Rom lebe. D. H.

läßt, und über ein paar Monathe erwarte ich meine Familie aufs neue vermehrt zu sehen, daß also noch ein Kind an der Brust hinzukäme. Sie sehen ein, wie beschwerlich und zugleich wie kostbar in dieser Verfassung eine weite Reise seyn würde, und wie vielen Vorwürfen ich mich aussetzte. Und wiederum wenn ich auf meine Studien, ihre Bestimmung und Richtung Rücksicht nehme, so muß ich glauben, daß es für mich viel zweckmäßiger sey, wenigstens noch einige Jahre hier zu bleiben, zumal wenn ich durch Unterstützung von meinem Vaterlande in den Stand gesetzt wäre, sie ungehindert durch Nahrungsorgen, die mir seit den letzten Jahren einen großen Theil meiner Zeit und zugleich den Muth zur Arbeit rauben, fortzusetzen. Daß das antiquarische Studium, in so fern es auf vorhandene Monumente gegründet ist, nirgends so wie in Rom getrieben werden kann, brauche ich Ihnen nicht zu sagen; und was ich mir dabey besonders zum Zweck gemacht habe, die wahre und eigentliche Beschaffenheit jedes einzelnen Monuments genau zu untersuchen, die modernen Zusätze und Veränderungen der Restauratoren sowohl als der Kupferstecher, durch die sie den Ausländern bekannt werden, aufs sorgfältigste abzusondern, und die Denkmäler des Alterthums, so wie sie da sind, als Basis jedes antiquarischen Râsonnements darzustellen, hat mich gezwungen, langsam fortzugehen, und macht, daß mir noch sehr viel übrig ist. Ein großer Theil meiner Arbeiten würde vergeblich seyn, wenn ich Rom ißt verließ; denn ich habe vieles vorbereitet, wenigstens vollendet. Es ist Ihnen bekannt, daß ich seit mehreren



Jahren an einem Werk über die gesammten hier und an benachbarten Orten vorhandenen Basreliefs arbeite; eine Unternehmung, die sehr viel Zeit und Mühe erfordert, aber nach meinen Gedanken eine der nützlichsten ist, insofern es in der Antiquität Nützlichkeit giebt. Ueber Münzen, über geschnittene Steine haben wir ziemlich vollständige und zuverlässige Werke, wo nur supplirt und hin und wieder verbessert zu werden braucht. Aber über Statuen und Basreliefs besitzen wir nur Bruchstücke, die sich in kein Ganzes verbinden lassen und denen allenthalben Genauigkeit und Zuverlässigkeit mangeln, die Werke der berühmtesten Antiquare nicht ausgenommen, indem sie es ihrem Genie gemässer fanden, glänzende Auslegungen, als genaue Beschreibungen oder richtige Zeichnungen zu liefern. Ich habe zu dem Ende fast alle in Rom vorhandenen halberhobnen Werke sorgfältigst und zu wiederholtenmalen untersucht, sie mit Kupferstichen, die wir von ihnen haben verglichen, sie im genauesten Detail beschrieben und die wichtigsten unter ihnen zum Abzeichnen ausgemerkt. Ein Jahr, welches ich, ohne durch andere Arbeiten gestört zu seyn, darauf verwenden könnte, würde hinreichend seyn um eine letzte Revision desselben vorzunehmen und so ein vollständiges und genaues Verzeichniß dieser Klasse von Alterthümern zu liefern, die in Rom zu Tausenden und ausser Rom nur in geringer Anzahl angetroffen werden, und die bekanntlich eine unerschöpfliche Quelle antiquarischer Erudition sind. Ich möchte ein ähnliches kritisches Verzeichniß aller hier aufbewahrten alten Statuen nachfolgen lassen, welches

frehlich weniger wichtig seyn würde, auch ungleich weniger Zeit und Arbeit erforderte. Ich sage Ihnen nichts von meinen Nachforschungen über die Aegyptische Sprache und Alterthümer, worin ich hier noch vieles zu thun hätte, sobald ich nach meinem Sinn arbeiten könnte, ohne in der Nothwendigkeit zu seyn, durch weitläufige Abhandlungen, die sich an jedem andern Ort eben so gut schreiben lassen, die Zeit zu verlieren. Hier haben Sie ungefähr, was ich Ihnen über meine Wünsche sagen kann, wovon das Resultat ist, daß ich es für das Beste hielte, fürs erste in Rom zu bleiben, sobald dieß in einer günstigeren und meinen Studien angemesseneren Lage geschehen könnte, und wobey mir nach Vollendung der Arbeiten, die nur hier ausgeführt werden können, die Rückkehr in mein Vaterland offen bliebe. Wie das zu erreichen sey, muß ich Ihnen und meinen andern Freunden überlassen. Meine Plane, die zwar nicht eigentlich von mir selbst herrührten, sind immer gescheitert; ich mag keine Vorschläge mehr thun; denn ich kenne zu wenig die dortigen Gesinnungen und Verhältnisse. Eine mäßige Pension auf Lebenszeit mir vom Könige gesichert und die mich in den Stand setzte, meine Studien ununterbrochen fortzusetzen, würde mich glücklich machen; doch wünschte ich zugleich, daß sie mir auf eine öffentliche und förmliche Art ertheilt würde, die mich des königlichen Schutzes versicherte. Das habe ich dem Grafen Reventlow erklärt, als ich ihm mein Memorial auf sein Verlangen sandte. Sein gütiges Schreiben läßt mir keinen Zweifel zurück, daß er nicht alles für mich

thun wird, was die Umstände erlauben; ich habe mein Schicksal in seine Hand übergeben, und was er thun wird, soll wohlgethan seyn, sey es um mich zurückzurufen, oder um mir hier eine bessere Lage zu verschaffen; denn die precäre Lage, in der ich mich befinde, wird für mich täglich beunruhigender. Der Skandinavischen Litteraturgesellschaft bitte ich in meinem Namen für die mir erzeigte Ehre zu danken. Melden Sie mir doch, was die Pflicht eines correspondirenden Mitglieds ist.

An denselben. Den 6. Jan. 1798.

Nichts konnte mir willkommener seyn, mein bester treuer Freund, als der Inhalt Ihres letzten und die zwey andern Briefe von Bourke und Reventlow, die mitfolgten, und nichts überzeugender von Ihrem und dieser Männer Eifer und Thätigkeit für mein Wohl. Um mich vollkommen glücklich zu machen, fehlt nun nur die Nachricht, daß die Formalitäten erfüllt sind, so daß ich den mir beygelegten Charakter, der in diesem Augenblick von der äußersten Wichtigkeit für mich ist, öffentlich annehmen kann. Sie wissen, in welcher Krise Rom sich aufs neue befindet; man hat hier alles zu fürchten. Sollte meine Frau nicht in die Wochen, so wäre meine Familie vielleicht nicht mehr in dieser Stadt; nun hat die Unmöglichkeit, etwas vorzunehmen, mir alle Deliberation erspart, und die Nothwendigkeit hat mir Stärke gegeben, mich in vollkommener Sinnesruhe zu erhalten. Auf die schreckliche Scene

am verflossnen Weihnachtstag \*) ist eine scheußliche Stille gefolgt, die mit den gefährlichsten Explosionen droht, und niemand kann vorhersehen, welche Richtung sie nehmen werden. Viele sind schon weggereist, andere sprechen davon, und alle proviantiren sich, wie zu einer Belagerung; denn was diejenigen schreckt, die nicht glauben, für ihre Person zu fürchten zu haben, ist die Theurung, welche, wenn eine Armee sich der Stadt näherte, ein förmlicher Mangel werden würde. Da ich in allen Zeiten und in allen Hinsichten eine vollkommne Neutralität beobachtet habe und es mir nicht bekannt ist, specielle Feinde zu haben, so glaube ich, persönlich nichts befürchten zu müssen, es sey denn in einer allgemeinen Combustion; und es ist aus Furcht vor dieser, daß ich wünsche mich legitimiren zu können als dependirend von einer auswärtigen mit allen in Freundschaft stehenden Macht. — Die vielen und langwierigen Krankheiten, von denen ich und meine Familie heimgesucht worden sind, haben mich zurückgesetzt und in den letzten Zeiten der Falt der Zettel \*\*),

---

\*) Den 28. Dec. kam der Französische General Duphot in einem Volksanlauf um, was nächst der Entfernung Buonaparts aus Italien das Einrücken der Franzosen in Rom, die Verkündigung der Republik am 15. Febr. und die Entfernung des Papstes veranlaßte. D. H.

\*\*) Das neue Papiergeld verlor schon seit Anfang 1797. Für die Agentstelle waren 300 Thlr. ausgesetzt, wozu von dem Kronprinzen, jetzigem König die obenerwähnten 220 Thlr. und von der Akademie blieben fortdauernd 100 Thlr.

wodurch meine hiesige Pension weit unter die Hälfte von dem reducirt worden ist, was sie war, als ich sie erhielt. Unter den gegenwärtigen Umständen wird sie wohl früher oder später gänzlich aufhören; wären diese nicht, so glaube ich nicht, daß ein Titel aus Dänemark darauf Einfluß haben würde. Mit dem Cardinal Borgia bin ich nie in einem positiven Verhältniß gestanden, und weiß mir nicht das Gerücht zu erklären, daß ich sein Bibliothekar sey und dafür 100 Scudi habe. Wenn ich in seinem Museum gearbeitet habe, war es um seine Freundschaft zu genießen, und zugleich selbst dadurch zu lernen. Ich habe daher, besonders in den ersten Jahren, verschiedene Geschenke von ihm bekommen, die ich für nichts anders, als freywillige Gaben habe ansehen können. In den späteren Jahren, da ich theils weniger für ihn gearbeitet habe, theils seine Umstände eingeschränkter gewesen sind, ist das, was ich von ihm genossen habe, sehr unbedeutend gewesen. Seine Freundschaft für mich ist unverändert geblieben, aber schon seit langer Zeit sehen wir uns ungleich seltner, als da Sie in Rom waren. Ich esse wöchentlich ein oder zweymal bey ihm, und hat er dann etwas Neues von Aegyptischen Monumenten, so trage ich es in meinen Katalog ein, das ist alles.

An Münster. Den 17. Febr. 1798.

Alles geht hier mit Ordnung und Ruhe zu und die Stadt ist voll Jubel. Die Einlage (Verthiers Rede

und Proclamation) muß Ihnen angenehmer seyn, als alles, was ich Ihnen schreiben könnte.

Ιστωμεν πρατηρα Διος Ελευθεριου.

An den Bruder. Den 24. Febr. 1798.

Die erwünschte Veränderung, die mit der hiesigen Verfassung vorgegangen, wirst Du aus den Zeitungen erfahren. Ich zwar verliere dadurch alle Aussichten hier, allein die waren mir schon lange durch die Abscheulichkeiten, die ich seit Jahren hier angesehen, verleidet; und entschlossen, wie ich war, die Wege des Trugs und der Schmeichelen, durch die ich andere ihr Glück machen sah, nicht zu gehen, hätte ich doch mit aller meiner Arbeit wenig erreicht. Was ich hatte, war in den letzten Zeiten auf ein sehr geringes eingeschmolzen, und wäre es auch viel mehr gewesen, als es war, so ist doch mein Grundsatz, daß der Verlust Einzelner nicht in Betrachtung kommen darf, wenn der Gewinn des Ganzen beträchtlich ist, wie es hier unbezweifelt der Fall ist. Glücklicherweise hat mich auch mein Vaterland in den Stand gesetzt, alles, was hier auf mich Bezug haben kann, mit Gleichmüthigkeit anzusehn, da ich nie nach Glanz und Reichthum getrachtet habe, sondern nur darnach, meine Familie einigermaßen anständig zu unterhalten und meine Studien mit einer gewissen Ruhe fortsetzen zu können. Die Aussichten die man mir noch ausserdem in Kopenhagen erdffnet hat, sind sehr beruhigend, und schmeichelhaft ist es für mich gewesen, daß ein großer Theil der Nation sich für mich interessirt hat.



An Münster. 13 Ventoso anno 6 (2. März 1798.)

Ich bedaure sehr, daß ich noch nicht förmlich zum Agenten ernannt bin. Meine ganze Obliegenheit hier für jetzt konnte seyn, meinen Landeleuten beyzustehn, und keine andre Absicht konnte der Minister Bourke haben, als er sich mit so vielem Eifer bemühte, daß hier jemand für unsre Nation wäre. Entfernt stets von den öffentlichen Geschäften, begraben in meine philologischen Studien, und nur von sehr wenigen Menschen gekannt, würde ich wenig Geschicklichkeit für jedes Amt haben, dessen Berrichtungen nicht höchst einfach wären; und ich hätte nicht geglaubt, diese Agentenstelle annehmen zu dürfen, wenn ich sie nicht im gegenwärtigen Augenblick für eine solche gehalten hätte, wiewohl ich mir zugleich schmeichelte, mehr Kenntniß der Geschäfte leicht erwerben zu können, im Fall, daß die Handelsverhältnisse zwischen unserm Vaterland und diesem Theile Italiens künftig zunähmen, wie die glückliche Veränderung dieser Regierung mich hoffen läßt. Ich bin überzeugt, daß so sehr die vorige Regierung alle Zweige des Handels hemmte und fesselte, und auf Monopole einschränkte, vermöge deren wenige Einzelne Schätze häuften auf Kosten des öffentlichen Elends, eben so sehr die gegenwärtige neue Wege für die betriebsamen Bürger zu eröffnen sich bemühen, die Freyheit aller Künste, alles Handels begünstigen und suchen wird, sich Verhältnisse mit allen auswärtigen Nationen zu verschaffen, um mit gegenseitigem Vortheil die Erzeugnisse dieses von Natur reichen und durch die

Maßregeln einer verkehrten Verwaltung verarmten Landes auszutauschen. Wenn ich alsdann einen Auftrag zu besorgen hätte, so würde mir die Thätigkeit nicht fehlen, über die Vortheile unserer Landsleute zu wachen. Ich möchte allerdings meine Studien nicht aufgeben; vielmehr ist das Verlangen sie fortzusetzen immer ein Hauptgrund gewesen, mich nicht von Rom zu trennen: aber meine neuen Obliegenheiten können niemals so werden, daß sie meine ganze Zeit beschäftigen. Auch meine nur zu sehr geschwächte Gesundheit erlaubt mir nicht mehr, die Studien so unablässig, wie ich einmal gewohnt war, zu betreiben; weshalb es auch in dieser Hinsicht am passendsten für mich seyn würde, mich zwischen Geschäften und Studien zu theilen. Ihr Brief und die von Bourke und Reventlow ließen mich hoffen, daß meine Noth zu Ende gieng und endlich mein Vaterland sich entschlossen hätte, mir wirksam und emsig beizustehn. Diese Tage habe ich mich beiläufig eine kleine Abhandlung über die Religion der Perser zu schreiben, insbesondre über den Dienst des Mithras. Vielleicht werde ich sie drucken lassen wie verschiedene andre zurückgelegte Sachen, jezt da die Freyheit der Presse die Wissenschaften anfeuert. Dennoch all dem, daß meine Schriften nichts enthalten, das jemanden anstößig seyn sollte, so verleiden mir doch die slavischen Manieren, womit man genöthigt war, sich die Erlaubniß des Drucks zu verschaffen, irgend etwas herauszugeben, wenn ich nicht gezwungen war es zu thun. Ich heße, daß Ihre Schwester meinen Aufsatz über die die Psyche marternden Genien erhalten

haben wird. Ich schickte Ihnen vor vierzehn Tage die beyden Haupturkunden der Römischen Republik, indem ich Sie zum Becher des Zeus Eleutherios einlud. Rom wiedergeboren werden zu sehn scheint mir eins der großen Ereignisse unsrer Tage und von unendlichen Folgen.

An denselben. Roma 4. Germin. anno 6.  
(23 März 1798.)

Das Consulat ist errichtet worden, der interessanteste Act der gegenwärtigen Feyerlichkeiten, sicher der herrlichsten, die seit den Zeiten der alten Republik in Rom veranstaltet worden sind. Indem ich mich auch unter den Zuschauern befand, habe ich eine Erkältung bekommen, die mich ein paar Tage im Sequester gehalten hat. Seit vielen Jahren floh ich jede öffentliche Function, jede Volksvereinigung; aber die letzten hier vorgefallenen Dinge sind zu interessant, um mich nicht zu bestimmen, den Styl zu ändern, mich von allem zu unterrichten, gegenwärtig zu seyn, wo nur Zuschauer zugelassen werden. Hier die Namen der Consuln, Senatoren und Tribunen. — Unter den letzten sind Gagliuffi und Giuntotardi, mein vertrauter Freund, zwey Männer von besonderem Talent und von einer hier seltenen Bildung. Wenn die andern, welche mir größtentheils gänzlich unbekannt sind, von ähnlichem Verdienst sind, als die genannten und Lamberti, Garzaroni, Passuti, Angelucci, Visconti, Matteis, Panazzi und Rappi, so ist die Wahl ohne Zweifel trefflich. Vor acht Tagen sind die Mitglieder des National-

instituts durch eine Proclamation des General Delle-  
magne bekannt geworden; jede der sechs Sectionen bey-  
der Klassen wird deren vier zählen, wenn sie vollzählig  
sind. Ich gehöre mit Visconti und Marini zur Section  
für Geschichte und Alterthümer. Wenn ich die Ehre  
verdanke, mich in so guter Gesellschaft als die dieses  
Instituts ist zu befinden, weiß ich nicht, da meine ge-  
ringen Kräfte dem Verlangen wenig entsprechen werden,  
daß ich wohl habe, zum Glanz der Republik beizu-  
tragen. Was meine Eitelkeit reizt, ist daß ich der ein-  
zige Ultramontane auf der Liste bin; und ganz uner-  
wartet, da ich die Französischen Commissäre, von wel-  
chen die Wahl abhieng, nicht einmal von Ansehn kanz-  
te, noch irgend eine Verbindung mit einem Tonange-  
ber hatte; denn Visconti, der einzige, der mir bekannt  
war, ist nie mein Freund, sondern eher das Gegentheil  
gewesen. Der Ausgang des Aufstandes vom 7. Ventoso  
hat die Uebelgesinnten erschreckt, und wird der letzte  
Versuch gewesen seyn, den glücklichen Fortgang der  
Dinge zu stören. Dieser Abend ließ mich ein paar  
Augenblicke fürchten. Ich befand mich spät von mei-  
nem Haus entfernt in einem Cirkel von Freunden, lau-  
ter Eifern für die Republik, und schon argwöhnisch  
auf die Schritte der Gegenparthen, als wir die Nach-  
richt bekamen, daß Trastevere und Borgo im Aufstand,  
und auch in andern Quartieren der Stadt Lärm ent-  
standen war. Die Nacht war heiter, und obgleich weit  
entfernt von dem Mittelpunkte der Empörung, hörte  
ich doch von meiner loggia deutlich das Geheul und  
Geschrey der Wilden, die angriffen, und die Schiffe,

womit die Truppen sie empfiengen. Die Bürgersoldaten von Rom benahmen sich bey dieser Gelegenheit mit vieler Tapferkeit. Wenn es den Trästerverinern gelungen wäre Ponte Sisto zu erzwingen und sich mit den Mißvergnügten in den verschiedenen Quartieren der Stadt zu vereinigen, so wäre kein ehrlicher Mann am Leben geblieben. Ungefähr um neun Uhr (*tre ore di notte*) war alles überwunden. An den zwey folgenden Tagen fielen ähnliche Scenen vor in Castelgandolfo, Albano, Velletri. Besonders zu Castelgandolfo war das Gemetzel groß. So sehr ich diese unglücklichen Schlachtopfer des Fanatismus und des Betrugs beklage, so kann ich nicht anders als das Opfer für nützlich halten, ja für nothwendig, und es dem guten Glück Roms zuschreiben, daß das Complot so schnell ausgebrochen, weil es später weit gefährlicher hätte werden können. Viel sind noch der Feinde der neuen Regierung, offne und versteckte, viel der verstellten Patrioten. Aber man kennt schon ihre Sprache und Gebärde, und alle ihre Ränke werden leer ausgehn. Alles wird gut gehn und der Genius Roms triumphiren.

Eins hat mich betrübt bey diesen Wechselln, das Schicksal unsers alten Freundes, des Kardinal Borgia. Was sein endliches Schicksal werden möge, weiß man noch nicht; aber man hofft, daß man für einen um die Wissenschaften so sehr verdienten Mann eine gewisse Rücksicht haben kann. Ihn zu entfernen, wie alle andern Kardinäle, war nothwendig, war besser für ihn selbst; aber hätte man nur seinem Alter einen nicht unangenehmen Aufenthalt verstattet! In einem meiner

vorigen Briefe sprach ich Ihnen von meinem Verhältniß zu ihm in diesen letzten Jahren und von seiner unausgesetzten Freundschaft, bey all dem, daß er die Verschiedenheit meiner Grundsätze von den seinigen wohl kannte. Er hatte den Begriff von mir, daß ich ein großer Philosoph, aber ein schlechter Politiker sey. Wollte Gott, er hätte meinen Meynungen ein wenig mehr nachgegeben und sich fern von den Geschäften gehalten in Zeiten, wo auch die Blinden sahen, daß man den Weg des Falls gieng, wie man verdiente. Manche behaupten, er werde nach Sicilien geschickt werden, was ich wünschte, weil er da Freunde und Verwandte hat. Meine Anhänglichkeit und Dankbarkeit werden ihn begleiten, wohin er auch gehe. Ob ich gleich ein schlechter Politiker bin, ist es mir doch seit mehreren Jahren geglückt, die Dinge vorauszusagen wie sie gegangen sind, und zwar bey viel ungewisseren Ereignissen als die jetzigen sind. Sapiienti sat. Ich schreibe an Sie ohne Rückhalt, liebe auch überhaupt nicht meine Meynungen zu verbergen, sie je zu maskiren; aber auch nicht, sie aufzudringen, oder an Orten vorzubringen, wo sie mehr schaden als frommen könnten. Ein vollkommenes Schweigen ist in solchen Fällen meine Zuflucht gewesen, auch in Zeiten wo schon das Schweigen verdächtig war.

---

Der Cardinal Borgia hatte sich zu gleicher Zeit den Papst und die Französische Parthey abgeneigt gemacht, indem er jenem zu viel, und dieser, gegen deren Absichten er sogar eine kleine Schrift herausgab.



zu wenig republikanisch gesinnt schien, und wurde, ohne an den öffentlichen Angelegenheiten seit Anfang der Republik den geringsten Antheil genommen zu haben, mit fünf andern Kardinälen, die zu bleiben gewagt hatten, gefangen gesetzt, von da unter Verbot, die Republik je wieder zu betreten, am 2. März 1798. unter Bedeckung von 55 Mann Soldaten nach Civitavecchia, dann nach Livorno und Padova gebracht, von wo er im Herbst nach Venedig gieng, zu dem Conclave, das auf der Insel S. Giorgio unter Oesterreichischem Schutz gehalten wurde. Eine Reihe Briefe von ihm aus dieser Zeit an Zoega sind voll Liebe und Antheil. Der alte Mann, von seinen Alterthümern und Büchern weggerissen, beschäftigt sich unablässig in Gedanken mit ihnen, mehrt gelegentlich das Museum, liegt Zoega'n wegen der Aegyptischen Handschriften an, ist besorgt um die Beendigung des Buchs von den Obelisken, seiner Lieblingsleserey in der Verbannung. Auch jetzt verläugnet gegen ihn Zoega seine politische Stimmung nicht, wie folgender Brief an ihn vom 6. Germin. anno 6. zeigt.

„Ihre unveränderliche Freundschaft rührt mich und erweckt mir das Andenken der vergangenen Zeiten; wir werden getrennt leben; aber die viele Güte und Nachsicht, die Sie mir immer bewiesen haben, werden meinem Sinn immer gegenwärtig seyn und nie werde ich vergessen, in Ihnen einen zweiten Vater gefunden zu haben, von welchem die Trennung mir nicht minder kostet als vom ersten. Die Reise, die Sie nun unternehmen, entfernt Sie weiter von uns;

doch freue ich mich daß der langweilige Aufenthalt zu Civitavecchia geendigt ist und Sie in ein schönes Land kommen, wo Sie so viele Gelehrte, alte Freunde von Ihnen finden und fortfahren werden, an den Wissenschaften Antheil zu nehmen, wie Sie nach Ihren Briefen unaufhörlich thun. Ihre Grüße an Mütter und die andern Freunde in Kopenhagen habe ich besorgt; auch habe ich dahin schon ein Exemplar der neuen Verfassung dieser mir so theuren Republik geschickt und gesucht, meine Freunde zu bewegen, daß sie beytragen, daß Dänemark unter den ersten Mächten sey, sie anzuerkennen, was einmal alle werden thun müssen. Alle auswärtigen Minister und Agenten sind abgereist; bis dieß geschehen seyn wird. Ich gestehe, daß ich in Verzweiflung gewesen seyn würde, wenn mich dieß Loos in dem Augenblick betroffen hätte, wo mich Rom nicht mehr bloß von der antiquarischen Seite anzieht, sondern auch von der politischen. Sie kennen seit vielen Jahren meine Meinungen, und wissen, daß die Sache der Freyheit immer die meinige war, wie ich nicht zweifeln kann, daß sie die aller derjenigen sey, welche mit den Griechen umzugehen pflegen. Das Herz thut mir weh, daß einige meiner Freunde bey dieser Gelegenheit haben leiden müssen; aber wie ich selbst bereit seyn würde jegliches zu erdulden, wenn das allgemeine Wohl es erforderte, so kann keine Privatrücksicht auf meine Grundsätze Einfluß haben.“

Borgia antwortete hierauf: „Die Griechische Geschichte ist gut und schön; aber ich weiß nicht, ob man das Kapitel darin findet, das ich Ihnen vortrage und

das mich Tag und Nacht quält, ob ich es gleich nach aussen möglichst zu verbergen suche.“ — Er hatte nemlich so eben die Hoffnung, von seinen eingezogenen kirchlichen Einkünften auch nur einen kleinen Theil wieder zu erhalten, verloren, und sah sich bey beschränktem Vermögen genöthigt, seine Augen auf den Hof von Kopenhagen zu richten, von dem er schon früher Zeichen der Dankbarkeit erhalten hatte, für die der Dänischen Nation bewiesene Vorliebe. Seinen Wunsch ganz nach Gutdünken einzuleiten übertrug er Zoega, der sich desßhalb vorzüglich an Münter wendete.

---

An Münter. 16 Floréal 6. (4. May 1798.)

Ich bin sehr empfindlich gegen die Ehre, welche die Königl. Dänische Gesellschaft der Wissenschaften mir angethan hat, mich unter ihre Mitglieder aufzunehmen, und ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre Absicht, meinen Aufsatz über die Genien der Psyche ins Dänische zu übersetzen und ihn der Gesellschaft zu lesen. Ich hoffe Sie werden ihn im Uebersetzen zum Theil verbessern, mehr Ordnung hineinbringen und einige Ausdrücke ermäßigen; denn da ich ihn Ihrer Schwester schickte, war es nur eine Skizze, die, um dem Publicum gegeben zu werden, sehr nöthig hat retouchirt zu werden. Ich habe mein Patent als Consul noch nicht erhalten, bin nur noch bloßer Römischer Bürger, und, unter uns, ich bin stolzer auf diesen Titel, als auf jeden, den ich jemals erhalten könnte, und

ich gestehe Ihnen, daß, wenn ich die Mittel hätte, meine Familie zu unterhalten, ich niemals etwas anders werden möchte. Die Nachgrabungen werden in Zukunft systematischer und nicht mehr durch Fremde geschehen, wie unter der vorigen Regierung. Der Consul Visconti, der immer ein großes Gewicht in der Republik behalten wird, wird viel für den Fortschritt der Künste und Wissenschaften thun, insbesondere für das Studium des Alterthums. Ich bin niemals eng mit ihm verbunden gewesen, indem unsre Cirkel verschieden waren; aber jetzt sehe ich ihn oft im Institut und er zeigt Achtung gegen mich. Ich bin sicher den freiesten Zugang zur Vaticanbibliothek zu haben. Was den Cardinal Borgia betrifft, so irren Sie sich sehr, wenn Sie ihn für einen Stümper der neuen Ordnung der Dinge halten und ihn im Dienste der Republik angestellt denken. Ohne Zweifel hatten die Grundsätze, die er äusserte zur Zeit als ich seine Bekanntschaft machte und als Sie zu Rom waren, alle Welt bestimmt, ihm sehr wenig Anhänglichkeit zuzutragen an die Hierarchie und das System von Betrügereien, wodurch sie sich erhielt. Aber ich weiß nicht, ob es Schwäche des höhern Alters ist, oder eine Wirkung des rothen Hutes und der Schmeicheln dieser Insekten, welche die umgaben, die damit geschmückt waren, die ihn die Miene einer tiefen Ergebenheit gegen das, was man hier Religion und Regierung nannte, und was in den Augen jedes verständigen Mannes nur Heuchelei und Anarchie seyn konnte, annehmen ließen. Ich habe Ihnen einige Zeichen in meinen Briefen vom vorigen Jahr

gegeben, daß wir nicht mehr in unsern Grundsätzen einzig waren, und daß ich die Güte bewunderte, die er gegen mich beybehielt, ob er gleich meine Art zu denken auf den Grund kannte, und ich ihm bey mehreren Gelegenheiten zu erkennen gegeben hatte, daß ich sie nicht geändert hatte. Ich war sogar versucht zu glauben, daß er in seinem Herzen dachte wie ich, und daß nur seine Lage und die Furcht vor dem Pöbel, der ihm ehemals die Titel Kardinal der Reger, und Jakobiner gegeben hatte, ihn vermochten, einen andern Schein anzunehmen. Aber nach der Revolution, anstatt auf den Hut zu verzichten, wie Antici und Altieri gethan haben, und sich in den Schloß seiner Familie zurückzuziehen, um seine übrigen Tage unter seinen Büchern und Alterthümern zuzubringen, hat er die Rolle eines Märtyrers des Cardinalats und sein Leben in Verbannung und Elend zu endigen vorgezogen. Das betrübt mich sehr und mindert die Zufriedenheit, welche mir die Aenderung der Dinge giebt. Ich habe eben einen sehr niederschlagenden Brief von ihm erhalten. Hier ein paar Stellen daraus: „Mein Leiden ist nicht zu Ende, nein es fängt in Wahrheit erst an, seitdem mir der Verlust aller geistlichen Einkünfte angekündigt wird, die ich in Civitavecchia mir schmelzte zum Theil zu behalten, wenn auch wenig, doch zulänglich um bey großer Einschränkung auszukommen. Ich weiß nicht wie ich meinen ganzen Unterhalt herstellen soll, wenn mir die Freunde nicht beystehn und ihn von außen her verschaffen, die einzige Hoffnung, die mir übrig bleibt, um mich nicht ganz nie-

derzuschlagen. Der Anker meiner Hoffnung ist Kopenhagen, wo der Hof, wenn ihm der Fall eines der Nation immer und noch jetzt so sehr ergebenen Mannes vorgestellt würde, wie ich mir schmeichle, zum Mitleid mit mir und mir einen wenn auch beschränkten Unterhalt zu geben bewogen werden können. Ich beschwöre Euch mir mit den Schritten beizustehn, die Ihr zum Zweck dienlich halten werdet. Helft mir mehr als Ihr könnt, da mein beschränktes Eigenthum täglich abnimmt, und ich, wenn dieß aufgezehrt ist, werde betteln müssen.“ Sie werden, wie ich, gerührt seyn, einen solchen Mann in eine solche Lage gebracht zu sehn, welche auch die Ursache sey; und was mich noch mehr betrübt, ist, nichts für ihn thun zu können. Es sind nur wenige Monathe, daß die Dänische Regierung angefangen hat, sich für mich zu interessiren, mir meinen Unterhalt zu sichern: wie kann ich ihr einen andern empfehlen? Sie, der Sie vielen Einfluß haben und alle die zu K. kennen, die hier seine Freundschaft genossen haben, Sie werden suchen alle Mittel geltend zu machen, ihn zu unterstützen, ohne sein Zartgefühl zu verwunden. Wenn der Hof ihm nicht beystehn will, so können Sie eine Unterzeichnung von Freunden veranstalten. Er scheint sehr niedergeschlagen, und ich fürchte, er wird seinen Unfall nicht lang überleben. Sprechen Sie vorzüglich mit Bourke; er hat ein sehr edelmüthiges Herz und wird seine Freunde vermdgen, sich anzugreifen. Zeigen Sie ihm diesen Brief. Es scheint mir, die Ehre der Nation ist im Spiel, einen Mann nicht zu verlassen, der so viele Jahre durch sich



für alle Dänen interessirt hat, die hierher kamen. Ich fürchte, daß ich ihn nicht wiedersehen werde; denn, wie ich glaube, ist die einzige Bedingung, unter der er zurückkommen kann, und selbst die einzige, unter der ich es wünschen könnte, die Abdankung von der Kardinalsstelle. Man braucht keine Kardinäle in der Römischen Republik: ihre Gegenwart würde nur die Zwietracht nähren, die Hoffnung der Uebelgesinnten stärken, und Unordnungen hervorbringen, die den Untergang aller rechtschaffenen Leute veranlassen könnten. Bourke schreibt mir, daß er 200 Thlr. für mich bereit hat zur Bezahlung meiner Schulden. Aber da die Hälfte davon zureicht mich ins Gleichgewicht zu bringen, wie ich ehemals ihm und Ihnen geschrieben habe, so würde ich seine Liberalität mißbrauchen, wenn ich mehr annähme. Bitten Sie ihn also seinen Auftrag an Caraffa zurückzunehmen und Ihnen die Summe von 100 Thlr. zu übergeben. Uebermorgen werde ich dem Nationalinstitut einen Theil meines Memoire über den Cultus des Mithras lesen.

An denselben. Den 7. Prairial J. 6.  
(25 May 98.)

Ich bin als Römer wohl gelitten, da viele meine Denkart kennen und niemand Ursache hat, mir andere Grundsätze zuzutrauen, als die wirklich die meinigen sind, und von denen es zu wünschen wäre, daß sie in der Republik allgemein wären. Hier war eine Wiedergeburt nothwendig. Doch werden noch Jahre ver-

gehen, bis dieser Staat zu einem wahren Wohlstande gelangt. Möge das vortreffliche Gesetz von der Secularisirung der Mönche und Nonnen genau ausgeführt werden, und ähnliche nachfolgen, um dem Reiche des Aberglaubens, welches nicht ganz unterdrückt ist, ein Ende zu machen! Es ist natürlich, daß die Künste und Wissenschaften noch danieder liegen. Die öffentlichen Bibliotheken sind noch gesperrt, die privaten zerstreut. Den Zutritt zu der Vaticanischen hat man mir angeboten, aber ich bin zu entfernt. Ich bin also so zu sagen ohne Bücher. Vorige Woche zog ich mir durch den Besuch des Nationalinstituts, welches im Vatican ist, eine starke Erkältung zu; fährt man fort sich dort zu versammeln, so bin ich gezwungen wegzubleiben; ich würde den Rest meiner Gesundheit zusetzen. Am 18. Floreal las Visconti eine Abhandlung über eine bleyerne Tesserä und eine Griechische Inscription. Die Abhandlung ist in Form eines Briefs an mich, mit vieler Gelehrsamkeit und mit der ihm eignen Leichtigkeit in Combinationen behandelt. \*) Den 21 las ich den Anfang meiner Dissertation über Mithras und fahre morgen damit fort. Ich lasse sie drucken, wenn ich noch einige Citationen werde nachgesehen haben. — Ich denke mit Schmerzen an Borgia und kann auf keine Weise ihm meine Dankbarkeit für seine viele und unveränderliche Freundschaft beweisen.

---

\*) Visconti Lettera su due monumenti d'Antonia Augusta in Roma anno VII. D. 5.

An Friederike Brun. 7. Prairial a. 6.

Liebe Freundin, was brauche ich es Ihnen zu sagen, wie schätzbar mir Ihr Andenken ist? Doppelt ist, da das Vorgefallene alles so sehr verändert hat, daß alles Vergangene nur wie Macherinnerungen eines andern Weltalters ist, doppelt wichtig, doppelt bedeutend. Was man damals seinen nächsten Freunden fast nur in jargon zu sagen wagte, ist nun öffentliche Lehre; was man in dunklen Wünschen ahndete, ist nun Tagesordnung. Aber ich habe vielleicht ein zu starkes Gedächtniß, Ihnen werden unsre Gespräche nicht mehr gegenwärtig seyn. Roms Genius ist erwacht, seine Schwingen werden ihn hoch erheben. Hat sein Erwachen Ihnen noch kein Lied abgeloct? ich glaube in Ihrem Briefe einen Anfang davon zu finden. Wen würde auch die große Begebenheit nicht begeistern, deren Folgen für das ganze Menschengeschlecht so unabsehbar wichtig sind. Mag Roms äußerer Schimmer immerhin dabey verlieren, mag manches Opfer nothwendig seyn, nie kann die Befreyung von einem Ungeheuer, wie die alte Verfassung hier war, zu theuer erkauft werden. Neuigkeiten im Detail erwarten Sie von mir nicht, ich bin so wenig geschickt als aufgelegt, sie zu geben. Was wäre es, wenn Sie selbst wieder her kämen, das neue Wesen hier anzusehen? Sie finden den sanften, gutmüthigen, furchtsamen Giuntotardi unter den gesetzgebenden Tribunen und Fernow, den abstracten Kantianer als Volksprediger, das Evangelium von Menschenrecht und Pflicht verkündend von der Tribu-

ne des circolo costituzionale, statt der Vorlesungen in Domeyers Zimmerchen in Deutscher Sprache und bey verschlossener Thüre und mit Auslaurern vor der Thüre und innerhalb. Noch sind unsere Grundideen höchst verschieden, ich gehöre keiner Sekte an; aber die Resultate unserer Speculationen führen meistens zu den nehmlichen Zwecken. Darum liebe ich den Mann, und weil er dem erkannten Guten so fest anhängt. Er findet bey dem gebildeten Theil der Versammlung vielen Beyfall, aber sein Vortrag ist nicht genug auf ein Auditorium berechnet, wo alle ohne Ausnahme Zutritt haben, wo sich die ersten und letzten des Volks einsinden, und folglich der ungebildete Theil der größere ist. Auch spricht jedermann da, wem es einfällt. Viele recht gute Sachen werden gesagt, viele unverdaute und abentheuerliche. Auch Weiber betreten die Tribune und reden über politische und moralische Gegenstände. Auch Fremde von allen Nationen, und das Römische Volk ist seit diesen drey Monarchen von Demokratie so gesittet geworden, daß es von Sprachfehlern und Necent wenig Notiz nimmt. Ich höre daß man vor ein paar Abenden, da ich eben nicht da war, gegen die Antiquare declamirt hat. Poveri noi! Die Unterdrücker des Menschengeschlechts haben gewiß das entschiedenste Recht, uns zu hassen; wollen's nun die Freyheitsmänner auch so machen. Hätte ich Brust und Athem, um öffentlich zu reden, so wäre das für mich eine Aufforderung, meine Stimme zu erheben, um sie zu belehren, daß gegen Aberglauben und Despotismus kein wirklicheres Mittel ist, als das Detail der Geschichte, und

das ist, was ich Antiquität nenne. Freylich wie man das Wort meistens nimmt, haben die Leute nicht so gar unrecht. Ich gedenke nächstens im National-Institut eine Vorlesung zu halten über den Zweck des antiquarischen Studiums; denn die Wahrheit zu sagen, auch diese unsere Gelehrten sehen darüber nicht klar. Sehr freuen mich die Nachrichten von Ihrer blühenden Familie: in meinem Hause ist das so ganz anders, Kummer und Krankheit Jahr aus Jahr ein. Mein Marcel, das schöne blühende Kind, kränkelt seit 13 Monathen, ist dreyimal dem Tode nahe gewesen, vegetirt ißt fort nachdem er den Gebrauch seiner Beine ganz verloren, pudlich und kümmerlich. Der kleine Friedrich ist noch gesund aber sehr unruhig. Isidora kränkelt wie immer. Münster und Tatter sind vor einigen Wochen hier durchgekommen, sie blieben nur einen Tag über. Sie können denken, daß wir beständig beisammen waren. Der trohige Graf, mein eifriger, ernstlicher Freund und zugleich mein Widersacher: dießmal nun triumphirte ich. Von Domayer habe ich lange nichts: ich mag keinen Briefwechsel mit Neapel haben, es ärgert mich, so oft ich an die Stadt denke. Meine Zweifel und Besorgnisse in Rücksicht auf meine eigne Lage sind noch nicht so gänzlich gehoben wie Sie voraussetzen. Das Wichtigste fehlt mir noch, um der Sache hier Publicität geben zu können, worauf eben ißt sehr viel ankommt: ich weiß nicht, welches widrige Schicksal mich immer hindert, in eine rein bestimmte Verfassung zu kommen und mit sicherem Schritt einen mir vorgezeichneten Weg zu verfolgen. Hätte einmal

Europa einen dauernden Frieden, so machte ich mich auf, den Norden zu bereisen. Ich muß jedoch meine Freunde wiedersehen. Addio. G. Z.

Kardinal Borgia an Zoega. Padova  
den 5. Oct. 1798.

Mein theurer und erselter Freund! Ihr begannt und Münter vollendete. Unterm 1. Sept. wurde dem Freund eine Pension von 800 Dänischen Thalern und ein Dougratuit von 200 Thalern decretirt. Mit dieser Post gehn die Dankfagungsschreiben ab. Mit Euch wird der Freund in Dankfagungen lakonisch seyn, weil er lang seyn will in Dankbarkeit für so viele herzliche Güte. Dionisio wird dießmal seine Reise beeilen. Ich trage ihm auf zu Euch zu gehn, ob Ihr was zu befehlen haben werdet und mit den gewohnten Complimenten an die Cittadina bleibe ich Vostro ex asse.

---

Die Bemühungen Suhms und einiger andrer Dänischen Gelehrten, so wie die von Silvester de Sacy und Millin beym Directorium in Paris zu Gunsten dieses ausgezeichneten Mannes waren ganz ohne Wirkung geblieben. Die Dänische Regierung aber, die hier in so schönem Licht erscheint, hat ihm den ertheilten Gehalt auch nach seiner Wiedereinsetzung gelassen. Die Geschäfte der Propaganda hatte er als Propräfect auch in Padua geleitet und die gelehrten Fremden waren dort ihm bald, wie sonst in Rom, zugeströmt. Den Missionar Paulinus a Sancto Bartholomäo, der in der



Zeit der Unruhen zu Rom, wohin er 1790 von Malabar zurückgekommen, nach Wien geflohen war, hatte er ganz zu sich gezogen. \*) Zum wirklichen Präfect der Propaganda wurde er ernannt, als der neue Papst bald darauf Rom wieder in Besitz nahm. Er selbst hatte zur päpstlichen Würde Stimmen gehabt worüber den 17. April 1800 Zoega schreibt: „daß Borgia Papst werden würde, habe ich nie geglaubt auch nicht gewünscht, so sehr ich auch dabey hätte interessirt seyn können; als Bibliothekar und Vorsteher der öffentlichen Museen würde er mehr an seiner Stelle seyn.“ Der Dänische Hof hat noch nach seinem Tode sein Andenken ehren wollen, indem er seinem Neffen und Erben den Titel eines Geheimen Legationsraths ertheilte; gleichfalls auf Anregen Zoega's, der auch im Jahr 1807 als Dänischer Agent eben diesen Cavaliere Borgia, bey dessen Vater er in den ersten Zeiten mehrere Herbstes wie im Schoosse seiner eignen Familie, in Gesellschaft des guten Cardinals, in Bellettri zugebracht hatte, aus der Verhaftung in der Engelsburg befreyte. Zu dem Cardinal hatte Zoega alle nach Rom kommenden Dänen eingeführt, sein Museum war lange Zeit ein Uebungsplatz für Dänische Gelehrte gewesen. \*\*) Zoega,

---

\*) Von diesem ist eine schätzbare Vitae Synopsis Stephani Borgia 1305. zu Rom bey Fulgoni erschienen.

\*\*) Aus dem Museum zu Bellettri schöpften, außer Zoega, von Dänen besonders Adler, (Mus. Cusicum Veliter-num 1782.) Schom (Charta papyr. Graece scr. 1788. Ferner: Epist. in qua numus ined. Ulpiae Pan-

von dem er immerfort lernte, galt ihm für den ersten Mann in der Welt in allem, was irgend die Alterthumskunde als Wissenschaft angehn mochte. \*) In Münters, seines vieljährigen Freundes, Denkschrift auf ihn ist er folgendergestalt geschildert:

„Er war überall gerade, sanft und liebenswürdig, stets derselbe, leutselig gegen alle, jovialisch aber immer mit Würde, und fanden seine vertrauten Freunde ihn bisweilen etwas verändert, so war es doch nur für den Augenblick; denn sobald das Gespräch auf Gegenstände kam, die ihn anzogen, ward er wieder munter und sein Herz ergoß sich dann gegen die, welche er kannte und auf deren Rechtschaffenheit er sich verlassen konnte, oder zu können glaubte. Es zog ihn aber alles an, was die Wissenschaften betraf oder anz-

---

tal. ill. 1789. 4.) Münter (Spec. vers. Daniel. Copt. 1789. Lorkel Baden, (De gestu veterum scenico Obs. nach Borgia'schen Theatermasken) der auch Römische Handschriften, so wie Birch welche zum N. L. benutzte, durch Zoega veranlaßt, Bad (Foss. Aegypt. 1794. wozu auch Zoega Anmerkungen gegeben) und Engelbreth (Fragm. Basmurico - Coptica 1811) von den vielen andern daraus bekanntgemachten Alterthümern und hervorgegangenen Schriften findet sich Nachricht in Millin Magas. Encyclop. 1797. T. 6. p. 376 und 1808. T. 2. p. 5 wozu die Abhandlungen von Heeren im 4. und 5. Stück der Bibl. der a. Litt. und K. 1788. St. 4. und 5. beizufügen sind.

\*) Schow in der *Minerva*, einer Dänischen Zeitschrift 1805. Febr. S. 124.

genehme Erinnerungen in seiner Seele zurückrief, z. B. an die Tage des sanften, muntern und gelehrten Benedict XIV, der ihm seine ersten Stellen in der Curie und dann die eines Statthalters in Benevent gegeben und ihn, so wie sein Vertrauter, der Cardinal Passionei, unter seine Lieblinge gezählt, und Clemens des XIV, der ihm gleiches Zutrauen geschenkt hatte, um so mehr, als Perzia kein Freund der Jesuiten war, was sie ihm unter dem Nachfolger, Pius VI. so vergalt, daß er vom Secretär der Propaganda vielleicht nie zur Cardinalstelle erhoben worden wäre, wenn es seinen Verdiensten und den Empfehlungen des Spanischen Hofes durch Azara länger hätte versagt werden können. Etolz kannte er durchaus nicht. So groß sein Ansehen in Rom auch war, so war er doch weit entfernt, sich etwas darauf zu Gute zu thun. Mit allen denen, welche Zutritt bey ihm hatten, lebte er auf dem Fuße der völligen Gleichheit; er besuchte sogar seine jüngeren Freunde und brachte manche Abendstunde, als Prälat und als Cardinal mit den Dänen in ihren Wohnungen zu; er nahm sie mit sich in Gesellschaften und zeichnete sie auf alle mögliche Weise aus. Sie machten dann auch gern seinen Hof aus, wenn er sich einmal, im Glanze zeigen sollte; und dann bestand sein freiwilliges und sehr zahlreiches Gefolge aus Dänischen und andern Gelehrten und Künstlern; da hingegen die Klienten und Begleiter der übrigen Cardinäle größtentheils Leute waren, die in ihren Diensten standen. Er verachtete jede Kriecherey; und die erzwungene Demuth der Mönche und vieler Prä-

laten war oft Gegenstand seines Spottes, weil er wohl wußte, was diese gebogenen Rücken und niedergeschlagenen Augen eigentlich suchten. Befehrer war er durchaus nicht, ob er gleich die katholischen Missionen auch in protestantischen Ländern leiten mußte, und, obgleich Mitglied der Congregation für den Index librorum prohibitorum und der zum Polizeytribunal für die Römische Geistlichkeit herabgekommenen Inquisition, hatte er doch in seiner Bibliothek zahlreiche Schriften der Ketzer. In seinem Hause war er der angenehmste Wirth und hatte mehrmals in der Woche eine kleine, aber ausgesuchte Gesellschaft zu Tisch, worin die größte Freyheit herrschte. Vom Nepotismus, dieser Lieblingsünde der Römischen Großen, war er ganz frey, und doch liebte er seine Familie, die es verdiente, in einem hohen Grade. Sehr angenehm waren seine Conversationen im Winter gleich nach der Mahlzeit. Dann versammelten sich nemlich um seinen Camin viele von Rom's achtungswerthesen Gelehrten, der ehrwürdige Georgi, der gelehrte Dominicaner Gabriel Fabricy und sein Ordensbruder Becchetti, der päpstliche Archivar Gaetano Marini, die Numismatiker Borghesi und Zanini, unser Zoega, der Ritter d'Alincourt, der Jesuit Lenzi, (den er zu dem Saggio di lingua Etrusca ermuntert und unterstützt hat) und mehrere andere, besonders auch Fremde. Hier wurden antiquarische Gegenstände verhandelt, Alterthümer vorgezeigt, beurtheilt und erklärt, mitunter auch Neuigkeiten des Tags vorgebracht. Vorzüglich liebenswürdig war er, wenn er frey von aller Arbeit, seine Sommerferien in Al-

bano, oder seinem Geburtsort V. Metri zubrachte, wo er ganz als ein guter Hausvater im Schooße seiner Familie lebte. Die meiste Zeit war dann seinem Museum gewidmet, dessen Schätze unter seinen Augen geordnet, abgezeichnet und beschrieben wurden; und weil dieß Cabinet ihm das Liebste war, was er besaß, und das Einzige, worauf er stolz war, so konnte ihm auch niemand einen größern Beweis der Liebe und Achtung geben, als wenn er es mit einzelnen, auch noch so kleinen Stücken vermehrte, oder etwas davon beschrieb oder herausgab. Er gab sich dann auch alle mögliche Mühe, alle gelehrte Hülfsmittel herbeizuschaffen, die man zu einer solchen Arbeit brauchte, war selbst im höchsten Grad mittheilend mit allem was er hatte, und erlaubte sogar die Handschriften, wenn man damit sich beschäftigte, mit nach Hause zu nehmen. Es war also eine Freude, für ihn und unter seinen Augen zu arbeiten, und wegen der Materie konnte man nicht verlegen seyn; denn wohin man seine Blicke warf, fand man merkwürdige, fast nie gesehene Dinge.“

---

An Münster. Den 26 Nivose 7. (15 Jan. 1799)

Wie freue ich mich mit Ihnen über die Pension, die Borgia erhalten hat, eben so sehr in Hinsicht der Person, welche sie erhalten hat, als des Hofes, welcher so großmüthig die Wünsche der Nation unterstützt hat. Der unglückliche Zeitpunkt, der hier eingetreten war, dauerte gottlob nur kurz. Die Neapolita-

ner, \*) die in ihren Manifesten dem Volke mit so vielen Versprechungen geschmeichelt hatten, wandten ihre kurze Herrschaft vielmehr dazu an, die Magazine zu leeren, das Vieh wegzutreiben, die Landleute auszuplündern und die Städte zu verwüsten, so daß wir eine Zeitlang mit wahrer Hungersnoth bedroht waren,

---

\*) Im November 1798. vertrieben die Neapolitaner die Franken aus Rom, wichen den 13. Dec. und nahmen nach einigen Monathen Rom wieder. Die Republik endigte mit der Einnahme Roms durch Russen und Neapolitaner den 30 September 1799. Das Volk, welches gleichgültig Pius VI wegführen gesehen, über die im Kloster der büßenden Magdalena eingesperrten Kardinäle gewißelt, über die Vertreibung der auswärtigen Priester zu Tausenden sich gefreut hatte, war bald zu der Ueberzeugung gelangt, daß es doch nichts gewonnen habe. Stille und Armuth nahmen nach den Stürmen der Revolution Rom ein; der Adel war eingezogener, die Regierung sparsamer, als je. Die Girandola am Peters- und Paulstag wurde mehrere Jahre ausgesetzt, das Carneval, das seit Bassevilles Ermordung im Jahr 1793 eingeschränkt und unter der Republik ganz verboten gewesen war, der Maskenfrenheit beraubt; die Theater waren leer, viele Familien im tiefsten Elend, zu nächstlichem verschlepptem Betteln gezwungen, während am Tag Arme auf den Straßen vor Hunger umkamen und Kinder Schriech und Miststätten durchwühlten. Mehr über die Revolution von Rom findet man am Schluß von (Fernow's) Sitten- und Culturgemälde von Rom. 1802. D. H.



welche alle Bemühungen der jetzigen Regierung kaum haben abwenden können. Ist Brod und Del im Ueberfluß und ziemlich gut, aber es ist schwer, sich in diesem ganz ungewöhnlich harten Winter Kohlen und Brennholz zu verschaffen. Ich wohne noch in meinem alten Hause ohne Camin und Ofen und bin gezwungen, meine Morgen und Abende in der Küche zuzubringen, wo die wenigen Freunde, die mich frequentiren, sich darin finden, eine patriarchalische Conversation um den Echernstein herum zu halten. Daß bey diesen Umständen wenig in Studien gethan wird, stellen Sie sich vor. Indeß ich diesen Brief schreibe, fühle ich meine Finger steif und muß sie von Zeit zu Zeit am Feuerpfopf aufbauen. Was mein schwächlicher Körper bey dieser Kälte leidet, schreckt mich von dem Wunsche ab, nach Dänemark zurückzukommen, wozu nach mich sonst in so vielen, fast in allen Rücksichten verlangt. Kommen Sie zu mir! Zum Glück machten die Neapolitaner den Anfang ihrer Plünderung des Vaticanus mit den Sachen, die zur Bequemlichkeit oder Zierrath dienten, und wiewohl sie auch begonnen hatten, Bücher und Papiere fortzuschleppen, zu verkaufen und zu zerreißen, so soll der Verlust doch nicht sehr beträchtlich seyn. Indeß ist dieß unter andern ein Beweis, was Rom von diesen seinen vergebllichen Freunden und Befrejern zu erwarten gehabt hätte, wenn nicht sein guter Genius die Franzosen so bald zurückgeführt hätte. Nicht ohne Grausen denke ich zurück an die Tage und Scenen, die hier vorgehen. Zu morden und zu plündern waren verdienstliche Hand-

lungen, und die von den Priestern erhitzte Wuth des Pöbels gieng so weit, daß sie todte Körper ausgruben und in der Stadt herumschleppten. Ich hielt mich beständig zu Hause, machte höchstens einen Spaziergang zu dem Obelisk, der in meiner Nachbarschaft steht; aber ich hatte Freunde, die mich jeden Abend von den Begebenheiten des Tages unterrichteten. Meine Beschäftigung war damals die Aegyptische Sprache, wozu ich meine Zuflucht zu nehmen pflegte, wenn ich mich zu allem andern untüchtig fühlte. Daß ich der Kunstakademie nichts melde, wird niemanden wundern; fast vergißt man, daß Künstler hier sind. Ihre Zahl nimmt ab, und die übrigen sind ohne Arbeit. Wir schmeicheln uns nun, daß die Französische Akademie bald wieder geöffnet wird, welches gewiß eine bedeutende Epoche für die Herstellung der Kunst werden wird. Wenn die Kälte aufhört werde ich an alle Freunde schreiben. Mein Sohn Marcaurel hat uns nun das Leben zwey Jahre sauer gemacht; bleibt er am Leben, so wird er wohl ein Krüppel werden.

An Münster. Den 9. Ventose an. 7.  
(27 Febr. 99.)

Neulich habe ich mich unterhalten ein Mémoire zu entwerfen über den erstgebornen Gott der Orphiker, worin Sachen sind, die ich für neu halte, die aber vielleicht ziemlich bizarr sind. Was würden Sie von diesen Ableitungen sagen? — Ich denke meine Abhandlung über Mithras ins Deutsche zu übersetzen, um sie in Deutschland drucken zu lassen. Ich habe

auch die Absicht etwas in Lateinischer Sprache über die Koptischen Membranen des Museum von Belletri für unsre Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen zu schreiben: ich finde zu viel Schwierigkeit einen gelehrten Gegenstand in Dänischer Sprache zu behandeln. Der Bürger Ignatius de Rossi hat im Institut einige Stücke seines Werks über die Aegyptischen Etymologien vorgelesen, die mir nicht gar sehr behagt haben. Sonst ist er ein Mann von viel Verdienst und sehr bewandert im Memphitischen Dialekt.

An denselben. Den 10. Oct. 1799.

— Um denn hier zu bleiben und nicht in beständiger Furcht und Gefahr zu leben mußte ich mich in das herrschende System fügen, um so mehr, da man alle Ursache hatte, mich als der entgegengesetzten Parthen anzusehn, indem mein vornehmster Umgang mit Borgias und Prinz Augusts Freunden gewesen war. Sie werden Sich erinnern, daß ich Ihnen in meinen Briefen verschiedentlich zu erkennen gegeben, daß ich für mein eignes Schicksal fürchtete und ich gedenke noch wohl des Ihrigen, worin Sie mir sagten, daß ich als zu einer Nation gehörig, die die Franzosen so viele Ursachen hätte zu achten, nichts zu befürchten hätte. Aber da kannten Sie noch wenig das Volk, welches hier regierte, und ihre Handlungsweise, und ich hatte nicht den Muth, meine Gedanken darüber zu schreiben in einer Zeit da es eingestandne Maxime war, die Briefe zu öffnen, wozu in einer gewissen Periode eine eigne Commission niedergesetzt war. Während die größ-

ften Missethaten ungestraft hingien, Recht und Gerechtigkeit an den Meißbietenden verkauft wurden, war der geringste Verdacht, oft bloße Privatrache hinlänglich die Leute in Gefängnisse zu werfen, deren Beschreibung die Menschlichkeit empört, sie da Monate schmachten zu lassen, sofort nach Laune loszugeben oder fortzujagen oder vor ein Kriegsgericht zu stellen, wo meistens Gunst und Gaben den Ausgang der Sache bestimmten. Unter den Gelehrten, die Sie hier kennen, hat Fea lange gefangen gesessen und ist seitdem verbannt worden, ohne daß man erfahren, warum. Ich gestehe, daß ich im Anfang gute Gedanken von der hier geschehenen Veränderung hatte, ich hoffte Italiens alten Glor wieder hergestellt zu sehn, so lange ich mir einbilden ließ, daß die schönen Worte und hochtrabenden Phrasen einige Realität enthielten und daß man wirklich das, was man im Munde führte, ins Werk zu setzen dachte. Aber dieser Traum mußte bald verschwinden, da man die Leute ein wenig kennen lernte, die an die Spitze gestellt waren und ihre Handlungsweise sah. Es ist nicht meine Sache, der Französischen Nation und ihrer ersten Magistraten Absicht mit diesem Land zu beurtheilen, aber gewiß ist, daß die Menschen, die sie hierher geschickt und die, welche diese hier wählten zu den bedeutendsten Aemtern, fast nichts anders gethan haben als plündern, zerstören, ausrauben, unterjochen und aufreizen, und durchaus alles versäumen, was zu des Landes Bestem dienen konnte, oder um in Gang zu bringen oder zu begründen, was sie als ihr Augenmerk angaben, so

daß man hier statt eines Freystaates nichts gesehn hat als eine Mischung von Despotismus und Anarchie, die das gräulichste Ende zu nehmen drohte. Wir müssen da der Vorsehung danken, daß die Sache ausgegangen, wie sie ist und den Himmel bitten, daß keine neue Umwälzung statt finden möge. Nun können wir hoffen unsre alten Freunde bald wieder zurück zu sehn.

An Friedrike Brun. Den 16. Oct. 1799.

Liebe Freundin! „Antworten Sie mir bald!“ Ja wenn Sie machten, daß Ihre Briefe bald ankämen. Aber der vom 30. März ist mir erst den 5. October geworden, und daß ich mich nun heute hinsetze ihn zu beantworten, ist alle die Eile, die sich von einem so trägen Brieffsteller, als ich bin, erwarten oder prätendiren läßt. Wie es mit Ihren Briefen gegangen so mit all den übrigen. Denken Sie, wie lang wie ängstlich die Erwartung gewesen: denn mit den Briefen blieb auch das Geld aus, der Haupttrost der mühevollen Sterblichen, was auch die Weltweisen hiewider einwenden mögen. Wohl sonst bin ich in der Enge gewesen, aber nie so mit einer zahlreichen französischen Familie, in so theuren hilflosen Zeiten und so von allen verlassen, ohne das Ende der Noth absehen zu können. Nun ist denn dieß erfolgt, ehe es sich erwarten ließ. Unsre bisherigen Herren sind abgezogen, wir haben neue bekommen, die mit der übrigen Welt in Frieden sind, und die, indem sie den hochlautenden versprechungsreichen Phrasen entsagen, in ihrem Verfahren hier menschlichere Gesinnungen an den Tag le-

gen. Einige populäre Unordnungen ausgenommen, die in solchen Augenblicken unvermeidlich sind, hat sich hier nichts zuggetragen, was den Ueberwindern auf einige Weise zum Vorwurfe gereichen könnte. Mögen sie in ruhigem Besiz bleiben und in den geäußerten Grundsätzen fortfahren, so kann dieser zerrüttete und auf alle Weise zerstörte Staat sich wiederum zu erholen hoffen. Aber die Ungewißheit der Zukunft, die Erfahrung so vieler unerwarteter Umwälzungen, ängstigt natürlicherweise jeden, der für etwas mehr als den gegenwärtigen Augenblick lebt. Fenris Ulo verschlingt und Fenris Ulo speyt aus und frist wieder, was er ausgeworfen. Erst nachdem er Odin selbst verschlungen, zerbarst er, und der Friede gab neuen Himmel und neue Erde. Aber wann wird der Tag seyn, und werden wir Ragnaröckkur überleben? Sie haben an all diesen Weltbegebenheiten keine Freude. Wer kann sie auch haben? Aber doch um sie recht zu scheuen, muß man sie, denke ich, mit Augen gesehen haben, selbst in oder wenigstens neben dem Wirbel gewesen seyn. Warum soll ich es Ihnen nicht gestehn, daß eine Zeit war, nemlich als ich von dergleichen Dingen nur aus der Ferne hörte, da ich ihnen näher zu seyn wünschte, mit eigenen Augen anzuschauen, und durch Anschauung über das, was einige so sehr lobten andere so sehr tadelten, urtheilen zu können. Aber wie theuer bezahlt man diese Neugier, wie sehr wünscht man sich weg aus der Nähe des Vulcans, der blindlings zerstört und verschont, zumal wenn man in dem Fall ist, daß von unserm Wehl und Wehe das mancher andrer Lieben ab-



hängt. Sehr wahr ist, was Sie sagen, daß oft das Entgegenfluthen der Begebenheiten auch den ruhigsten und arglofesten mit in den Wirbel reißt. Ich möchte ein Mittel wissen, dem zu entgehen. Wer sich von den Fluthen nicht treiben läßt, wird von ihnen hingestürzt; wer folgt gewinnt wenigstens den Augenblick, wenn freylich mit der Gefahr in schrecklichern Strudel gelei- tet zu werden. Warum muß ich so weit entfernt seyn von unserm friedenreichen Vaterlande? warum mit unzerreißlichen Banden wie Prometheus gefesselt, oder wie der Thrazische Lykurg, über den ich diesen Sommer eine Abhandlung geschrieben? Etwas zerreißlicher sind in diesen Tagen meine Fesseln geworden, mein elender kranker Sohn ist vorgestern begraben worden. Er starb den Tag, nach dem ich an Ihren Bruder geschrieben hatte, unerwartet für den Augenblick, wenn gleich seit Dritthalb Jahren dem Tode nahe scheinend. Was er gelitten hat ist unglaublich, und wo er die Kraft hergenommen so lange zu widerstehn. Sie erinnern wie der Knabe schön und rasch und gesund war, man betrachtete ihn als ein ungewöhnlich schönes Kind und meine Frau war stolz darauf. Auch ich that mir was darauf zu gute; denn ich hatte ihn seit der Geburt beständig nach Demeyers Vorschriften behandelt, war unaufhörlich mit ihm beschäftigt, und versprach mir in ihm einen unzerstörlichen Erben aller meiner Weisheiten und Thorheiten. Im May 97. fieng er an zu kränkeln, sich abzuzehren und uns für sein Leben fürchten zu machen. Im September giengen wir mit ihm aufs Land, wo er sich in ein paar Monathen ziemlich erholte, aber

den Winter darauf ward er kümmerlicher als zuvor, die Rachitis zeigte sich mit allen ihren schrecklichen Symptomen. — — Wie wir Menschen sind, ich wünschte sein Leben nicht mehr, und doch hat sein Tod mich traurig gemacht; ich fühle, daß noch in diesem Augenblick ein gewisser Bloom über mein Gemüth verbreitet ist, der eben daher rührt, und ich finde eine Linderung darin, Sie mit einer Krankengeschichte zu ennuyiren. Meine Frau hat für einige Tage das Haus verlassen, und der ungewohnte Witwerstand trägt denn auch dazu bey mich mißmüthiger zu machen. Statt des Hauses möchte ich dieß Land gar verlassen, dieses Land, welches nicht mehr ist und schwerlich je wieder werden wird, was es war, als ich es erst kennen lernte und mich darin verliebte. Auch bin ich ein andrer Mensch, als ich damals war, das Jugendstreben, der Wunsch nach Genuß, die lachende Aussicht in eine selbsterschaffene Zukunft, und wiederum die Gleichgültigkeit gegen alles zu fürchtende. Ich bin nun alt, hoffe wenig, fürchte alles, setze mich nach einem ruhigen, wenn auch leeren Daseyn. Und wo kann ich Ruhe hoffen, als in meinem Vaterlande unter Verwandten und alten Freunden? Ist wäre eine Möglichkeit, wenigstens ein geringerer Grad von Unmöglichkeit. Der Kranke, den ich weder verlassen noch mitnehmen konnte, ist nicht mehr da; Federico, mit dessen Erziehung ich durch den unglücklichen Versuch abgeschreckt mich bisher gar nicht befaßt habe, sondern ihn ganz den Weibern überlassen, ist gesund und hat nun 20 Monathe. Die Wege sind nun offen; aber freylich erlauben mir weder meine Finanzumstände

noch die Jahreszeit vor Frühjahr daran zu denken, und wer weiß, wie es dann aussehen mag. Doch hätte ich nur einen Ruf in mein Vaterland, wie man mich noch vor ein paar Jahren hat hoffen machen, so fände sich wohl alles übrige. Jedweder Ruf, wobey ich nur ein dürftiges Auskommen hätte, würde mir willkommen seyn, ich wünsche nur Ruhe und verzweifle daran, die anderswo zu finden. Freylich liebkoset Italiens Klima meine schwachen Nerven, freylich ist noch vieles hier, woran mein Herz hängt. Allerdings, um Priamus nachzusprechen, gleicht ihr Antlitz den unsterblichen Götinnen, aber auch so, wie schön sie auch ist, sey ihr entsagt, daß nicht uns und unseren Kindern nach uns Elend erwachse. Ich fürchte Kopenhagens Klima, ich möchte in Kiel oder Altona leben, aber mein hauptsächlichster Wunsch, dem alle andern nachstehen, ist meine übrigen Tage unter meinen Landsleuten zuzubringen. Sie vermögen doch viel, überlegen Sie die Sache mit Ihrem Bruder, dem ich schon sonst darüber geschrieben habe, aber weniger ernstlich als ist. So lange unsre Landsleute fleißig hierher kamen und andere Fremde, mit denen ich mir einen Circle schaffen konnte, wo ähnliche Erziehung und ähnliche Gesinnungen Harmonie wirkten, fiel Dänemark mir weniger ein; aber seitdem ich isolirt bin, mit ein paar Landsleuten, die eigentlich wenig mit mir gemein haben und dem einzigen Fernow, der wahrscheinlich nicht lange mehr hier bleiben wird, wird die Sehnsucht täglich größer. Ich komme wiederum auf Ihren Brief. Sie fragen nach verschiedenen Bekannten, von denen Sie vermuth-

lich gegenwärtig besser unterrichtet sind, als wir: denn wir erwachen eben aus einem langen Schlummer und alles was seit Monathen außer unsern Ringmauern vorgefallen, ist uns fremd. — Fernow befindet sich wohl und studirt unablässig, um Philosophie und schöne Künste recht in einander zu knüten. Ich liebe ihn sehr, schon er mir noch immer zu dogmatisch ist. Brod haben wir vorigen Winter und Frühjahr, zwar einige Tage ausgenommen, gehabt; aber von Türkenkorn und Bohnen und dergleichen, auch eine hinreichende Dose von Sand und Erde mit unter, und nach Unzen auf die Person berechnet. Jämmerlich war das Leben, doch habe ich nicht gehört, daß vor Hunger jemand dabey umgekommen. Die Ofen waren von Morgen bis Abend belagert und wer mit sechs oder acht Stunden Warten abkam, hatte von Glück zu sagen. Gutes Brod aus Privathäusern kam bis auf einen Bajocco die Unze. Ich hatte zufälligerweise einen geringen Borrath von Mehl, woraus mit Türkenmehl vermischt wir uns Kuchen backten, wenn kein Brod zu haben war, auch traf ich einen Dänen der hier bey einem Offizier in Diensten war und zwischen ein Gelegenheit hatte mir ein Commisbrod um einen erträglichen Preis zu verschaffen. Nicht geringer war der Mangel an Del, Holz und Kohlen. Die Bäume auf Campo vaccino und andern öffentlichen Orten, so wie die in den Villen wurden umgehauen oder wenigstens verstümmelt. Selbst Villa Borghese hat viele ihrer schönsten Platanen hergegeben, welches mich mehr

gedrängt als die Gemälde, welche der Prinz aus seiner Gallerie verkauft hat.

An dieselbe. Den 20. Dec. 1799.

Ein wenig Schule, wie wir sie hier im Ueberflusse genossen, möchte dem — wohl heilsam seyn, zu lernen, sich den Umständen zu unterwerfen, sich genügen zu lassen mit dem, was man zu sagen zu thun und zu wollen gezwungen ist. Ist da dieses Land seine Peripetien überstanden zu haben scheint, da wir uns schmeicheln, daß der allgemeine Frieden nicht mehr weit entfernt sey, alles auf den alten Fuß zurückkehrt und das Geschehene mit all dem Vorgeschehenen nur den Geschichtschreibern angehört, ist alles anders. — Ich schreibe Ihnen im Bette, wo mich meine immer zunehmenden Seitenschmerzen gefesselt halten. Indessen, so sehr der Arzt widerspricht, werde ich doch diesen Brief morgen, wie immer, selbst auf die Post tragen. Für den Gruß von Bonstetten danke ich herzlich; ich verehere den Mann, seit Sie mir einige Aufsätze von ihm mitgetheilt haben. Ich möchte in mein Vaterland zurück, möchte den Rest meiner Tage, die wohl nicht viele seyn werden unter meinen Freunden und Verwandten zubringen, und wenn ich einmal von hinnen gehe, meine Kinder unter Menschen lassen, von denen ich hoffen könnte, daß sie einigen Antheil an ihnen nähmen. Sollte ich Ihnen hier entrißen werden, so bliebe ihnen eben nichts als der Bettelstab übrig, wenn ich es anders dahin bringen kann, daß sie ihn nicht

schon bey meinem Leben ergreifen müssen, welches noch einigem Zweifel unterworfen scheint. Nur Sie und Ihr Bruder können diese Zweifel heben, mir meine Existenz, sey es hier oder, welches besser und unschwanfender wäre, dort versichern.

An Münster. Den 23. Dec. 1799.

Borgias Münzkabinet ist in salvo; aber ganz derangirt wie seine Dactyllothek. Sein Bruder wollte späterhin, daß ich sie zu mir nehmen und sie aufs neue arrangiren sollte; ich verbat mir aber diese delicate Commission, bis ich sie unter den eignen Augen ausführen könnte. Seine Manuscripte sandte er mir ins Haus an dem Tage da er arretirt ward, und kein Unbeykommender hat erfahren, daß sie bey mir waren: ausgenommen Marini und Derossi. Der letztere hat versprochen, mich bey der Arbeit zu assistiren, wenn ich einmal dahin komme, den projectirten Katalog und Specimina der Thebaischen Membranen zu publiciren, und Borgia hat schon gebilligt, daß wir uns dazu vereinigen. Er ist Theolog und Orientalist. Marini ist der beste Freund, den ich gegenwärtig in Rom habe. Wir haben in diesen letzten Jahren uns näher zu kennen und zu lieben gelernt.

An denselben. Den 25. Jan. 1800.

Das Ausbleiben meines Geldes ängstigt mich täglich mehr, indem ich das Ende meiner Ressourcen sehe.



Es ist mir höchst angenehm gewesen, wieder drei Landsleute zu sehn. Möchten bald mehrere kommen! Ich fühle mich vergnügt, wenn ich unter meinen Landsleuten bin. Der Umgang mit diesen jungen Leuten trägt dazu bey, mich zu distrahiren und läßt mich von Zeit zu Zeit Dinge vergessen, die mich niederdrücken und verzehren. An die Akademie habe ich mit voriger Post geschrieben und schreibe heute aufs neue. Ich habe nun ein Thema gewählt, wodurch ich bald das im vorigen Jahre Versäumte einzuholen hoffe, nemlich ein raisonnirtes Verzeichniß über alle hier lebenden Künstler. Es kostet mich nicht wenig Zeit und Mühe, alle diese Notizen einzusammeln; aber ich rechne darauf, daß sie willkommen seyn werden. Findet man meine Berichte nicht interessant, so muß man die Umstände anklagen. Ich fordere jedermann auf, interessantere Sachen die Kunst betreffend zu melden, ohne sie zu erdichten. Lord Bristol ist angekommen. Zur Beförderung der Kunst wäre es zu wünschen, daß alle reiche Reisenden seine Maxime hätten. Er hält sich nemlich besonders an die Arbeiten der lebenden Artisten, anstatt die öfters nachgemachten und verfälschten Werke alter Meister zu kaufen, welches die Schwachheit der gewöhnlichen Reisenden ist.

An Friederike Brun. Den 1. März 1800.

Rom ist so ganz verändert. Man reist nun mit vollkommner Sicherheit. Aber theuer ist es in ganz Italien, mehr als jemals. Zwölf Unzen mäßig gutes

Brod werden in diesen Tagen mit zehn Bajoc bezahlt und Fleisch findet man nicht ohne Schwierigkeit. Nur in einem Klima wie das hiesige kann das Volk subzistiren bey dem Mangel wie den es hier leidet. Wenig all dem ist das Carneval sehr munter gewesen; eigentliche Masken waren nicht zugelassen; aber wohl allerhand Verkleidungen; und der Corso soll von lustigen Personen voll gewesen seyn; die über ihre eigenen leeren Wagen scherzten. Das ist nun die Muse der Italiäner, gleich unzertrennlich von ihnen als die Göttin der Hoffnung. — Wir haben seit her ab und zu so schöne Tage genossen wie im Maymonath kaum in Dänemark. Ich habe sie benutzt, um Roms Ruinen zu besuchen und auch aussen vor der Stadt in Gesellschaft der drey Dänischen Reisenden, wovon ich Ihrem Bruder geschrieben habe. Ein Tag besonders, da wir Fontana bella und das Grab der Cäcilia besuchten, war einer von den glücklichsten, die ich in langer Zeit gelebt habe. — An das Commerzcolleg schrieb ich am 15. Febr. also 8 Tage nach Empfang meiner Instruction, zum erstenmal, die hier herausgekommene Verordnung einsendend, wodurch das Geld auf den alten Fuß gesetzt wird, mit einem ausführlichen historischen Bericht über die Peripetleen des Geldwesens in diesem Lande seit dem Anfang des Falls der Zettel, und ich glaube, den Gegenstand mit Vollständigkeit und Genauigkeit behandelt zu haben, so daß der Brief einen Platz in den Annalen unserer Zeit verdienen dürfte. Ich habe nur Data dargestellt, Bemerkungen kann jeder selbst machen, zwar vielleicht besser an Ort und Stelle und nach eigner Erfahrung;

aber dazu habe ich noch meine Bedenklichkeiten. Ich arbeite nun an einer detaillirten Uebersicht des Handels dieses Staats mit Hinsicht auf was von hier nach Dänemark ausgeführt und was dagegen zurückgebracht werden könnte, die ich mit nächster Post abzuschießen hoffe. Dänemark hat bisher keinen directen Handel mit Rom; aber es scheint mir unbezweifelt, daß er zum Vortheil beyder Länder eingeführt werden könnte. Ich habe angefangen, mit verschiedenen hiesigen Kaufleuten Bekanntschaft zu machen, und nun ist es nothwendig, daß ich in Correspondenz mit einem oder dem andern in Kopenhagen oder in Norwegen komme, der zu Speculation und Unternehmung aufgelegt wäre. — Leben Sie nun wohl und sorgen Sie für Ihre Gesundheit.

An den Bruder. Den 1. März 1800.

— Was ich Dir sonst rathe, suche Deine Edhne beym Landwesen zu behalten oder allenfalls im Kaufmannsstande; laß sie ja nicht Gelehrte oder dergleichen werden. Wollte Gott, daß unser Vater mich zum Bauern erzogen hätte, oder, da das nun anders ist, daß ich einmal so viel zusammenbringen könnte, um ein Gütchen auf dem Lande zu kaufen und da meine Tage zu endigen. Die Städte sammt und sonders werden mir täglich verhaßter, ich wohne nun hier wie in einer Vorstadt und komme eben selten in die volkreichern Straßen, als wenn Geschäfte mich dazu verpflichten; aber ich möchte mich ganz davon entfernen.

Du kannst Dir nicht vorstellen, mit welchem Vergnügen ich zurückdenke an die Wiesen und Kornfelder, die Mögeltondern umgaben, an die hohen Pappelbäume bey Schackenbürg und die Graben und Teiche, wo wir auf Schrittschuhen liefen, wie mir meine Phantastie diesen und jenen Ort so lebhaft vormalt mit allem, was ihn umgab; alle die Kleinigkeiten, die da vorfielen, was bey dieser und jener Gelegenheit gesprochen ward. Ich möchte da wiederum hin, den nemlichen Fußsteig wiederum gehen, die Kirschen von dem nemlichen Baum pflücken. Nun weiß ich wohl, daß an allem dem viel Illusion ist, daß die Dinge in der Rückerinnerung, abgesondert von dem, was in der Gegenwart den Genuß schmälerte, viel lieblicher erscheinen; aber wiederum alles gegen einander berechnet, die mancherley Situationen, in die der Mensch kommt, neben einander gestellt, und meine Erfahrungen sind gegenwärtig viele und mannigfaltig, bin ich doch völlig überzeugt, daß das stille ländliche Leben mehr Ueberschuß an wahren Genüssen gewährt, als jedes andere; und wohl dem, der darin geboren ist und es nie verläßt. Komme ich nach Dänemark zurück, so übergebe ich Dir meinen Admischen Sohn, daß Du einen Dänischen Landmann aus ihm machest. Laß dich nicht verleiten, zu viel auf angeborne Neigungen bey Kindern zu rechnen. Zu den meisten Geschäften sind alle Menschen gleich geboren und die Erziehung macht aus ihnen, was sie will. Mancher Knabe setzt sich Grillen in den Kopf, daß er zu diesem oder jenem ausschließlich bestimmt sey, und freylich wer ihn mit Gewalt

zu etwas anderm treibt, befestigt ihn nur in seinem Bahn; aber mit guter Manier läßt jeder Mensch sich leiten \*). Merger noch ist, wenn Väter ihre Kinder, ohne daß diese selbst einen Beruf zu fühlen glauben, autorisiren, einen Stand zu wählen; da bleibt man meistens in ewiger Unentschlossenheit, wählt und bereut und macht sich Vorwürfe und veraltert, ehe man mit sich selbst über seine Bestimmung einig wird, und wird zum Philosophen, das heißt zu einem Wesen halb über halb unter den Menschen und allenfalls zum Bücherschreiben brauchbar. Nun grüße herzlich die Unsern und unter diesen besonders die Deinen. Grüße vor allen andern Ulrike, die mir vor allen andern am Herzen liegt, deren Bild unzertrennlich von mir ist. Sag ihr, wie sehr ich sie liebe, wie sehr ich ihre Leiden fühle, wie innigst ich wünsche, sie noch einmal zu umarmen, eh eins von uns den Weg ohne Rückweg antritt, daß eben dieser Wunsch hauptsächlich mit mich nach meinem Vaterlande verlangen macht. Ich würde ihr schreiben, aber was habe ich ihr sonst zu sagen, daß einen Brief ausfüllen könnte, was nicht auch Dir zu sagen wäre? Ich weiß, daß es ihr angenehm seyn wird meine Schrift zu sehen, theile ihr diesen Brief mit, bitte sie mir zu schreiben, sie kann mir viele kleine Nachrichten mittheilen, die mich interessieren; was hier vorfällt geht sie nichts an. Grüße Henriette auch vorzüglich und unsre Mutter. Ich liebe Euch

---

\*) Derselben Meynung ist Baco Sermon. VIII. p. 32.

alle herzlich. Leb wohl theurer einziger Bruder. Schreibe mir bald wenn Du Muße hast.

An Münster. Den 15. März 1800.

Durch Ihre Fürsorge bin ich nun aus meiner Noth und behalte sogar nach Abzahlung meiner Schulden eine kleine Summe übrig. — Sie verlangen, daß ich gelehrte Abhandlungen einsende; ich habe verschiedene liegen, theils ganz fertig, aber alle in Italiänischer Sprache und es würde mir sehr schwer fallen, sie zu übersetzen. Willt man sie in jener Sprache annehmen, so sende ich sie. Insbesondere habe ich zwey, die ich gedruckt zu sehen wünsche. Sie sind hier vorgelesen und verschiedenen Personen im Manuscript mitgetheilt worden, und haben ausgezeichneten Beyfall erhalten. Die eine ist sehr ausführlich und betrifft den Gott Mithras. Die zweyte handelt von einem Basrelief, welches Incurgus Ihrar vorstellt, und hat eine Ehre genossen, die kein anderes unter den vielen im hiesigen Institute vorgelesenen Memoiren genossen hat, nemlich durch Acclamation bestimmt zu werden zur Recitirung in der nächsten öffentlichen Versammlung. Ich entschuldigte mich mit meiner schwachen Stimme, und ein anderes Mitglied erhielt den Auftrag, sie in meinem Namen zu lesen. Das Monument ward in Aufpfer gestochen und unter die Zuhörer vertheilt. Sagen Sie mir zugleich bestimmt, welcherley Gegenstände ich in einer Abhandlung für die Skandinavische Gesellschaft zu wählen hätte. Marini hat mich versichert, daß



ungeachtet aller bisher durch den Druck bekanntgemachten Sammlungen der päpstlichen Briefe noch eine Mannigfaltigkeit von interessanten Sachen zurück ist, die nicht das Licht gesehen haben, und worunter vermuthlich viele Dänemark betreffen könnten \*), so wie die Schweden vor einigen Jahren viele ihr Land betreffenden Papiere im Archiv haben copiren lassen.

An Friederike Brun. Den 19. März 1800.

Ich hoffe, daß Sie meinen Brief vom 1. März erhalten und schon Ihre Maßregeln genommen haben, um einen Großhändler aus mir zu machen: bey den Wissenschaften kommt doch in diesen Zeiten nichts heraus, am allerwenigsten bey der leidigen Antiquität. Im lezt verflossenen Jahre habe ich in der Oekonomie große Fortschritte gethan, igt ist bey mir der Handelsgeist rege geworden, nur leider wird ausser dem Geist auch die goldne Kraft erfordert, die mir nun eben mangelt. Ihre projectirten großen Unternehmungen, klassische Gemälde und antike Statuen sind für meine umiltä etwas zu sublim, wie ich Ihnen schon gesagt habe: aber einen Handel anzulegen mit Galanterie-Kunstprodukten, so etwa Kupferstichen, Aquarelmalereyen, colorirten Zeichnungen, kleinen Mosaiken, geschnittenen Conchylien, Glaspasten, Vasen, Camin- und Nachtschwerzierungen, allerley Copien nach Antiken

---

\*1) Einige solcher Documente hatte Münster schon nach Hause gebracht. D. H.

und dergleichen, dazu wäre jedweder, der ein mäßiges Capital in Händen hätte, gut, und könnte, glaube ich, auf sichern und beträchtlichen Gewinn rechnen. — Sie erinnern sich, wie sehr ich sonst gegen all dergleichen war, aber die Zeit macht flug; ich bin auf dem Punkt gewesen, wo ich nichts als Mangel und Noth vor mir sah; iht möchte ich versuchen reich zu werden. In vollem Ernste, meine Lage ist nun so, daß wenn ich hier eine erträgliche Figur machen und in der Laufbahn, die ich zu betreten anfangen nützlich seyn soll, ich Quellen suchen muß, um meine Einnahme zu vermehren und Commissionen, die mir aus unserm Vaterlande zukämen, wären eben der schicklichste und sicherste Weg; nur wünschte ich, daß sie von der Art wären, daß ich hoffen könnte meine Committenten zu befriedigen, nicht solche, wo alles vom Individualgeschmack und Affectionspreis abhängt. Wer zum Beispiel schöne antike Cameen oder alte Originalgemälde von mir verlangte, würde mich in Verlegenheit setzen: moderne Kunstwerke haben im Handel ihren ungefähr bestimmten Preis. Auch Büchercommissionen könnte man mir auftragen, die verschiedenen in Kopenhagen iht blühenden und wie ich höre vortreflich eingerichteten Bibliotheken, sind doch schwerlich mit allen denen in den letzten Jahren in Italien herausgekommenen Werken versehen. Die Agenten der andern Nationen haben alle dergleichen Aufträge, und indem sie die Sachen für den currenten Preis liefern, gewinnen sie ihre Prozente, wie unter Kaufleuten Gebrauch ist, und was sonst der Zufall für Vortheile darbietet. Sie sehen, daß ich ohne Geheim-

nisse mit Ihnen spreche, machen Sie den besten Gebrauch davon. Ihrem Bruder habe ich vor wenigen Tagen geschrieben. Ich sagte ihm unter andern von den Carstens'schen Zeichnungen, die Fernow besitzt, und wiederhole es Ihnen, daß man in Kopenhagen keinen Anspruch auf Kunstpatronage machen muß, so lange man keinen Schritt thut, um diese schätzbaren Ueberbleibsel eines so entschiedenen Kunstgenies, der ein Däne war, der Nation zu sichern. Ein ehrlicher Mann, von dem die böse Welt sagt, daß er von jeher alle Männer von Verdienst zu verfolgen gesucht habe, wird Ihnen vielleicht sagen, daß es der Nation mehr Ehre mache, wenn diese Sachen heute oder morgen nach England gehen und dort in irgend eines reichen Squires Landhause der Bewunderung aufgehoben werden. Ich bin kein blinder Verehrer von Carstens, finde an seinen Zeichnungen vieles zu tadeln, und habe darüber sowohl ihm selbst, als er noch unter uns war, als seinen Freunden meine Meinung mit mehr Freymüthigkeit gesagt, als oft ihm oder ihnen zu hören lieb war; aber ich würde gegen meine Ueberzeugung sprechen, wenn ich sagte, in Rom so lange ich hier bin, einen Künstler gefunden zu haben, der so componirte wie Carstens, der den Zweck der Kunst so inne hatte und dem Wahren so nahe kam, wie er. Unsere besten Maler hier, Camuccini und Wenvenuto, im Mechanischen der Kunst unendlich über ihm, sind in der Composition nur Manieristen, mit ihm verglichen.

An Nissen. Den 19. April 1800.

Immer habe ich ein ziemlich eingezogenes Leben geführt; aber in den letzten Jahren hat meine Einsamkeit zu sehr zugenommen; und da meine Gesundheit geschwächt ist und ich nicht mehr mit dem Ausdauern studieren kann, so fühle ich mehr als vorher das Bedürfnis der Gesellschaft. Auch das ungünstige Schicksal meines Buchs über die Obelisken hat mich ein wenig von den antiquarischen Wissenschaften zurückgestoßen; denn so sind jezo Zeiten, wo daran das Publicum nicht denkt. Der einzige Knabe, der mir übrig geblieben, drohte diesen Winter ihm nachzufolgen. Meine Frau ist von neuem schwanger, das heißt verspricht mir eine neue Reihe von Leiden. Die Mönche haben wohl gedacht, der Studirende muß hagestolz bleiben, oder wenn er das nicht gekonnt hat, müßte er wenigstens sich von den vielen Affecten frey machen können, die mich an meine Familie binden und machen, daß ich mehr in ihnen lebe als in mir. Und doch, wenn ich nicht geheyrathet hätte, würde ich mich vielleicht nicht ernstlich auf die Studien gelegt haben, die mir einen gewissen Namen verschafft und für einige Zeit meine Glückseligkeit ausgemacht haben und noch, wie wohl sehr gesunken in meiner Achtung, meine Vorliebe sind; und nicht leicht würde ich mich mit etwas anderem beschäftigen, wenn nicht die Folgen des Verheyrathetseyns mich dazu nöthigten. Was ist das Schicksal des Menschen, diese Räder, die uns bewegen und zugleich unsern Lauf aufhalten? Aber ich har

be ein Gelübde gethan, nicht zu philosophiren, was mich zieht, dem zu folgen, und nicht zu fragen warum. Geben Sie mir Nachricht von Sich und leben Sie wohl und erinnern Sie Sich meiner als Ihres aufrichtigen Freundes.

An Münster, Den 16. May 1800.

Meine Studien liegen darnieder in dieser Zeit, wo alles zu interessiren scheint nur nicht Antiquitäten. Borgia hofft, daß der neue Papst sich meines Buchs über die Obelisken annehmen wird, aber wann wird es seyn? Von Hirt erwarte ich Antwort auf einen Brief betreffend die Art, mein lang projectirtes und zum Theil ausgearbeitetes Werk von den Basreliefs herauszugeben, wozu viele Kupferstiche, folglich ein bedeutender Vorschuß erforderlich, der nach meiner Erwartung vielleicht durch eine Association in Deutschland zu erhalten wäre, indem ich es heftweise herausgäbe. Nun höre ich von andern, daß dieses wohl nicht zu hoffen ist. Unglücklich ist's für mich, daß nun, da ich glaube mittheilen zu können, was ich bisher gesammelt habe, niemand mehr aufgelegt scheint, daran Antheil zu nehmen. \*) Meine Coptica werden auch wohl bis zum jüngsten Gericht liegen bleiben. Möchte ich in Dänemark zurück seyn! Dann fände ich wohl Gele-

\*) Dabei fällt einem Overbraut ein, der sterbend die Natur angeklagt haben soll, daß er scheiden müsse, nachdem er nun dahin gekommen sey, die gesammelten Schätze der Gelehrsamkeit anwenden zu können. D. H.

genheit, von meinen vielen Papieren Gebrauch zu machen. Viele Zeit bringe ich gegenwärtig in den Werkstätten der Artisten zu, theils ihre eignen Producte kennen zu lernen, theils um die vielen schönen alten Gemälde zu genießen, die aus den Palästen gewandert sind und noch täglich wandern in die Boutiken der Restauratoren. Fast alle Maler sind Negorianten geworden.

Him. 10. Nov. 1800.

An denselben. Den 22. Aug. 1800.

Borgia nimmt sich meines Buchs von den Obeliskien mit Eifer an. Auf mein Verlangen steht auf dem Titelblatte die Jahreszahl 1797. Man wollte, daß ich die Dedication verändern sollte; aber ich habe darauf bestanden, daß die alte bleiben müsse oder keine, weil ich lieber Todten als Lebendigen dedicare. Dagegen habe ich auf die letzte Correction der Kupfer verzichtet und überlasse es ganz dem Gutbefinden der übrigen darin interessirten Personen, ob man mir einige von den abgedruckten 1000 Exemplaren geben will oder nicht. Der Aegyptische Derossi, einer der gelehrtesten Männer in Rom und zugleich ein Mann von Charakter, befindet sich in Armuth und wird von allen vernachlässigt: ich habe vergebens gesucht, ihm nützlich zu seyn.

An denselben. Den 21. Nov. 1800.

Wenn die 100 Rthlr. von der Akademie wegfallen, so bin ich auf eine reine Einnahme von 430 Scudi reducirt. Als ich vor 4 bis 5. Jahren hier eine Pen-



sion von 300 Scudi genoß und von Zeit zu Zeit Gelegenheit fand, etwas als Antiquar und Commissionar zu verdienen, hatte ich viel mehr als jetzt, und man lebte halb so wohlfeil. Aber da ich mich wenig um meine Dekonomie bekümmerte und einmal in Schulden war, fand ich nicht den Weg herauszukommen, bis meine Kopenhagener Freunde mich unterstützten. Die Erfahrung hat mich nun gelehrt aus der Dekonomie ein Hauptstudium zu machen, und so helfe ich mich durch; aber es ist ein trauriges Studium für jemanden, der gewohnt ist, ein andres zu haben und die Eitelkeit besitzt zu glauben, er könne seine Zeit besser anwenden. — Meine Koptischen Copieen machen ein dickes Volumen aus, welches ich Ihnen gerne gänzlich überließ, wenn ich glaubte, daß Sie Gebrauch davon machen würden. Denn ich allein kann sie nicht bearbeiten, und hier verzweifle ich, einen Mitarbeiter zu finden. Die Dänischen Gelehrten scheinen den Weg nach Rom verfehlt zu haben. In dem isolirten Zustande, worin ich bin und bey meinen vielen ökonomischen Sorgen und der allenthalben zunehmenden Gleichgültigkeit gegen die Wissenschaften, die ich cultivirt habe, verliere ich alle Lust und Trieb zu meinen Studien. Es scheint mir vergeblich gelebt zu haben. — — Möchte wenigstens das, was ich gesammelt habe, andern nützlich werden. Am 29 Oct. präsentirte ich von dem Cardinal Borgia eingeführt ein Exemplar des Werkes von den Obeliskn dem Papsst, welcher verordnet hat, daß die Druck- und Kupferstichplatten in die Chalcographie abgegeben und aus derselben 100

Exemplare an mich abgeliefert werden sollen. Der Preis ist gesetzt auf 12 Scudi auf feinem, 10 auf groberem Papier: ich bekomme 50 von jeder Sorte.

An denselben. Den 11. Dec. 1800.

Die in Ihrem Briefe erwähnte Aegyptische Säule ist ein überaus interessantes Ding. Eine genaue Nachzeichnung derselben würde für mich ein wahrer Schatz seyn. Könnten Sie mir sie verschaffen? dann würde ich vielleicht aufs neue Lust zu der Aegyptischen Antiquität bekommen, von der ich mich nun so gut als losgesagt habe. Hier ward vor einiger Zeit gesagt, daß dieses Monument nach Paris gebracht worden wäre und zur Regierungszeit Ptolemäus XII Auletes gehörte. \*) In allen Fällen schaffen Sie mir möglichst genaue Nachricht. Es könnte ein Schlüssel werden zu der sogenannten hieratischen Schrift sowohl, als zur Hieroglyphe. Wenn ich kann und wenn Sie es für gut halten, so sende ich Ihnen meinen Aufsatz von Mithras für die Gesellschaft der Wissenschaften.

An die Geschwister. Den 12. Dec. 1800.

— Was würde aus meinen Kindern werden, wenn ich hier von ihnen abgerufen würde, unter lauter Menschen, denen sie fremd sind. Meine Frau hat keinen Anverwandten, der nur im Geringsten sich ihrer anzunehmen im Stande wäre, und ich habe keinen vermö-

---

\*) Vgl. De Obel. p. 607. Not. 9. Seitdem ist der Gegenstand viel besprochen worden. D. H.

genden Freund , von dem ich nur wünschen könnte, daß er sich ihrer annehme. Mein Sohn , der einzige , der mir geblieben ist , soll kein Pfaff noch Pfaffendiener werden und um alle übrige Gewerbe siehts hier trau-  
 Ag aus. Ich habe aber gedacht ihn zum Maler zu erziehen , zum Landschaftsmaler , wenn gleich bey jetzigen Zeiten auch dabey nicht viel herauskömmt : um ein Handwerk zu lernen , was sonst einmal mein Gedanke war , scheint er von allzu schwacher Constitution. Gesund ist er zwar , aber kleinlich und delicat. Alles mag er übrigens werden , nur Gelehrter nicht : denn die Gelehrsamkeit macht unsre Seele zu frey und unser Körper zu sflavisch , und der Contrast zerrüttet unser Wesen. Hätte ich ihn dort bey Euch , so sollte er unter Karls Anführung Landmann werden , das Land würde ihn stärken und das kleine Kapital , das ich dort stehen habe und welches ich so lange irgend ein andrer Ausweg da ist nicht zu rühren gedenke , würde ihm doch einen kleinen Vorsprung vor dem gerade-zu-Bauern geben. Wohl ist mir eingefallen , wenn ich einmal eine Reise nach Dänemark machen könnte , ihn mitzunehmen und dort bey Karl zu lassen ; aber der Knabe ist mir so aus Herz gewachsen , ist so immer um mich , daß wohl die Trennung zu viel kosten würde , hunderte von Meilen und die verlorne Hoffnung des Wiedersehens. Könnte ich einen Posten in Kiel oder Altona erhalten , so nähme ich ihn ohne Bedenken an ; aber wie man mir aus Kopenhagen schreibt , so scheint das der einzige Ort , und ich fürchte , daß eben diese Lust mich in Kurzem tödten würde. Doch

alles dieses und meine Reiseprojecte habe ich Euch vermuthlich schon vorgesagt. Weil mir die Dinge immer im Kopfe herumgehen, wiederhole ich sie ohne zu wissen, wieviel ich schon sonst davon geschrieben habe. Nun trifft aber, daß bey gegenwärtigen Umständen an keine Reise zu denken ist: so habe ich Müsse, die Sache reiflich zu überlegen.

---

## Vorhaben der Rückkehr.

---

An Münster. Den 2. März 1801.

Eigentliche Antwort bekommen Sie erst nächste Woche, wann ich Zeit gehabt habe, reiflich zu überlegen. Mein Wunsch ist es, in unser Vaterland zurückzukommen, und in diesem Augenblick stimmt mein Entschluß mit meinem Wunsch überein. Aber vielleicht hat augenblicklicher Humor zu vielen Einfluß auf meine izzigen Gedanken, vielleicht auch körperliche Disposition. Den größten Theil des vorigen Monats zwang mich ein Katarrhalfieber das Zimmer, zum Theil auch das Bett zu hüten. Meine Frau war noch heftiger angegriffen. Es war eine Art Epidemie, die man hier malo Suedose nannte. Ich war nicht auf Ihre Proposition vorbereitet. Seit ich Ihnen betreffend meine Zurückkunft schrieb, hatten näher liegende Sorgen mich diesen Gedanken fast vergessen machen. Die Aussicht, nun nach Kiel zu kommen, wie ich es in so vielen Jahren wünschte ohne einige Möglichkeit dazu einzusehen, dort zu leben in dem Fache, welches das einzige ist, wozu ich mich geschickt glaube, in der Nähe meiner Verwandten und Freunde, ist so bezaubernd, so überraschend, daß ich mich in Acht nehmen muß, keinen übereilten Schritt zu thun. Die Bedenklichkeiten sind groß: ausser denen, worauf Sie mich auf-

merkſam machen, ſind noch andre zurück. — — Sie ſehen, daß ich meine Gedanken aufs Papier werfe, ohne noch zu wiſſen, was ich will. Der Entſchluß iſt zu wichtig, alles beruht darauf.

An denſelben. Den 16. März 1801.

Mein Schickſal ſteht nun in Ihrer Hand\*). Ich brauche nicht Ihnen zu empfehlen, die Sache mit Ihrer gewöhnlichen Circumſpection zu behandeln, mehreren nichts davon zu mittheilen als nöthig iſt, und beſonders Sich in Briefen nach Rom nichts davon merken zu laſſen. Es iſt natürlich, daß der Entſchluß dieſe Stadt, dieſes Klima zu verlaſſen, mich viel koſtete, daß ich, ſeit ich Ihre Briefe erhielt, in großer Agitation geweſen bin, bald hangend auf der einen, bald auf der andern Seite. Aber nun iſt mir das Reſultat klar, es iſt meine Pflicht zu ſuchen nach Hauſe zu kommen. Was würde aus meinen Kindern in dieſem Lande werden? Thun Sie alſo, was möglich iſt, ſehen Sie nicht auf 100 Rthlr. Gage mehr oder weniger. Ich kann doch hier mit dem, was ich habe, nicht auf einem meinem Poſten anſtändigen Fuß leben. — Die Hauptſchwierigkeit unſeres Projects iſt die Reiſe nach Dänemark. Sie begreifen, daß ich ſie durchaus nicht vor May 1802 antreten kann.

---

\*) Das Geſuch an den König war beſchloſſen.



An denselben. Den 28. März 1801.

Was ich in meinem vorigen Briefe geschrieben habe, bleibt unabgeändert, wiewohl die nun anfangende schöne Jahreszeit mich aufs neue aufmerksam macht, wie viel es mich kosten wird, Italien zu verlassen. Viele liebe-  
reiche herzliche Grüße und Umarmungen von unserm alten aus dem Tartarus wiedererstandenen Dolomieu \*). Raum bin ich jemals so angenehm überrascht worden, als den 23ten in diesem Monate, da er ganz unerwartet zu mir herein trat und mich fragte, ob ich ihn noch kenne. Er ist ganz wie zuvor, scheint sogar stärker und gesünder nach der langen schrecklichen Gefangenschaft. Es ist unglaublich, was er gelitten hat, und unglaublich, wie er es überstanden hat. Vor 14 Tagen war er auf freyen Fuß gesetzt worden, und will nun innerhalb 20 Tagen in Paris seyn. Einen einzigen Tag brachte er in Rom zu. Ich sah ihn Morgens darauf wenige Minuten ehe er in den Wagen stieg. Wir sprachen von tausend Dingen, von Ihnen zuerst und zuletzt. Es war mir wie ein Traum, mit ihm zu reden: nun werden wir Briefwechsel unterhalten: er wird mir Erläuterung geben von vielen Sachen, die igt nur berührt werden konnten. Er hat ein Exemplar meines Buchs mitgenommen. Sie wissen, daß Dolomieu behauptet hat, daß die sogenannte

---

\*) Er war nach der Wiedereinnahme von Malta durch die Engländer, als Französischer Ritter, verhaftet und in Palermo gefangen gehalten worden. Freunde in Kopenhagen hatten ihn dort mit Geld unterstützt. D. S.

Säule des Pompejus unter den Byzantinischen Kaisern errichtet worden ist; er stuzte als ich ihm die Stelle in Alphthouius zeigte und sagte: die Beschreibung stimmt vorzüglich genau überein: Ihr müßt Recht haben. Er erzählte mir, daß die Franzosen entdeckt hatten, daß der Piedestal des Obelisks der Kleopatra ein Saracenisches Werk sey; aber auch an dieser Entdeckung habe ich meinen Zweifel.

An denselben. Den 25. Jul. 1801.

Mein Federico, von dem ich vor einiger Zeit fürchtete, daß er einen Ansatß zur Rachitis hätte, ist nun rasch und verspricht mir Freude zu machen. Sie können sich vorstellen, daß das viele Unglück, was ich mit Knaben gehabt habe, mich auf ihn äusserst aufmerksam macht. Viele Zeit raubt er mir, aber ich glaube diese am besten angewandt zu seyn. Möchte ich ihn eines Tags in unser Vaterland bringen können und so dahin zurückkehren wie ein durch Interessen verdoppeltes Kapital zum Eigenthümer. Vergeben Sie, wenn einige Eitelkeit in diesem Gedanken ist. Der Bursche hat viele Anlage, und ich glaube, daß in einem andern Lande als dieses etwas aus ihm werden könnte. Betreffend unser gemeinschaftliches Project habe ich Ihnen nichts zu sagen, als daß mein Verlangen, es realisirt zu sehen, beständig zunimmt. Der Rest ist nun in den Händen der Vorsehung. Mit meinem Studiren bedeutet es nicht viel, bis ich in eine mehr ruhige und mehr concentrirte Situation komme

Ich habe wieder etwas gearbeitet an meiner Topographie des alten Roms, als einer Materie, die hier nur mit einigem Succesß behandelt werden kann: es kann zwar wohl nicht viel neues darüber gesagt werden; aber das Ganze, glaube ich, kann besser behandelt werden als es bisher geschehen ist. Eine Augenschwäche hat mich einige Zeit in Unthätigkeit gesetzt; nun zwingt mich von neuem die übermäßige Hitze alles bey Seite zu legen. Ich fühle daß der Scirocco, den ich Anfangs wenig achtete, jedes Jahr mehr Eindruck auf mich macht, und fange an zu glauben, daß die Römer Recht haben, wenn sie die Schuld ihrer Trägheit und Indolenz auf ihr Klima werfen.

An Friederike Brun. Den 29. Aug. 1801.

Liebe Freundin! Unser Briefwechsel ist seit lange unterbrochen, ich frage nicht, wess Schuld es ist. Ist es Ihnen beschwerlich zu antworten, so kanns Ihnen doch nicht zur Bürde seyn meine inhaltsleichte Briefe zu lesen. Vor drey Wochen erfuhr ich durch Ihren Bruder, daß Ihre schwache Gesundheit Sie bewogen, sich wiederum aus unserm Vaterlande zu entfernen. Auch hat er mir Ihre Adresse mitgetheilt, also verdanken Sie es ihm, wenn ich Sie sehkne. Schwerlich dürfen wir wohl hoffen daß Ihr Weg Sie zum heiligen, wiedergeheiligten Rom führe, dessen Winterklima doch wohl Ihrer Gesundheit zuträglicher seyn möchte, als die Schweiz. Dennoch weiß ich nicht warum schon der bloße Gedanke, daß Sie uns näher rücken, mich

angenehm geweckt hat. In der freundlosen Einsamkeit worin ich mich befinde hat auch die entfernte Annäherung einer werthen Person etwas tröstendes. Ich habe keinen Menschen mehr hier, mit dem ich sympathisire, und der Briefwechsel, zumal in die weite Entfernung, wo zwischen Brief und Antwort Monate verfließen, ist ein kümmerlicher fast lästlicher Ersatz. Ehe unsre Gedanken durch die Feder kommen, werden sie starr und Formel, sind nicht mehr die erleichternde Ergießungen der Gegenwart, auch wird mir der Mechanismus des Schreibens immer beschwerlicher, seitdem ich oft an einer Nervenschwäche leide, die meine Finger beben und meine Schrift fehlervoll und undeutlich macht. Die letzten Freunde, die mir hier noch übrig geblieben, Giuntotardi ist in England, und Fernow ist in Verhältnissen, die ihn von seinen alten Freunden entfernen. Welche seine Verhältnisse eigentlich sind, weiß ich nicht, geht mich auch weiter nicht an. Wir sehen uns nur selten, ich glaube daß er mir noch immer wohl will, aber das ist alles. Aber ich bin wohl ein Thor daß ich mehr verlange, ich sollte doch einsehen und wirklich sehe ich es, daß ich viel unleidliches habe, was wohl mit den Jahren noch zunimmt: aber in andern Zeiten hatte ich das Glück Menschen zu finden, die eben diese meine Unleidlichkeiten an mich zogen, und an deren Seite ich meinen schiefen Weg ganz erträglich fortgieng. Jetzt stoße ich allenthalben an, weiß selbst nicht recht, ob andre sich von mir oder ich von ihnen entferne; oder ist es daß in diesen ängstlichen Zeiten jedweder so viel mit sich selbst und der

Möglichkeit seines Daseyns zu thun hat; daß ihm für freundschaftliche Mittheilung und Theilnehmung kein Raum übrig bleibt. Meine Hauptbeschäftigung ist mit meiner Familie und Haushaltung, die alle meine Aufmerksamkeit auffordern, und wobey vorübereilende angenehme Augenblicke durch verkettete verdrießliche Stunden theuer erkaufte werden. Ich opfre mich meinen Kindern auf, ohne nur den zehnten Theil das für sie thun zu können, was ich wünsche, und mit der Aussicht, daß wenn ich heute oder morgen von ihnen abgerufen werde nichts als Kummer sie erwartet. Der einzige Weg mich über ihr Schicksal zu beruhigen ist, wenn es mir gelänge, sie in unser Vaterland zu führen; aber ich fürchte, daß das viele Schwierigkeiten haben möge. Welche Ansprüche habe auch ich oder meine Kinder in besondere Betrachtung zu kommen? Thörichterweise habe ich mich einer Wissenschaft gewidmet, die zum Besten der Menschen nichts beyträgt, höchstens in Zeiten des Ueberflusses und Wohlschyns mit zur Ausschmückung des Gebäudes gerechnet werden kann, aber bey diesen Zeitläuften selbst hier, wo sie sonst die einzige war, die man noch schätzte, aus der Mode ist. Ich selbst habe die Liebe dazu verloren, und wenn ich sie noch in erübrigten Stunden treibe, so ist's aus Gewohnheit und weil ich eben nichts Bessers vorzunehmen weiß, ohne die Leidenschaft, die mich sonst belebte und mich unter den Trümmern der Vorwelt die gegenwärtige vergessen machte. Zu spät bin ich inne geworden, wie unklug ich gehandelt habe, das Ding als Wissenschaft zu behandeln; hätte ich es ge-

macht wie andre, mit ein bißchen antiquarischem Wissen gewuchert, so wäre es mir wahrscheinlich auch wie andern gelungen ein Peculium für meine Erben beyseite zu legen. Ich sehe so manchen unwissenden Antiquar, der durch Cicerone und Commissionen sich Haus und Weinberg erworben hat, während ich um meine Studien nicht zu unterbrechen ähnliche Gelegenheiten kindisch zurückgestoßen habe. Als mir endlich die Augen aufgiengen, war es zu spät, und hätte nicht mein Vaterland sich meiner angenommen, was wäre aus mir geworden? Aber so großmüthig dessen Regierung gegen mich gehandelt hat, sind meine Einkünfte meinen Ausgaben kaum zureichend, und wenn ich zu seyn aufhöre sind meine Kinder ohne Brod und ohne Aussichten. Mein Federico ist ein Junge, der viel verspricht, und wenn ich zwischenein eine glückliche Stunde habe, so habe ich es ihm zu verdanken. Aber glücklicher würde ich seyn im Ganzen, wenn ich ihn nicht hätte, ich würde gleichgültig seyn gegen alles; denn mein Leben ist verlebt, und was geht die übrige Welt mich an? Die drey Mädchen, denn ihre Zahl ist vor zwey Monathen vermehrt worden, hängen mir zwar auch am Herzen, doch die möchten noch allenfalls sich mit Nähn und Stricken, welches die beyden ältern fleißig treiben, durchbelfen können. Aber aus dem Knaben was kann hier werden als ein Taugenichts, sobald meine Augen sich schließen, wo alles nur darauf abzielt die Jugend zu lähmen und zu verderben? Meine Gesundheit nimmt mit jedem Jahre ab, die heißen Monathe, die ich sonst nicht achtete, werden mir mit



jedem Jahre lästiger, dieß Jahr haben sie mich niedergedrückt und vernichtet. Ich kann am Schreibtische meine Gedanken nicht sammeln, und auf Spaziergängen weigern sich meine Beine. Nie war ich so schwach. — Nicht alle sind so pünktlich wie Ihr Bruder, und wie sollten sie es auch seyn, denn nur wahre ernstliche Freundschaft kann dazu verpflichten. Keinem Menschen auf Erden bin ich so viel schuldig als ihm, auch ist wohl selten zu finden, daß Menschen sich andrer so annehmen, wie er sich meiner, ohne die selbstigen Neben Zwecke oder richtiger Hauptzwecke, die mir das Wohlwollen andrer verleiden. Ihm selbst sage ich es nicht leicht, wie sehr ich die Verbindlichkeit fühle; denn da bekäme es zu leicht das Ansehen eines Compliments, und alles, was darnach riecht, hasse ich von Herzen. Möchte er noch das Letzte für mich ausdrücken können, mich in mein Vaterland zurückzubringen. Viel, schreibt er mir, kann ich dabey auf K. rechnen, aber der ist ausser Landes. Sie wissen, wie wichtige Proben ich von dem Wohlwollen dieses Mannes gehabt habe, dem Sie mich fast wider meinen Willen bekannt machten, mit dem ich aber wenig gemeinschaftliches zu haben glaube, und bey dessen Güte ich doch keine Absicht voraussetzen kann als den Wunsch Menschen glücklich zu machen. Es ist sonderbar, daß was mir in der Welt gutes begegnet ist, meistens durch Personen geschehn, gegen die ich ein Vorurtheil gehabt hatte, selbst Ihren Bruder nicht ausgenommen. Ich schreibe Ihnen mit voller Offenheit, Sie können keinen Mißbrauch davon machen, wenn gleich die Regel sonst

ist gegen Weiber nicht offenherzig zu seyn. R. wird thun was er kann, wenn er nur erst wiederum zurück wäre. Ich bin zu ängstlich, zu ungeduldig, was hilft's, daß ich mir das wiederhole? bis mein Schicksal entschieden ist, kann ich unmöglich ruhig seyn. Ich wundere mich über mich selbst, wie ich in vergangenen Jahren habe hier so sorglos hinleben können: ich war in mein Studium vertieft, lebte den gegenwärtigen Tag ohne mir die Zukunft einfallen zu lassen, auch starben meine Edhne im frühesten Alter weg oder erkrankten unwiederbringlich, ehe ich anfangen konnte mich mit ihrem Geiste zu beschäftigen und ihrer Bestimmung nachzudenken. Auch bey diesem ist seine schwächliche Constitution, die mich vor etwa einem halben Jahr an seiner Erhaltung zweifeln ließ, die erste Veranlassung gewesen, daß ich mich so frühe mit ihm abgegeben habe. Der Rath der Aerzte, ihn so viel als möglich in freyer Luft zu halten, die Erfahrung, wie wenig ich mich hierin auf den Bedienten verlassen konnte, bewegten mich, selbst seinen Begleiter zu machen, und seitdem ist er allmählig der Hauptgegenstand meiner Gedanken geworden. Jetzt ist er gesund, aber kleinlich und winzig, ganz Geist und Munterkeit, daß alle sich wundern, wie er schon so viel weiß und räsonnirt, ohne daß ich je daran gedacht noch daran denken werde, ihn zu irgend etwas ernstlich anzubalten. Alles fragt er, alles erinnert er, und ohne noch einen Buchstaben zu kennen, weiß er beynahe eben so viel Antiquität als ich, und Steine und Pflanzen kennt er besser als ich sie je gekannt habe, bis seine Fragen mich gezwungen,

mich zu unterrichten. Doch was fülle ich den Brief mit dem Kinde an? Aber nichts interessirt mich so, und verlebten Leuten pflegts ja so zu gehn, daß sie gern über die Kinder schwätzen, und ich rechne auf Ihre Freundschaft, die mit diese Schwäche zu gute hält. Was hätte ich auch sonst Sie zu unterhalten? In mir selbst fühle ich eine Leere, eine Zernichtung, die mich mir verleidet, und was um mich her ist, ist mir zum Ekel geworden, ein verkehrtes unverbesserliches Wesen, von dem ich so wenig Notiz nehme als möglich, und von dem ich ferne weg zu seyn wünschte, daß ich nicht mehr davon reden hörte. Wohl würde ich mich dann und wann zurücksehnen nach diesem herrlichen Lande, das ein Eden seyn würde, wenn nicht alles geschähe um es in Wüste zu verwandeln, wo jede Jahreszeit ihre eigne Lieblichkeit hat, und alle Sinne zugleich gereizt nicht hinreichend sind, alle die Genüsse aufzufassen. Aber die Natur ist ja allenthalben schön, und ich bin noch nicht verdorben genug um unempfindlich geworden zu seyn gegen die männlichen Reize unserer vaterländischen Wälder und den einfachen Schmuck unserer kärglichen sorgsam gewarteten Gärten \*). Und nun des Menschen alles beselenden Geist, der hier

---

\*) Diese Sprache ist ungleich vernünftiger, als was Fernow an Zoega schreibt: „Noch habe ich, die Schweiz abgerechnet, seit ich wieder in Deutschland bin, keine Gegend mit Vergnügen sehen können, und es wird auch schwerlich eher geschehen, bis ich die Italiänischen werde vergessen haben, wofür mich Gott behüten wolle.“



Sache einmal so weit gekommen ist, müßte ich mich unglücklich schätzen, wenn sie Hinderniß fände.

*Handwritten note:* Am 21. December 1801. C. L. v. d. H.

An denselben. Den 26. Dec. 1801.

— Welche auch meine Commexionen mit diesem Lande gewesen sind, und was ich demselben schuldig zu seyn scheinen kann, welches doch in Consideration meiner Arbeiten mir nicht viel zu seyn dünkt, so wird doch kein einigermaßen vernünftiger und billiger Mann mir verdenken, daß ich mich bemühe zurückzukommen ins Vaterland, welches doch am Ende jedermann das Liebste ist, und in eine Verfassung zu kommen, wo das zukünftige Schicksal meiner Kinder mir nicht tägliche Sorge macht. Aber leider sind die einigermaßen vernünftigen und billigen Männer seltener als man im Allgemeinen supponirt. Ich hoffe bey dem Ausgang des Jahrs etwas bestimmtes zu wissen. Aus einem Briefe sehe ich, daß die Sache in der Mitte Novembers gänzlich unabgemacht war; ich fürchte, daß es Leute giebt, die dagegen arbeiten, just unter dem Anschein sie zu befördern. — Friede mit der Asche Delomieu's!

An den Bruder. Den 22. Jan. 1802.

Wie groß wird meine Freude seyn, Euch wieder zu umarmen! wie begierig werde ich mit Dir, und wäre es nur auf Augenblicke, die Genüsse des Landlebens, die einzigen, die mir noch schätzbar scheinen, theilen! Ich werde mich in Deiner jungen Holzung

verjüngt fühlen, und aus einem flechtlichen Alterthumsgrübler in einen frischen, der gegenwärtigen Natur sich freuenden Menschen verwandelt werden. Ach wie habe ich so viele Jahre mit dem, was war und nicht zum Seyn wieder erweckt werden kann, verloren! Wie wünsche ich Deinem Sobue Glück, daß er zum Studiren weder Kopf noch Luß hat, dagegen guten natürlichen Verstand und Aufgelegtbeit zur Landwirthschaft. Möchte meinem Sohne eben das zu Theil werden!

An Es mach. Den 30. Jan. 1802.

Wahre und große Freude hat es mir gemacht, gestern nach so langen Jahren wiederum Deine Handschrift zu sehen. Einen Brief von Dir zu bekommen in Rom, erwartete ich nicht, wohl aber schmeichelte ich mir seit einiger Zeit mit der Möglichkeit, Dich in Holtenau zu umarmen; denn von Deiner Versetzung nach Rendsburg war mir nichts bekannt. Münster sagte mir in seinem letzten, daß er Dich zu consultiren gedächte, aber zugleich daß er mir Deine Antwort mittheilen würde. Nun hast Du selbst mich damit überraschen wollen, und ist so in aller Rücksicht besser. Du kannst mir bey meinem Vorhaben auf vielerley Art nützlich seyn, daß Du wollest zweifle ich nicht; die Erneuerung unsers Briefwechsels ist mir also sehr wichtig, so wie auch die mitgetheilten Nachrichten mir sehr willkommen sind. Zu Bestimmung meines Beschlusses kann weder Dein noch irgend eines Menschen Rath beitragen, wie ich Münster schon geantwortet habe. Zurückkehren in mein Vaterland, wenn



nur auf einigermaßen erträgliche Bedingungen, ist mein unveränderlicher Wunsch. Dieß habe ich Münztern in einem Brief vom 9. dieses gesagt, den er, wenn er will, mittheilen kann, habe auch schon vor 8. Tagen das nemliche an Reventlow geschrieben. — Ihm und dem Kammerherrn Bourke, der als Gesandte in Neapel gewesen, bin ich es schuldig, daß ich hier seit 1798. zum Dänischen Agenten und Consul ernannt, und mir ein Gehalt gesichert worden, das bey der damaligen Verfassung wenn gleich nicht reichlich doch hinlänglich scheinen konnte: auch hätte ich mir, wenn die Sachen im alten Gleisse geblieben wären, noch mancherley Nebengewinn versprechen können. Eine Pension von 300 Scudi, die ich von Pius VI. für die auf seinen Befehl unternommene Arbeit genoß, fiel bey der Revolution ganz weg. Der Zufluß von Fremden, der einem Antiquar zu verschiedenem Verdienste Veranlassung gab, auch ohne geradezu den Cicerone zu machen, worauf ich mich nie eingelassen habe, hat aufgehört, und nun Rom einmal seiner glänzendsten Kunstwerke beraubt ist, steht nicht zu erwarten, daß er wiederum eintrete. Commissionen, woben andre fremde Agenten viel zu gewinnen pflegen, sind mir nie geworden; und die Consulatsporteln sind bey der Seltenheit Dänischer Schiffe in hiesigen Häfen als nichts anzusehen. Durch Bücherschreiben verdient man hier nichts, man habe denn Commission von der Regierung: denn Verleger giebt es hier nicht; so wenig als ein Publicum. Auch ist an sich das Bücherschreiben ein undaußbares Geschäft in einem Lande, wo die

neuern Producte gänzlich mangeln, und man nie recht weiß, was über den Gegenstand, den man sich wählt, schon von andern gesagt worden. Selbst gute Ausgaben von Classikern sind nichts weniger als gemein; und da ich selbst nie im Stande gewesen bin, mir einen Büchervorrath zu sammeln, habe ich beständig auf den öffentlichen Bibliotheken, die bis etwas disseit der Hälfte des vorigen Jahrhunderts ziemlich wohl versehen sind, und einen beträchtlichen Theil des Tages offen stehen, aber keine Bücher ausleihen, studiren müssen, welches nun bey zunehmendem Alter und Schwächlichkeit mir höchst beschwerlich, in gewissen Jahreszeiten unmöglich wird. Meine Constitution war, wie Du weißt, nie vorzüglich, und es war wohl eher dem Reisen und der Zerstreuung zuzuschreiben, wenn ich mich in früheren Jahren hier besser befand als im Norden. Die schwere Krankheit, die ich hier 1784. ausstand, schwächte meine Gesundheit aufs neue, und über ein Jahr vergieng ehe ich der Fieberanfalle los ward. Dann erfolgte eine Epoche, wo ich mich hergestellt fühlte, und stärker zu seyn glaubte als jemals. Ich arbeitete einige Jahre mit unaufhörlicher Anstrengung, um mich des neuen Faches, in das ich ohne selbst recht zu wissen wie hineingekommen war, zu bemätern. Ich hielt die Sache für mehr als sie war, bildete mir ein, leisten zu können, was menschlicher Weise nicht geleistet werden kann, und ließ mich von einem Enthusiasmus für Aegypten und das älteste Griechenland hinreißen, der mir nicht erlaubte die Folgen der Ueberspannung zu berechnen. Gegen Ende

94. fiel ich wiederum in eine gefährliche Krankheit, woraus ich durch den Beystand eines Deutschen Arztes gerettet ward, aber von deren Folgen ich mich nie mehr völlig erholt habe. Vielmehr fühle ich, daß ich von Jahr zu Jahr schwächer werde, und zu anhaltender Anstrengung immer minder geschickt. Meine Nerven sind äußerst geschwächt, Kopf- und Magenübel sind meine tägliche Gefährten, oft leide ich auch von Krampf und Gliederschmerzen. Hitze und Kälte sind mir gleich unerträglich geworden, und nur in den Mitteljahrszeiten genieße ich zwischenein einen Monath Wohlbesindens. — Sicherlich würde auch dort die Befreyung von mancher Sorge, die mich zerstört, zu meiner Herstellung beitragen: und, was das dortige Klima ist, würde ich eines Feindes, der Hitze, los seyn, und gegen den andern, die Kälte, Verwahrungsmittel finden, die ich hier entbehre. Meistens ist hier alles gegen die Hitze berechnet, und auf die Kälte hat man wenig Rücksicht. In dem Hause, welches ich bewohne, und welches meine eingeschränkte Finanzen mir nicht zu verlassen erlauben, ist kein Ofen und kein brauchbarer Stubencamin, und wären sie da, so würde doch die Beschaffenheit von Thüren, Fenstern und Fußboden die Erwärmung verhindern. Die Kohlenpfannen, womit sich die Römer meistens behelfen, sind mir unerträglich, und indem ich Dir schreibe, sitze ich mit einem Feuertöpfchen, woran ich abwechselnd die starrenden Hände erwärme, und welches ich sorgfältig unterm Tisch verbergen muß, weil das bloße Anschauen mir Augenschmerzen verursacht. In früheren Zeiten,

als ich mehr eigene Wärme hatte, fühlte ich das Bedürfniß nicht, auch bewohnte ich ein kleineres Zimmer, woraus mich in der Folge meine wachsende Familie vertrieben hat. Von eifß Kindern, die mir geboren worden, habe ich vier am Leben. Von Söhnen ist mir einer übrig, Fedarico, der eben in diesen Tagen 4 Jahre gefüllt hat, so weit es kein anderer von meinen Knaben gebracht, die Freude meines Lebens und meine stete Sorge. Er ist kleinlich und zart, und schien den Gang seiner Brüder gehn zu wollen, aber durch meine ununterbrochene Aufmerksamkeit ihn so viel möglich in freyer Luft und Bewegung zu halten befin- det er sich nun gesund und munteren Geistes. Meine Frau, die sonst das Bild der Gesundheit war, krän- kelt seit einigen Jahren viel. — Du rühmst mich als einen guten Wirth, und gegenwärtig mag ich das Lob verdienen, aber ich finde, daß es eine sehr lästige Tugend ist und die uns in eine Art von Nothwendigkeit setzt auf die übrigen Verzicht zu thun. Aufwand ist meine Neigung nicht, und indem es die Umstände er- foderten, habe ich mich mit wenigem zu behelfen ge- wußt: aber sehr wünsche ich in eine Lage zu kommen, wo ich nach einmal eingerichteter frugaler Wirthschaft das Detail der täglichen Ausgaben, welches mich zer- streut und mislaunig macht, andern überlassen könnte, und mich allein mit meinen Büchern und mit der Er- ziehung meines Knaben beschäftigen. Wollte Gott daß wir uns wiedersehen, wie vieles vieles würden wir uns da zu sagen haben, was der Feder nicht anvertraut werden kann. Auch von dem Inhalt dieser langen Epi-

siet, die ich nicht wiederum durchzulesen Zeit habe, wirst Du vorsichtigen Gebrauch machen. Es ist Dir ohne Zweifel bekannt, daß ich an Münster einen Freund gefunden habe, der sich meiner seit vielen Jahren mit unablässigem Eifer angenommen, dem ich es schuldig bin, wiederum mit unserm Vaterlande in Verbindung gekommen zu seyn, und von dem im Grunde alles Gute herrührt, was ich seitdem von da aus genossen. Ohne ihn würde vielleicht niemand mehr an mich gedacht haben, und ich würde mich jetzt in der größten Verlegenheit finden. Leb wohl. G. Z.

An Münster. Den 20. Febr. 1802.

Niemand darf an dem Ernst meiner Wünsche und ihren Zwangsgründen zweifeln. Die Ungewißheit meines Schicksals wird mir immer drückender: nun ist es ein Jahr, daß ich mich mit der Hoffnung zurückzukommen schmeichle. Gestern erhielt ich ein sehr günstiges Schreiben vom königlichen Commerzcollegium betreffend die durch mich im Kirchenstaate bewirkte Anerkennung der Viceconsuln \*), welches Schreiben meinen Muth

---

\*) Sobald es nach der in diesem Sommer eingetretenen politischen Veränderung und Neubefestigten Regierung möglich wurde, war Zoega, obgleich in einer öffentlichen Eigenschaft nicht anerkannt, aber wohl aufgenommen von der Regierung, bemüht, Viceconsuln in Civitavecchia und Ancona auszusuchen und wohl anzuweisen, mit denen er einen regelmäßigen Briefwechsel unterhielt über alles, was zur Beförderung und Beschützung des Dänischen

von neuem aufgerichtet hat, da ich sehe, daß man meine geringen Bemühungen einer Aufmerksamkeit würdigt, die ich nicht erwarten konnte. Aber glaubt man, daß ich hier zu einigem Nutzen seyn könne, will man daß ich bleibe, so wird man mich auch in eine Verfassung setzen, worin ich, frey von täglichen Nahrungsorgen, alle meine Aufmerksamkeit auf meine Amtspflichten wenden kann. Doch mein Posten ist an sich so wenig wichtig, und der Anlaß, darin etwas auszurichten, so selten, daß ich dergleichen Proposition nicht wage. Nunmehr da die Viceconsuln bestellt und anerkannt sind, ist das Meiste geschehen. Auf alle Arten ist es für mich am besten, zurückzukommen, und nach Ihrem letzten Briefe darf ich hoffen, daß nur unerwartete Hindernisse meinen Wünschen widerstreben können.

An denselben. Den 12. Jun. 1802.

Graf Reventlow hat mir nun geschrieben, daß der König beschlossen hat, mich in Kiel anzustellen und daß ich meine Maßregeln nehmen muß, um mich so bald möglich auf die Reise zu begeben, damit ich dort zu Michaelis eintreffe. Ich muß gestehen, daß ich mich nicht recht davon überreden konnte, was Sie mir auch leztthin schrieben, daß man zu der Zeit mich dort

---

Handels an diesen beiden Orten betragen könnte, wovon es den Livornern und Genuesen bisher gelungen war fast alle Dänische Schiffe abzuhalten, um sich den Zwischenhandel zu behaupten. D. H.



erwartete, weil es doch gar zu bekannt ist, daß in diesen Ländern niemand, der es einigermaßen vermeiden kann, sich exponirt zu reisen mit Frau und Kindern, so lange die Hitze währt. Ich habe stets geglaubt, daß man zu der übrigen vielen Güte, die man mir erzeigt hat, auch die hinzufügen würde, mich in einer Jahreszeit zurückzurufen, worin man hier gewöhnlich reist, und daß man es so einrichten würde, daß der Uebergang aus einem Klima in das andere uns minder fühlbar und gefährlich würde. Ich habe nun Reventlow geantwortet, daß ich die Reise, sobald die Hitze vorüber ist, antreten, den geradesten Weg gehn und mich nirgends aufhalten werde, als wo ein Ruhetag erfordert würde, und daß ich hoffte es würde mir nicht übelgenommen, daß ich erst im October ankomme. Hart wird es für mich und meine Familie seyn anzukommen im Norden, just zu der Zeit, da die Kälte anfängt, aber wir müssen uns in unser Schicksal finden. Alles übrige ist mit meinen Wünschen übereinstimmend, ja übertrifft sie. Reventlow berechnet meine Einnahme, Haus und Zollfreyheit mit inbegriffen, zu 1000 Rthlr., womit unbezweifelt eine Familie, die es nicht besser als die meinige gewohnt ist, sich vollkommen wohl abgelegt finden muß. Meiner Frau habe ich noch nichts positives von meinem Vorhaben gesagt, aber schon seit langer Zeit habe ich sie vorbereitet, daß wir eine oder eine andre Zeit dahin kommen könnten nach Dänemark zu gehen, und habe sie eher damit vergnügt als das Entgegengesetzte gefunden. Meine Töchter haben oft mit Freude und Sehnsucht davon gespro-

chen. Aber da sie sämmtlich von der Sache keinen Begriff haben noch haben können, so muß ich fürchten, daß sie an Leute gerathen, die ihnen entgegengesetzte Grillen in den Kopf setzen, und daher bekommen sie es eigentlich erst zu erfahren, wenn alle meine Maßregeln genommen und die Abreise festgesetzt ist. Ich schreibe noch heute an den Doctor Pfaff in Kiel und bitte ihn mir ein Haus zu suchen. Meine Verpflichtung gegen beyde Neventlow ist unendlich. Möchte ich im Stande seyn, mich ihrer Güte würdig zu zeigen!

Wien den 19. Jun. 1802.

An denselben. Den 19. Jun. 1802.

Sie haben meinen Brief von voriger Woche erhalten: nun müssen Sie mir wieder helfen. Es gilt mir Dilation zu verschaffen von meiner Reise bis zum Ende des Winters. Ich schreibe heute an beyde Brüder Neventlow, und Borgia an den Kronprinzen. Ich sagte Ihnen in meinem letzten, daß ich zum Cardinal gehen würde. Ich erzählte ihm alles, theilte ihm eine Italiänische Uebersetzung des Neventlowschen Briefes mit so wie auch der Hauptpunkte meiner Antwort, sagte ihm daß ich höchst ungern ihn und Rom verlasse, daß aber meine unbequeme hiesige Verfassung und die Sorgfalt für das zukünftige Schicksal meiner Kinder mich zwingen, diesen Schritt zu thun, da mir so vortheilhafte Bedingungen angeboten würden. Sie können Sich vorstellen, wie es ihn frappirte, wie ernsthaft er seinen Schmerz mich zu verlieren ausdrückte, ohne mir doch irgend einen Vorwurf zu machen. In diesem

Augenblick fühlte ich doppelt, was ich dem Manne schuldig bin. Es war gut, daß ich ihm zeigen konnte, daß die Sache abgemacht wäre; hätte ich früher mit ihm davon gesprochen, so wäre nichts daraus geworden. Er fiel noch darauf, dem Kronprinzen schreiben, ihm vorstellen zu wollen, daß ich hier mäßlicher wäre, als ich es dorten jemals werden könnte, ihn zu bitten mir hier dieselbe Gage zuzugestehen, die mir dort ausgesetzt ist; er wollte es in Ausdrücken thun, daß Niemand darauf fallen sollte, ich wußte darum. Ich bat ihn bey seiner Freundschaft, es nicht zu thun, weil es vergeblich seyn und nur dazu dienen würde, einen Schatten von Bänkelnuth auf mich zu werfen, und, wenn es auch thunlich wäre, mich nicht beruhigen würde in Hinsicht auf meine Kinder. Er wollte mit dem Pabst reden; er wollte für meine Kinder sorgen. Er war schon vorher mit dem Gedanken umgegangen, mir meine alte hiesige Pension wieder zu verschaffen, nun da die Finanzen wieder anfangen in Ordnung zu kommen, welche Pension auch meinen Nachlebenden zu Gute kommen könnte. Meine Antwort war, daß die Sache schon in Uebereinstimmung mit meinen Wünschen abgemacht sey, und daß nun kein Schritt geschehen könnte, ohne mir zu schaden. Aber, sagte er, unmöglich ist, daß man von Ihnen verlangen kann sich dorten zum Winter einzufinden: *Vi vogliono sì, ma non infermi e stroppiati*. Ich mußte gestehen, daß ich eine solche Ordre nicht erwartet hatte, daß ich ausdrücklich meine Freunde im voraus gebeten hatte, daß, wenn die Sache einmal effectuirt würde, die Reise dann im Frühling geschehen

möchte, daß aber vermuthlich die Art, wie die Großen  
 reisen und Klima wechseln, verursacht hätte, daß man  
 nicht darauf reflectirte: ich müßte mich nun in mein  
 Schicksal finden. Dieses kann noch abgewendet wer-  
 den, sagte er: haben Sie etwas dawider, daß ich dem  
 Kronprinzen davon schreibe? Ich hat um Bedenkzeit.  
 Hier haben Sie das Resultat. Ich glaube, daß die  
 ganze Welt mit mir einig seyn wird, daß eine ähnliche  
 Versetzung, wenn man das Beste des Subjects wirk-  
 lich vor Augen hat, nicht in der gewählten Jahreszeit  
 geschehen muß, um so viel mehr da es ein Amt be-  
 trifft, was nun erst errichtet wird, und wo einige  
 Monathe früher oder später keinen wesentlichen Unter-  
 schied machen können. Wäre es nur um meine Klag-  
 en und meinen Ueberlauf los zu werden. Aber Ke-  
 ventlows Briefe sind so voll Freundschaft und theil-  
 nehmender Güte, er hat die Sache mit so vieler Auf-  
 merksamkeit und Delicatesse behandelt, daß ich unmöglich  
 an seinen Gesinnungen für mich zweifeln kann oder an  
 seiner Bereitwilligkeit, dazu beyzutragen, daß mir ac-  
 cordirt werde eine Sache an sich selbst von so weniger  
 Bedeutung und für mich und meine Familie so äußerst  
 wichtig, unlängbar auch in Rücksicht auf meine zukünf-  
 tige Bestimmung vortheilhafter. Nun müssen Sie  
 auch dazu beytragen: es ist die letzte Freundschafts-  
 probe, die ich in Rom von Ihnen fodre, und die alle  
 die übrigen besiegeln wird. Alles, was ich thue, thue  
 ich meiner Familie wegen: daß dieses nun auf die Art  
 geschehen sollte, die für sie just die unangenehmste und  
 gefährlichste war, würde mich unaufhörlichen Vorwür-

fen aussetzen, die ich nicht läugnen könnte zu verdienen, wenn ich nicht zur Abwendung versuchte alles, was in meiner Macht steht. Meine älteste Tochter hat nun angefangen Deutsch zu lernen. Ich habe Hoffnung gegen das Ende des Winters mit Thorwaldsen zu reisen. — — Ich baue darauf, daß ich erhalte was ich wünsche, und welches alle diejenigen wünschen und befördern müssen, die mir wohl wollen.

An Friederike Brun. Den 24. Jun. 1802.

Sie wollen schleunige Antwort haben. Hier ist sie. Gestern erhielt ich Ihren Brief, diesen Morgen habe ich mit Fernow gesprochen. Meine theure Freundin, wie sehr, wie sehr hat es mich erfreut daß wir uns noch hier wieder sehen sollen, allein warum soll Ihr Leiden die Ursache seyn? Ich glaubte Sie geheilt, glaubte Sie nach Dänemark zurück: nun möge Ihnen Hygia hier begegnen mit Frascati's Lorbeern gekrönt, und mögen Laziens Hügel Ihnen geben, was Sie an Lemans Ufern vergebens gesucht! Wir werden uns in Rom wiedersehen, alle die Lieblingsorte mit einander besuchen, von ihnen Abschied nehmen — für immer? Das schreckliche Wort. Die Götter selbst sprechen es ohne Beben nicht aus. Ich gehe allerdings nach Kiel, ich habe es gewünscht, ich habe es erhalten, und in der ersten Freude über die Nachricht habe ich meinen Freunden geschrieben, daß ich im September von hier aufbrechen würde. Aber reifere Ueberlegung, Rath von Freunden, besonders Borgia, haben meinen

Sinn geändert. Man würde mich als den Mörder meiner Familie ansehen, wenn ich sie aus Italiens Sommer plötzlich in den Winter Nordalbingiens hinüberschleuderte. Mehr sage ich Ihnen, wenn Sie hier sind. Genug ich muß mein Wort zurücknehmen, muß noch die kalten Monathe vorübergehen lassen, um nicht unmittelbar den Ruin derjenigen zu befördern, deren künftigen Wohls wegen ich mein liebes Rom verlasse. Was wäre es, wenn wir die Reise zugleich machen könnten! Wie wünsche ich daß Bonstetten mit Ihnen käme! Ich kenne ihn zwar nicht, weiß auch selbst nicht, warum ich mich nach seiner Bekanntschaft sehne. Aber sagen Sie ihm ja nichts gutes von mir. Man irrt sich da in einander, und weil man das nicht findet, was man erwartete, achtet man auf das, was man findet nicht. Freundschaft mit schildkröthartigen Menschen, wie ich bin, muß langsam gemacht werden.

An Münster. Den 20. Aug. 1802.

Der Curator Reventlow hat mir geantwortet und mich versichert, daß mein Verlangen, die Reise aufzuschieben, keinen Schwierigkeiten unterworfen seyn wird. Er billigt, daß ich wegen der Vermehrung der Bibliothek an Hensler geschrieben habe. Im Grunde was soll ich in Kiel als Archäolog thun, wenn die wichtigsten und nothwendigsten antiquarischen Werke dort fehlen \*)?

\*) Sie sind nachher durch B. nach Kiel befördert worden.



An denselben. Den 4. Dec. 1802.

Ich bin noch nie so beschäftigt gewesen als jetzt. Zum Glück ist meine Gesundheit; einzelne Tage ausgenommen, so gut, daß ich in beständiger Action seyn kann. Doch sehe ich nicht recht ein, wie ich herauskomme. Der Katalog über Bergias Coptica, welcher doch nur ein kleines Buch wird, macht mir mannigfaltige Schererey. Ich glaubte ihn so gut als fertig zu haben und nur das schon Geschriebene durchsehen zu müssen. Aber wie es geht, wenn man eine Sache aufs Neue zur Hand nimmt, muß man sie gewöhnlich umarbeiten. Sie haben selbst gesehen, in welchem chaotischen Zustande diese unter dem Schutt Aegyptischer Klöster hervorgezogenen Membranen von Zeit zu Zeit hler ankamen. Ich ordnete sie dann nach einander und glaubte jedes Blatt an seinen Ort gelegt, numerirt und verzeichnet zu haben, wie sie seyn und bleiben mußten. Aber nun so oft ich die Kasten öffne, durch einen oder den andern Umstand zu neuen Vergleichen gereizt, finde ich Ursache zu neuen Combinationen. Was ich für Ein Stück gehalten hatte, daraus werden zuweilen zwey; noch öfter wird was ich bisher für zwey oder drey Stücke angesehen hatte, nur eins, und ich muß also einen Tag nach dem andern die Ordnung und die Nummern verändern. Oft finde ich auch bey neuer Untersuchung, daß der Inhalt nicht ganz richtig in meinen alten Katalogen angegeben ist; daß bisweilen durch bloße Schreibfehler Kapitel und Verse der biblischen Uebersetzung confundirt worden

sind. Zuweilen hatte ich mich auf andere verlassen, die es nicht so sehr genau nehmen. Besonders finde ich Georgi sehr unzuverlässig in den Fragmenten, worauf er den Inhalt verzeichnet hatte. So lange es allein zur Anleitung diente für diejenigen, die sich selbst mit den Manuscripten beschäftigen wollten, war es auch weniger wichtig. Nun da es gedruckt werden soll, ist man dem Publicum die möglichste Genauigkeit schuldig. Ich bin jetzt nun fertig geworden mit *Sahidica Biblica*. — Mit dem Anfang des künftigen Monats wird die Hand an den Druck gelegt und indeß dieser fortschreitet, bringe ich das Verzeichniß der noch übrigen *Sahidica* ins Reine, wo ich denke, einige ganze Stücke von *historia ecclesiastica* und *patristica* und das bekannte *fragmentum medicum* abdrucken zu lassen. Ich treibe die Sache so viel möglich um den Druck im Anfang des Frühlings geendigt zu sehen, aber ich sehe voraus, daß die Correctur mir viele Zeit nehmen wird, da ich mir von niemand Hülfe versprechen kann. Die Kupfer sind nun gestochen, aber es ist vieles darin zu berichtigen und eine Unterschrift die ich neulich erst entdeckt habe, ein Bruchstück von Tobias und welches das einzige in allen diesen Membranen ist, werden eine siebente Tafel erfordern. Verschiedene Sachen, die Borgia noch eingeschoben sehen wollte, habe ich mir verboten, denn sonst würde es niemals ein Ende nehmen. Nach einer alten Uebereinkunft muß er die Vorrede selbst machen, wenn er eine haben will. Nun giebt es überdem so viele andre Dinge, die mich distrahiren, daß ich oft nicht weiß dove mettere le

mani. Die Consulataffären nehmen beständig zu. Es sind hier verschiedene Fremden, die an mich empfohlen sind. Andre werden erwartet, unter diesen Schubart, mit dem ich seit zwey Monathen in einem continuirlichen und sehr freundschaftlichen Briefwechsel stehe. — Sie sehen also, daß ich die Hände voll habe und froh seyn muß, wenn ich, statt wie ich gerechnet hatte im Februar, im April fertig werden kann. Meiner Frau Mißvergnügen mit der Reise und ihre nun vor jedermann erklärte Determination, nicht mit mir zu gehen, setzt mich in Verlegenheit. Ich sehe, daß sogar Sie ihr Recht geben, so wie alle, bey denen die Sache abgehandelt wird. Aber was gewinne ich denn durch die Veränderung, wenn ich einen Theil meiner Familie hier unterhalten soll? — Je mehr ich daran denke, desto mehr verliere ich mich. Ich bin unglücklich in allem. — — Und wenn ich auf dem Sprunge stehe zu reisen, werden tausend andre impicci auf mich einströmen. Questa cosa mi dà cattivo here. — —

An Prof. Ramus. Den 31. Dec. 1802.

Unglücklicherweise habe ich das Werk über die Aegyptischen Handschriften übernommen, das ich unendlich mühsamer finde, als ichs glaubte, und woran ich Tag und Nacht arbeite und doch nicht fertig werde mit dem Druck zu der Zeit, die ich bestimmt hatte. Meine Gesundheit wird dadurch stets mehr ruinirt und finstre Melancholie bedeckt meine Seele. Doch ich soll Ihnen ja nur von Medaillen schreiben: halten Sie mir das Uebrige zu Gute.

An denselben. Den 19. Febr. 1803.

Was ich Ihnen heute schreibe, wird Sie überraschen. Ich schreibe heute an den Curator Reventlow um die Erlaubniß noch ein Jahr in Rom zu bleiben, ohne dadurch meine Gage in Kiel zu verlieren. Die Sache ist gestern abgemacht worden zwischen Borgia, Schubart und mir. Schubart verwendet sich für mich in Briefen. Bey den Umständen, worin ich mich diesen Winter befunden habe, ist es unmöglich, daß mein Buch in diesem Frühjahr gedruckt werde, und ich kann mich nicht lossagen von einer Arbeit, worauf der Cardinal schon beträchtliche Kosten verwandt hat, ohne im voraus gethan zu haben, was möglich ist, um Zeit zu dessen Vollendung zu erhalten. Wird es mir abgeschlagen, so ist es nicht meine Schuld, daß das Buch liegen bleibt. Erhalte ich Erlaubniß, so führe ich die Sache mit Ruhe aus und bin gewiß, etwas zu liefern, was die gelehrte Welt interessiren wird. Der Drang und die Angst, worin ich bisher gewesen bin, hat die Arbeit verzögert. Wenn ich die Nächte durch arbeitete, so kam das Fieber zurück und verursachte mir doppelten Zeitverlust. Ich nehme nun ein anders System an, arbeite nach meinen Kräften und lasse es auf Reventlows Antwort ankommen, ob ich dahin gelange das Buch auszugeben, oder nicht. Ich habe gewagt ihm zu sagen, daß er hier eine Gelegenheit hätte, sich verdient zu machen nicht allein um mich, sondern zugleich um die gelehrte Welt, da das Buch nicht Sachen von meiner Erfindung und Combination, sondern

Documente betreffend ein Land enthalte, auf welches man in unsern Tagen besonders aufmerksam ist. Schubarth hat meine ganze Verfassung gesehen und ist in das Detail der Sache entriert. Dieser Mann zeigt einen ausnehmenden Eifer für alles, was das Bedürfnis und die Ehre der Nation angeht, und hat für mich eine Güte gewonnen, deren Entstehung ich nicht einsehe.

An Prof. Ramus. Den 4. Juny 1803.

Alles zwingt mich, hier den Sommer und auch den Winter zu bleiben. Das Uebrige ist mir noch dunkel; ich weiß nicht einmal recht, was ich selbst wünsche. Meine weibliche Familie nach Dänemark zu bringen, ist unmöglich, mich von den Meinigen abzusondern hart. Sehnsucht nach dem Vaterland und der unleidliche Zustand, worin ich mich hier als Geschäftsmann befand, hat mich zu einem Schritt bewogen, der vielleicht meinen Ruin vollenden wird. Hier war ich unglücklich, ohne Hoffnung, in eine bessere Verfassung zu kommen. Vermuthlich werde ich dort unglücklicher.

An Münster. Den 25. Jun. 1803.

Daß Sie mißvergnügt sind mit meinem Entschlusse, noch ein Jahr in Rem zu bleiben, welchen Sie für einen ersten Schritt von mir ansehen, um hier beständig zu bleiben, betrachte ich als einen neuen Beweis Ihrer freundschaftlichen Fürsorge, weil Sie fürchten, daß ich mir dadurch selbst schade, was auch

nur gar zu wahrscheinlich ist. Ihnen und Ihnen besonders, da Sie mich im voraus wohl zu überlegen basten, kann niemals ein Vorwurf gemacht werden, da meine Briefe an Neventlow, Esingarch und viele andre bezeugen, daß Sie nichts gethan haben, als was ich eifrigst und ernsthaft wünschte. Aber daß dieser Wunsch vornehmlich von der kränkenden und hoffnungslosen Lage herrührte, worin ich mich als Consul befand, ohne Patent, ohne Anerkennung und ohne vollkommen hinreichende Einkünfte, das mußten meine Freunde doch wohl einsehn können, und mir zu Gute halten, daß ich in dieser Verfassung nicht alle Folgen des Schritts überlegt habe, welche ich auch damals zum Theil nicht so deutlich einsehn konnte, als jetzt, nachdem die Sache ein Gegenstand von Unterredungen mit Reisenden aus nordischen Ländern geworden ist. — Noch sehne ich mich, mein Vaterland wieder zu sehen; aber die Bilder von hyperboreischer Glückseligkeit, die mich umschwebten, sind verschwunden; ich weiß selbst nicht mehr, was ich wünsche. Indessen habe ich nichts verlangt, als den Aufschub eines Jahrs, welcher doch, alles andre bey Zeit gesetzt, nöthig ist, um das unter Händen habende und im Druck schon vorgerückte Werk zu vollenden, von dem ich glaube, daß es der gelehrten Welt nicht gleichgültig, wenigstens nützlicher ist, als alles, was ich in Kiel hätte ausrichten können. Eine unglückliche Eifersucht zwischen — und — macht mir viel Kummer. Ich, der ich allen Partheygeist hasse, der mit allen Freund zu seyn und zwischen allen Freundschaft zu stiften wünsche, habe es fast



mit beyden verdorben, indem ich stets den einen in der Gegenwart des andern gerühmt habe. Sehr lieb ist mir, daß mein Mißtrauen, in — ungegründet gewesen, und ich habe ihn in meinem Herzen um Verzeihung gebeten.

An den Bruder. Den 25. Jun. 1803.

Es ist Zeit, daß ich Dir antworte. Wenige Zeilen bekommst Du nur; denn ich habe heute sonst viele Briefe zu schreiben, und überhaupt in dieser Zeit mehr zu thun als jemals, und dabey ist meine Lage so verkehrt und schwankend, daß ich ungern an mich selbst, meine Wünsche und Verfassung denke. Daß ich bis nächstes Frühjahr hier bleibe, ist ausgemacht; was sodann weiter aus mir und den Meinigen werden wird, ist der Zeit überlassen. Meine weibliche Familie wird nie nach Dänemark kommen; ich sehe es zu deutlich, daß sie dort nicht anders als unglücklich seyn würden. Was hülfe meiner Frau eine Pension in einem Lande, wo sie, wenn ich abgieng, wie lebendig begraben seyn würde? und was können meine erwachsene Tochter dort hoffen, Antipoden in jeder Hinsicht des dortigen Frauenzimmers? Ob ich mit meinem Sohn, von dem ich glaube, daß er dabey gewinnen wird, nach Dänemark zu kommen, uns von ihnen werde losreißen können, ob dieß zu thun rathsam ist, ob bald oder später, und mehrere Fragen der Art bleiben bis künftiges Jahr ausgesetzt. — Mich verlangt darnach, Euch zu umarmen; aber ich sehe, daß es mich auf alle Weise theuer kosten wird. Was ich diesen Win-

ter von Reisenden aus nordischen Gegenden, deren Zufluß groß gewesen, gesehen, haben mir alle gesagt, ich werde das dortige Klima nicht aushalten können, noch auch mich in die dortige Verhältnisse passen. Ich habe die Folgen zu wenig überdacht, als ich dort angesetzt zu werden gesucht habe; ich stellte mir Klima und Sitten nach dem Eindruck vor, den sie in meiner Jugend auf mich gemacht, während die Unannehmlichkeiten meiner hiesigen Lage mich trieben, jede Veränderung als erwünscht zu betrachten. Unterdessen ist es gut, daß es zu einer Krise gekommen; denn als Consul ohne angemessene Einkünfte spielte ich hier eine zu verkehrte, mein ganzes Wesen zerstörende Rolle. Als Gelehrter habe ich bisher das Glück gehabt, mir Achtung zu verschaffen, und hoffe, daß das auch in Zukunft der Fall seyn wird.

An Esmarck. Den 25. Jun. 1803.

Mein lieber Freund und Bruder! Was die gesammte Lage meiner Sachen betrifft, wird Dich Münster schon unterrichtet haben. Er ist auf mich ungehalten, wie freylich alle meine dortige Freunde zu seyn Ursache haben. Sie haben für mich ausgewirkt, was ich eifrigst wünschte, und nun ich es habe, fühle ich mich dadurch doppelt unglücklich; wie ich denn im Ganzen dazu bestimmt scheine aus einer kränkenden Lage in die andre zu kommen. Die unerträgliche und hoffnungslose Verfassung, in der ich mich als Consul ohne förmliche Anerkennung und ohne angemessene Eins

fünfte befand, hat mich zu einem Schritte getrieben, dessen Folgen ich mir nicht deutlich genug dachte, vor denen mich zwar alle warnten, aber niemand mir einen Wink gab, wie demselben zu entgehen, wie mir auf andre Weise eine erträgliche Existenz zu verschaffen. Es mußte zu einer Krise kommen, ob zur Genesung oder zum Tode muß ich nun abwarten. Gegenwärtig beschäftigt mich neben Commissionen und häuslichen Sorgen mein Koptisches Buch, dessen Druck täglich fortschreitet, und wobey die Correctur überaus mühsam ist, so sehr, daß mir zum Nachgrübeln wenig Zeit übrig bleibt, und das ist so viel besser. Denn wenn ich bedenke, daß ich nach zwanzigjähriger, fast ununterbrochener Arbeit noch nicht habe, wo ich mein Haupt hinlege, noch sehe was aus den Kindern, mit denen mich Gott gestraft hat, werden kann, möchte ich gegen mich selbst wüthen. Man fürchtet, daß das unglückliche Italien noch einmal der Schauplatz des Krieges werden könne. Da wäre denn gut weit weg zu seyn, wer nur fort könnte. Ich komme mir vor wie eine eingewurzelte Ornade, die ihr Schicksal abzuwarten muß, so sehr sie dem Sturm auszuweichen wünsche. Da hast Du eine lange Epistel, ich mache mich ungern ans Brieffschreiben, aber möchte dann wiederum nicht aufhören. Lebe wohl. G. Z.

An Baron Schubart. Den 2. Sept. 1833.

Vom Curator Grafen von Repentlow habe ich förmliche Nachricht von dem mir bis zum nächsten

Frühjahr zugestandenem Aufschub bekommen: nun beruhe ich auf Ihnen, die Verlängerung desselben zu erhalten. Wir werden das verabreden wenn Sie zu Rom sind. Ich weiß, daß Sie sehr ernsthaft mein Wohl wollen. Dieser Sommer hat sich bis jetzt außerordentlich ungesund gezeigt. Man spricht in Rom und der Umgegend nur von Todten und Kranken. Sie wissen vielleicht nicht das Unglück unsres Freundes des Baron Humboldt, der zu Laricia seinen ältesten Sohn verloren und den jüngeren krank nach Rom gebracht und einige Tage ohne Hoffnung gehabt hat. — Die traurige Lage dieses sonst so muntern Hauses, des einzigen, das ich zu besuchen gewohnt war, und dessen Bewohner die liebenswürdigsten Leute sind, die ich hier kenne, hat beygetragen, meinen Geist niederzudrücken; die Nachrichten, die ich daraus durch unsern gemeinschaftlichen Arzt erhielt, vermehrten mein Uebel.

An Esmarck. Albano den 20. Sept. 1803.

Nun herzlichen Dank für Deine Umsorge, für die Aufklärung, die Du mir über die Lage meiner Affären giebst. Im Ganzen ist sie viel besser als ich erwartete, und ich fange an zu hoffen, daß die Sache am Ende noch zu meinem Besten ausfallen wird, wenn ich gleich noch nicht vollends mit mir selbst einig bin, was ich eigentlich wünschen soll. Fürs erste habe ich keine Wahl, indem Umstände, deren Detail zu weitläufig seyn würde, mich geradezu zwingen, auf alle Fälle, selbst auf den schlimmsten, der sich denken läßt, noch eine Zeitlang in diesem Lande zu verweilen. — Da

über meine Abreise bisher nichts beschlossen ist, und ich unter uns gesagt sehr daran zweifle, daß sie je wird Statt haben können, so meyne ich, müsse das Reisegeld fürs erste unangetastet in der königlichen Kasse bleiben. Uebrigens mögt Ihr andern beurtheilen, wie die Sache eigentlich anzusehen und zu behandeln sey. Meine Familie dorthin zu bringen ist, wie ich ist nur zu deutlich einsehe, unthunlich, und mich auf immer von ihnen zu trennen wird nur die äußerste Nothwendigkeit mich bewegen können. Die Betrachtung muß bey allem, was mein künftiges Schicksal betrifft, die erste und grundsätzlichsste seyn. Daß ich Dir aus Albano schreibe, einem Landstädtchen in der Nähe von Rom, rührt von meiner Krankheit her, die mich einen großen Theil des Augusts bettlägerig gemacht, und eben trifft sich, daß der Prinz von Mecklenburg Strelitz für den Sommer ein Haus in Albano genommen und mich dahin zu sich eingeladen. Wir leben hier recht angenehm, machen Touren nach den umliegenden Orten, auch zwischenein nach Rom, daß ich meine Familie wiedersehe. Die Lebensart kommt mir sehr zu Statten, und ich hoffe den October meine gewöhnliche Beschäftigungen in Rom fortsetzen zu können. Nun lebe wohl, empfehle mich gelegentlich allen dortigen Freunden, und mache von allem, was dieser lange Brief enthält behutsamen Gebrauch, wie ich es von Deiner lange und oft geprüften Freundschaft erwarte.

G. Z.



In der Gegend von Albano, vorzüglich in Laricia, oder auch in Genzano oder dem entfernteren Velletri hatte Zoega von jeher die Gewohnheit gehabt, jedes Jahr müßigere und heitere Wochen zuzubringen. Diese Gegenden sind so reich an Lieblingsorten, an überraschenden Standpunkten, an Alterthümern von hohen Namen oder malerischen Ansichten, an Kunstsachen, die man gern in schöner Abwechselung zum Ziel kleiner immer neuer Wanderungen macht, daß es nicht möglich ist, sie erschöpfend zu beschreiben. Aber eben weil alles so reich, so anmuthig ist, daß leicht ein kleiner Gang der vollen Befriedigung als ein glückliches Erlebnis erscheint, so möchte man die bedeutenden Vorstellungen, die ein jeder wie zu einem eigenthümlichen Ganzen zusammengereiht, dargeboten, für die Erinnerung aufbewahren. So sind auch die fleißigen Spaziergänge dieser kurzen Villeggiatur ganz im Einzelnen (und zwar Deutsch) verzeichnet, ein schmuckloses Tagebuch, das die Gegenstände in ihrem Zusammenhang angiebt, übrigens kein Versuch, den Reiz zu malen, der diese wonniglichen und einzig schönen Hügel des Albanergebirgs umschwebt. Dem ersten Tag dieser kleinen Reise gehört auch ein Blatt an enthaltend die Erklärung eines in jener angeführten Bildes in Villa Montalto in Frascati, „ohne Zweifel von einem spätem Abkömmling der Raphaelischen Schule, als Kunstwerk sehr mittelmäßig, als Allegorie poetischer und im antiken Geschmack richtiger gedacht, als leicht in modernen Gemälden angetroffen wird. Die Nacht mit ihren Kindern am Busen entflieht vor der anbrechenden



Morgenröthe; Phosphorus erhellte mit der einen Fackel die letzten Augenblicke der Nacht, indem er die andere hinabsenkt in die neu auflodernde Flamme Auroras; Luna zieht quer über den Himmel, vor ihr Mercurius, sie hinabzuführen in die Unterwelt.“

Genes Blatt, welches einst Zoega dem Herausgeber gab, mit der Bitte, es niemanden in Rom zu zeigen, ist Italienisch geschrieben, voll lebendigen Gefühls alter Religion, in begeisterter Stimmung, wie jedes tiefgedachte Kunstwerk in dem kunstliebenden Erklärer weckt.

„Der Mantel der Nacht ist ausgebreitet, wer zählt seine Edelgesteine? Sie öfnet die Flügel, Hypnos und Thanatos an den mütterlichen Busen zu drücken. Du, die du trüb und bleich durch die ungeheure Leere den gleichgültigen Blick sendest, halte nicht ein den Lauf des schwarzen Zwiagespanns. Die Sterblichen haben geruht, die Felder haben geschlürft der Pandoros Becher. Phosphoros mit dem Fackelpaar verfolgt den fliegenden Wagen, doppelte Gottheit, die wir Hesperos nennen und Genius der Aphrodite, und es begleiten ihn die Schwestern, die mit der Vergangenheit die Zukunft paaren. Die erhabene Rechte erleuchtet den Abschied der Nyx, die Fackel der Linken ergießt sterbend das Licht in Auroras aufsteigende Blut; und bekleidet mit den Farben der Freude steigt am Horizont Cos Leukopola empor, Fackelträgerin des Helios, umgürtet von seinem Schimmer. Die Mythen rufen dich an, Helios Hierophant, komm hervor aus der Finsterniß der Höhle, entschleure den Sehenden den Busen der Meith! Noch durchläuft die Laurierin das

Bestirnte Halbrund, schaut mit unwilligem Blick das werdende Licht und treibt die langsamen Ochsen. Die Nacht ist mein; nimm mich auf, Ernährerin der Götter; nicht sollen erlöschen mich schäuen die Erdgeborenen wie den Ueberrest eines Volkstheils, nicht verachten die schreckbare Gottheit, nicht erregen den Zorn der Lauerin: die Nacht ist mein; nimm mich auf, Ernährerin der Götter. Mit langsamer Schwerfälligkeit tummeln sich die dunkelen Ochsen, geleitet von dem beweglichen Gott, über dem Räuber der Kora den Weg der Höhle voranlief. Weinst du, o Kora, die Mütter und die unfruchtbare Hochzeit und die übelgekostete Granate? Grüßen wir dich nicht Königin des ungeheuren Reiches? Tragen dir nicht die Welken das Hochzeitliche Becken und zündet dir nicht Pachos die Fackel an dem unbewegten Altar? Jo Hymen, Hymen, Hymen. Zeus herrscht über Millionen; aber das Volk des Hades ist Millionen Myriaden! Ruhig sind seine Wohnungen, lieblich die Luft seiner Haine und das Murren der schattigen Bäche; und ihr süßes Plaudern hält die Kinder Zeus zurück. Auch Adonis ist dein die Jahreszeit der Ruhe; da ihn ihm selber einführt die Schmeichlerin; doch unverfehrt bleibt sein Erbtheil, jünger Braut des Hades. Die Nacht entflucht, Helios steigt auf und alle Kinder des Urans beten an mit verhülletem Antlitz. Der Hufschlag der flammenden Kasse weckt die Morgenklüfte; die Stimmen von tausend Vögeln grüßen von jedem Baum den werdenden Tag. Die Nacht ist nicht mehr und Erene ruht in der Kammer der Grotte. Aber da, die

wir Kypris anrufen, Nyx, Mutter des Eros, auch der Tag ist dein, allmächtige, heilige Gottheit. Nicht brauchst du zu fliehn das Auge des Zeus, scheue nicht den erstgebornen Uranionen, tausche Gestalt und Namen, Jungfrau Spes, die morgendliche, und im Kochen des Mittags Erquicklerin der schwachtenden Herzen. Du weckst die Stimmen in den tausend Vögeln jedes Baums, du entzündest die Herzen in den tausend Seelen jeder Hütte, durch dich ist süß die Kummerniß des Lebens. Liebende, Opfrerin, du beschwichtigst das Beben der Hekatoncheiren und zündest die abendlichen Altäre des Eros. Durch dich leben und sind wir, durch dich alle Götter!“

Aus einem langen am 11. Febr. 1807 geschriebenen Briefe des hohen Reisenden, welchen Zoega damals in Albano besuchte, der es nicht hat verschmähen wollen, daß sein Name unter die Zahl der wahren Freunde eingezeichnet werde, welche Zoega im Leben gefunden, folgen gleich jezo ein paar Stellen, welche Bemerkungen von der eindringendsten Wahrheit enthalten.

„Nicht allein Ihre Kenntnisse und der Nutzen, den ich daraus zog, machten Sie mir werth, lieber Zoega, sondern die reiche und kräftige Natur, mit der Sie alles auffaßten, was Sie sich zu eigen gemacht haben, und daher die so vorurtheilslose freie, so männliche und doch so zarte Ansicht jedes Gegenstandes, jenes ächte Feuer also endlich, sowohl des Geistes als des Gemüths, das Sie verhinderte, irgend eine wichtige Erkenntniß bloß in einem Winkel Ihres Gehirns liegen zu lassen, sondern Sie zwang, sich ganz von

ihr zu durchbringen, in dem Maße als Sie sie ganz durchdrangen, so daß nie der bloße Gelehrte, sondern immer der volle Mensch aus Ihnen sprach; dieß ist's, lieber Zoega, was meine Achtung so hoch stimmte, und was mein Wohlwollen in so herzliche Freundschaft umgewandelt hat. — — Und sollte eine auf diese Weise motivirte Freundschaft nun wohl vergehen können? — — Zur Topographie bleibt auch ohne Ihr Zuthun wenigstens die Hoffnung! Wer aber, lieber Zoega (und dieß sage ich sehr ernstlich, und daher gewiß ohne alle Schmeicheley) wer soll je Ihr zweytes schöneres Werk uns schenken, wenn Sie es nicht vollbringen? Denn zu seinem Gelingen gehört nicht allein eine eben so große Gelehrsamkeit und Geduld als wie zur Topographie, und es wird daher nicht allein jedem andern eben so unmdglich seyn sich früher an das Werk zu wagen, als in den Jahren, worin Sie selbst sich jetzt befinden, sondern es ist zu seinem Gelingen auch hauptsächlich erforderlich, daß es auch mit der ganzen Zuzugend des Gemüths unternommen werde; und von wem läßt sich dieß anders erwarten, als von Ihnen, lieber Zoega, der Sie der Zeit und dem Schicksale zum Trotz, noch ganz jene Zartheit zu erhalten wußten, die erfordert wird, um uns dasjenige wiederzugeben, was nach Ihrem eignen so schönen Ausdruche, die Blume aus dem Blüthenalter der Menschheit ist.“

An Münster. Den 26. Nov. 1803.

Ich danke Ihnen für Müller de hierarchia, worin ich einen sehr schätzbaren Mann habe kennen lernen \*). Vermelden Sie ihm meine Hochachtung. Hätte ich mehr Zeit auf Briefe zu wenden, so schriebe ich ihm selbst. Aber der Druck und die Correctur meines Koptischen Buchs, worin ich nun am dritten oder letzten Theile bin, und die Vorbereitungen zu meinem Werk über Roms Topographie, das ich nun Hoffnung habe herausgeben zu können, wenn jenes zu Ende ist, occupiren mich so sehr, daß ich auf viel mir Liebes verzichten muß.

An Engelbreth. Den 7. Jan. 1804.

Der gute Cardinal Borgia befindet sich wohl und freut sich sehr der Gesellschaft eines jungen Dänen, Hn. Rothe, den ich ihm vorgestellt habe. Unfre Nation ist zahlreicher hier als sie es lange gewesen; und wir erwarten noch mehrere andre Dänen. Aus dem, was Sie mir melden, sehe ich, daß Sie glücklich sind. Schwache Gesundheit haben wir mit einander gemein. Der Unterschied ist, daß Sie dabey Sinnesruhe genießen, daß ich in täglichen Bekümmernissen lebe nach vieljähriger Anstrengung und durch beständige Arbeiten, ohne einige sichere Existenz, ohne bestimmte Aussicht

---

\*) Dieser würdige Gelehrte war 1789 und 1790 in Rom und in dem bewußten Kreise sehr beliebt gewesen.

für meine Kinder, und alles dieses ist am Ende wohl meine eigne Schuld. Es schmerzt mich sehr zu wissen, daß man in Kopenhagen nicht gut auf mich zu sprechen ist. Ich habe aber wenigstens den Trost, niemanden compromittirt zu haben, da nur nach meinen ostenfiblen Briefen gehandelt worden ist. Fürs erste bleibe ich hier und lasse es darauf ankommen, ob ich verlassen werde. Ich bin überzeugt, daß ich redliche Freunde in Kopenhagen habe, ich fühle, wie viel ich ihnen schuldig bin; aber wenn sie sich in die Lage andrer setzen; so werden sie milder von mir urtheilen. Damals dachte ich so und finde nun, daß ich unrichtig dachte; das geschieht den Menschen oft. Sind die Folgen davon fatal, so bin ichs, der darunter leidet. Leben Sie wohl mein lieber Freund.

An Baron Schubart. Den 10. Febr. 1804.

Ich will Sie nicht ermüden mit Dankbarkeitsversicherungen hinsichtlich des Inhalts Ihres letzten Briefes. Ich bin überzeugt, daß ich durch Ihre Bemühungen zuletzt, was ich wünsche erhalten und dazu gelangen werde, die Ruhe zu genießen, ohne welche man die Süßigkeiten des Lebens nicht schmecken kann.— Sie bemerken, die Annahme des auswärtigen Departements, daß ich immer noch Consul zu Rom wäre, könne mir vortheilhaft seyn. Aber erlauben Sie mir zu erinnern, daß mein Briefwechsel mit dem Grafen von Bernstorff immer in der Qualität als Agent, nicht als Consul gewesen ist. Uebrigens wissen Sie, daß



man mich niemals accreditirt hat weder in der einen noch in der andern Eigenschaft, und daß dieser Umstand einer der Hauptgründe war, die mich eine Veränderung meiner Lage wünschen ließen. Es war immer Verwirrung und Zweydeutigkeit in dem, was mich betrifft; Sie müssen die Ordnung und die Bestimmtheit hinein bringen. Das angenehme Geschäft, Ihrer Frau Gemalin zum Cicerone zu dienen, nehme ich mit Vergnügen an und werde suchen, es mit aller möglichen Aufmerksamkeit anzurichten, wenn sie nur die Geduld hat, sich den Reden eines finstern Antiquars zu leihen, der selbst über die Wonnen Tivolis Langweile verbreiten könnte. Aber die Frau Baronin kennt mich und meine Art die Dinge zu betrachten; wenn sie also übel gewählt hat, so ist es ihr Fehler. Ich empfehle mich der Fortdauer Ihres Wohlwollens. G. 3.

An den Bruder. Den 3. März 1804.

Mein Schicksal ist noch unentschieden; nur so viel ist gewiß, daß ich fürs erste hier bleibe, es gehe nun, wie es könne. Was unterdessen die Folgen dieses Entschlusses seyn werden, kann ich nicht absehen und weiß, daß das Urtheil der Menschen darüber sehr verschieden ist. Wer mich und meine Verfassung kennt, billigt ihn, hält ihn für nothwendig; wer die Sache oberflächlich ansieht, ist anderer Meynung. Viel wäre es, wenn unser Vaterland mich ganz abandonnirte, und würde der Tag wohl kommen, da man's bereute. Mein Name geht durch ganz Europa und meine Werke sind

bleibend, und sehr viel mehr würde ich noch leisten können, wenn man sich einmal entschloße, mich nachdrücklich zu unterstützen. So habe ich immer mit Noth und Drang gekämpft und darf doch fragen, wie viele unter den Leuten, die man mit Gut und Ehre überhäuft, Dänemark so viel Ehre gemacht haben, als ich. Hätte ich eine festere Gesundheit, so würde auf alle Fälle wohl Rath, ist ist mir die Ungewißheit meiner Lage peinlich. Du weißt, daß ich ein Jahr Dilation erhalten habe, mit Beybehaltung der mir ausgesetzten Besoldung, und Hoffnung war mir gemacht worden von Männern, die Einfluß haben, daß die Sache so eingeleitet werden könnte, daß ich bis weiter hier bliebe. Du klagst über Mangel an Mitteln, Deine Kinder wie Du wünschest zu erziehen, das auch sehr mein Fall ist. Doch finde ich, daß hierin die Natur das Meiste thut, und daß die sehr künstlichen Erziehungen und der überhäufte Unterricht die Menschen eher verderben. Lesen, Schreiben und Rechnen lernt ein Knabe leicht und dann eine bürgerliche Handthierung, wenn er nicht zu dem allem andern vorzuziehenden Landbau bestimmt werden kann. Wäre ich wie Du, sollten meine Knaben alle Tage mit meinen Pflügern und meinen Schnittern aufs Feld gehen, sich abhärten, kräftige Männer werden und ihr Brod in ihren eignen Händen haben. Brod und Unabhängigkeit, alles übrige ist Tand. Am Ende ist mir Unkraut lieber, als zugeschnittene Schmutzpflanzen. Doch ein jeder hat auch darüber seine eigne Art zu denken, und ich mag die meine keinem aufzwingen. Nun aber, damit der Brief

auf die Post komme, muß ich schließen. So leb wohl.  
Dein Bruder. G. Z.

An Esmarch. Den 2. Jun. 1804.

Der Minister Schubart, der bald in Neapel bald bey Livorno lebt und Rom von Zeit zu Zeit besucht, der mein Haus frequentirt und meine ganze Verfassung von Grunde aus kennt, hat die Nothwendigkeit meines Hierbleibens so vollkommen eingesehen, daß er gewissermassen früher als ich selbst die Sache beschloß und mit seinem Schwager darüber correspondirt hat. Auf seinen Rath und von ihm unterstützt habe ich mich an den Kronprinzen gewandt, ihm ausführlich und vertraulich alles vor Augen gelegt, und die Entscheidung meines Schicksals seiner Güte überlassen. Ich habe vornehmlich gebeten, daß mir die 500 Rthlr. aus der königlichen Kasse bey meinem Hierbleiben gesichert würden; denn daß ich auf die 400 von der Akademie werde Verzicht thun müssen, sehe ich nur zu deutlich ein. Sie gehören einem Manne, der dort wirkliche Dienste leistet. Eben das habe ich auch an Reventlow geschrieben. Vielleicht kann sonst ein Weg gefunden werden mir noch etwas zufließen zu lassen, denn sehr kärglich würde ich mit 500 Rthlr. hier leben, wo zu anderweitigem Verdienst wenig Aussicht ist. Etwas zwar darf ich hoffen mit meiner Topographie von Rom zu verdienen, nur muß erst mein mühsames und immer anwachsendes Aegyptisches Werk vollendet seyn, welches, auch bey guter Gesundheit, mir den größten Theil

Dieses Jahres wegnehmen wird. Mein Leben wird allem Anscheine nach nicht lang seyn, Du siehst leicht ein, daß der Zustand, worin ich meine Kinder hinterlasse meine hauptsächlichste Sorge seyn muß. Leb wohl.

An denselben. Den 15. Sept. 1804.

Mein lieber Bruder! Ich bin zwar nicht vollends so beschäftigt wie Du, noch sind meine Beschäftigungen von der Wichtigkeit, doch bleiben mir eben wenige brauchbare Augenblicke übrig, indem das voluminöse Werk, welches ich drucken lasse, und das ich gern so bald möglich von Händen hätte, in jeder Rücksicht die äußerste Aufmerksamkeit erfordert, und mich zu allem andern ungeschickt macht. Bey den häuslichen Sorgen und einer schwächlichen Gesundheit hierzu, so begreifst Du leicht daß ich nicht ohne Noth Briefe schreibe. Daß ich nun über meine Lage einigermaßen beruhigt bin, weißt du, indem mir durch eine königliche Resolution verstattet worden, die aus der königlichen Kasse fließenden 500 Rthlr. zu genießen ohne nach Kiel zu gehen. Also bin ich vor dem Mangel des eigentlich Nothdürftigen gesichert. — Ich eile mit meinem mühsamen und verdienstlosen Werke, um nach Vollendung desselben mir Wege zu eröffnen, mit Schriften etwas zu verdienen. Thörichterweise habe ich bisher nur um Ruhm gearbeitet und arbeite leider noch darum, bin auch ziemlich sicher, daß meine gegenwärtige Arbeit klassisch werden wird, aber für eine sehr eingeschränkte Klasse von Menschen. Wenn dieß zu Ende ist, will

ich mich bessern; das ist ein ernstlicher Vorsatz, will es machen wie andre vernünftige Leute, die für den Tag schreiben, und mit ihren Schriften, die morgen todt sind, heute Brod gewinnen. Ich sehe es igt lebhaft ein, daß es wahre Narrheit ist, Bücher zu schreiben, die uns und unsre Kinder überleben, aber sero sapiunt Phryges. Aber besser spät als nie, in Zukunft werde ich alles auf den reinen Gewinn berechnen, und habe mir schon Aussichten eröffnet, um meine Säckelchen zu Markte zu bringen. Leider daß noch der beste Theil des annahenden Winters an mein Koptisches Buch verwendet werden wird, welches mir unter den Händen wächst und wenigstens 550 Foliosseiten stark wird. Lebe wohl. G. Z.

An denselben. Den 22. Sept. 1804.

Mein lieber Freund und Bruder. Ich hatte meinen letzten Brief mit der Quittung vier Wochen aufgeschoben, und habe Dir doch zu früh geschrieben. In diesen Tagen erhalte ich ein Schreiben vom Finanzcollegium, wodurch mir angezeigt wird, daß durch eine Königliche Resolution vom 24. August mir statt dessen was mir aus dem akademischen Fond zu Kiel hätte zufließen sollen, aus der Königlichen Kasse 400 Rthlr. jährliche Zulage zugestanden worden, anzufangen vom dato der Resolution. Dieß ist Dir nun ohne Zweifel schon bekannt und hast Dich schon meinerwegen dessen gefreut. Mich hat es überrascht, da ich leicht vorausah, daß die Akademie nicht fortfahren würde

sie zu zahlen, und ich auf eine so ausgezeichnete Gnade keinen Anspruch machen durfte. Ich war froh die 500 Rthlr. geborgen zu haben, und hoffte höchstens noch einen kleinen Ersatz für das Uebrige zu erlangen, womit ich mich dankbarlichst begnügt, und mir ferner so gut ich gekonnt durchzuhelfen gesucht hätte, wie ich Dir schon schrieb. Nun bin ich ein geborgener Mann, kann fortfahren, meine Wissenschaften ihrer selbst wegen zu treiben, ohne ängstlich dem Gewinne von Schreibern nachzugehen. Gott gebe mir Gesundheit, so bin ich nun in der Verfassung meine projectirte Werke so anzuarbeiten, daß ich sie ohne zu erröthen der Welt werde vorlegen können.

An jemanden in Kopenhagen.

Die Königliche Resolution hat mich überrascht, ich habe angestanden meinen eigenen Augen zu trauen, ich habe sie gelesen und wiedergelesen, und fast nur indem ich sie Ihnen abschreibe, werde ich überzeugt, daß man mir so voll und unbedingt hat alles zugestehen wollen, was ich wünschte. Es ist das Werk des Herrn von Schubart, und es ist ihm gelungen, einen Menschen glücklich zu machen weit über seine Hoffnungen: das ist eine Befriedigung für ihn, deren Empfindung alles übertreffen muß, was ich ihm hätte sagen können meine Dankbarkeit auszudrücken. Ohne ihn war ich ein verlornen Mann; durch meine eigne Schuld blieb mir die Wahl übrig, in einem Klima zu leben, dem unsre schwachen Constitutionen nicht hätten widerstehen



können, oder hier zu leben ohne Unterstützung und Unterhalt. Gegenwärtig finde ich mich in einer vortheilhafteren Lage als je, und wenn mir noch Unruhe übrig bleibt, so ist es das Verlangen, mich der Gunst würdig zu zeigen, die man mir erwiesen hat.

An den Bruder. Den 22. Sept. 1804.

Daß die Sache eine so glückliche Wendung genommen, danke ich neben dem Kronprinzen dem Grafen Schimmelmänn und dem Baron Schubart, unserm Gesandten in Neapel, der hier meine Lage und Verfassung gesehen, und überzeugt daß ich nicht ohne augenscheinliche Gefahr für mich und meine Familie mich in jenes Klima versetzen könnte, sich meiner mit einem Eifer angenommen, dem nichts gleich kommt, und alle meine Schritte gelenkt hat. Theile nun diese gute Nachricht unsern beyden Schwestern unverzüglich mit und wenn sonst jemand dort ist, der sich besonders für mich interessiert, ohne übrigens viel Wesen davon zu machen, um nicht Neid zu erregen. Denn viele möchte es verdrießen und möchten darüber Anmerkungen machen, daß man auf die Wissenschaften, die ich treibe, und die Manchem unnütz scheinen, so viel verwendet. Lange genug habe ich mit einer ängstlichen Lage und mühsamer, wenig vergoltener Arbeit gekämpft; daß ich bey eintretendem Alter in eine ruhige und anständigere Lage komme, sollte eben keinen kränken, allein Du hast vernuthlich schon Erfahrung genug, um zu wissen, wie manche Leute denken. Ich

glaube nicht ganz vergebens gelebt zu haben, allein mehr als ich gethan habe, hätte ich thun können, wenn ich nicht immer mit Noth und Drang zu kämpfen gehabt hätte; und wenn mir Gott einigermaßen Gesundheit giebt, werde ich der Welt bald neue Proben meiner Thätigkeit geben. Ich habe Dir vermuthlich schon sonst geschrieben, daß ich seit ungefähr fünf Vierteljahren mit dem Druck eines weitläufigen Werks beschäftigt bin, von dessen Inhalt Du freylich eben so viel begreiffst als die allermeisten Menschen, das aber in seiner Art klassisch werden und besonders den gelehrten Theologen und Kirchengeschichtschreibern, die sonst nicht die Menschenklasse sind, der meine Arbeiten gewidmet sind, unentbehrlich seyn wird. — Gottlob, daß ich nun, frey von Nahrungsorgen, die den Geist niederdrücken und unsere Handlungen lähmen, mit Sinnesruhe die Wissenschaften treiben kann, die meine Bestimmung sind. Etwas mehr Gesundheit mir und meinen Kindern, so würde ich weiter nicht zu klagen haben. Doch sind diese jezo gesund, die zweyte Tochter ausgenommen, und auch ich befinde mich erträglich wohl, nur daß ich zwey Jahrzehende mit Kolik und Rheumatismus geplagt bin. Mit dem Consulat habe ich nichts mehr zu thun, also gieb mir nur den Titel Agent de Sa M. D.

---

## K o p t i s c h e s   W e r k .

Als Zoega im Jahr 1794. seinem Landsmann Engelbreth zur Koptischen Sprache Anleitung gab, (in welcher in späterer Zeit auch der sprachgelehrte Alterthumskund sein Schüler geworden ist), fand er in der noch nicht lang entdeckten Wasmyrischen Mundart ein drittes Bruchstück, und bewog jenen, alle drey zusammen zu bearbeiten. Schon im Sommer 1796 hatte er von allen biblischen Membranen der Sammlung, schon damals der ersten in Europa, einen Katalog entworfen und alle Bruchstücke, die zu demselben Codex gehört zu haben schienen, nach den Schriftzügen zu unterscheiden gesucht, und so den ersten Schritt zu einer Paläographie der Koptischen Sprache gethan. Die nicht biblischen Stücke, der größere Theil des Vorraths, lagen noch ganz verwahrlost. Nachdem aber das Obeliskewerk beendigt war, und er eben von den Vorübungen zur Ciceronie körperlich angegriffen war, beschäftigte er sich zu Hause ruhiger mit den ihm parthienweise zugeschieden Koptischen Handschriften, worüber er an Engelbreth am 19 August 1797. schreibt: „Sie können sich vorstellen, daß dieß eine sehr langweilige Beschäftigung ist, indem diese Blätter fast kein andres Interesse haben, als das der Sprache. Einer von Euch Theologen fände vielleicht Stücke, die in andrer Hin-

sicht wichtig wären; aber dieß ist nicht für die Profanen. Ich halte mich bloß an die Oberfläche, und selten treffe ich einige geographische Notizen, einen Zug, der die Sitten des Landes angeht. In andern Zeiten hätte ich mir ein vereinigtcs Wörterbuch über alle Mundarten vorgesetzt, aber jetzt —.“ Nachdem er bis in den Anfang des folgenden Jahrs die erste Recension beendigt hatte, nemlich den Titel auf jedes Stück geschrieben und bedeutende Auszüge gemacht, brachte er sie in eine zweckmäßige Ordnung, und wünschte nachher das Verzeichniß bekannt zu machen, allein nicht ohne einen Theologen dabey zum Gehülfsen zu haben, (vgl. unterm 17. Sept. 1797. 15. Jan. 27. Febr. 1799. 21. Nov. 1800.), und die Ausgabe verschob sich fort und fort. Als der Cardinal Borgia seinen Sammlungen nach langer Abwesenheit wiedergegeben war, eilte er, was in Unordnung gekommen war, herzustellen, das Unterbrochene desto eifriger zu betreiben. Vorzüglich drang er darauf, daß Zoega die Recension der Koptischen Werke zum Druck einrichten möchte, worin dieser, nachdem ihm seit mehreren Jahren die Sprache fremd geworden war, unter der Bedingung willigte, daß er nichts anders als die Materialien lieferte; und so traf er schon im Sommer 1801. Anstalten, die zu einer Paläographie ausgehobenen Schriftproben stehen zu lassen. Das Weitere ist in den Briefen vom 4. Dec. 1802. und mehreren folgenden enthalten. Einige sind noch nachzutragen.

An Arsenne Thiebaut. Den 2. Dec. 1802.

— Indem ich dieses beurtheilende und mit Auszügen aus den Koptischen Handschriften angefüllte Verzeichniß gebe, suche ich alles zu benutzen, was sie unter den Gesichtspunkten der Erdbeschreibung, der Erzeugnisse und der Gebräuche Aegyptens enthalten, und was dazu dient die verschiedenen Meinungen und Gewohnheiten der Jahrhunderte kennen zu lernen, denen sie angehörten; ich suche zu vereinigen, was interessantestes in diesem großen Chaos von Dingen steckt, die zum größten Theil niemanden interessiren, und den Gelehrten die Ausbeute eines sehr langweiligen Lesens darzubieten, ohne sie zu nöthigen, an dem Ekel desselben Theil zu nehmen. \*) Das ist der Hauptgedanke meiner Arbeit, der Gang und Plan meines Buchs. Ich kann sagen, die Sammlung, welche ich behandle, selbst geschaffen zu haben; denn der größte Theil war bey der Ankunft aus Aegypten nur lose Pergamentblätter in solcher Verwirrung unter einander geworfen, daß ich viele Zeit und Mühe gebraucht habe, sie auszulesen und ihre Verührungspunkte zu entdecken. Indem ich mich bald an die Schrift, bald an den Geschmack der Verzierungen, die Größe und die Beschaffenheit des Pergaments und andre noch kleinli-

---

\*) *Legimus aliqua ne legantur.* Unter diesem Motto des h. Ambrosius wollten Lessing und Mendelssohn eine Zeitschrift herausgeben, die das Beste aus schlechten Büchern enthielte. D. H.

chere Umstände hielt, bin ich dahin gelangt, aus diesen zerstreuten Blättern Bücher zu bilden oder wenigstens zusammenhängende Bruchstücke, sie zusammenzuordnen und in Klassen abzutheilen. Die Handschriften in *Memphtischer Mundart* nehmen den ersten Theil ein. Sie sind in drey Klassen getheilt; Bibelübersetzungen, liturgische Bücher, patristische Bücher, enthaltend Homilien, Leben von Heiligen, Mönchen und Mätyrern, und andre auf die Kirchengeschichte bezügliche Dinge. Was die beyden ersten Klassen betrifft, so gebe ich nur die Titel der Bücher und einige Nachrichten über ihr Alter und Beschaffenheit; denn es sind schon mehrer biblische Bücher und verschiedene Liturgieen in dieser Mundart herausgegeben. Aus den Büchern der dritten Klasse gebe ich lange Auszüge mit lateinischer Uebersetzung, worin man alles findet, was sie bemerkenswerthes enthalten. Der zweyte Theil umfaßt die Handschriften in *Basmurischer Mundart*, wovon man bis jetzt nur die in der Sammlung Borgia befindlichen Stücke kennt, die ich darum ganz mit der größten Genauigkeit habe drucken lassen. Ich füge eine Abhandlung hinzu über den Ursprung und das bestimmte Vaterland dieser fast unbekannten Mundart, die ich für die des alten Delta halte, und worin, wie man aus diesen Bruchstücken sieht, die ganze Bibel übersetzt worden ist. Der dritte Theil, der reichste und anziehendste, enthält die Handschriften in *Sardischer Mundart* oder des oberen Aegyptens, worin man bis jetzt nur einige Stücke des A. T. ein kleines Bruchstück des A. T. und zwey Bruchstücke



vom Leben der Heiligen hat, ersäuft in sehr weitläufige und sehr überflüssige Noten und Abhandlungen. Der Kardinal Borgia besitzt mehr als dreyhundert Handschriften in dieser Mundart, die ich in neun Klassen getheilt habe, und worunter sich eine beträchtliche Anzahl von Bruchstücken befinden, die bedeutend genug sind, um ganz oder doch im Auszug mit der Uebersetzung gegeben zu werden für diejenigen, die ohne die Sprache zu lernen die geschichtlichen und geographischen Nachrichten, die sie in sich schliessen, benutzen möchten. Doch muß man nicht glauben, daß dieß Trümmer der Sprache der Pharaonen in ihrer ursprünglichen Reinheit seyen; diese Sprache ist ganz besonders entstellt worden dadurch, daß man die alten Aegyptischen Schriftzüge aufgab \*) und neue von den Griechen entlehnte aufnahm, die, obgleich mit acht Buchstaben von Aegyptischer Erfindung vermehrt, doch die alten Töne nicht genau wiedergeben. Wirklich trifft man im Koptischen einen Haufen aus fremden Sprachen angenommener Wörter, besonders aus dem Griechischen, seltner aus dem Latein.

An Engelbreth. Den 23. Jul. 1803.

Ich danke Ihnen für die angenehme Ueberraschung Ihres Briefs. Sie versprechen mir mit nächster Post

---

\*) Die altägyptische Schrift findet man nur noch auf Münzen, Steinbändern und Papyrusfragmenten. De Obel. p. 492. 498. Denon pl. 109. 125. 136. 138. 141. und in der Inschrift von Rosette. D. H.

einen zweyten; aber da ich über 8 Tage vielleicht noch weniger zum Schreiben aufgelegt seyn könnte, als ich es heute bin, so antworte ich unverzüglich, um keine Verzögerung im Fortgang Ihres Basmyrischen Werks zu veranlassen und werde nach dem Empfang Ihres nächsten Schreibens ausführlicher, aber vielleicht nach Umständen etwas langsamer antworten. Denken Sie ja nicht, daß unsre Arbeiten auf einige Art in Collision kommen können. Im Gegentheil kann das eine dazu dienen, die Aufmerksamkeit des Publicums auf das andre zu vermehren. Hier finden Sie einen Paragraph meines Manuscripts, der Ihnen vor Augen legt, wie ich diese Sache angesehen habe und ansehe. Nach der Beschreibung der drey Basmyrischen Fragmente in ihrer äußerlichen Beschaffenheit und einer summarischen Darstellung meiner Meynung über das Vaterland dieses Dialekts heißt es: *Haec sunt quae duodecim abhinc annis de Aegyptiae linguae dialectis disputavi, quo tempore membranis ex Aegypto advectis sedulo incumberem, eorumque praesidio et linguae gentis et antiquitati novam nec spernendam lucem me aliquando allaturum esse sperarem. Sed aliis dein curis detentus ejusque linguae studium seponere coactus, si veriora firmioraque ad dialectos illas illustrandas, praesertim ad Basmyricam dialectum uni alterive ex Aegypti provinciis vindicandam in medium sint allata, me ignorare fateor et hac super re plenius erudiri operior ab Engelbretho, viro patria mihi et amicitia juncto, qui ante hos annos Basmyrica*

fragmenta in Museo Borgia adservata Romae descripsit et, in patriam redux, versione, vocabulario et commentariis ornata in lucem edere pollicitus est. Interea donec is fidem liberavit, rem harum litterarum studiosis haud ingratam me facere confido, dum ipsa fragmenta nuda ad manuscriptorum codicum fidem hic exprimam. Da ich diesen Winter dem Kardinal Borgia diesen Paragraph vorlas lächelte er, zweifelnd daß Ihr Werk nach so langem Aufschub noch ans Licht kommen würde, und die Wahrheit zu sagen, zweifelte ich selbst, da ich von niemanden auf meine viele Fragen nach Ihnen und nach Ihrem Werk Antwort erhalten hatte. Nun da ich sehe, daß Sie die Sache mit Ernst treiben und daß Ihr Werk vielleicht vor meinem erscheint, könnte ich wohl den Abdruck dieser Fragmente sparen; aber ich gestehe Ihnen, daß es mich nun incommodiren würde etwas an meinem Plane zu ändern.

An denselben. Den 7. Jan. 1804.

Hier erhalten Sie die verlangten Schriftproben, die ich von dem Zeichner Roncalli mit möglichster Genauigkeit habe machen lassen. Es sind acht Tage, daß ich Ihren Brief bekam, und ich habe diesesmal gut zu machen gesucht, was ich durch Versäumung meiner Antwort auf Ihren vorigen versehen habe. Ich bin überhaupt ein langsamer Correspondent, welches auch in dieser Zeit, da ich mit Geschäften überladen bin, alle Nachsicht verdient. Melden Sie mir ob Sie mehr

dergleichen Specimina brauchen. Unsere Werke können nicht in Collision kommen, da ihre Zwecke ganz verschieden sind. Aber wir könnten wider unsern Willen scheinen im Widerspruch miteinander zu seyn, und um dieses so viel möglich zu vermeiden, so ist es nothwendig, daß ich mich, in so fern es in einem Briefe geschehen kann, über verschiedene Punkte erkläre.

1) Mein paläographisches System hat seit 1796. große Veränderungen erlitten. Ich nehme jetzt statt zehn nur neun Klassen an und in diesen Klassen keine bestimmten Unterabtheilungen. Alles, was ich im Druck davon sage, nimmt zwey Seiten ein, mehr um darzustellen, wie unsicher und gänzlich hypothetisch die Sache ist, als um das System zu erklären und zu bekräftigen, dessen Werth ich einem jeden aus den auf sieben Tafeln gegebenen Schriftproben zu beurtheilen überlasse. — 2) Ich glaube, Ihnen in meinem vorigen Brief eine Idee von meinem Werke gegeben zu haben, in so fern ich es von einem Buch konnte, welches während des Drucks beständig geändert wird, so daß viele Artikel ganz anders ausfallen, als ich es selbst nach dem Manuscript erwartete. Der erste Gedanke war ein bloß materieller Katalog. Dann fiel mir ein Auszüge zu geben, theils lange Auszüge mit Uebersetzung verschiedner Bruchstücke ganz, ich weiß selbst noch nicht wie viele. Wenn man erst in eine Arbeit hinein ist, findet man Gefallen daran, selbst wenn man sie wider Willen unternommen hat, wie dießmal mein Fall war. Das Buch wird gedruckt in folio maj. mit Mittelcharakteren, die Koptischen viel

kleiner als diejenigen, die man sonst in Rom zu brauchen pflegte, so daß ich rechne, die Correctur werde meinem Gesichte, das schon sehr schwach ist, das Gar- aus machen. Einige Druckfehler bin ich schon selbst gewahr worden, so sehr ich mich auch befleissige, sie zu vermeiden. Der einzige Mann, der hier das Koptische versteht, Ignazio de Rossi hat Verhinderung gehabt, mir in der Correctur beyzustehen, wie ich es zu einer Zeit nöthig hatte, da meine Augen so schwach waren, daß ich den Druck darüber ansetzen mußte. Die Einleitung de Basmyricae dial. patria ist mehr ein allgemeines Râsonnement, als eine gelehrte Darstellung, so daß Sie zweifelsohne viel hinzuthun und die Sache so behandeln können, daß sie neu und wichtiger wird. —

An Münster. Den 5. Jan. 1805.

Biblica ausgenommen, glaube ich nicht, daß in den 400 zum Theil sehr bedeutenden Handschriften, welche die Sammlung in sich faßt, viel zurückgeblieben ist, was entweder in Absicht auf die Geschichte oder Sprache Aufmerksamkeit verdienen könnte, und daß meine Anmerkungen reducirt nach dem Alphabet ein lexicon linguae sahidicae, mit bedeutender Bereicherung auch aus dem Memphitischen Dialekte, ausmachen würden.

---

Nach Zoega's Beyspiel hat Alferblad aus den Koptischen Handschriften in Paris ähnliche Auszüge des

auf Geographie und bürgerliche Geschichte bezüglichen gemacht, die aber nicht zum Druck gediehen sind.

Mit Ausgang des Febr. wo der Cardinal von seiner Reise hatte zurückkommen wollen, war der Druck ganz beendigt. Doch hielt der Verfasser die Vorrede und einiges andre zurück, bis er erfähre, was man mit dem Buch im Sinne habe. Viele Männer bezeugten, daß es Borgias erklärte Absicht gewesen sey, ihm alle Exemplare zu schenken, man konnte gegen diese Zeugnisse keine Einwendung machen; aber es konnte keine Entscheidung erlangt werden, man wollte erst mit der Familie Borgia aufs Reine gekommen seyn. Die Sache war, wie es in Rom mit Processen geht, nicht von der Stelle zu bringen. Man machte ihm von Zeit zu Zeit Hoffnung, alle gestanden die Billigkeit seiner Forderung, aber die Propaganda war im Besitz und das Buch blieb unabgesondert von der Masse, und in der Druckerey liegen, während für London schon 50 Exemplare verlangt waren, und Zoega hat nicht erlebt, daß es frey geworden ist. „Könnte ich doch die Jahre zurückrufen, schreibt er einmal an einen Freund, die ich an demselben mühsam verloren habe.“ Bis auf diesen Augenblick, obgleich bald nach Zoega's Tod das Buch seinen Erben überlassen wurde, ist es noch nicht in die Welt ausgegangen, sondern liegt in Rom, eines Käufers wartend, der, wenn er nach allen Ländern in Europa Verbindungen hätte, gewiß von dem Verlag desselben sich einen baldigen und beträchtlichen Gewinn versprechen dürfte.



Die Koptischen Uebersetzungen des N. T. stimmen gewöhnlich mit dem Text des Vaticanischen Codex der siebenzig Dolmetscher überein; haben jedoch hin und wieder ganz eigene Lesarten, die für die Bibelfritik noch zu benutzen sind. Von den ihm bekannten des N. T. dagegen rühmt Wakefield *Silv. crit.* I. p. 4, sie seyen höchst schlicht, alterthümlich und treu, nur der Syrischen nachstehend. Zoega, ungeachtet er an mehreren Orten seines Werks erklärt, daß er nicht Theolog sey und nicht dafür angesehen seyn wolle, hat dennoch beträchtlich vorgearbeitet. Auf die biblischen Stücke folgen in der Sahidischen Mundart zehn liturgische, dann Acta Jesu, Mariae, Josephi et Apostolorum, und Martyrum, und hier ist die Schonung zu bemerken, womit er die Fehler der von dem alten Georgi herausgegebenen Nummern berührt. Darauf kommen die Rubriken *Historia ecclesiastica*, über Acten des Nicänischen Conciliums, sehr wichtig, *Patristica et Monastica Aegypti*, wo zuweilen der Inhalt nur ausgezogen und bey großen Stücken ein alphabetisches Verzeichniß der Namen und merkwürdigsten Sachen gegeben ist, *Scripta variorum autorum*, worunter einige Homilien, *Inserenda*, Bruchstücke von Synodalien und einige Predigten, *de re medica*, das einzige weltliche Stück der Sammlung, *Miscellanea*, worunter eine merkwürdige Probe, von geistlicher Mönchspoesie, gereimt, nach Zoega aus dem Anfang des sechsten Jahrhunderts, zusammen 312 Sahidische Stücke.

Von der Basmyrischen Mundart, wovon, als Zoega schrieb, nur zwölf Folioblätter bekannt waren,

die zu drey verschiedenen Handschriften gehörten, sind seitdem in den *Recherches critiques et hist. sur la langue et la litterature de l'Egypte* von Hn. Quatremère in Paris 1808. aus der Kaiserlichen Bibliothek andre Bruchstücke herausgegeben worden S. 116. und ein Bruchstück des Jeremiass S. 228—253. Jene hatte der Augustiner Georgi entdeckt und in der Vorrede seines Werks *Fragmentum Evangelii* S. Johannis Graeco - Copto - Thebaicum Romae 1789 sechs Verse davon drucken lassen. Die drey nun bekannten Mundarten, dieser seit der Verscheuchung der Priester und Wohlhabenden durch die einwandernden Türken erstorbenen und nur noch in den christlichen Schriften erhaltenen Sprache bestehen aus Vermischungen mehrerer in Aegypten zu verschiedenen Zeiten geredeten Sprachen und enthalten bedeutende Reste der alten Sprache Aegyptens, die sich trotz der Herrschaft der Perser, Griechen, Römer und Araber erhalten haben. Die Basmyrische Mundart nähert sich mehr der Sahidischen, als der spätern, aber am meisten verbreiteten Memphitischen; Georgi behauptete nach zwey missverstandenen Stellen aus Severus Ashimoninensis, sie sey in Sahis, an dem westlichen Ufer des Flusses, auf der Grenze des alten Libyens gebraucht worden; Zoega aber zeigte aus Abulfeda und Prokopaus, daß die Insel zwischen zwey Nilarmen, welche die Griechen das kleine Delta nannten, Albaschmur geheissen habe, ein Theil des übrigen Delta von Clearchia östlich bis gegen Pelusum, voller Sümpfe, in denen sich die Baschmuriten oder Bukoler dem Arm der

Prolemäer und Römer entzogen und noch oft unter den Arabern den alten Geist der Unruhen zeigten. Unzugänglich andern Völkern Aegyptens, haben sie nur mit Oberägypten, wo besonders die Sahidische Mundart herrschte, einige Verbindung gehabt. Zur Bestätigung von Zoegas Ansicht, die er schon so viele Jahre vorher seinem Freund Engelbreth bald nachher als dieser Rom verlassen, nebst einem Basmyrischen Wörterverzeichnis mitgetheilt hatte, dient, daß Hr. Quatremère, dem vermuthlich eben so wenig Zoegas Meinung bekannt war, nach Arabischen Handschriften ebendieselbe vertheidigt hat, indem er jedoch die Bruchstücke welche man Basmyrisch nennt, einer andern Mundart zuschreibt und nach den beyden Sprachen versetzt \*). Dagegen hat Engelbreth in dem endlich auch 1811 in Kopenhagen erschienenen Werk: *Fragmenta Basmurico-Coptica V. et N. Testamenti, quae in Museo Borgiano Velitris asservantur cum reliquis versionibus Aegyptiis contulit, latine vertit, nec non criticis et philolog. annotationibus illustr.* gegründete Einwendungen gemacht.

Zoegas Werk wird gewiß zur Erweiterung der noch sehr unvollständigen Kenntniß der Koptischen Sprache unvergleichbar mehr als bisher irgend ein andres bey-

---

\*) S. 147 — 228 des angeführten Werks und in den *Observations sur quelques points de la Géographie de l'Egypte* 1812 (worin auch Zoegas Werk sehr gerühmt ist). S. 62. ff. In diesem Werk sind auch de Sacy und Champollion wegen ihrer (von der Zoegaschen verschiedenen) Meinung von der Lage von Basmur bestritten.

tragen und die Gelehrten mit vielen geschichtlichen Kenntnissen bereichen. In der Vorrede sagt er: *Id quidem confido post quae vel descripsi integra vel excerptsi vel notis inserui, in libris Copticis Borg. si demseris quae sint s. bibliorum versiones, non multa relictæ esse, ad Aegypti cognitionem sive ad temporum historiam sive ad gentis linguam noscendam magno opere facientia: de caetero judicabunt qui legent.* — In annotationibus — unice eos juvare studui, qui de Aegyptiis vocabulis plenius quam hactenus factum colligendis explicandisque et ad primas quae vocum sunt radices referendis cogitant. Hr. Champollion hat seitdem ein Wörterbuch der drey Mundarten und eine Sprachlehre angekündigt. Einer der wenigen, die bis jetzt Zoega's Werk, welches auch der Herausgeber nur in Kopenhagen kennen gelernt hat, zu Gesicht bekommen haben, Hr. Prof. Schow daselbst sagt in seiner Anzeige \*) davon: „In den Auszügen und der Sachenwahl ist Zoega ein großer Meister. Nichts gemeines, nichts überflüssiges; steter Hinblick auf die Geschichte und auszeichnende Eigenheit der damaligen Zeit. Unter solchen Arbeiten dehnt sich sein Blick über einen ungeheuren Raum und eine lange Reihe von Vorzeit und Nachwelt mit allen ihren Folgen und gegenseitigen Verhältnissen aus.“

\*) Sie ist durch den Herausgeber aus der Kopenhagener in die Jen. Litt. Zeit. 1812. N. 169. verpflanzt worden.

## Numismatische Geschäfte.

Daß Hr. Zoega ersten Mann

Als man im Jahr 1801 in Kopenhagen beschloß, das Königl. Münzcabinet zu vermehren, wurde Zoega von dem Aufseher desselben, Hrn. Prof. Ramus, gebeten, sich dem Ankaufen und Sammeln dafür zu unterziehen. Da es sich mit den bestimmteren Aufträgen verschob bis ins folgende Jahr, wo ihn die vorhabende Heimkehr so sehr beschäftigte und beunruhigte, so war es wenigstens damals keine Kleinigkeit für ihn; etwas gutes aufzutreiben kostete überhaupt viele Zeit und Mühe. Er fieng damit an, einzeln zu kaufen, was ihm den Aufmerksamkeiten werth schien, oder auf gut Glück, um die Bagarini an sich zu ziehen, die mit alten Münzen herumlaufen, und es fand sich manches bedeutende Gepräge; allein im Spätjahr, wo sonst die meisten Münzen in Rom zum Vorschein zu kommen pflegen, war dießmal keine Erndte zu machen. Da bot sich gerade die Gelegenheit, eine ganze Sammlung auf einmal zu kaufen, und zwar die aus Stadtmünzen bestehende des bekannten Münzsammlers Don Alessio di Recupero, worunter viele theure und seltne, manche nur aus Vellerin gekannte, eine und die andre noch gar nicht herausgegebene sich befanden. Da aber der Katalog davon unzuverlässig und schlecht geordnet war, und Zoega sich gern ausser aller Verantwortlichkeit

wußte, die für seinen Bericht ausgenommen, so ließ er es nicht bei einer allgemeinen Beurtheilung, sondern machte ein durch Zeichen abgekürztes kritisches Verzeichniß derselben, (1540 Stücke ohne ein paar hundert ungewisse, wovon bei einer spätern Untersuchung im eignen Hause nur 88 übrig blieben) worin jedoch alles, was von neuen oder selten Sachen sich fand, genau beschrieben wurde. Eben so gründlich gieng er im Handel zu Werk, so daß er die Sammlung nach langem Zögern erst von des Besitzers Erben, um den Preis, den er geben wollte, bekam und von dem schon ausgelegten Geld übrig behielt. Darauf trat er in Unterhandlungen wegen der weit größeren Sammlung Bondacca von 11000 Stücken, die er um 1500 Scudi erstand, ein Sechstheil geringer, als von dem Vorsteher des Cabinets schon angewiesen war; und kaum das Doppelte würde zugereicht haben, um im Einzelnen an sich zu bringen, was die Sammlung enthielt. Auch diese wurde wiederholt verzeichnet. Manche andere kam in Betrachtung, und noch als die Zeitumstände einen bedeutenden Ankauf gar nicht hoffen ließen, sandte er ein gleiches Verzeichniß von den Städtemünzen des Ab. Riccy ein; und setzte unterdessen immer den Einzelhandel fort, ohne Mühe zu sparen. Gegen 800 Stücke hat er durch diesen zusammengebracht, worüber er gleichfalls ausführliche von Zeit zu Zeit nach neuen Entdeckungen berichtigte Kataloge hielt, die gleich den andern, für die öffentliche von dem jetzigen Aufseher, Hrn. Prof. Ramus mit großem Fleiß bewerkstelligte Herausgabe der Königlichen Samm-



lung \*), welche nunmehr zu den bedeutenden in Europa gehört, vermuthlich von sehr gutem Gebrauch gewesen sind, worauf auch Zoega bey ihnen und der Anordnung der Münzen immer Rücksicht genommen. Alle Vorräthe sind, vermittelt vieler Vorsicht, Briefwechsel und Rathfragung, glücklich und unverfehrt nach Kopenhagen gelangt, in Zeiten, wo die Versendung viele Schwierigkeiten hatte. Auch von den über diese Geschäfte an den Hrn. Prof. Ramus geschriebenen Briefen theilen wir einige mit.

Rom den 6. Juny 1801.

Sehr gerne werde ich nach meinem ganzen Vermögen zur Completirung der Königl. Münzsammlung beytragen, da ich es für meine Pflicht ansehe, einen jeden Auftrag aus Kopenhagen anzunehmen und mit möglichstem Fleiß und Aufmerksamkeit auszurichten. Indessen muß ich bemerken, daß die Gelegenheiten, antike Münzen zu kaufen hier bey weitem nicht mehr so häufig sind, als wie wir hier mit einander lebten. Demungeachtet, da dieses Land unerschöpflich ist, bin ich versichert, daß man hier von Zeit zu Zeit erträglich gute Ankäufe machen würde, wenn man Kapitalien unter Händen hätte, die Leute an sich zu ziehen, die dergleichen feil bieten, gewöhnlich Unwissende, die hau-

---

\*) Catalogus num. veterum Graec. et Lat. Musaei Regis Daniac. Disposuit, descripsit et aen. tab. ill. Chr. Ramus. Drey Bände, gr. 4. 1816.

fenweise verkaufen und von denen man das Schlechteste nehmen muß, um das Gute zu bekommen. Freylich haben Schellersheim und Ruskout, die Geld nicht ansah, große Schätze weggebracht. Für die Griechische Münzpreise hat man biéber keine Regel; dagegen haben die Römischen eine Art gangbaren Preises, angegeben von Beaubais und andern, der denn wiederum nach der Laune der Käufer sich abändert. Die allgemaineren werden nach ihrer Erhaltung, nach Zeit und Ort angeschlagen. Im Anfange ist es, glaube ich, ráthlich, sich auf die Mittelklasse einzuschränken, um die Sammlung durch ihren Zahlreichtum achtbar zu machen. Aber ich bitte, mir ungefähr zu melden, wie viel Sie für diese oder jene Gattung bezahlen können. Ich habe nicht viel Erfahrung im Münzenkauf, am wenigsten seit diesen letzten Jahren, und überdem ist man bey den relativen Preisen auch mit einer viel größeren Praxis, als die meinige öfters ungewiß, ob man der Erwartung des Beauftragenden genug thut. Bekomme ich nicht diese Instruction, so mache ich mir zur Regel, nur zu mittelmäßigen Preisen zu kaufen und bey wichtigen Gegenständen erst Ihre Einwilligung zu verlangen. So habe ich es mit andern Aufträgen gemacht; aber oft war das Stück weg, wenn die Antwort ankam. Von Dubletten bin ich kein Freund; es sey denn, daß sie sich durch eine besondere Schönheit oder Seltenheit auszeichnen; sogar würde ich mir kein Bedenken daraus machen, die seltensten Dubletten gegen solche Sachen zu verkaufen, die in der Sammlung mangeln könnten; denn Vollständigkeit scheint

mir das erste Erfoderniß und dasjenige zu seyn, was eine Sammlung vorzüglich belehrend macht. Senden Sie mir nie mehr Geld, als ich verlange und sogleich anzuwenden hoffe. — Bleibe ich noch lange hier, so vergesse ich das Wenige, was ich gelernt hatte; denn niemand bekümmert sich mehr um dergleichen Dinge, und ohne Gelegenheit zur Mittheilung verlieren sie ihr Interesse. Auch giebt es der Sachen viele, die mich zerstreuen, und meine schwache Gesundheit erlaubt mir nicht mehr eine so anhaltende Anstrengung wie zuvor.

Rom den 4. Juny 1803.

Ein Freund hier, der Don Alessios Sammlung kennt, sagt, daß mein Katalog eine ungleich bessere Figur als die Sammlung selbst macht; und dieses ist wohl wahr, da in jenem viel steht, was in dieser nur mit Mikroskop und vorhergängiger Uebung in Griechischen Münzen gelesen wird. Aber so weit meine Erfahrung geht, ist das Nehmliche der Fall mit allen Sammlungen. Nothwendig ist es doch, daß Sie bedenken, daß die gegenwärtige nach meinen Zeichen c und d ziemlich zerlumpt aussieht. Für einen Privatmann, der sich einen Namen in der Numismatik machen wollte, wäre es eine herrliche Sammlung; was sie in einem Königlichem Cabinet seyn kann, wo man eine Art Glanz erwartet, mögen Sie beurtheilen. Ich bin nun in einigen Zug mit dem Münzenhandel gekommen, habe auch schon manches für Sie, ich fange an, die Kanäle zu kennen und die Art einzusehn, wie er

getrieben werden muß. Auf die Jagd gehn zu wollen von den Sachen allein, die man braucht, ist Zeitverlust und kostet am Ende mehr; auch kann man sich nicht genau alles, was man hat, erinnern, daß man sich ja doch versieht und Dubletten bekommt. Man muß haufenweise kaufen, aufsuchen und wieder vertauschen und auf gewisse Art Butike halten. Ich habe mir bisweilen die Mühe gemacht, mehrere hundert Münzen durchzusehen; denn ich setze voraus, daß Ihnen mangelt, was bey Eckhel mangelt. Sie sind nicht alle von vollkommener Erhaltung; aber ich glaube, daß man um zu vervollständigen, fürs erste sich mit dem befriedigen muß, was man trifft. Viele schönerehaltene Stücke habe ich, die Sie schon besitzen und von denen ich nicht recht weiß, ob ich mich von ihnen trennen soll oder nicht. Im Cabinet zu Wien sind viele schlechterhaltene Kaisermünzen und ich habe Ursache zu glauben, daß viele Stücke in Eckhels Katalog nicht richtig gelesen sind. Bey der Vergleichung von mir angebotenen Münzen mit seiner Beschreibung habe ich mehrmal gefunden, daß mir eine Münze, wie er sie liest, niemals vorkam, aber oft mit einer geringen Veränderung in der Legende. Schellersheim hat schöne Ankäufe gemacht, die mich oft in schlechte Laune setzten. Die Passion und der Reichthum dieses Mannes sind so bekannt, daß alles zu ihm hinströmt: wenn ich ihn besuchte, fand ich alles voll von Anticagliari. Ich habe bey der Gelegenheit ein paar Bekanntschaften gemacht, von denen ich nun Nutzen ziehe.

Rom den 16. Juny 1894.

Ich habe gefunden, daß ich in meinem Ihnen gesandten Kataloge viele Fehler be-  
 rüchtigen hatte, da ich in einem fremden Hause und unter den Augen des  
 Eigenthümers weder Zeit noch Bequemlichkeit zur voll-  
 kommenen genauen Untersuchung hatte, und weil *secun-*  
*dae curae* einen stets weiter führen. Meine Methode  
 ist dergleichen Münzen mit der Hülfe von Essig, Eisens-  
 stifen und Bürsten zu reinigen und sie dann mit dem  
 Mikroskop zu untersuchen. Diese Operation und meine  
 koptischen Correcturen haben mich halb blind gemacht;  
 nun ist es billig, daß Sie sich auch etwas angreifen.  
 Den Gedanken, die Dubletten zurückzubehalten, habe  
 ich ganz aufgegeben, theils weil ich fand, daß selten  
 eine ganz dublett ist, und weil besonders bey Griechi-  
 schen Münzen auch kleine Varianten zu Bemerkungen  
 Anlaß geben, theils weil ich mit meinen eignen Du-  
 bletten Proben gehabt habe, wie wenig bey diesem  
 Handel in meiner Lage gewonnen wird, da die Leute,  
 mit denen ich handeln muß, Gewerby vom Münzen-  
 handel machen und in allen Künsten getrieben sind, die  
 ich nicht Zeit habe zu lernen. Uebrigens darf ich sa-  
 gen, daß die nun von mir Ihnen gesandte Kiste einen  
 Haufen von Münzen enthält, die für sich allein hin-  
 reichen, ein Cabinet berühmt zu machen. Noch fürs  
 Erste rathe ich Ihnen, keinen Katalog des königl. Ca-  
 binets drucken zu lassen, wo die Mängel in die Augen  
 fallen würden, aber dagegen, *numos selectos* heraus-  
 zugeben, da es nun eine bedeutende Anzahl hat, die,

so weit ich die Numismatik kenne, entweder ganz inediti oder äusserst selten sind oder durch aus der Sammlung selbst gezogene Combinationen in ein neues Licht gesetzt werden, oder unrichtig herausgegebene zu berichtigen dienen. Besonders habe ich von Zeit zu Zeit Anlaß zur Vervollständigung und Berichtigung von Eckhelii doctrina numorum zu finden geglaubt. Sollten Sie ein solches Werk unternehmen wollen, so werde ich mit Vergnügen alle meine Notizen mittheilen. Eine und die andere Sache werde ich noch im Katalog selbst anzumerken suchen. Aber Sie müssen nicht voraussetzen, daß ich ein großer Numismatiker sey, oder daß ich gegenwärtig die Numismatik zu meinem Hauptstudium mache oder machen könne. Ich hatte sie so zu sagen ganz aufgegeben in der Zeit da ich an den Obelisken arbeitete und erst da ich Ihre Aufträge erhielt, nahm ich meine alten Papiere wieder hervor und suchte meine alten Kenntnisse aufs neue zurückzurufen. Indessen beuehmen mein Koptisches Buch, verschiedene Aufträge, denen ich mich nicht entziehen kann, Fremde die an mich adressirt werden, mein Hauswesen, meine Kinder und meine eigne Schwächlichkeit mir so viel Zeit, daß für die Numismatik nicht sehr viel übrig bleibt. Mir fehlen auch Bücher, ich muß sie zerstreut in fremden Bibliotheken suchen und kann sie nicht immer haben. — Die Familien und die späteren Kaiser nach der Theilung sind die Klassen, worin ich die wenigste Erfahrung habe. Eckhel hatte sie nicht bearbeitet als ich in Wien war, und seit der Zeit ist's mir nicht eingefallen, sie zu studieren. Schlechte Exem-



plarien von Familien für einen unmäßigen Preis habe ich nicht nehmen wollen, und ich habe keinen Maßstab für die Preise dieser Klasse. — Ich habe nun eine Art von Liebe für die Sache gewonnen und sehe das Cabinet an, als wäre es unter meiner eignen Aufsicht. So wie Sie die Münzen bekommen, werden Sie sie aufs neue mit meinen Verzeichnissen vergleichen, sie genau untersuchen, berichtigen und hinzufügen, was Zeit-  
 kürze oder Gesichtsschwäche mir nicht erlaubt haben möchte, richtig und vollständig zu beobachten. Auf diese Art kann durch unsern vereinten Fleiß bewirkt werden, daß sich das königl. Cabinet einen Namen in der numismatischen Welt erwirbt. — In den Reihen der Kaiser sind viele Stücke, die von einem Liebhaber zu den Familien gerechnet werden können; aber ich ziehe vor, sie bey den Kaisern zu lassen, wo sie nach der Zeitfolge hin gehören, es sey denn daß man Duplicate habe.

Rom den 1. März 1806.

Um alles in der Welt, machen Sie, daß die gräßlich Schmettauische Münzensammlung nicht aus dem Lande geht! \*) Da man nun mit Eifer angefangen hat, für das königl. Cabinet zu sammeln, so muß man jene nach meiner Meynung, nicht, um einige hundert Reichsthaler zu ersparen, entwischen lassen. Griechische Silbermünzen und Urbica mit Kaiserköp-

---

\*) Sie ist vor einigen Jahren wirklich angekauft worden.

fen stehen wenigstens hier in Rom zu hohen Preisen, und es kostet zugleich viele Zeit und viele widerliche Unterhandlungen, um ihrer habhaft zu werden. Sie sagen mir, daß im Schmettauischen Cabinet 27 Athinische Tetradrachmen sind, und seit ich für das königliche kaufe, ist mir nur eine einzige mit dem Magistratenamen angeboten worden, wofür man 10 Scudi verlangte, was mir unverschämt schien, für eine Münze, wovon ich in Cabineten ganze Reihen gesehen hatte. Aber die Zeiten scheinen vorbey zu seyn, da man dergleichen Sachen mit Leichtigkeit fand. Die Zahl der Sammler nimmt beständig zu und die Gruben fangen an erschöpft zu werden. Sogar Silbermünzen von Großgriechenland sind hier selten, und werden es bey der nun vorgehenden Veränderung vielleicht noch mehr werden. — Ich rathe nun, Aufträge ausserhalb Rom zu geben; denn nach allem was ich erfahre, sind die Münzen hier theurer, selbst als in London, von wo neulich ein gewisser Bonelli viele mitgebracht hat, um sie hier zu verkaufen. Seit mein Aegyptisches Buch fertig ist, habe ich mehr Zeit auf die Numismatik wenden können, und seit das Cabinet durch den Ankauf der beyden Sammlungen einen so bedeutenden Vorrath von Urbica besitzt, habe ich das Mögliche gethan, um besonders in diesem Fache die übrig gebliebenen Lücken zu ergänzen. Ich habe auch viele gute und schöne Sachen gekauft und die in Händen habende Sammlung von Urbica von 1540, die Bondacca hatte, auf 1900 vermehrt; aber was ich so einzeln kaufte, habe ich theuer bezahlen müssen, und verschiedene Male habe ich

Ursache gehabt, meine Sparsamkeit zu bedauern, wenn andre mir Stücke wegschnappten, die ich gerne für Preise gehabt hätte, welche mir unverschämt erschienen hatten. Ich habe überdem *27 tesserae plumbeae* gesammelt, die noch nicht vollkommen geordnet sind, alles übrige ist. Dieß und die Beschreibung hat mir viele Mühe verursacht, die, wie ich hoffe, nicht ganz verloren seyn wird, da Sie wenigstens dadurch Zeit sparen werden, und sogar mitunter durch meine Irrthümer, welche ich doch so viel möglich zu vermeiden gesucht habe, auf den rechten Weg werden geführt werden. Ich hoffe auch, daß man mit der Zeit meine Arbeiten consideriren und stets mehr einsehen wird, daß mein Aufenthalt hier nicht ganz unnütz ist, so lange man in Dänemark die Antiquität begünstigt und befördert.

An Münter. Den 15. März 1806.

Die Numismatik ist es, die mich diesen Winter vornehmlich beschäftigt hat. Ich sammle Münzen mit so großem Interesse als ob es für mich selbst wäre, und erlaube mir nur, was nicht im Königl. Cabinet fehlt, für einen Freund zu kaufen. Ich habe von neuem Gelegenheit gehabt, für jenes einige wichtige Ankäufe zu machen. Diese zu beschreiben, in meinen Kataloge einzutragen und eine oder die andre Bemerkung darüber zu machen, von Zeit zu Zeit manche kleine Entdeckungen nachzutragen, sind Sachen, die so wenig Geist und Ausstrengung erfordern, daß sich nichts für meine Verfassung besser passen kann.

An Ramus. Den 9. Mär; 1803.

Ich habe wieder, doch nicht bedeutend für Sie gekauft. Medaillen werden hier immer feltner und meine Augen immer schwächer. Mit der letzten, die ich kaufte, wurde ich getäuscht; das hat mich degoutirt und abgeschreckt. Es war ein Griechischer Medaillon, von dem man sagte, er komme gerade aus der Erde, und hatte eine überaus täuschende Patina. Bekomme ich Zeit, so schreibe ich bald wieder.

---

## L e t z t e    L e b e n s j a h r e .

---

König den 1ten Januar 1807, an Cömarck.

Endlich heute, mein lieber Freund und Bruder, erhalte ich einen Wechsel aus Livorno. Daß meine Gelder nicht in Effectivc ausbezahlt werden, wie ich mir nach dem Ausdruck der Königl. Resolution mein volles Gehalt benzubehalten einge bildet hatte, sondern in Zetteln, ist freylich ein mir sehr empfindlicher Unterchied; allein daß Du, nachdem man in Kopen hagen sich erklärt hatte, daß es von Papiergeld zu ver stehen sey, noch ein Gesuch eingegeben, mißbillige ich, weil es mir nie eingefallen ist, die Königl. Gnade, die ich mit ernstlichstem Danke erkenne, weiter auszu dehnen als sie nach dem Sinne des Gebers gemeint gewesen. Wenn dortlge Freunde lau geworden, weil ich mich gewelgert nach Kiel zu gehen, so schliesse ich daraus, daß sie nie warm gewesen, oder von mir, meiner Gesundheit und Lage keinen Begriff haben. Ich bin überzeugt, daß ich schon unter der Erde seyn wür de, wenn ich vor zwey Jahren meine Familie verlassen hätte und nach Kiel gegangen wäre, um mit meiner immer schwächer werdenden Brust Vorlesungen zu hal ten. Hier kann ich noch weiter so etwas fort leben; wohl oder schlecht, ist einem das Leben doch immer lieb. Freude muß ich zwar nirgends auf Erden erwarten; denn ein düßres Schicksal verfolgt mich in allem was ich un-

ternehme. Ein äußerst mühsames Werk, das ich in den letzten Jahren ohne alle Vergeltung ausgearbeitet hatte, ist durch die Nachlässigkeit der Druckerey aufgehalten worden, und da noch wenige Bogen abzudrucken übrig sind, stirbt der Mann, der mir es aufgetragen, gewissermaßen mich dazu gezwungen hatte, und von dem ich nach Vollendung eine angemessene Belohnung erwartete. So giengs mit meinen Obeliskten, so gehts mit allem. Arbeit und Unlohn ist mein Theil. An das angewiesene Reisegeld denke ich nicht mehr, wie ich nie daran gedacht haben würde, wenn Du mich nicht daran erinnert hättest. Meinen Kindern glaube ich schuldig zu seyn, keinen Vortheil, der sich darbietet aus den Augen zu lassen, aber suchen was mir nicht zukommt ist meiner Natur zuwider, und eben diese Trägheit und Furchtsamkeit ist wohl mit Schuld daran, daß es mir in der Welt nicht besser von Statten gegangen. Suchet, rufet, klopset! Ich bin nun so lange ich lebe vor Mangel gesichert. Meine Kinder, auch für die rechne ich auf die Güte unserer Regierung. Von Münter habe ich nach langem Zwischensraum wieder einen Brief erhalten. Ich fürchtete seine Freundschaft verloren zu haben. Sollst Du zufällig den Grafen Moltke von Mütschen sehn, so erinnere ihn an mich. Ich schätze ihn sehr und habe ihm neulich geschrieben. Leb wohl. G. 3.

An Münter. Den 5. Jan. 1805.

Mit vieler Freude habe ich Ihre Briefe erhalten. Kurz darauf bekam ich die traurige Nachricht von dem



Tod des guten alten Borgia, welcher Sie gewiß nicht minder afficirt hat als mich, wiewohl Ihr Verlust nicht mit dem meinigen verglichen werden kann. \*) Ich hatte ihm eifrig die Reise abgerathen, aber am Tage, als er sie antrat, fand ich ihn so rasch und stark, daß ich mich fast meiner Furcht schämte. Seine Erbin ist die Propaganda, sein Museum bleibt der Familie; aber ein unpassender Ausdruck im Testament läßt Streit darüber befürchten, ob auch die Münzen, Gemmen und Coptica, die in Rom sind, dazu gehören. Schändlich wäre es wenn es zerstreut werden sollte. Auf Verlangen der Familie habe ich ein Zeugniß ausgestellt, daß er beständig alles, was er besaß von Antiquitäten, Kunstsachen und Raritäten, als ein einziges und untheilbares Museum Borganum Veliternum angesehen hätte. Marini und andre haben dasselbe bezeugt. Im Testament hat er keinen seiner Freunde bedacht, auch keine Disposition gemacht in Ansehung des Buchs, auf welches ich so viele Zeit und Arbeit ohne die geringste Vergeltung gewandt habe. Ich kann nicht läugnen, daß dieses mich frappirt hat, da er auf gewisse Art mich gezwungen hatte, es zu übernehmen, und beständig das größte Interesse dafür gezeigt hat. Zwar habe ich

---

\*) Borgia starb auf der Reise nach Paris zur Kaiserkrönung, wozu er sich ungern entschlossen hatte, in Lyon den 23. Nov. 1804. in einem Alter von 73 Jahren. Seine Freunde zu bedenken, soll ihn eine Person seiner Umgebung geschickter Weise zurückgehalten haben.

niemals einiges Versprechen von ihm verlangt, aber ich verließ mich darauf, daß er mir die Auflage schenken würde, wie er es mit den Numi Aegyptici machte, und wie er auch zu Freunden vorher gesagt hatte, daß er es thun würde. Das Buch wäre lang fertig gewesen, wenn man nicht in der Druckerey gezdögert hätte; bald fehlte es an Papier, bald hatte man Arbeit, die nicht aufgeschoben werden konnte, einmal sogar ließ man einen beträchtlichen Theil meines Manuscripts verloren gehen, den ich dann von neuem ausarbeiten mußte. Von 160 Bogen, die es ausmachen wird, sind ungefähr 20 noch zurücke und nun weiß man nicht, wer die übrigen Kosten bestreiten, noch weniger, wer am Ende den Verfasser schadlos halten soll. Sie wissen, wie schlecht die Schriftsteller in diesem Lande bezahlt sind, und eignet sich die Propaganda das Werk zu, so bekomme ich wohl nichts, ausser einem halben Duzend Exemplarien für dreyjährige anhaltende Mühe, woben ich alles andre zur Seite gelegt habe und was für die ganze Auflage noch immer eine sehr mäßige Vergeltung ist. Ich habe ein besondres Unglück in allen Dingen. Auf gewisse Art ist es dießmal meine eigene Schuld: ich hätte einen kurzen oberflächlichen Katalog machen können, wie die erste Absicht war und womit der Kardinal auch zufrieden gewesen wäre. Aber da ich einmal sehr wider meinen Willen zu der Arbeit gekommen war, hielt ich es für meine Pflicht, etwas nützliches zu liefern, und was den daran Theil habenden Ehre machen und der Sache die Vollkommenheit geben könnte, die die Materie und meine Kräfte zulies-

sen. Ich glaubte sogar, daß unser Vaterland dabey interessirt wäre, und bildete mir ein, ein Werk geschrieben zu haben, welches in seiner Linie Epoche machen, und das alle Bibliotheken bedürfen würden.

An denselben. Den 13. April 1805.

Meine nächste Arbeit soll nun Roms Topographie seyn, worauf ich mich schon vor langer Zeit vorbereitet habe und gesammelt und arrangirt, welches aber doch von neuem ganz umgearbeitet werden muß, da ich in vielen auch Hauptpunkten meinen ersten Plan verändert habe, und viele Nebendinge noch untersucht zu werden brauchen; aber wenn das Buch fertig ist, wie bekomme ich es gedruckt, da die dazu nöthigen Kupferplatten das Unternehmen kostbar machen werden, und ich selbst nicht im Stande bin einige Auslage zu machen? Machen Sie mir ein Project. Subscription? Alles auf einmal oder in successiven Suiten? Finde ich eine Art das Buch herauszugeben so daß ich dabey einen passenden Gewinn erwarten kann, so fange ich nächsten Winter an, es ins Reine zu bringen. Ich habe schon meine dahin gehörige Papiere wieder vor mir genommen und angefangen mich wieder in ihnen zu orientiren; aber ich bin gegenwärtig gar zu abgemattet und zugleich zu zerstreut, um mich auf eine continuirliche Arbeit einzulassen. Auch stehe ich noch im Zweifel ob ich nicht vielleicht auf eine andre Art, wie z. B. durch Theilnahme an einem antiquarischen Journal meine Zeit vortheilhafter anwenden könnte,

für welche ich meinen Kindern Rechenschaft schuldig bin.

An denselben. Den 27. Apr. 1805.

Ich bin nun aufgefordert worden, meine Ansprüche auf das Buch darzulegen: aber es wird wohl entschieden werden, daß ich keine Ansprüche haben kann; und aus Gnade der Herren will ich nicht ein einziges Exemplar annehmen. Entweder alles oder nichts, es möge ausfallen wie es wolle. Es schmeichelt mir etwas verificirt zu sehen, was ich von Thorwaldsen gesagt und geschrieben habe in Zeiten, da niemand es recht glauben wollte. Kein gelehrter Däne kommt her, das verdrießt mich. Guattani hat wieder angefangen seine monumenti inediti fortzusetzen, monatlich 3 Figuren liefernd. Die Kupfer dieser ersten sind schlecht und die Erklärung ist Gewäsch.

An Ramus. Den 15. Juny 1805.

Bondaccas Museum ist bezahlt und in meinen Händen; mehr kann ich dießmal nicht melden. Ich habe heute meine nächstälteste Tochter begraben, meine Familie ist trostlos und zerstreut, mein Haus ist öde und muß von der Aussteckung einer langwierigen Krankheit gereinigt werden. Sie hat anderthalb Jahre gelitten, in den letzten Monathen ungemein. Sie hing vorzüglich an mir und ich habe alles aufgeopfert, um sie zu retten: nun zittere ich vor den Folgen für

meine übrigen Kinder. Wohl ihr, die den heiligen Schlaf ruht!

Rom den 7. Dec. 1805.

Mein lieber einziger Bruder. Es ist wiederum sehr lange, daß ich Euch nicht geschrieben habe und vielleicht habt Ihr in der Zwischenzeit meiner nicht erwähnen hören; denn ich bin mehr als jemals in mich selbst und in meine Familie zurückgezogen und abgesondert gewesen. Ich habe ein trauriges Jahr gehabt, meine nächstälteste Tochter nach einer langwierigen ausgebreiteten Krankheit verloren, wobei mich zugleich die Sorge für meine übrigen Kinder ängstigte, weil man Krankheiten von der Art hier zu Land für sehr ansteckend hält und ich doch bey aller angewandten Aufmerksamkeit die Communication mit den Kranken unmöglich ganz hindern konnte. Gegen Neujahr war sie dem Tode nah; noch dachte ich im Frühjahr eine Versetzung auf das Land zu versuchen, weil man in Rom viele Kranke, die von den Aerzten aufgegeben werden, durch Veränderung der Luft genesen sieht; aber ihre Leiden nahmen zu und gestatteten keine Reisen mehr. Nach ihrem Tode habe ich die Hälfte meiner Meublen wegwerfen und meine ganze häusliche Einrichtung verändern müssen. Das Zimmer, wo sie gestorben, habe ich zu meiner Arbeitsstube gemacht, weil man nicht will, daß jemand mehr da schlafe. Iht umschwebt ihr Geist mich da, sie war mir vor allen zugethan und wollte in ihrer Krankheit von niemand

so gerne bedient seyn. — Ich hoffe noch immer, daß eine Zeit kommen wird, wo ich meinen Sohn werde nach Dänemark bringen können; denn sehr noch wünsche ich, vor meinem Ende mein Vaterland wiederzusehen, wenn gleich der Wunsch dort zu leben mir vergangen ist. Den Sommer möchte ich noch wohl einmal mit Euch theilen, den Winter aber nicht, dazu ist meine Brust zu schwach. Was mich ärgert ist, daß ich wie halbblind bin und bey Licht nur wenig mehr arbeiten kann. Uebrigens ist meine Gesundheit wie sonst, von Zeit zu Zeit leide ich an Kopf und Brust und Magen, erhole mich wiederum durch Diät und Bewegung, ohne leicht Arznei zu brauchen, gegen die ich ein universelles Mißtrauen habe, für mich selbst den Arzt spärlich consultire, für meine Familie nur, um mich nicht Vorwürfen auszusetzen. Ich glaube mir durch vieles Mediciniren in vergangenen Jahren geschadet zu haben, und seit ich dem entsagt, befinde ich mich, wenn nicht besser, doch bequemer. Man lernt seinen eignen Körper kennen, auf den Anfang jedes Uebels aufmerksam zu werden und dem Ueberhandnehmen derselben zuvorzukommen. So lebt man fort, leidet geduldig, was gelitten werden muß und sucht sich in einer gewissen Gleichgültigkeit zu erhalten. Ich möchte gern noch ein paar Arbeiten vollenden, die ich lange regulirt und viel dazu vorbereitet habe; werden aber die Umstände fortfahren, mich daran zu hindern, so will ich mich auch darüber nicht kränken. Ich habe mein Leben nicht verträumt, und gelingt es mir nicht, noch mehr zu leisten, als ich schon geleistet habe, so



bin ich in der Ueberzeugung, daß es nicht Mangel an Wille und Arbeitsamkeit ist. Auf alle Fälle darf ich sagen non omnis moriar, mein Name wird bleiben und, was das Wichtigste ist, ich schmeichle mir, daß dieß bewirken wird, daß man meine Nachlebenden nicht gänzlich vernachlässigt. Schone Dich selbst und suche Dich für Deine Kinder zu erhalten. Ich mache mir selbst oft Vorwürfe darüber, meine Gesundheit zu wenig zu Rathe gehalten zu haben und halte mich jetzt, so viel es die Umstände erlauben von überspannter Anstrengung ab; allein wenn man einmal in der Arbeit ist, bleibt man nicht immer Herr über sich selbst. Ich sehe voraus, daß Ihr andern wie gewöhnlich fort lebt. Fällt in unsrer Familie etwas neues vor, so melde Du mir es. Ich wiederhole nicht, daß ich Euch alle herzlich liebe, sehr oft an Euch denke und eben dann am meisten und innigsten wenn häusliche Leiden mich heimsuchen. — Leb wohl mein lieber Bruder.

An Münster. Den 15. März 1806.

— Widerwärtigkeiten, wider welche man kämpfen kann, vermehren unsern Muth und unsre Thätigkeit; aber diejenigen, wobey man sich nur leidend verhalten kann, bringen einen Grad von Apathie hervor, der sich über unser ganzes Wesen verbreitet. Man bildet sich ein zu unaufhörlichen Unannehmlichkeiten geboren zu seyn und verliert die Lust sich zu erheitern und zu zerstreuen. Es ist als wenn ich nicht mehr dahin gelangen sollte, Ruhe und einen unbefümmerten Sinn

zu genießen. — Etwas habe ich an meiner Topographie gearbeitet. Besonders was Capitolum und Forum betrifft habe ich ganz umgearbeitet und diese Parthie nun so weit arrangirt, daß ich fürs erste damit zufrieden bin. Sonst, die Wahrheit zu sagen, kommt mir meine topographische Arbeit vor, wie Denus Seil: während das eine Ende geschnürt wird, wird das andere verzehrt. Vor zehn Jahren war sie so gut als fertig und könnte, wie sie damals war, so gut als irgend eine andre gedient haben, Neugierige zu leiten. Präntention auf größere Genauigkeit und Vollständigkeit veranlaßte mich zu neuen Untersuchungen, woben das Alte theilweise niedergerissen ward. Die Ueberbleibsel des Alten und die neugesammelten Materialien bildeten nun eine Masse, womit ich mir einbildete, in kurzer Zeit ein neues und bequemes Gebäude aufzuführen zu können, sobald meine Koptische Arbeit überstanden wäre. Aber wie ich anfing die letzte Hand daran zu legen, fand ich wie überaus viel mangelte, daß die Sache so würde, wie ich es wünschte. Und die Umstände waren zugleich in aller Hinsicht so beschaffen, daß ich den Gedanken aufgeben mußte, durch eine continuirliche Anstrengung das Ganze zu vollführen. Es ist nun nur in den Stunden, die mir von andern Sachen übrig bleiben, daß ich bald den einen bald den andern Theil davon vornehme; und befände ich mich in einem Lande, wo periodische Schriften im Gang wären, so könnten schon verschiedene Stücke davon gedruckt seyn, als einzelne Abhandlungen, die in ihrer Zeit wieder in ein ganzes Werk vereint würden. Nun werden die einzeln

nen Parthien von Zeit zu Zeit umgearbeitet, niemals vollendet, da ich nicht im Stande bin Zeichnungen machen zu lassen, ohne welche die Sachen nicht ihre vollkommene Klarheit erreichen können, und so liegen sie hin und dienen nur, die embryonische Masse eines Ganzen zu vermehren, welches vielleicht nie das Licht sehen wird. Schow hat in seinem Buche von Borgia mehr Gutes von mir gesagt als mir lieb ist \*). Ihre Batyllen habe ich mit Vergnügen und Nutzen gelesen, aber bin in der Hauptsache nicht Ihrer Meinung. Wie es zusammenhängen mag mit dem, was in unsern Tagen vermeyntlich vom Mond fällt, bin ich nicht Physiker genug zu beurtheilen: aber wenig bin ich aufgelegt zu glauben, daß das, was der Aberglaube der Alten vom Himmel kommen ließ, aus einem höhern Standpunkt als der Phantasie des Menschen fiel. Steine, Bilder, Blut und Fleisch 2c. kamen, denk ich aus derselben Höhe. Ueberhaupt bin ich kein großer Freund von der physischen Erklärung von Mirakeln; sie hören auf Mirakel zu seyn, welches sie doch seyn sollten, ohne zur Historie zu werden, welches sie niemals waren. Aber ein Jeder hat seine Favoritart die Dinge anzusehen: ich verwerfe keine Ansicht; nur ist die simpelste diejenige, welche mit meinem phlegmatischen Temperament übereinstimmt, und dazu gehört, Fabeln als Fabeln anzunehmen und selten etwas besseres darin zu suchen. Unter den vom Himmel gefallenem Sachen ist

---

\*) In der Dänischen Monatsschrift *Minerva* 1805. Jahr. B. 113 — 137. D. H.

es vornämlich nur der Stein von Negospotamos, der in meinen Gedanken, Aufmerksamkeit verdient; aber auch deßfalls sind die Ausdrücke der Alten, wie Sie selbst sehr richtig bemerken, so verkehrt und streitend, daß man nach ihrer Vergleichung anfängt, an der Realität des Dings zu zweifeln.

An den Bruder. Den 23. July 1806.

Meine Frau, deren Krankheit nun über ein Jahr dauert, und zur Hektik übergegangen ist, hat von Zeit zu Zeit Zufälle, die ihr Leben bedrohen, erholt sich wiederum bis zum Ausgehen und kann auf die Weise vielleicht noch lange fortleben, allein ihre Gesundheit wieder herzustellen, geben die Aerzte alle Hoffnung auf. Es ist nur durch die Stärke ihrer Constitution, daß sie so lange widersteht. Dieser nun in allen Ländern für die die Kranken umgebenden Personen gefährliche Zustand ist es in diesem Klima doppelt, besonders für Kinder und junge Personen für die jede langwierige Krankheit verderbendes und ansteckendes hat, und besonders wiederum für die Kinder der Kranken, wo eine erbliche Anlage zum nämlichen Uebel zu befürchten ist. Ich nehme alle mögliche Vorsichtsmaßregeln, allein da man zugleich vor der Kranken ihren wahren Zustand sorgsam verbergen muß, kann keine vollkommene Absonderung statt finden, und ich muß unaufhörlich darüber wachen, daß so wenig als möglich Gemeinschaft zwischen ihnen sey, allerley Künste anwenden und Vorwände suchen, und erreiche doch nicht immer meinen

Zweck. Meine Kinder sind von Zeit zu Zeit krank und jede Kleinigkeit der Art macht mir bey diesen Umständen bang, alle meine Zeit ist dann ihrer Wartung gewidmet. Besonders ist mir für den Knaben bange, der von jeher kleinlich und schwächlich war und eben in diesen Tagen sehr krank gewesen, jetzt wiederum auf den Beinen ist. Das jüngste Mädchen ein Kind von fünf Jahren, blühend wie eine Rose und unbändig, wild, wie ich es gerne habe, hatte im Frühjahr einen Zufall, wobey mir für ihr Leben bange war, und meine Erfahrung ist, daß eben die blühendsten unter meinen Kindern das kürzeste Leben gehabt haben. Hätte ich Anverwandte in der Nähe, so wären die beyden Kleinen längst ausser dem Hause, igt müssen sie bey uns ausdauern und ihr Schicksal abwarten. Mein Hauswesen geräth dabey immer mehr in Verwirrung, die Ausgaben nehmen zu und die Einkünfte reichen nicht hin. Da kann man den Anfällen von böser Laune und fast Muthlosigkeit nicht immer entgehen, so sehr ich mich davor zu hüten suche. — An Ulrica schreibe ich nicht besonders, weil Du ihr diesen Brief, so wie alle übrigen mittheilen wirst. Daß ich fast darauf Verzicht thun muß, sie in dieser Welt wiederzusehen, ist eines von den Dingen, die mich sehr kränken. Zwar schmeichle ich mir noch immer mit dem Gedanken, daß der Tag kommen werde, da meine Lage und die der öffentlichen Angelegenheiten mir verstatten, unser Vaterland auf kurze Zeit zu besuchen. Allein es scheint, daß der Zeitpunkt sich immer mehr entferne; unsere Jahre nehmen zu, und wahrscheinlich dürfen weder sie, noch ich auf

ein hohes Alter rechnen. Indessen was schadet's, daß man sich schmeichelt, daß man die Götting, die zuletzt den Menschen verläßt, so lange festhalte als man kann?

An Baron Schubart. Den 9. Aug. 1806.

Meine Kinder denke ich nach Lariccia in das Haus einer Familie zu bringen, die ich kenne; — ich werde untröstlich seyn, mich von ihnen getrennt zu sehen; aber ich muß mich für ihr Wohl aufopfern. Durch eine lange Erfahrung begreife ich, daß ich nicht bestimmt bin glücklich zu seyn; immer habe ich gegen Widerwärtigkeiten gekämpft, die eine der andern folgten. Meine Familie, worin ich mir Glück versprach, und worin ich es eine Zeit lang gefunden habe, ist mir eine Quelle der grausamsten Unruhen geworden, und nur Unfälle sehe ich voraus, welche keine Vorsicht entfernen kann. Ich verliere den Geschmack an allem, und selbst meine Studien, die allein mich aufrichten konnten, beständig unterbrochen durch beschwerliche und unfruchtbare Sorgen und durch traurige Abendungen, verlieren ihre Reize. Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie betrübe durch Erzählung meiner Kummernisse und erhalten Sie mir Ihr Wohlwollen. Ich hoffe Sie noch diesen Winter hier zu sehen. Sie werden hier mehrere Künstler aus unserm Vaterlande finden, worunter sich der Maler Wahl auszeichnet, und Sie werden erstaunen über die Fortschritte, welche Lund seit Sie das letztemal in Rom waren gemacht hat. Man hat die Copie, welche er von der schönen Mag-



dalena des Hauses Colonna für den Grafen Ranzow gemacht hat, als ein Meisterstück bewundert, und ich zweifle nicht mehr, daß seine Andromache, die er in wenigen Wochen zu vollenden denkt, ein treffliches Gemälde werden wird. Ich bin Ihnen von ganzem Herzen ergeben. G. 3.

An denselben. Den 16. May 1806.

— Ich durfte nicht Hausvater werden oder ich mußte ein weniger schwaches Herz haben; denn am Ende ist es nur Schwäche wenn man mit äußerster Anstrengung Uebel abzuwenden sucht, die es nicht in unsrer Macht ist zu vermeiden. Auch war ich ihr im Anfang nicht unterworfen; ich machte es wie der größte Theil der Väter; aber nachdem ich durch verschiedene, zum Theil sehr lange und jammervolle Krankheiten mehr als zwey Drittel meiner Kinder verloren und manchmal den Verdacht gehabt habe, daß man mit mehr Aufmerksamkeit auf die Annäherung des Uebels dem Schlag hätte zuvorkommen können, bin ich Sklave meiner Besorgnisse geworden und habe kaum einen Augenblick Ruhe. Die drey Kinder, die mir übrig sind, befinden sich erträglich wohl; aber ich sehe, daß ihre Gesundheit nicht fest ist und ich fürchte einen Keim der Zerstörung in ihnen gewahr zu werden, der sich unter allerley Anschein versteckend sie mir eins nach dem andern rauben wird. Der Zustand ihrer Mutter ist beklagenwerth und, wie mir scheint, ohne Hoffnung, ob ich gleich das Mögliche thue, sie vom Gegentheil zu

überzeugen und sie zu überreden, daß sie durch Hülfe der guten Jahreszeit ihre Kräfte wiedererlangen werde. Was mich selbst betrifft, so ist meine Gesundheit ungefähr wie schon lange Zeit; was ich außerdem leide sind Schmerzen an den Augen, die mich oft nöthigen, mich aller Beschäftigung zu enthalten. Ich begreife, daß das eine verdiente Plage ist; denn in einem gewissen Alter habe ich meine Augen misbraucht, und das muß man bezahlen. Die von meinen häuslichen Besorgungen übrig bleibenden Augenblicke wende ich an meine Topographie, die ich nicht aufgeben werde und die mir immer interessanter wird, weil ich mir einbilde, von Zeit zu Zeit Entdeckungen darin zu machen, de. en ich mich nicht versah. So bin ich zufrieden, daß die Herausgabe nicht beschleunigt werden ist; denn nur durch die Langsamkeit können solche Werke reifen, und ich würde mich jetzt schämen, wenn sie dem Publicum so gegeben worden wäre, wie ich sie schon zweymal geendigt habe. Uebrigens wissen Sie, daß man eifrig beschäftigt ist, den Boden von Neurom umzurühren und die alten Gebäude bis auf den Grund aufzudecken, was neue Resultate verspricht, welche ein Topograph von Altrom erwarten muß, ehe er über diese Stellen einen Ausspruch thut. Nach verschiedenen Aufgrabungen am Colosseum, die ohne Zweifel die lehrreichsten von allen sind, die man unter diesem Papst unternommen, hat man voriges Jahr angefangen, alles frey zu machen, was über der Erde steht, und wird vielleicht noch die Erde wegheben, welche die Grundlage bedeckt; und da dieß unter der Leitung des Baumeisters

Lucangeli geschieht, der sich seit mehreren Jahren beschäftigt, Modelle davon zu machen, so zweifle ich nicht, daß die Arbeit mit Eifer und Einsicht ausgeführt werden und uns eine Menge neuer Aufschlüsse verschaffen wird.

An denselben. Den 17. Jan. 1807.

Sie haben durch Hrn. von Humboldt erfahren, daß meine Frau nach neunzehnmönathlichen Leiden vor zehn Tagen hat unterliegen müssen. Ihr Tod ist sehr sanft gewesen, indem die Krankheit sie almählig aufgelöst hatte, so daß sie in den letzten Tagen nichts anders empfand, als eine gewisse Schwäche, die in einer Lethargie endigte, und so gieng ihr Geist, der eine so lange Zeit hindurch mit einem erstaunenden Muth den wiederholten Anfällen des sie verzehrenden Uebels widerstanden hatte, ruhig zu einem bessern Leben über. Ob wir es gleich schon lang vorausgesehn und sie mehrmals ihrem Ende ganz nahe geglaubt hatten, so hat mich doch ihr Tod in einen Zustand von Verödung gesetzt, mehr als ich mir erwartete. Die Leere, welche eine geliebte Person in einem Hause läßt, hat etwas so trauriges, daß man sich wie verloren findet; und das isolirte Leben, das ich in einem Lande führe, wo ich keine Verwandte und sehr wenig Freunde habe, macht mir die Verminderung meiner Familie doppelt empfindlich. Ich denke, wenn es nicht das Gefühl der Pflicht wäre, mich für meine Kinder zu erhalten zu suchen und wieder eine Thätigkeit zu ergreifen, die ihnen nützlich seyn könnte, so würde ich mich von der

Schweremuth fortreißen lassen, und den Geschmack am Leben verlieren indem ich den verlore, gegen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, die nicht aufhören, mich zu verfolgen. Der Tod meiner Frau ruft mir das Andenken einer langen Reihe von Jahren zurück, deren Hauptereignisse ihre Quelle in einer Verbindung gehabt haben, welche die Folge der jugendlichen Uebereilung war, und die mich in die Laufbahn der ernsthaftesten und hartnäckigsten Anstrengung trieb, und mich gewissermaßen zwang, mir das hübsche Namen zu erwerben, welches ich in der gelehrten Welt erlangt habe. Die Pfänder unsrer Liebe, die mir übrig sind, verpflichten mich meine Arbeiten fortzusetzen, soviel mir gestattet seyn wird, um nicht vergessen zu werden und die Vortheile auf das Spiel zu setzen, welche mir die Meynung, die man von mir gefaßt hat, verschaffte, und selbst, wenn es möglich wäre, sie zu vermehren. Die unruhige Lage, worin ich mich mehr als zwey Jahre befunden habe, d. h. seit dem Anfang der Krankheit meiner Tochter, hat meine Fortschritte sehr zurückgehalten; doch habe ich nie mein unternommenes Werk über die Topographie von Rom aus dem Gesicht verloren, und sobald ich mit den Vorsichtsmaßregeln zu Stand gekommen seyn werde, die man nach Krankheiten von dieser Natur hinsichtlich des Hauses und des Hausgeräthes zu nehmen genöthigt ist, werde ich mich dieser Arbeit ganz hingeben. Ich sehe wohl, daß ich sie niemals werde endigen können ohne Geldunterstützung, die mich in Stand setzt, mir den Zugang zu Orten zu verschaffen, wo dergleichen Dinge sind, mich

durch einen Zeichner begleiten, Pläne zeichnen und stechen zu lassen u. s. w. Ich sehe auch, daß dieß nicht der Augenblick ist, wo ich mir versprechen könnte, mir dergleichen durch einen Weg zu verschaffen; aber ich werde unterdessen alles vollenden, was ich ohne Beystand zu thun im Stande seyn werde; und alsdann wollen wir die Mittel ausmachen, um zu vollenden. — Die Störungen, denen, wie Sie mir schreiben, die Schifffahrt unterworfen ist, gehört ohne Zweifel zu den Ursachen, wodurch von Tag zu Tag der Credit unsrer Papiere fällt; und wenn diese Krise lange Zeit dauert, so fürchte ich, daß mein ausgefertigtes auf wenig einschmelzen wird. Mit den tiefsten Empfindungen der Dankbarkeit erwäge ich, was die Regierung unsers Vaterlandes für mich gethan hat; aber ich kann mich nicht enthalten zu denken, daß man eine gewisse Härte gebraucht hat, indem man mir abschlug, meinen Gehalt in einer bestimmten und ständigen Münze zu bezahlen. Aber man wird seine guten Gründe gehabt haben, und ich beuge mich. Am Ende welche Ansprüche kann ich haben, mir etwas zuzugestehen, da ich entfernt von meinem Lande lebe, und mich mit Gegenständen beschäftige, deren Nutzen bestritten scheint. Ich kann nicht einmal dahin gelangen, mein Buch dem Kronprinzen zu widmen, wovon mir Hr. Münter, welcher ihm im November zu Kiel seine Aufwartung gemacht hat, schrieb, daß er bey Tisch meiner sehr ehrenvolle Erwähnung that; was mich stolz gemacht haben würde, wenn in meinem Alter ich des Stolzes noch fähig wäre. — Hr. L. irrt

sich stark, wenn er glaubt, daß ich erzürnt gegen ihn seyn möge. Es gehört viel dazu, mich zornig zu machen; aber wenig, daß ich mich von den Menschen entferne. Ich habe einigen Zweifel über seinen Charakter gefaßt, und darin kann ich mich leicht betrogen haben; aber um zu meinen Freunden zu gehören, muß man frey von allem Verdacht in dieser Hinsicht seyn. Er kam zu mir mit einem Brief des Pariser Instituts, der ihn allen Gelehrten Europas empfahl; ich glaubte in seinen Reden Spuren des Geistes und der Grundsätze zu finden, die, ohne gerade die meinigen zu seyn, mir an den jungen Leuten gefallen; ich fieng an, ihn zu lieben und ihn mit einem Grad von Vertrauen zu behandeln. Er hatte mir gesagt, er denke nach Aegypten zu gehen, um sich lange dort aufzuhalten, und er sey entschlossen die Alterthümer dieser Nation zu ergründen zu suchen. Er theilte mir ein Blat mit Entwürfen in Bezug auf diesen Gegenstand mit, und indem ich zu sehr glaubte, daß er mehr Eifer als Kenntnisse habe, antwortete ich darauf mit aller Freymüthigkeit, indem ich ihm unter Augen stellte, was nöthig sey, um in der Unternehmung glücklich zu seyn und den Weg bezeichnete, der nach mir dahin führen könnte. Ich schmeichelte mir, einen jungen Menschen angetroffen zu haben, der mit Anlagen und Thätigkeit ausgerüstet und versehen mit den Mitteln, die mir gefehlt hatten, eines Tags mit dem, was ich nur angefangen hätte, würde zu Ende kommen können. Aber in der Folge wurde ich gewahr, daß Hr. L. seinen Aufenthalt in Rom verläugerte



sich mit ganz andern Dingen als mit Aegypten beschäftigte, und sogar, wie ich sagen hörte, sich in Dinge mischte, die ganz und gar nicht zu den Wissenschaften gehören. Dieß bestimmte mich, von einer Person mich zurückzuziehen, die, obgleich interessant, mir zweydeutig schien, und seinen häufigen Besuchen auszuweichen, indem ich argwohnte, daß er die Rolle eines eifrigen Liebhabers der Aegyptischen Gelehrsamkeit nur gespielt habe, um mir Nachrichten und Gedanken aus der Feder zu locken, womit er glänzen könnte, ohne sie zu verstehen, und um sich zu rühmen, zu meinen vertrauten Freunden zu gehören. Ich habe auf die Briefe nicht mehr geantwortet, die er mir von Livorno geschrieben, weil ich ihn, in der Meynung von ihm angeführt zu seyn, in die Klasse derjenigen gesetzt hatte, die ich vergessen habe. Wenn also wo Unrecht ist, so ist es ganz auf meiner Seite: wenn Hr. L. mich getäuscht hat, so ist es die Schuld meiner Einfalt; wenn er aufrichtig für den Augenblick gewesen ist und was mir Anstoß gegeben, nur eine Wirkung von Unbeständigkeit war, so bitte ich ihn um Verzeihung wegen meines Argwohns. Unsre Freundschaft kann nicht hergestellt werden, weil die Grundlage, worauf sie errichtet gewesen, nicht fest ist; aber wenn er Ihnen von Aufgebrachtheit spricht, so versichern Sie ihn, daß nicht einmal ein Schatten davon da ist, und daß wenn ich ihm in irgend einer Sache nützlich seyn kann, ich es von Herzen gern thun werde.

Den 7. Febr. 1807.

Meine theuren Geschwister, seit Empfang Eurer letzten Briefe hat sich meine Verfassung aufs neue geändert, fast weiß ich nicht ob zum Besseren oder zum Schlechteren. Die langwierige Krankheit meiner Frau, die sie von Zeit zu Zeit Monathe lang zu Bett hielt und oft augenblicklich ihr Leben zu bedrohen schien, machte seit über anderthalb Jahren mein Leben höchst traurig, störte mich in jeder Rücksicht und ließ mir wenige ruhige Augenblicke, und nun sie seit dem 6. vorigen Monats zu einem besseren Leben übergegangen, finde ich mich wie verödet und verloren und sehne mich manchmal in die vergangene traurige Lage zurück. Die Leere und Stille, die nach ihrem Scheiden in meinem Hause herrscht macht mich fast noch müthiger, als die vorige penible Lage und die Erinnerung an die vielen Verluste, die ich in diesen letzten Jahren gelitten habe, zeigt mir die Zukunft als dunkel und traurig. Die Besorgung der mancherley Veränderungen und Vorkehrungen, die im Hause nach einem solchen Todesfalle vorgenommen werden müssen, haben mir bisher eine melancholische Beschäftigung gegeben, wobey michs manchmal wie eine Todesfalte ergriff, und der Gedanke, meine übrigen Tage in einer mir ungewohnten Vereinzelung verleben zu müssen, mich zerriß. Die Meubles haben weggeschafft und die Zimmer angestrichen, das Haus zu wiederholten Malen ausgeräuchert werden müssen, wie nach dem Tode meiner Tochter. Ich befinde mich nun in neuen unge-

wohnten Umgebungen und dabey plagt mich der Gedanke, daß dieß zweytemal vielleicht nicht das letzte seyn werde. Die beyden Kleinen sind gesund: der Knabe zwar, wie ich von jeher war, von wenig Stärke, wenig anscheinender Gesundheit; das Mädchen blühend wie eine Rose, saft- und kraftvoll, wie die Mutter in ihren früheren Jahren war, auch wie die von einem heftigen unbezwinglichen Temperamente. Ihre Wildheit macht mir tausend Unruhen und ihre capriciöse Liebeshwürdigkeit macht, daß man ihr alles zu gut hält. Ich sehe die Mutter in ihr wiedergeboren, nur daß sie die regelmäßigen Züge, die jene vor allen andern Weibern auszeichneten, nicht hat. — Sehr bin ich Euch für die Familiennachrichten verbunden, ich lese sie mit besonderem Interesse, weil ich mich dabey in meine Jugendjahre zurückdenke, die mir so viel mehr angenehme als unangenehme Erinnerungen zurückgelassen haben. Das Schicksal des alten Dinkels in Lindschau schmerzt mich, in dessen Hause ich so viele frohe Stunden zugebracht und dessen elektrisches Wesen mich immer an ihn zog. Freude macht mir die Heirath der guten Brigitta, mit der ich in Wilsrup manche Stunde verspielt habe. Habt Ihr Gelegenheit sie oder die Mutter zu sehen, so grüßt sie herzlich von mir. Sagt auch ihrem mir nicht genannten Manne, daß er in Rom einen Schwager hat, von dem in der Welt manchmal, und meistens rühmlicher als er es verdient, gesprochen wird, und der neulich eine Frau verloren hat, die als eins der schduften Weiber ihrer Zeit bekannt war, der übrigens der Meynung ist, daß es mehr der Mühe

werth sey ein rechtschaffener Pastor in Hamelen, als ein berühmter Gelehrter in irgend einer Hauptstadt zu seyn.

An Baron Schubart. Den 20. März 1807.

Beym Anblick der beygeschlossenen Ankündigung, werden Sie wohl denken, daß dieser Brief der Commentar dazu seyn wird. Unvermuthet und als ich michs am wenigsten versah, hat sich mir eine Gelegenheit dargeboten, das Werk über die alten Vasreliefe drucken zu lassen, das ich so lang im Sinn gehabt, nachher aber, durch die Hindernisse, die sich seiner Herausgabe entgegenstellten, abgeschreckt, seit mehreren Jahren aufgegeben hatte. Hr. Piranesi, der, nachdem er zu Paris die Herausgabe des Musée Napoléon beendigt, in Rom zurück ist, mit Hrn. Piroli, einem in Umrissen sehr geschickten Kupferstecher, hat den Plan gefaßt, die Vasreliefe Roms ungefähr in derselben Art herauszugeben, wie jenes Museum gegeben worden ist, jedoch in jeder Hinsicht nach einem größeren Maßstab; und hat mir, nachdem er von meinen Forschungen über diese Gegenstände gehört \*), Anträge gemacht, den literarischen Theil zu übernehmen. Sie begreifen, daß ich eine Gelegenheit, von meinen Studien Vorthail zu ziehen, und der Welt ein Werk zu geben, das man lange von mir gefodert hat, und das ich nur bei Seit

---

\*) Das Unternehmen wurde durch Herblad veranlaßt.

gelegt hatte weil ich verzweifelte, jemals jemanden zu finden, der den Aufwand dazu hergäbe, nicht zurückstoßen durfte. Die Absicht des Hrn. Piranesi die Römischen Basreliefe heftweise zu geben, hat mir vernünftig geschienen; aber um die Fortsetzung zu versichern, kommt es darauf an Theilnehmer zu finden, die sich anheischig machen von Monath zu Monath die Hefte voranzuzahlen. Ich bin sicher, daß Ihre Protection viel beytragen wird, uns welche zu verschaffen, sowohl in Toscana als in Dänemark, und ich darf nicht zweifeln, daß Sie so gut seyn werden, sich diese Sache zu Herzen zu nehmen. Ich werde auch an meine Freunde in Dänemark, in Deutschland und wenn es möglich ist in England schreiben, und schmeichle mir, daß, nachdem ich so oft zu der Unternehmung aufgefordert worden bin, man gegenwärtig, da die Sache ausgeführt werden soll, nicht ermangeln wird zu ihrer Befestigung beyzutragen. Aber da die Lage des nördlichen Deutschlands in dem Augenblick in jeder Hinsicht niederschlagend ist, und wir von England fast gänzlich ausgeschlossen sind, so zähle ich vorzüglich auf unser Vaterland. Zu Rom, wie Sie wissen werden, kauft niemand Bücher dieser Art; die Sache ist sehr verschieden vom Musée Napoléon, wo ganz Paris sich beeilte zu unterzeichnen. Hier ist alles was in diesem Fach geschieht auf das Ausland abgesehn. Das Werk ist berechnet für die Künstler, für die Gelehrten, und auch für die, so nur Liebhaber sind. Es wird sauber und anständig seyn in jeder Hinsicht; die Kupferstiche werden alles zu Tag bringen, was in dieser Gattung

von Denkmälern unterrichtendes da ist hinsichtlich der Kunst der Alten, ihrer Religion, Gebräuche, Mythologie u. s. w. und die Erklärungen werden alles enthalten, was dienen kann, die Bedeutung davon deutlich und anziehend zu machen, und am Ende wird man in einem einzigen Werke, ausser einer Anzahl ganz unherausgegebener, oder durchaus schlecht abgebildeter oder schlecht erklärter Denkmäler, alles besitzen, was in dieser Gattung sich zerstreut in einer großen Anzahl sehr kostbarer Bände und kleiner oft schwer zu verschaffenden Abhandlungen findet. Wir werden alles vollständig kennen lehren was Rom in dieser Gattung besitzt, nach den Münzen ohne Zweifel in allen Hinsichten der interessantesten und lehrreichsten und zu gleicher Zeit der belustigendsten für die, welche nicht eigentlich Gelehrte sind, — die von jeher mein Lieblingsgeschäft ausgemacht hat. Dieß Unternehmen, welches mir eine neue Thätigkeit giebt und mich meine betrübte Einsamkeit und die rheumatischen Schmerzen, die mich seit mehreren Wochen belästigen, vergessen läßt, hat doch eine Folge, die ich als sehr verdrieslich ansehe. Es hindert mich Ihre geneigte Einladung, den Sommer bey Ihnen in Mentenaro zuzubringen, anzunehmen. — Gegenwärtig träume ich nur Basreliefe.

An Friderike Brun. Den 27. März 1807.

— Alles dieses ist es nicht, worüber ich Ihnen habe schreiben wollen; sondern, wie Sie sich schon vorstellen, einliegender Prospectus, über den ich auch



übrigens nicht viel zu sagen brauche. — Die Sache wird zu einer Zeit angefangen, die äußerst ungünstig ist; so muß man um sich seyn, und mehr auf seine Freunde rechnen, als auf das große Publicum, das eben meistens an ganz andre Dinge zu denken hat. Daß mir der Fortgang der Sache in jeder Rücksicht äußerst wichtig seyn muß, bedarf ich Ihnen nicht zu sagen; und wenn sie einmal im Gang ist, hoffe ich daß sie Beyfall und Aufmunterung finden wird. Ein Werk von der Art muß jedem, der für Kunst und Alterthum Sinn hat, willkommen seyn, und außer mir kann es niemand ausführen. Ich rechne auch bey unsern Landesleuten hierin auf einen gewissen Patriotismus; denn ich bin eitel genug zu glauben; daß der Rubin unserer Nation dabey interessiert ist. Nun leben Sie wohl und lassen Sie sich die Sache angelegen seyn. Kommen Sie nur recht frühe her\*), wenigstens zu Anfang Septembers, so sind wir zusammen auf dem Lande. Und bleiben Sie recht lange hier; drink deep or taste not. Daß ich meine Fiß verloren, daß ich meine Frau verloren, daß ich mich volle dritthalb Jahr in einem Meer von Widerwärtigkeiten herumgetrieben, warum soll ich Ihnen das sagen? Die überlebenden sind in diesem Augenblick gesund, kränkeln sonst oft, und muß ihrenthalben zu Ende nächsten Monaths aufs Land gehen. Leben Sie recht wohl. Ich bin Ihnen aufrichtig ergeben.

G. Zoega.

---

\*) Von Pisa.

An W. Schubart. Den 15. Jul. 1807.

— Dieser immer schwankende Zustand meiner Knie-  
der vernichtet mich, um so mehr in einer Lage, wo  
die unternommene Arbeit alle meine Aufmerksamkeit  
erforderte, und, wenn sie wohl gelingen soll, eine See-  
lenruhe, die es mir unmöglich ist zu genießen, so lang  
ich Kranke um mich sehe. — Der Druck des ersten  
Heftes ist in den ersten Tagen des Juny begonnen,  
und ich habe Gänge zwischen Albano und Rom machen  
müssen, um die Druckbogen durchzugehen. Ich finde,  
daß die Kupfer der zweyten Lieferung besser sind als  
die der ersten, die mir Anlaß gaben, mich bey den  
Herrn Pirolì und Piranesi zu beklagen. Bis jetzt sind  
Sie der einzige von meinen Freunden, der mir Be-  
weise gegeben, sich der Sache angenommen zu haben;  
und doch hatte ich eine Anzahl von Leuten geschrieben.  
Ich muß dieß vielleicht der Entfernung der Dite zu-  
schreiben; doch überrascht es mich, daß, während ein  
Gelehrter zu Berlin, mit dem ich auf keine Weise in  
Verbindung bin und dem ich kein Wort davon gesagt  
hatte, mir ein Verzeichniß von 15 Unterzeichnern sen-  
det, ich noch keine Antwort von Kopenhagen und von  
Hofstein habe. Wir leiden hier an übertriebener Hitze  
und einer erstickenden Luft. Man ist zu aller Anstren-  
gung unaufgelegt, während des Tags kann man nicht  
ausgehn, und die Nacht schläft man nicht. Ohne diese  
unglücklichen Basreliefs, die ich schon überdrüssig zu  
werden anfangte, wäre ich den Sommer bey Ihnen in  
Montenapò gewesen. — Wenn Sie mir schreiben, bitte

ich mir den bloßen Titel Agent zu geben, unter dem man mich hier kennt, und nicht den eines Bibliothecariats, worauf ich ganz verzichtet habe. Des Professor-titels, den man mir aus besonderer Gnade beybehalten hat, bediene ich mich nur bey gewissen feyerlichen Gelegenheiten; sonst finde ich ihn lästig. (*pésant*).

An denselben. Den 21. Aug. 1807.

Es scheint, daß Piranesi anfängt, mit seinem Unternehmen zufrieden zu seyn. Er hat in Rom einen größeren Absatz gefunden, als er sich versprach, und sagt, daß alle die erste Lieferung sehr gelobt haben, d. h. die Platten und das Aeußere; denn wenige unter seinen Bekanntschaften haben die Erklärungen gelesen. Aber darüber bin ich sehr ruhig. Münter rieth mir vor einiger Zeit, an Prinz Christian zu schreiben, der günstige Gedanken von mir gefaßt habe. Ich antwortete ihm, ich erwartete eine Gelegenheit, wo ich ihm von was zu sprechen hätte. Meine natürliche Furchtsamkeit, und die Besorgniß, die großen Herrn durch Brief ohne bestimmten Zweck und in die Augen fallende Beweggründe zu belästigen, macht, daß ich mehr, als sonst jemand Freunde nöthig habe, die für mich handeln, und das ist vielleicht eine der Ursachen, daß ich mit so vielen Anstrengungen so wenig Glück in der Welt gemacht habe.

An Münter. Den 26. August 1807.

Das vierte Heft unserer Basreliefs kömmt Anfangs Octobers, und wenn denn nicht ganz unerwartete Hindernisse eintreten, so hat die Sache ihren regelmäßigen monatlichen Fortgang. Ich finde Gefallen an dieser Arbeit und lasse mich keine Mühe verdrießen. Beschwermlich fällt es mir in dieser Jahreszeit, bald das eine bald das andere von den weit zerstreuten Museen, Villen und Palästen zu besuchen, wie es dabey unumgänglich ist, da ich mich weder auf fremde, noch auf meine eignen älteren Beobachtungen verlasse. Die Correction der Zeichnungen und Kupfer ist das Unangenehmste von allem, weil diese Künstler sich nicht darin finden können, daß ich als Gelehrter mich in das mende, was sie ausschließlich als das Ihrige ansehen. Was meine eigne Arbeit betrifft, so ist es mein Plan, ausser den zu jedem Stücke erforderlichen Erklärungen nach und nach einen Gegenstand in seinem ganzen Umfang zu behandeln, wovon Sie im ersten und dritten Heft ein paar Proben finden, von denen ich mir schmeichle, daß sie interessant sind. Piranesi klagt, daß ich zu viel schreibe und dadurch seine Auslage vermehre. — Da ich von Anfang protestirt habe, hierin nicht eingeschränkt seyn zu wollen, so muß er sich darin finden. Doch ist es billig, daß ich auch suche mich einzuschränken und die Länge eines Stücks mit der Kürze des folgenden auszugleichen. Die Unternehmung geht allein auf seine Rechnung und die Fortsetzung der Sache beruht nach dem Verlauf des ersten Jahrs, auf dem

Vortheil den er dabey findet. Mir hat er 25. Procent von den Exemplaren angeboten, die ich für meine Rechnung nehmen wollte, aber da ich nicht im Stande bin, einige bedeutende Auslage zu machen, so kann ich mich nicht darauf einlassen, es sey denn, daß ich sie ere Subscription finde. Hirt hat mir versprochen in Norddeutschland zu sammeln. Ramus meldet mir, daß unser Hof 28. Exemplare nehmen will. Sie haben 10 Theilnehmer, Schow zwey. Es könnte also doch etwas erkleckliches herauskommen. Pirolì steht den Zeichnungen und den Kupfern vor. Ich habe mir zugleich die literarische Direction und Aufsicht über die Kupfer in Absicht auf ihre Genauigkeit vorbehalten. — Ihre Schwester schreibt mir, daß ich zum Mitglied der antiquarischen Commission ernannt bin. Das ist mir nun gar sehr lieb, aber ich hoffe, daß damit keine bestimmte Arbeit verbunden ist, ich bin nun tutto bassorilievo und alles andere incommodirt mich. Die Ideen und die Plane dieser Commission finde ich vorzüglich. Erinnern Sie nun an meine zwey Mumiencassen, die ich auf Föhnen fand. Noch trage ich einige Liebe zu meinen alten Aegyptern, wiewohl ihre Nachkommen mich so übel behandelt haben. Mithras und Hercules werden die zwey Hauptartikel für Villa Albani werden, so wie Cybele und Cadmus es für den Palast Albani waren. Dieser Palast, dessen Monumente niemand kannte, nicht einmal diejenigen, die ihn bewohnten, hat uns Materie für 18. Tafeln gegeben.

An B. Schubart. Den 9. Sept. 1807.

Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihren Brief vom 4. Nicht um Ihnen darauf zu antworten schreibe ich; denn ich bin unfähig, auf irgend etwas einzugehn; nur um Sie um Aufklärungen über die wahre Lage unsres Vaterlandes zu bitten. Die Nachrichten, welche die öffentlichen Blätter davon geben, haben mich in die größte Unruhe versetzt, so wie alle Dänen, die zu Rom sind. Ist es möglich, daß man sie hat Fuß fassen und sich der Höhe von Friedrichsberg bemächtigen lassen, ohne einen Flintenschuß zu thun? Unsre Hauptstadt ist also verloren! Wer kann uns zu Hülfe kommen, während die Englischen Flotten unsre Inseln umgeben, und ihr Heer Kopenhagen beslagert? Und wie ist diese Stadt, die, zu unserm Unglück an der Grenze des Königreichs gelegen, alles enthält, was einen Dänen angehn kann, mit Mitteln des Widerstandes versehen? Wenn sie sich bis zur Nachtgleiche halten könnte, so wäre vielleicht noch einige Hoffnung. Wenn Umstände sind, die uns beruhigen könnten, so bitte ich Sie inständig, mir sie mitzutheilen. Wie ich für mich insbesondre unglücklich bin! — Seit diese letzten Nachrichten angekommen sind, ist mein Kopf hin, ich kann nichts mehr thun. Meine gegenwärtigen Arbeiten sind von einer Art, welche Ruhe, selbst eine gewisse Fröhlichkeit erfordert: wenn ich mich zwingen, etwas aufzusetzen, so ist es nur, um es sogleich auszustreichen. Unser armes Vaterland, nachdem es so viele Jahre hindurch die strengste Neutralität



beobachtet, nachdem es die einen gleich wie die andern als Freunde aufgenommen und behandelt hat, soll dem Ehrgeiz zweyer Völker aufgeopfert werden, die uns zum Trotz sich unsrer Mittel bedienen wollen, eines gegen das andre! So ist denn keine Gerechtigkeit mehr, kein Völkerrecht, nichts mehr, worauf der ehrliche Mann seine Rechnung gründen könnte! Ihre Seele wird zerrissen seyn, wie die meinige; es ist unmöglich selbst mittelmäßig ruhig zu seyn in solchen Augenblicken.

An denselben. Den 23. Sept. 1807.

Ihr Brief vom 14. den ich allen unsern Landsleuten mitgetheilt habe, hat uns sehr beruhigt. Wir sehen, daß die Sachen nicht so sind, wie uns die lauzenden Gerüchte hatten fürchten lassen, und daß wir allen Grund zu hoffen haben, unsre Landsleute werden die treulosen Angriffe zurücktreiben. — Thorwaldsen ist vor zwey Tagen vom Lande zurückgekommen. Sein melancholisches Temperament macht, daß er sich bey dieser Gelegenheit mehr betrübt, als alle andern. So wenig ich Muth habe, denn ich bin der furchtsamste Mensch von der Welt, so gebe ich mir alle Mühe, ihm welchen einzuflößen. Ich finde, daß man sich mit jeder Art von Gedanken und Lagen vertraut macht, und nur bey dem ersten Schlag scheinen uns gewisse Dinge unerträglich. Sie versichern mich, daß meine Angelegenheiten in Dänemark durch diese Krisis nicht leiden werden: aber davon kann ich mich sehr schwer überzeugen; ich bin darüber sogar resignirt, wenn nur der Verlust nicht total ist.

An denselben. Den 31. Oct. 1807.

Beym Anfang der Ueberziehung von Seeland durch die Piraten war ich ungeduldig nach Nachrichten; jetzt habe ich gelernt mich zu beruhigen und nicht viel mehr an diese Dinge zu denken, wo alles Denken unnütz ist. Doch kann ich nicht vermeiden, daß von Zeit zu Zeit die Vorstellung sich erneuere. In gewissen Augenblicken sage ich mir, daß alles verloren ist, in andern, daß alles gut gehn wird und wir reichliche Entschädigung für unsern Verlust erhalten werden. In jedem Fall muß man resignirt seyn. Ich fliehe alle Gesellschaft, um nicht davon sprechen zu hören, und indem ich mich einzig mit meinen Basreliefs beschäftige, suche ich alle andern Dinge zu vergessen. Doch bin ich nicht genug Herr über mich um mit dieser Liebe und Munterkeit daran zu arbeiten, womit die beyden ersten Lieferungen geschrieben sind, vor unserm Unfall. Ich fürchte, daß man in denen, die darauf folgen werden die Niedergedrücktheit meines Geistes gewahr werden wird und die Wolken, welche meine Seele bedecken. Die erste Lieferung hat großen Beyfall gefunden, und Piranesi hat Briefe erhalten, vorzüglich von Paris, die ihn in sehr gute Laune gesetzt und beygetragen haben, daß man mehr Sorgfalt für die Platten trägt als Anfangs. Die Künstler finden, daß die der zweyten Lieferung besser sind, als die der ersten, und die der vierten und fünften Lieferung, die schon gestochen sind, übertreffen weit die vorhergehenden. Man hat auch für diese beyden Lieferungen hei-

tre und malerische Gegenstände gewählt, um die Künstler zu entschädigen, die sich beklagt haben, daß die dritte nur für die Antiquare berechnet sey. In der That klage ich mich selbst an, zu viel Gelehrsamkeit in den Artikel über die Große Mutter gelegt zu haben, vorzüglich in die Noten. Aber ich wollte einen Gegenstand in sein wahres Licht setzen, über den ich keinen Schriftsteller hell sehend finde, und den ich für sehr bedeutend für die Geschichte des menschlichen Geistes halte. Es giebt andre Gegenstände, die ich auf dieselbe Weise zu behandeln denke; aber weil wir mehrere darauf sich beziehende Denkmäler besitzen, so werde ich suchen den Stoff in mehrere von einander entfernte Artikel zu vertheilen, um wenigen schwerfällig zu erscheinen. Ich bin mit meiner Arbeit vor und bin gegenwärtig mit der siebenten Lieferung beschäftigt, wo zum Theil Etruskische Denkmäler vorkommen. Ich fürchte, Ihre Toscaner werden nicht gar zufrieden seyn mit dem, was ich darüber sage; aber ich muß am Ende sagen, was ich denke. Meine Kinder sind jetzt alle bey guter Gesundheit, und mein Friederich macht Fortschritte in der Zeichenkunst, die mich hoffen lassen, daß eines Tags die Malerey ihm seinen Unterhalt verschaffen wird.

An den Bruder den 21. Nov. 1807.

Wenn nicht eine Irrung ist im Datum Deines letzten Briefes, so ist er drey Monathe unterwegs gewesen. Doch immer kam er noch zu früh, um

Zeit, da alles mich zum Trübsinn stimmt, meinen Unmuth zu verdoppeln. Es scheint das Schicksal verfolge uns alle mit einander. Dein Haus und Hof ein Raub der Flammen, unsre Schwester Wittwe, meine Einkünfte, die so eben für mich hinreichten, durch die unglücklichen Vorfällenheiten in unserm Vaterlande unausbleiblicher Schmälerung, Gott weiß bis zu welchem Grade unterworfen, und meine Arbeit, die ich eben angefangen hatte und von der ich mir beträchtliche Vortheile versprach, vielleicht ihrer Belohnung beraubt, vielleicht gar nicht mehr fortzusetzen möglich. Eine Zeitlang haben mich die Nachrichten von dort her sehr beunruhigt fast mismüthig gemacht, ich habe mich dann wiederum gefaßt, arbeite fort und vergesse über der Arbeit, was mich kränkt. So mußt Du es auch machen, und ich verspreche mir, daß Du es schon lange, eh Du diesen Brief empfängst, so gemacht hast; auch denke ich schon vieles wieder hergestellt. Wohl weiß ich aus wiederholter eigener Erfahrung, wie es schmerzt, wenn man sich aus einer Lage wo man sich Ruhe und Sicherheit versprach, plötzlich hinausgeworfen sieht, neue Pläne schaffen, neuer Mühe entgegen gehen muß. Aber nur daß man sich fasse, sich vorsetze nicht zu unterliegen, so ist oft noch Vortheil dabei, wenn nicht von Seiten des Besizes, doch von Seiten unseres eignen Wesens und Charakters. Wir haben alle einen Hang zur Trägheit, wünschen alle Ruhe; und doch ist wohl nichts, was den eigentlichen Menschen so zerstört. Arbeit giebt uns Kraft, Thätigkeit erhält und erhebt uns. Selbst unser Leben,

denke ich, wird dadurch verlängert und unsre Gesundheit gestärkt. Mein schwächlicher Körper wäre vielleicht schon lange Asche, wenn mir gelungen wäre, was ich, wie alle, wünsche, ein arbeitsloses überflüssiges Einkommen zu erreichen. Die Nothwendigkeit, in der ich immer gewesen, ein arbeitsames und zugleich sparsames Leben zu führen, hat mich, glaube ich, erhalten; und wirklich habe ich gefunden, daß, wenn ich zwischenein auszuruhen und mir etwas zu Gute zu thun anfieng, ich alsdann am meisten kränkelte. Nicht um mir selbst ein bequemes Leben zu verschaffen, denn ich bin der Einschränkung nun so gewohnt, daß sie mir zur Natur geworden, sondern in der Hoffnung, noch etwas für meine Kinder beyseite zu legen, die nach meinem Abgange sich hier im fremden Lande wie der Vogel auf dem Aste befinden, hatte ich seit letztem Frühjahr eine Gelegenheit ergriffen, die sich mir anbot, von meinen seit mehreren Jahren gesammelten Papieren Gebrauch zu machen, um ein Werk über eine höchstwichtige Klasse von Alterthümern zu schreiben, die man Basreliefs nennt, und hatte die sichere Erwartung, daß das Unternehmen von unserm Vaterlande aus würde unterstützt werden. Diese Hoffnung ist plötzlich durch die neulichen Begebenheiten niedergeschlagen worden. Natürlicherweise hat man dort an anderes zu denken, und wer kann die Folgen von dem Vorgefallenen berechnen, ob und wann man wiederum Ruhe haben wird, sich für dergleichen zu interessiren. Wenn meine alten gelehrten Freunde in England noch leben, so hätte ich mir unter andern Zeitumständen

dort den größten Absatz versprechen können. Ich habe mit allen meinen Werken, das erste unwichtigste ausgenommen, Unglück gehabt. — Das gegenwärtige, eigentlich meine Lieblingsarbeit und mit den schönsten Aussichten angefangen, wird vielleicht nach wenigen Monathen in Stocken gerathen.

An Baron Schubart. Den 16. März 1808.

Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für die Mittheilung des Briefes von unserm Freunde Münster. Er ist ein Mann von einer erstaunlichen Thätigkeit, dessen Geist alles umfaßt, und dem es in allem gelingt, was er unternimmt. Sein Briefchen an mich spricht von Untersuchungen, die er gegenwärtig über die alte Religion des Nordens anstellt. Was meine Vasreliefe betrifft, so verzichtet man darauf bis zum Schluß des Friedens. Das ist sehr natürlich und man muß Geduld haben. Indessen fodert er einen Brief an die Commission der nordischen Alterthümer. Aber was soll ich ihnen schreiben? Hier entdecke ich keine Spur von dieser Art von Alterthümern, habe nicht einmal die Bücher, die sie betreffen, und wenn sie da wären, wo finde ich die Zeit, mich damit abzugeben? Ich habe nicht die Beweglichkeit seines Geistes, von der Kirchengeschichte überzugehen zu den Inschriften von Persepolis, von den Münzen der Könige von Afrika und Cypren zu der Beschreibung der Beschiesung von Kopenhagen. Ich bewundere ihn, aber ich kann ihn nicht nachahmen. Ich thue nicht leicht mehr als Eine Sache auf einmal, und es gelingt mir nicht



einmal, es zu meiner Zufriedenheit zu machen. Gegenwärtig erschöpfen außer ein wenig Numismatik die Römischen Basreliefe alle meine Thätigkeit; sie geben mir sogar mehr Beschäftigung, als ich wünschte. Als ich diese Arbeit anfieng, betrachtete ich es als eine sehr leichte Sache, sechs Artikel Erklärungen monatlich zu schreiben; aber bey der Schwierigkeit, sich Bücher zu verschaffen, dem Aufhalt der Correctur des Drucks und der Stiche, befinde ich mich jetzt im Rückstand mit meiner Arbeit, so daß ich kaum im nächsten Monath endigen werde, was ich diesen hätte fertig machen sollen. Ich muß daher allem Uebrigen entsagen, um nicht den eingegangenen Verpflichtungen ganz untreu zu werden. So habe ich Herrn Doctor Palloni, indem ich ihm antwortete, gebeten, mich aus dem Verzeichniß der Mitglieder der Italiänischen Akademie auszustreichen, und ihm die Unmöglichkeit auseinandergesetzt, etwas mitzutheilen. Ich darf mich nicht in eine Gesellschaft einschreiben lassen, deren Befehlen ich, wie ich voraussehe nicht werde Genüge leisten können, und ich will nicht eine Anciennetät an mich reißen zum Nachtheil von Personen, denen ich gern den Vortritt überlasse. — — In gewissen Augenblicken sehe ich mirs an Muth mangeln; aber die Nothwendigkeit läßt mich ihn von neuem fassen, und ich tröste mich indem ich bedenke, daß, wenn meine wissenschaftlichen Arbeiten nicht sind, was sie seyn sollten, sie wenigstens alles sind, was ihnen die Umstände zu werden erlauben, und daß ihre Unvollkommenheit nicht an meinem Eifer liegt, sondern an

den Widerwärtigkeiten, die mich verfolgen. Verzeihen Sie dieß Geschmier und genehmigen Sie meine sehr aufrichtige Anhänglichkeit. G. Z.

An denselben. Den 1. Juny 1808.

— So haben Sie gegenwärtig den ersten Band, und aus der der letzten Lieferung beugefügten Vorrede können Sie urtheilen von meinem Plan und darüber, was das Werk werden könnte im Fall es vollständig wird, was ich mir wenig zu versprechen wage. Die zehnte Lieferung ist eben herausgekommen, und die acht folgenden, die den zweyten Band bilden, sind im Großen vorbereitet und der größte Theil der Zeichnungen schon gemacht. Es sind lauter Monumente aus Villa Albani, und weil diese ein wenig entfernt ist, so sucht man sich die Zeichnungen zu verschaffen ehe die große Hitze anfängt. Das hat mir viele Zeit gekostet und kostet mir noch; denn ich muß die Hand des Zeichners leiten, um so viel möglich zu vermeiden, daß unsre Stiche nicht in dieselben Fehler verfallen, die ich unsern Vorgängern vorwerfe. Ich habe als Grundsatz aufgestellt, daß das Verdienst des Werkes nicht von der Richtigkeit meiner Erklärungen abhängen soll, die durch andre berichtigt werden können, welche mehr Einsicht haben werden als ich, sondern von der Genauigkeit der Stiche, welche wir der gelehrten Welt vorlegen, um die Stelle der Originalwerke zu ersetzen, die nur von wenigen Menschen gesehen werden können, und welche die wenigen, die sich am Orte befinden,

gewöhnlich nicht die Mittel haben, genau zu untersuchen. Ich schone keine Mühe, sie so gut zu erläutern als mir möglich ist; aber wenn ich mich zuweilen täusche, so ist jeder Gelehrte im Stande, meine Irrthümer zu berichtigen. Wenn wir ungenaue Stiche geben, so werden wir Verfälscher, die indem sie Denkmäler interpoliren andre in den Irrthum stürzen. Aus diesem Grunde lasse ich alles andre zurück, wenn es darauf ankommt, den Zeichnern beizustehn, und während ich gern zugebe, daß es andre gegeben, die besser über die alten Denkmäler geschrieben haben, getraue ich zu behaupten, daß niemals ein Antiquar sich so viele Mühe gegeben hat, den andern die Mittel darzureichen, diese Denkmäler kennen zu lernen; und in dieser Beziehung wünsche ich, daß das Unternehmen zu seinem Ziel gebracht würde. Aber es begleitet ich weiß nicht was für eine Fatalität alles was ich unternehme. Hr. von Humboldt hat mehrere Excursionen in der Umgegend von Rom gemacht, wozu er mich auch eingeladen hatte; aber die Umstände erlaubten mir nicht, seine Einladung anzunehmen. Nur nach Gabi, das nur eine halbe Tagereise entfernt ist, habe ich ihn begleitet, die Ueberreste eines der ältesten Tempel in Italien zu sehen, die eine interessante Ruine bilden mitten in einer großen Wüste. Ich habe vor einigen Jahren die Masse dieses Gebäudes mit allem seinem Zubehör genommen und einen Plan danach entworfen, den ich aufbewahre, um ihn stechen zu lassen, wenn sich Gelegenheit dazu giebt. Neulich habe ich auf einer Statue der Villa Albani den Namen eines bis jetzt

unbekannten Griechischen Bildhauers entdeckt, und diese Entdeckung ist in die Römische Zeitung eingerückt worden. Wenn die Entdeckungen in der Antiquität so nützlich wären, wie sie häufig sind, so wäre sie die schönste Beschäftigung von der Welt. Man macht hier alle Schritte welche. Das neue Museum, wovon ich bey seiner Stiftung nur eine geringe Meynung hatte, hat sich in der Folge mit einer Menge sehr interessanter Stücke bereichert; das Werk welches jetzt über die Monumente dieses Museums gedruckt wird, kann sehr wichtig werden wenn es gut geleitet wird. Sie kennen ohne Zweifel die Sculture del Museo Capitolino in Umrissen mit der Erklärung des Herrn Del Re, die hier heftweise herauskommen. Es ist nichts großes, doch verdient es, daß man es besitze, weil die vier Bände des Museo Capitolino äußerst kostbar sind und nicht alle Denkmäler dieser Sammlung enthalten.

An Münster. Den 28. Dec. 1808.

Das Jahr rinnt zu Ende. Ich gebe alle Hoffnung auf, eine Antwort von Ihnen zu sehen auf meinen Brief vom 8. Jun. Zwar sehe ich ein, wie ein neues und wichtiges Amt so ganz einem die Zeit nehmen kann, daß wenige Stunden für freundschaftlichen Briefwechsel übrig bleiben, und aus eigener Erfahrung weiß ich, wie ungern man sich löseißt von einer bestimmten zusammenhängenden Beschäftigung, um sich hinzusetzen und Briefe zu schreiben. Was nun immer die Ursache ihres gänzlichen Schweigens seyn kann,

welches unmöglich aus Lauigkeit oder veränderten Gesinnungen, nach einer so vieljährigen warmen und thätigen Freundschaft, herrühren kann, so muß ich Sie doch einmal an mich erinnern und gerade iht ist die Jahreszeit, wo ich meinen Briefwechsel du chzusehen, und in Ordnung zu bringen pflege. Ich bin in der Zahl der Leute, die ungern Briefe schreiben und um so viel mehr verlangt mich zu wissen, ob diejenigen, die ich schreibe, ihre Bestimmung erreichen. Aber es scheint überhaupt, daß man mich in Dänemark vergessen hat, und unter all den Hoffnungen, die man mir zum Absatz meiner Basreliefs gemacht hatte, ist keine erfüllt worden. Bey dem Unternehmen war viel auf Dänemark gerechnet. Es war dasjenige Land, was damals noch in Friede und Wohlstand war, und wo ich mir einbildete daß viele seyn könnten, die sich für den Fortgang der Sache interessirten, und sie durch eine liberale Subscription unterstützen würden. Ich höre nichts mehr davon; und wiewohl ich gut begreife, daß die unglücklichen Begebenheiten, die unser unschuldiges Vaterland betroffen haben, auch hierauf Einfluß haben müssen, so stellte ich mir doch nicht vor, daß ich durch sie alles verloren haben und daß nicht ein einziges Exemplar den Weg nach Dänemark finden würde. Aber ein besonderes Unglück hat stets begleitet und wird stets begleiten alles was ich unternehme, und meine Basreliefs gehen dann auch zu Grunde, und ich hätte mir nicht schmeicheln sollen, daß sie ein besseres Schicksal haben würden. Piranesi, der nicht aufgelegt ist zu weit aussehenden Speculationen oder großer Auslage,

erwartete von diesem Werke einen unmittelbaren Vortheil, wie er vom Musée Napoléon gehabt hatte, und da er durch die Anzahl der Subscribenten seine Ausgaben nicht erstattet sieht, welche auch durch verschiedene Umstände, besonders durch die verdoppelte Theuerung des Papiers, viel bedeutender geworden sind als sie im Anfange berechnet wurden, so ist er mißvergnügt, giebt die Lieferung, statt jeden Monath, nur jeden zweyten heraus und hat nun beschlossen, beym Ende des zweyten Bandes die Sache ganz aufzuheben. Diese beyden Bände werden in sich fassen Palazzo Albani und Villa Albani und also für sich ein besondres Werk ausmachen, bestehend aus neunzehn Lieferungen. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß es mich schmerzt ein Unternehmen mislingen zu sehen, wobey ich mir eingebildet hatte, etwas großes zu bewirken, und wodurch ich mir zugleich schmeichelte, meine häuslichen Umstände zu verbessern, welche dessen sehr bedürftig sind in einer Zeit, wo meine Pension durch den Verfall der Zettel jedes Vierteljahr abnimmt und bedroht ist auf Gott weiß wie wenig herunterzukommen. Ich weiß daß ein jeder mit Gedult seinen Theil der Last tragen muß, aber überaus schwer fällt sie auf mich, und droht mich zu Boden zu drücken. Wenn ich meinen Zustand, und meine Aussichten vergleiche, wie sie waren vor dem scheußlichen Bombardement Kopenhagens mit dem, was sie jetzt sind! Damals machten 900 Rthlr. in Zetteln 640—650 Scudi; nun 500, und Gott weiß wie viel sie nächstes Jahr machen werden, da wir durch die Dauer des



Kriegs nur zunehmenden Verfall erwarten können. Ich rechnete auch darauf, daß die mühsame Arbeit über Borgia's Manuscripte mir eingetragen haben würde. Der Mann starb ohne an sein Versprechen zu denken und das Buch sieht vielleicht niemals das Tageslicht. Nun glaubte ich durch meine Basreliefs etwas zu erwerben und mir im Alter einen Theil der Bequemlichkeiten zu verschaffen, die die meisten Menschen meiner Klasse genießen und die ich bis dahin niemals hatte erreichen können, und die Sache fällt so aus, daß ich mich ärmer als je finde, da alle meine Einnahmen sich auf meine vierteljährig abnehmende Pension reduciren. Man wird mir sagen, daß es meine Schuld ist, weil ich hier habe bleiben wollen, und ich habe nichts darauf zu antworten; denn wenn ich sagte, daß es hier allein ist, wo ich etwas nützen kann, wird man antworten, daß ich nicht nütze, und davon bin ich mehr als jemand überzeugt. Zu meinem Unglück habe ich zu spät eingesehen, daß die Antiquität nur Zeitvertreib, vielleicht Zeitverlust ist. Ich habe lange geträumt, daß sie eine höhere Bestimmung hätte; aber sollte sie sie auch haben, so kann sie nicht erreicht werden, bis die Menschen, von welchen das Schicksal der übrigen abhängt, sie einsehen, und das wird niemals geschehen. Aber genug hiervon. Vergeben Sie mir, daß ich alle die Melancholien vor Ihnen ausschütte; ich setzte voraus, daß Sie, wiewohl Bischoff, noch mein alter Freund sind, und Sich noch der Tage erinnern, die wir in Rom verlebten. Die ungewöhnliche Kälte dieses Monaths hat mich sehr gedrückt. Da

meine Coptica unter der Presse waren, stellte ich Derossi jedes Blatt, wie es abgedruckt war, zu, so daß er der einzige in der Welt ist, der dieses unglückliche Werk besitzt. Auch hat er es gewiß bey seiner Arbeit sehr benutzt und sagt es mir. Dank für Ihre Leire \*) in Seeland. Ich habe es mit Aufmerksamkeit gelesen, und dabey beklagt so ganz vergessen zu haben, was ich in meinen jüngeren Jahren von unsern nordischen Antiquitäten wußte, welche doch wirklich, wenn sie recht behandelt werden, großes Interesse haben.

---

\*) Lethra, der alte Königssitz, unweit Kopenhagen.

## Ueber Zoega's Bassirilievi di Roma.

---

In der Anlage dieses Werks ist erfüllt, was Winckelmann seinem Nachfolger anrieth \*): „Sollte jemand nach mir eine Nachlese von alten Denkmalen machen, die ich zurückgelassen habe oder die nachher entdeckt worden, so suche derselbe zu verbessern, was ich aus Mangel der Kräfte und des Vermögens versehen habe. Er verfare nicht wie ich und diejenigen, die ein Gebäude stückweise und wie es vorher nicht entworfen gewesen, aufführen, sondern wenn Mittel da sind, ein großes Werk auf eigne Kosten zu umfassen, so bestimme man vorher genau alle Stücke, die an das Licht treten sollen, und wenn dieselben dem Gedächtniß völlig gegenwärtig sind, alsdann fange man an alle alten Scribenten zu lesen.“ —

So hatte Zoega seit vielen Jahren alle Römischen erhobenen Werke durch ausführliche, statt Zeichnung dienende Beschreibungen in seinem Pult vereinigt, um sie bey allem fernerm Lesen und Bemerken gegenwärtig zu haben. Das angefangene Werk aber, das in Auswahl alle umfassen sollte, und zum unerseßlichen Schaden der Kunstgelehrsamkeit nicht vollendet worden

---

\*) In der Vorrede der Anm. zur Gesch. der Kunst.  
Vgl. Briefe an Muzel Stosch Th. 1, S. 186.

ist, enthält von etwas mehr als hundert Orten in und um Rom, wo sie sich, zum Theil freylich sehr einzeln und zerstreut finden, jetzt nur zwey, den Pallast und die Villa Albani. Auch in dieser Beschränkung berührt es wieder einen andern Plan Winckelmanns, der in einem seiner Briefe sagt: „Unter allen Arbeiten, die zum Verständniß des Alterthums und der Kunst der Zeichnung unternommen werden, wird eine der nützlichsten seyn die ausführliche Beschreibung der prächtigen Villa Sr. Em. des Herrn Kardinal Alexander Albani, welche nach und nach zubereitet wird. Es werden indessen einige Jahre erfordert, die Zeichnungen und die Kupfer derselben zu endigen, sowohl der Gebäude, als auch der unglaublichen und außerlesenen Menge von Werken des Alterthums, um alles des unsterblichen Namens des Erbauers dieses Sitzes der Kunst würdig auszuführen.“ Winckelmann selbst hat sich inzwischen auf ein ähnliches Unternehmen nicht eingelassen; wir finden ihn vielmehr vor seiner letzten Reise ganz mit dem Gedanken an einen dritten Theil der *monumenti inediti* und den Vorbereitungen dazu beschäftigt. \*) Nur Zufall war es auch, daß Zoega mit diesen Albanischen erhobnen Werken den Anfang

---

\*) Winckelm. Briefe herausgegeben von Daxdorf Th. 1. S. 140. 181. 183. 185. 189. 193. 202. 269. An seine Schweizerfreunde S. 267. 173. 176. 190. 193. 197. An Muzel Stosch Th. 2. von S. 90 an. Was schon fertig war, ist nach seinem Tode genommen und zerstreut worden.

machte. Die äußere Umstände erlaubten keine andre Ordnung, als nach der Folge der Orte, wo die Denkmäler aufbewahrt werden. Sonst würde für einen Gelehrten, der das Ganze wirklich umfaßte, eine andre Einrichtung, wonach alles zweckmäßig abgetheilt und verbunden wäre, jeder andern, welche etwa nur am Schluß durch Nachweisungen und Uebersichten den Mangel einer wissenschaftlichen Anordnung zu ersetzen suchte, vorzuziehen seyn. Eine solche *Doctrina analogorum*, ein Werk, das nicht nur die Uebersicht von allem in dieser Gattung erhaltenen so gäbe, daß künftighin nur an ihren Stellen Nachträge brauchen eingebracht zu werden, sondern es den Haupttheilen nach auch wirklich enthielte, gehört gewiß zu den bedeutendsten, die im Gebiet der Alterthumswissenschaft gegenwärtig gewünscht werden mögen.

Die Gesichtspunkte, von denen man bey der Anordnung dieses Ganzen ausgehn könnte, um ihm eine wissenschaftliche oder geschichtliche Haltung zu geben, sind verschiedene, und des Herausgebers Vorliebe und tiefere Kenntniß der einen oder der andern Seite des Gegenstandes würde bestimmen müssen, welcher von ihnen zum herrschenden zu erheben sey.

Auch bey der möglichsten Gedrängtheit würde ein Werk, das dieß Ganze umfassen sollte, so groß, und, wenn es gleich den größten Theil der Denkmäler, besonders die besten der schon gestochenen, die ausländischen, von denen keine besseren Abbildungen zu erhalten wären, als die schon bekannt gemachten sind, zu verzeichnen sich begnügte, und in der Auswahl der

zu zeichnenden sehr streng wäre, so viel Aufwand erfordern, daß es schwerlich schon in unsern Zeiten, wenn nicht ein reicher Kunstfreund einmal vorläufig die Hand bieten oder ein Fürst auch eine Anaglyphographie (wie der gewesene Französische Kaiser eine Ikonographie) befehlen sollte, unternommen werden wird. Daß Zoega aber früherhin den Gedanken dazu in sich getragen und kein Land Europas dabey zu übergehn gedacht habe, ist aus manchen Stellen seiner Briefe zu schließen.

Die beyden Bände der Albanischen Sammlung, kaum der zwölfte Theil der für das Ganze bestimmten Basreliefe, enthalten unter 115 Tafeln gegen 50 vorher noch gar nicht herausgegebene Werke; 20 waren von Winckelmann, die andern meist auf eine unbefriedigende Weise herausgegeben worden. Die monumenti inediti liefern unter einer fast doppelt so großen Anzahl von Denkmälern nur fast dieselbe von Basreliefen, wie Zoega's Werk. In diesem stehn Götter, heroische Mythen, und, in geringerer Anzahl, religiöse Gebräuche und Gegenstände aus dem täglichen Leben, die zum Theil Grabsteine bezeichnen, bunt durch einander. Gegen dreißig Stücke gehn den Bacchischen Kreis an, nicht ganz so viele die übrigen Götter zusammen; unter den heroischen zwölf, d. i. fast die Hälfte, den Herakles. Ueber einige äussert sich ein Brief Zoega's an den Herausgeber: „Vorzüglich wird es mir lieb seyn, wenn Sie mir Denkmäler anzeigen wollen, die mir entgangen seyn können, indem es unmöglich ist, sie alle zu kennen, oder alle, die man kennt, gegenwärtig zu haben, während



man schreibt, noch mehr bey der Armuth an Büchern, worin ich mich befinde. Täglich mache ich die Erfahrung, daß mir nachher welche vorkommen, die ich nicht gekannt oder vergessen hatte. Auch für die Arbeiten des Hercules, einen sehr studirten Artikel, wo ich das Mögliche gethan habe, alle Monumente anzuzeigen, die sich darauf beziehen, habe ich nachher nicht wenige entdeckt, die für die Addenda bleiben. \*) Ich hatte gedacht in der Folge die ganze Fabel des Hercules auf diese Weise zu behandeln, und einige andre Punkte derselben habe ich so in andern Artikeln ausgeführt; aber nun wird unsre Unternehmung zerrissen werden. In den folgenden Lieferungen werden Sie einige Stücke finden, wo ich mir das Vergnügen gemacht habe, zu schreiben, was ich wollte und auf die Art wie ich wollte, ohne mich sehr zu bekümmern, was man davon urtheilen wird, wie in dem Hercules bey den Hesperiden, Acratos und Eros, Zagreus und die Titanen. Rhapsodien von dieser Natur dienen mir zur Erholung. Was über den ruhenden Hercules, den es mir auch Freude gemacht hat zu schreiben, gertheilt wird, wünsche ich zu wissen. Ich habe mir einfallen lassen, über dieß von den Auslegern zerrissene Monument gar viel neues zu sagen und große Männer zu bestreiten; aber das Monument verdient, daß andre ins Reine bringen, ob ich Recht gehabt habe, oder Unrecht.“

---

\*) Diese Addenda haben sich nicht gefunden. D. H.

Die Erklärungen sind nicht bloß für den Gelehrten bestimmt, sondern entwickeln in leichter und gefälliger Form auch dem Künstler und Kunstfreund die zu Grund liegenden Vorstellungen. Sie zeichnen sich vornehmlich aus durch stete Richtigkeit und Sicherheit des Sinnes und durch eine so sorgfältige Kritik, daß man kein ähnliches Werk anführen könnte, das so frey von verfehlten und schwankenden Meinungen, so zuverlässig, erschöpfend und gründlich wäre und so wenig unerklärt ließe, dieß wenige aber so bestimmt. \*) Sehr wohl hat der Verfasser verstanden, sich über die engen Gränzen des einzelnen Werks hinaus in den Gedankenzusammenhang des Künstlers, ganz auf dessen Standpunkt zu versetzen, und aus der Vereinigung aller sich eine Vertrautheit mit dem ehemaligen Künstlergeschlecht, wie mit einem jetzt lebenden, zu erwerben. Diese, die mehr durch Nachdenken, als durch bloße Leichtigkeit der Einbildungskraft und des Gedächtnisses erlangt wird, kann nie ganz ersetzt werden durch ein noch so lebhaftes Italiänisches Kunstgefühl, oder durch eine Winckelmannsche Begeisterung, oder auch durch die größte Geläufigkeit in einzelnen künstlerischen Ideen und in allen Nebenumständen, wenn die Verknüpfung und Benutzung derselben nicht mit großer

---

\*) Quoniam meum est, quacunq̃ue in re ignorantiam fateri potius quam quae mihi non satis faciunt aliis velut explorata asserre — sagt er in dem Catal. Coedicum Copt. p. 169.

Umsicht und strenger Prüfung geschieht. Zoega war durch das Nachdenkliche, das in ihm lag, durch seine Gewohnheit in großem Zusammenhang und mit vielfältiger Vergleichung zu denken, zum Erklären der schwersten Denkmäler vorzüglich befähigt. Erst allmählig ist man darauf gekommen, in der Untersuchung der erhobenen Werke Vollständigkeit nur zu beabsichtigen, wozu theils Kenntniße des Stoffs nach allen schriftlichen und bildlichen Darstellungen, theils der Zeit, Kunstart und Bestimmung jedes einzelnen Werks gehört. Noch Winckelmann hat viel von der Weise von Dempster, Buonarotti und andern, welche Mythologie oder Gebräuche zusammenhängend abhandelten, und sich dabey auf die Denkmäler, die sie herausgaben, nur hier und da bezogen, sie also nicht, oder nur oberflächlich als Ganze für sich betrachteten. Nach der jetzigen Behandlungsart strebt die Erklärung und Beurtheilung so erschöpfend zu seyn, daß über das einmal beschriebene Denkmal nichts wesentliches mehr mit Grund zuzusetzen übrig bleibe. Diesem Fach kommt übrigens neben der wissenschaftlichen Strenge auch eine gewisse Liebhaberey und, soll ich sagen, eine angenehme Tändeleiy zu. Der Kunstgelehrte erwirbt durch seine Zeichnungen und Auslegungen einen gewissen Besitz der Denkmäler und sammelt so nach und nach einen Kunstschatz ein, größer als die berühmtesten Museen. Mit der Sorgfalt und Vorliebe eines Sammlers für ein Kostliches, unter Begünstigung glücklicher Zufälle zusammengebrachtes Eigenthum hegt und hütet er alles, zieht gern auch über das Geringere Erkundigung ein,

und setzt sich mit seinen Genossen in einen theilnehmenden geselligen Verkehr. Um so weniger würde in dergleichen Untersuchungen in der Regel ein bitter streitendes Wesen an seiner Stelle seyn, und so finden wir auch den Verfasser dieses Werks in demselben durchaus schonend und strengere Urtheile über die Gelehrten, die sein Widerspruch trifft, vor der Welt gutmüthig verläugnend.

---

## Bemerkungen über Zoega

von einem seiner Freunde aus den letzten Jahren.

---

Ohne Zweifel waren Winckelmann und Zoega sehr verschiedne Naturen, so verschieden nur zwey Männer seyn können, die beyde eine reizbare Empfindlichkeit für alles Schöne der Natur und Kunst, großen Ernst, großen Fleiß, Scharfsinn und Gelehrsamkeit hatten, und, so viele Zwecke sie auch in ihren Arbeiten gemeinschaftlich gehabt haben, sehr verschieden von Bildung. Aber dennoch gehörte Zoega der seinigen nach wenigstens in eben so hohem Grade dem Alterthum an, als Winckelmann, dessen antikes Wesen von Göthe so anschaulich hervorgehoben worden ist.

Diese Behauptung würde wenig Sinn haben, wenn man den schneidenden Gegensatz für ganz wahr und erschöpfend anzunehmen hätte, in welchem man neuerlich die hellenische und die neuere, von dem Christenthum ausgehende Bildung dargestellt hat. Zur festern Unterscheidung des dort oder hier Vorherrschenden, zum Fassen des Eigenthümlichen hat diese Betrachtungsweise große Vortheile; nur muß man über das Gegeneinanderstellen der Zeiten und Völker nicht versäumen, das, was allen gemein ist, die Grundformen und Grundverschiedenheiten menschlicher Entwicklungen überhaupt zu bemerken, und über den Gegensätzen der Zeiten hinaus die schwerer zu

erkennende Einheit auszuspähen. Dazu ist denn dienlich, daß man einem Gegensatz der Bildung, wonach als der herrschenden ein Zeitalter benannt wird, in diesem selber nachspüre, dem Heidnischen z. B. in christlichen Zeiten, und umgekehrt. Im Alterthum hat sich dieser Gegensatz seit den frühesten Zeiten, durch die Religion des Volks und die geistigere und geheime und die von der Ausbildung beider sich forterstreckenden Einflüsse entsponnen, und es bleibt eine der schönsten Aufgaben für den Alterthumsforscher, diese in dem Wechsel der Persönlichkeiten mannigfaltig hervorblickende zwiefache Geistesgestalt fester zu bezeichnen. In Winckelmann war mehr der populäre und plastische Geist der Alten eingedrungen, die Bilder der Dichter und Künstler waren ihm mehr nur für die Einbildungskraft da, und er sah darin am meisten die freygewordene Form, das Mittel, wodurch das dichterische Gemüth sich gleichsam veräußerlicht; Zoega las in den Werken beider mehr auch den tief verborgenen Gedanken, ließ sie wirken auf sein Gemüth, wie die Tiefen der Natur und des Lebens, deren Ausleger sie ihm waren, und suchte mehr den Dichter selbst, als das Werk zu empfinden. Er durchschaute das Sinnbild, und wandte er sich gleich dennoch gern zu ihm hin, das Bild immer wieder mit dem Gedanken, den er zuvor gleichsam heraus gezogen, durch dichterischen Sinn selbstthätig verbindend und erfüllend, so liegt doch eben in dieser Trennung des Göttlichen von dem Schönen eine Hinneigung zu dem Ueberschwenglichen der von Zoega tief durchdachten Orphiker und Neuplatoniker, dem keine sterbliche Hand ganz Genüge thun kann. So dürfte man denn



Zoega wohl im Ganzen, ob er gleich nicht aus den philosophischen Schriften am meisten geschöpft hat, wenn nicht mit der Klasse der Griechischen Philosophen, doch mit einem philosophischen Griechen vergleichen. Von dieser Grundverschiedenheit in der Richtung von Winckelmann und Zoega mag es vielleicht herkommen, daß man weder in den Schriften noch Briefen von diesem einen so großen Einfluß von jenem beurfundet findet, als man sonst erwarten dürfte, wenn er auch die erste Anregung zum Kunststudium von ihm empfangen haben mag.

Man brauchte Zoega nicht lange zu beobachten, um zu fühlen, daß er antike Bildung nicht bloß mit dem Verstand und Gedächtniß aufgefaßt habe, sondern daß sie in ihn übergegangen sey, und daß seine Weltanschauung und sein innerstes Leben keine andern Geister neuerer oder neuerer Zeiten so vielfach berühre, als jene. Je näher man ihn kennen lernte, um so deutlicher wurde dieß Gefühl, und selbst durch die Form des Gesprächs, das in leichter und anmuthiger Kürze reich an den menschlichsten Beziehungen war, belehrend ohne Absicht zu belehren, hauchte sein Umgang etwas Griechisches, das eben sowohl eine gewisse Täuschung näher gerückter Zeiten bewirkte, als das Verweilen auf dem alterthümlichen Boden; und ich kann sagen, da er auch überhaupt zu denjenigen gehörte, deren Bild und Seelengestalt durch Trennung und Tod noch in uns wachsen, daß er mir immer klarer und lebendiger erschienen ist, je mehr ich über den alterthümlichen Geist selbst, der ihm zu eigen geworden war, nachdachte. Darum kann ich ihn nach der Vorstellung, die ich von ihm habe, einem schönen

Ueberrest der alten Baukunst vergleichen, der unter der Menge neuerer Gebäude dastehet, entweder mit ihnen verbunden, und zu neuen Einrichtungen benutzt, oder überlassen dem grünen Ueberhang des angeschmiegeten, an dem alten auch so noch harmonischen Werk nagenden Gebüsches, nur Gedanken und Gefühle weckend.

Und ist es zu verwundern, daß der Geist dieses Mannes wie entsprossen und genährt scheint in den Zeiten, deren innerstes Leben er von Jugend auf zu schauen gestrebt hatte? Denn nie war er einer von denen, die, wie Herder sagt, gleich dem Narcissus immer nur ihre eigne Gestalt in dem flüssigen Spiegel der alten heiligen Quelle bewundern; sondern machte ganz die Bemerkung eines neuern wackern Geschichtslehrers wahr, daß man, um die Geschichte eines Volks ernstlich zu studiren, das Leben desselben wiederholen müsse. \*)

Dem Ernst, welcher vorherrscht in den besten Werken der auf das Nothwendige und Allgemeine gerichteten Alten, begegnete seine natürliche Anlage; nur scheint sein Ernst und seine Innerlichkeit, die frühzeitig zum Schwermüthigen neigte und durch Sorgen und Schicksale leicht ganz darin hätte übergehen können, von jener eine milde Farbe geliehen zu haben. Denn wenn er auch augenblicklich in Verdruß ausbrechen, und in Verdrießlichkeit versinken konnte, so war er doch von großer Geduld und ruhig heitere Stimmung die herrschende bey ihm, im Umgang fast die ausschließende, und sie

---

\*) Luden, über das Studium der vaterländischen Geschichte. S. 50.

drückte sich häufig recht wohlthuend als ein stiller Frieden, der durch Ertragen und Vergessen erworben wird, und das Leben unabhängig macht von dem Erlebten. Unausgesetzt theilnehmend gegen seine Freunde, da sonst viele Leiden den Menschen leicht in sich zurückdrängen und liebloser machen, verrieth er in ganz zufriedenen Abenden durch verklärtere Blicke, in welcher heitern Höhe seine Gedanken über der beschränkten Gegenwart schwebten. Eines Abends als ich mit ihm zwischen den kahlen Gartenmauern den langen stillen Weg nach S. Croce in Gierusalemme schlenderte, wie denn in Rom Stimmung und Unterhaltung so häufig von dem Bedeutenden der Umgebung ausgehn, \*) sagte er zu mir: wir sind nicht in der rechten Zeit geboren, es wird eine bessere folgen, wie eine bessere vorausgieng. So wünschte sich einmal unter dem ernststen Kirchengeläute Herder, wie J. P. Richter in seiner Aesthetik erzählt, im Mittelalter geboren zu seyn. —

Auch in Beziehung auf den Gedanken des Todes scheint Zoega seine Griechische, in dieser besondern Hinsicht aber der Lehre der Mystagogen und Hierophanten entgegengesetzte Weisheit nicht verläugnet zu haben; dieß sagte mir die Art womit er manchmal, z. B. im Vorübergehen bey den Kataomben vor den Thoren, des stillen Reichs der Hora gedachte, nicht minder in seinen

---

\*) Quelle solitudini immense in quel circondario disabitato di Roma invitando a rislettere, piangere, poetare. *Alfieri Vita IV*, 19.

Schriften, wo er z. B. in einer noch ungedruckten Abhandlung den Vers anführt:

Sic nihil est mori, neque ad nos pertinet  
mori,

in ganz anderem Sinn, als worin Spinoza sagt, der freye Mann denke an nichts weniger, als an den Tod, und seine Weisheit sey, das Leben und nicht den Tod zu durchdenken. \*)

Auffallend ist schon in seinen frühern Jahren \*\*) ein gewisser geistiger Rybeledienst, verschieden von der Naturempfindung im Werther, eine Anbetung Gottes in der Natur, ähnlich dem Geist worin der erste Gesang von Chastelburys Naturhymnus gedacht ist, gewissermaßen ein Vorzeichen des nicht selten neuern Pantheismus, in welchem in die Gedanken eingetreten ist, was dort mehr auf das Gefühl beschränkt blieb. Diese Anlage, unter bestimmten Anregungen und Einwirkungen der Zeit, fand nun reichliche Nahrung in den Lehren des Alterthums, die zwar undeutlich, oft entstellt, geschwächt und abgebrochen auf uns gekommen sind, sich aber in dem Bewußtseyn eines für ihren Sinn empfänglichen tiefdenkenden Forschers herstellten, gewissermaßen läuterten und reiften. Doch war es wohl nicht hierdurch daß er von der Lehre abgezogen wurde, der er früher mit aller Kraft der Ueberzeugung angehangen hatte; sondern eher durch

---

\*) *Ethic.* part. 4. prop. 67.

\*\*) Vgl. unter dem 3 Dec. 1778. 16 Jan. 1779. Damit stimmt wieder die Beschreibung des Bildes zu Frascati 1803. überein.

den Einfluß der Zeit, dem wenige widerstehen, dessen Macht nicht geschächt werden kann, wenn er vorüber ist, sondern nur empfunden wird, wenn er, wie eine strenge Jahreszeit, herrscht.

Wie Tag und Nacht, so scheinen in stetem Wechsel das Streben nach Durchschaulichkeit und Beschränkung, und auf der andern Seite die Kraft des Glaubens und der Begeisterung sich nach Zeiträumen und Gegenden zu bekriegen und abzulösen: und eines dem andern nothwendig zu seyn, um, indem sie sich gegenseitig berühren und durchdringen, in immer neuen Gestalten zu erscheinen, und die Menschen weiter hinaus zu führen, die ohne Irrthum die Wahrheit nicht finden, ohne Uebermaß nicht das Maß. Nicht bloß durch die christlichen Zeiten, sondern auch durch die Religionen anderer Völker hindurch ist diese Partheyung zu verfolgen, wo auf keiner Seite an sich das Gute oder das Böse ist, sondern nur, wo eines das andere zu fliehen oder auszuschließen beginnt, statt in sich aufzunehmen.

Eine solche Einseitigkeit, ein Uebermaß war eingetreten; und die Zeit mit ihrem abgelebten Glauben sollte durch die kalte Aufklärung zu einer neuen Frühlingswärme hindurch gehen. Je mehr man in der Würdigung eines Menschen den höchsten und wichtigsten Ansichten sich nähert, worauf es ankommt, um so weniger ist es billig ihn ganz außer dem Zusammenhang mit seiner Zeit zu betrachten. Nur wenn diese selbst, oder der sie beherrschende Grundsatz entwickelt werden sollte, dürfte ein ganz allgemeiner Maßstab angelegt werden. Wenn es nun auf der einen Seite traurig ist zu bemerken, wie der

Mensch, nicht genug sein leibliches Glück in steter Abhängigkeit von äußern Gewalten zu sehen, auch in Hinsicht des höhern und geistigen Besizthums an unsichtbare Kräfte, die er oft kaum ahnet, gebunden ist; so hat doch diese Betrachtung, wenn wir in dem Entwicklungsgang eines edeln und kraftvollen Geistes auf Abweichung von dem höhern Ziele der Menschheit stoßen, hinsichtlich seiner selbst etwas vermittelndes und beruhigendes.

In Beobachtung des Aeußerlichen der Religion war Zoega streng. Auch seinen Sohn, dem er nie von der Sache selbst sprach, nahm er Sonntags mit in die Messe. Er litt nicht, daß die Mutter die kleine Tochter die Gebete lehrte; so gar wenig liebte er, wie sie sagten, il scrupoloso in der Religion. Als einst die Mönche einem Marienbild in der Kirche S. Pietro a Vincoli, zu dem er seinen kleinen Federico nach dem Tode der Mutter wegen der großen Ähnlichkeit mit ihr, wie sie in ihrer Jugend ausgesehen, öfters hinführte, eine silberne Krone aufgesetzt hatten, war er sehr ungehalten über diese ver wünschten Pfaffen (*frati maledetti*), daß sie das Bild entstellt hätten.

Im äußern Leben bewies Zoega den freyen Mann, und war entfernt von selbstauferlegtem Zwang und zwecklosen Schicklichkeiten. Aber auf entgegengesetzte Weise äusserte sich auch dieß Gefühl der Persönlichkeit bey ihm, als bey Bückelmann. Während dieser sich für die größere Gesellschaft umzuformen, seine innern Ansprüche äußerlich darzustellen suchte, begnügte sich Zoega auch hier mehr mit dem Innern und beschränkte sich auf die Vornehmen, welche dieses auch unter einer von dem ei-



gentlichen Ton unabhängiger, in sich schicklichen und einfachen Gestalt wiederzuerkennen fähig oder geneigt wären, ohne gegen Formen eigensinnig zu seyn, die, wenn sie anders nur wirklich als solche behandelt werden, nichts drückendes, und in so fern sie mit einer ursprünglichen und allgemeinen Bedeutung verknüpft sind, Würde haben. Im äusseren Leben hat er sich fügen müssen; aber sein inneres Handeln hat dabey nichts vom Gewöhnlichen angenommen; kleinliche Sorgen und Geschäfte haben über das Große und Einfache in ihm wenigstens nicht viel vermocht. Da sich seine häuslichen Engen zuletzt von dem gewagten Beruf herschrieben, den er ergriffen, so erschienen sie, als fortdauernde Folge einer wissenschaftlichen Aufopferung, nicht widerwärtig; denn Mangel bey einem Gelehrten oder Künstler, dessen innerer Beruf entschieden ist, tritt in die Reihe feindlicher und eigensinniger Gewalten, die von den schönen Entwürfen, die sie von sich abhängig machen und hinterhalten können, ein gewisses Ansehen erborgen. Auch diese häuslichen Verhältnisse gleichen mehr dem Leben so vieler alten Philosophen, die bey dem freysten und gebildetsten Denken oft auf einen sehr wenig vornehmen Fuß lebten, als denen von neuern großen Gelehrten, von denen vielleicht keiner an Einfachheit und Bedürfnislosigkeit dem Spinoza näher gekommen ist als Zoega in seinen spätern Jahren.

Da er denn auf eine so höchst seltne Art in die Denkungsweise des Alterthums eingedrungen war, und da er mit unermüdetem Fleiß eine bewundernswürdige Menge des Einzelnen mit Selbstsicht und genau prüfender, von

allen Seiten gleichmäßig durchgreifender Kenntniß umfaßte, so beklagt man mit Recht; daß er nicht dazu gekommen ist, seine Ansichten in größerem Zusammenhang auszusprechen, ja man wäre geneigt, ihm Vorwürfe darüber zu machen, wenn man nicht wüßte, daß es aus Schuld und Verflechtung der Umstände gekommen sey; so daß er dagegen, indem er mit seinem besten Eigenthum zu Grabe gegangen, obgleich in Jahren vorgerückt, die Sehnsucht eines Jünglings zurückgelassen hat.

Wie er bedauerte, nicht auf das Griechische Alterthum die Arbeit verwandt zu haben, die er dem Aegyptischen gewidmet, hat er mehrmals gegen mich geäußert. Diese Arbeit ist es, welche mehr als irgend etwas anders seinen frühgefaßten Plan, die ganze Griechische Alterthumskunde zu sichten und neu zu begründen, auf den er zurückblickte wie auf einen Beweis, den er von seiner Seite gegeben von der allmäligen Herabstimmung unsrer Forderungen an uns und an das Leben, zurückgesetzt, verrückt und beeinträchtigt hat; und eben diese Arbeiten drangen ihm gleichsam die Verhältnisse nach und nach auf, und sie wuchsen ihm unter den Händen an. So wichtig diese Forschungen auch zum Theil für seinen Hauptzweck waren, so dehnten sie sich doch unverhältnißmäßig aus und mehr als zur Grundlegung in der Griechischen Alterthumskunde nöthig gewesen wäre. Diese im Ganzen nach einem gewissen System zu behandeln, in einem einzigen Werk, ist vielleicht nie seine Absicht gewesen; wenigstens mag er, so bald er dem Ziel näher schritt, gefühlt haben, daß in solchen Ausführungen für jetzt noch das Halbe mehr sey als das Ganze. Mit größeren schriftstellerischen

Entwürfen geht es überhaupt nicht selten wie mit den politischen, die gewöhnlich in der Ausführung eine andere Gestalt und Wendung erhalten, als man vorher dachte oder übersah, und wie mit allem Menschlichen überhaupt, daß wir selten erreichen was wir selbst wollten. Einzelne Zweige, wie z. B. die erhobenen Werke, dunklere und unbekanntere Striche der Götterlehre zu umfassen, ein Ganzes aus dem Innern heraus immer mehr zu erweitern und vorzubilden, blieb der Zeit nach immer möglich, und dieß würde nach meiner vollkommenen Ueberzeugung geschehen seyn, so sehr auch Zoega, wie Göthe von Euler sagt \*), zu denen gehörte, die bestimmt sind, wieder von vorn anzufangen, wenn sie auch in eine noch so reiche Aërnte ihrer Vorgänger gerathen, hätte die Gelegenheit des Druckes zum Ausarbeiten und Vollenden aufgefodert und glückliche Anfänge fortgerissen. Daß es weniger geschehen ist, liegt nur an dem Mangel aller äussern günstigen Anlässe, an den immerwährenden Hindernissen; Er hat so wenig von der Römischen Gemächlichkeit angenommen, daß er noch sein letztes Werk mit größtem Eifer und Lust begann und mit unablässigem Fleiß fortführte. Hätte er dieß nur länger fortsetzen können, so würde daraus immer deutlicher der große Zusammenhang hervorgegangen seyn, in dem er alle Religion, Dichtung, Kunst, Leben und Geschichte der Alten erkannte, das Ganze, in dem er alles Einzelne dachte, und wie er die Zeiten, die nach dem Plan des Buchs durcheinander lie-

---

\*) Zur Farbenlehre, Th. 2. S. 583.

fen, sonderte, übersah und das Bild einer jeden in sich geordnet und vollendet hatte.

Dieß Schicksal, über den möglichst weit angelegten Vorbereitungen das Leben verfließen zu sehen, ohne das Hauptwerk desselben auszuführen, hat Zoega mit andern großen Gelehrten gemein gehabt. Ich erinnere nur an Johann von Müller, der sich damit tröstete, wenn, besserer Hoffnung ungeachtet, seine langen Studien zur Weltgeschichte vergeblich gewesen wären, sie doch die anmuthigste und edelste Art gewesen, sein Leben auszufüllen \*), und an Ruhnkenius, der seine wichtigsten Pläne unvollendet gelassen \*\*), „aus größtem, vielleicht fehlerhaftem Streben nach Vollendung.“ Wer wollte aber darum das Anlegen ins Große, oder den Grundsatz verwerfen, durchgängig nach den Quellen zu arbeiten? Für die Litteratur wäre es vielleicht erspriesslicher gewesen, wenn Zoega etwa so viel weniger gründlich und mehr auf Herderische Weise gearbeitet hätte, als dieser mehr gründlich und auf Zoegasche Weise hätte forschen dürfen; so wie sie arbeiteten, war es ihre Natur und muß uns also recht seyn. Sehr wahr schrieb Hr. Hofr. Hirt von Zoega in einem Briefe: „Sein Verlust für die Wissenschaften ist unerseßlich; durch seinen frühen Tod ist ein Schatz von Resultaten, die das Humanste geschichtlicher Forschungen betrafen, zu Grunde gegangen. Manches wird zwar noch aus seinen Papieren zu klauen seyn, wenn sie anders in die Hände eines verständigen und mit sei-

\*) Joh. v. Müllers Werke. Th. 7. S. 408.

\*\*) Wyttenb. Vit. Ruhn. p. 186.

nen Studien vertrauten Mannes fallen. Aber das Wichtigste, was er mit zwanzig Jahren längern Lebens geleistet hätte, wird für die Nachwelt Hieroglyphe bleiben. Ich werde nie aufhören in stiller Bewunderung seine Planen zu ehren.“

Bemerkenswerth ist der Gegensatz den Zoega auch in Hinsicht dieser langsam großen und umfassenden Vorarbeiten mit Winckelmann bildet, der eifriger war mitzutheilen und seine Arbeiten wirken zu lassen, noch ehe er ihnen die möglichste Vollständigkeit gegeben. Ueberhaupt scheint auch in Zoegas gelehrtes Leben, die oben bemerkte Vorliebe zu den Mystereien eingedrungen zu seyn, der Hang für einen gewissen kleinern Orden zu schreiben, nicht unmittelbar das größere Publicum zu berühren, sich mit wenigen zu verstehen, von diesen aber auch immer mehr erkannt und geschätzt zu werden. Winckelmann sprach gern von seinen Planen, Zoega selbst von seinen Arbeiten und Schicksalen erst nachdem sie in einer gewissen fertigen und abgerundeten Gestalt hinter ihm lagen. In dieser Hinsicht scheint denn auch entschuldigt, daß sein Leben, nachdem es vollendet ist, bekannt werde, so sehr er im Leben die Stille liebte, Aufsehen mied, und nie nach einer gewissen Breite strebte. Diese Ueberlegung mußte der Herausgeber anstellen, wenn er von der andern Seite gar keinen Anstand hatte, sondern wohl einsah, wie viel besser begründet Zoegas stillerer Ruhm sey als der von manchem von Anfang mehr ausposaunten Schriftsteller. Er glaubt aber, wenn er sich den Geist des Abgeschiedenen denkt, als noch einmal erinnert an irdische Dinge und wahrnehmend dieses Beginnen, er

wohl einen Scherz in seiner Weise darüber ausstoßen könnte\*), Unwillen schwerlich. Es ist wenn man dieser Einbildung weiter nachgehen will, hiermit wie mit den Kinderreien, Schwachheiten und Unarten der Jugend, die man, nachdem sie weit hinter uns liegen, selber nicht ungern erzählt; sie sind überstanden und lassen uns was wir sind. Selbst das scheueste mädchenhafte Geheimniß tritt dann ohne alle Verlegenheit hervor, und was vorher durch das Heimliche und die Beschränktheit schön war, gefällt in der Erinnerung noch einmal durch Offenheit und Ironie, schließt nunmehr jedes Schönthun und Zieren aus.

Die Triebfeder schriftstellerischer Arbeit war sich bey Zoega im Lauf der Jahre nicht gleich geblieben. Einen ungestümmen nie zurückzustößenden, und sich gleichsam vordrängenden Eifer, den Wissenschaften zu nützen, wie z. B. Reiske, hat er niemals gehabt. Dazu fühlte er sich selbst zu sehr: so groß auch sonst sein Bestreben war, wenn er etwas herausgab, den Gelehrten dadurch wirklich den Weg abzukürzen. Zwar würde er vielleicht immer ein Werk wie das über die Basreliefe, wenn nichts anders übrig blieb, blos aus Liebe zur Arbeit und zu der Sache ausgeführt haben, wenn die Kupfer vorgelegen hätten, ohne die es nicht geschehen konnte. Fragt es sich aber was ihn ausserdem dazu habe vermögen

---

\*) Zoega trat einst bey Borgia in einen Kreis von Freunden, die sich der Erscheinung des bekannten Lebens von Tasso freuten. Gott! wie lang muß der Mann gelebt haben, sprach er.



Können, so läugnete er nicht, daß es keineswegs die Liebe zum Ruhm, statt deren ihn schon früh eine Sehnsucht wie nach einer geheimen Schule der Weisheit getrieben hatte, oder Verlangen nach Wirksamkeit sey, sondern die Liebe zu seinen Kindern für die er dadurch etwas gewinnen könne. Dachte er aber beym Bücherschreiben immer an das Geld, so arbeitete er doch gewiß, als geschähe es nur für die Sache. Es ist wahr, Gleichgültigkeit gegen schriftstellerisches Ansehen ist etwas, das man in Rom leichter als sonstwo annehmen kann. Auch mag das Gefühl, daß man durch die Umstände verhindert, von Kräften und Gelehrsamkeit in den besten Jahren des Lebens nicht so volle Beweise geben konnte, als man selbst zu hoffen berechtigt war, und daß man wohl nun nie mehr auf die Welt wirken werde im ganzen Verhältniß seiner ursprünglichen Entwürfe, nicht verschmähende Verdroffenheit, aber doch eine gewisse geheime Zurückhaltung pflanzen; und endlich nimmt mit den Jahren selbst eine feurige Ruhmliebe ab, indem es zugleich immer

— reizender wird, sich nahverwandter Gesinnung

Edeler Männer zu freun, im Leben so auch im Tode.

Sagt doch auch Winckelmann in spätern Jahren: „Wie groß ist die Wahrheit, daß ein einziger Augenblick von Selbstzufriedenheit der ganzen Unsterblichkeit bey der Nachwelt vorzuziehen ist; \*)“ und selbst Joh. Müller, den mehr vielleicht, als irgend einen der neuern großen Schriftsteller, die Vorstellung des Nachruhms gespornt

---

\*) Briefe herausgegeben von Dasdorf, S. 277.

hat, setzt späterhin an ihre Stelle das Verlangen, Gutes um sich her zu verbreiten und auch noch nach dem Tode zu wirken. Jene jugendliche Ruhmbegierde gleicht der sinnlichen Leidenschaft der Liebe, die mit der Befriedigung leicht er stirbt; diese Herderische Sehnsucht, namenlos im All fortzuwirken, überwiegt und überdauert das Streben nach persönlichem Lob und Nachruhm, wovon Cicero behauptet daß es schlechterdings, allgemein \*), Plinius, daß es sein täglicher, Tacitus, und Marc Aurel daß es des Weisen letzter Gedanke sey.

Uebrigens lag in so manchen Aeußerungen Zoegas halb unbewußte Ironie, wie er denn bey manchem ganz abweichenden nicht wenig Sokratisches hatte \*\*), und man durfte oft, weil die ächte Ironie sich auf einen von allen Gebrechen der Wirklichkeit befreiten Zustand

\*) Pro Archia c. 11. Plin. Ep. IX, 3.

\*\*) Dieß Sokratisches in Zoega ist auch Matthison aufgefallen, der von ihm in der Andeutung über Rom und Florenz aus den Jahren 1795 und 1796 im Morgenblatt 1813 No. 307. sagt: „Auch befand sich ein wahrer Weiser in unsrer Mitte, auf dem, was Denk- und Handlungsart betrifft, der Geist des Sokrates zweifach ruhet, Zoega, groß als tiefgelehrter Prüfer alter Münzen, geschmackvoller Schilderer Griechischer und Römischer Basreliefe, scharfsinniger Ausleger der Obeliskenschrift, aber noch weit größer als moralischer Mensch. Tugend und Weisheit predigt sein Wandel und noch nie ward er selbst von seinen vertrauesten Freunden im Widerspruch mit seinen festbegründeten Maximen gefunden.“

bezieht, nicht daraus auf seine wirkliche Gesinnung oder Handlungsweise schließen. Wenn das Ironische oben liegt in solchen Erwiederungen, als: es ist doch immer besser Glück ohne Verdienst, als Verdienst ohne Glück, so steckte es tiefer in mancher Anspielung auf den Lebensgenuß der Reichen und Vornehmen, der so viel größer erscheint, je mehr man ihn mit innerer Freyheit und Bildung verbunden denkt, oder auf die Nachtheile des gelehrten Standes, wenn nicht gerade hierin vielleicht, wie bey Rousseau, einige Empfindlichkeit mit im Spiel war. Hierons Gemalin soll den Simonides gefragt haben, ob es besser sey, reich oder weise zu seyn, worauf er geantwortet habe, reich; denn er sähe die Weisen sich an den Thüren der Reichen herumtreiben\*). Das hätte Zoega auch antworten können, und ich würde es ihm nicht als eine bloße Artigkeit gegen die Königin ausgelegt haben, aber auch nicht als ein Mißkennen des Werths der Weisheit und Gelehrsamkeit. So mag seine Sehnsucht, nach so vielen Mühen und Angsten in zurückgezogener Einsamkeit zu leben, keine Selbsttäuschung gewesen seyn. Mit einer Art von Neid erzählte er mir einmal im Vorbeygehen von einem Römischen Bildhauer, der, nachdem er in der Jugend seine Kunst sehr glücklich geübt, sich auf der alten Wasser-

---

\*) Aristot. Rhet. 2, 16. Dagegen soll Aristippus, von Dionysius gefragt, warum die Philosophen zu den Thüren der Reichen kommen, die Reichen aber nicht zu denen der Philosophen, geantwortet haben: weil diese wissen was sie bedürfen, jene aber nicht.

leitung an Villa Altieri, nah am Lateran, das noch  
 stehende kleine Wohnhaus gebaut, das man wegen der  
 herrlichen Aussicht auf alt Rom, den Apennin und den  
 Albanerberg mit Frascati, und seinen lachenden Umge-  
 bungen zu besuchen pflegt, und da als Gärtner, in  
 großer Verborgenheit mit seiner Familie gelebt habe.  
 Wie leicht reizt eine solche Abgeschlossenheit von allem  
 Verwirrenden, Plagenden und Eiteln, ein schöner,  
 enggeschlossener Kreis des Lebens, von dem man sich  
 schmeichelt, alle die kleinen Feinde der Ruhe leichter  
 und sicherer abzuwehren, die Annehmlichkeit aber des  
 ersten ersehnten Eintritts immer darin fest zu halten.  
 Wie heiter ist bey Tasso das Bild der hirtlichen Ein-  
 siedelei worin Erminia den aus der großen Welt zu-  
 rückgezogenen Greis antrifft. Hätte sich aber für Zoega  
 ein solches Asyl eröffnet, abgeschieden von der ganzen  
 Gelehrtenrepublik, so würde er sich vermuthlich bald,  
 nun gänzlich aus Liebhaberey, mit den Gegenständen  
 doch fortbeschäftigt haben, die einmal seine tiefere Wiß-  
 begierde erregt und an sich gewöhnt hatten, nur nicht  
 mehr mit der jugendlichen Hitze, mit der Einseitigkeit,  
 die nöthig ist, etwas großes zu thun, nicht um etwas  
 großes zu seyn. Denn freylich im Verhältniß zu den  
 höchsten und allgemeinsten menschlichen Angelegenheiten  
 mag der, welcher in die Tiefen der Brust und in die  
 Weiten des Lebens geblickt hat, von einer einzelnen  
 Wissenschaft mit Lessing \*) sagen: „Ich schätze das Stu-  
 dium der Alterthümer gerade so viel, als es werth ist;

---

\*) Geleht. Briefwechf. Th. 1. S. 311.

ein Steckenpferd mehr, sich die Reise des Lebens zu verkürzen. Mit allen zu unsrer wahren Besserung wesentlichen Studien ist man so bald fertig, daß einem Zeit und Weile lang wird.“ Doch glaube man darum nicht, daß Zoega, der überhaupt die schöne Leidenschaftlichkeit im Wesen des Menschen gern oben an stellte, schon erkaltet gewesen und zur bloßen Vernunft geworden, oder der Welt, weil er sie kannte, schon vor dem wirklichen Tod abgestorben gewesen sey, gleich Weisen in Indien und hier und da in Griechenland, die lehren, daß Nichtseyn das Beste sey. Nur gehörte er wohl im Ganzen zu denjenigen, welche in den menschlichen Dingen mehr einen Kreislauf, als ein Aufsteigen erblicken und dem gemäß den heiligen Enthusiasmus für Wissenschaft und Kunst, den nichts irdisches zu nähren vermag, mehr und mehr verlieren. Ihre Begeisterung für das Ideale und dessen Verwirklichung stieß zu grell an Klippen an, und zersprang sich, statt mit geringerer Gewalt aber auch mit milderer Auflösung sich hindurchzudrängen. Die, welche dem Hohen das ganze Leben weihen, achten sie als schöne Erscheinungen, die da getrieben und getäuscht werden durch den Geist der Natur und Geschichte, der alle, wie die Erziehung die Kinder, im Verborgenen leite, und glauben am liebsten, wie Lilius bey Cicero, weise sey niemand.

Borzüglich würde Zoega, wie sehr er sich auch das Landleben pries, (so wie Heyne im hohen Alter den Bürgerstand \*) den Gelehrtenstand dann weniger ge-

---

\*) S. Heynes Leben von Heeren, S. 10. Wie sehr

scholten und den Geistesfrieden darin nicht so oft vermißt haben, wenn er immer nach Lust hätte thätig seyn und seine Thätigkeit genug mit seiner Philosophie verbinden und eins durch das andere beleben und ausbilden können; wenn nicht sein Fleiß im Haus fast immer gehört worden wäre, nach aussen fast immer in eine unerfreuliche Weite, worin die Theilnehmenden zu fern und zu einzeln standen, niemals zu einem überschaulichen und ermunternden Ganzen gewirkt hätte. Wäre z. B. Rom fleißiger von den Gelehrten benutzt worden, hätte man in frühern ruhigen und einträchtigen Zeiten, etwa wie Winckelmann da lebte, oder nachher, als eine Zeitlang junge Dänische Gelehrte dort häufiger zusammentrafen, oder noch etwas später, als in Deutschland das Alterthumsstudium glücklicher aufzublühen anfieng, von Seiten irgend eines Hofes, oder hätten mehrere Deutsche oder sonst nordische Höfe, dazu vereinigt durch einen einflußreichen Mann, der in die Bildung der Zeit einzugreifen getrachtet und verstanden hätte, daran gedacht, dort, wie Frankreich für seine Künstler eine Akademie, so auch eine wissenschaftliche Anstalt zu errichten, wie vorthailhaft und folgenreich konnte Zoega benutzt und beschäftigt werden, zu lehren in Vorträgen, und nach der Reihe der besuchten Denkmäler aller Art, und auf den heitersten Spaziergängen, wie einst am Ilissus gelehrt wurde; denn er hatte ebenfalls, wenn er gleich sein Gedächtniß nicht

---

er sich nach Abgeschlossenheit von der Welt und den Geschäften sehnt, Das. S. 358. 379.



rühmte, sein bestes Wissen und zwar geläutert und gestaltet, und so viele Kenntnisse geläufig durch das häufige Wiedersehen so vieler damit in Verbindung stehender Denkmäler gegenwärtig. Daß doch ein Leibnitz gelebt und diesen Gedanken gefaßt hätte, der so einleuchtend scheint, und mir einmal beym ersten Einfall sogar leicht ausführbar schien, in dem Alter, wo man nur seine Wünsche und den Gegenstand seines Strebens fühlt, und weniger bemerkt, was die Welt trennt, noch was sie beherrscht. Nur wenige, aber bis zur Meisterschaft geübte Alterthumsgelehrten an die Spitze einer Schule von jüngern gestellt, dort mit ihnen die Dichtung und die Kunst, die Sprache und die Geschichte, die Natur und das Treiben der Alten zu betrachten, fast alles so viel näher und lebendiger, so viel anziehender und anschaulicher, welche Wirkungen hätten sie vereint hervorbringen können! Fast jeder, der in Philologie, Geschichtschreibung, allgemeiner Bildung das Gewöhnliche zu überschreiten gedacht hätte, würde unter solcher Auffoderung den kleinen Aufwand und Mühe des bald gebahnten Wegs leicht verschmerzt haben, um einen Ort zu besuchen, der, wenn nicht für alle Welt, wie Winckelmann ausruft \*), doch gewiß für sie die hohe Schule gewesen wäre. Kaiser Friedrich II. verbot einem Arzt den Doctorgrad zu geben, der nicht in Salerno studiert hätte. Ohne Befehl würden die Philologen

---

\*) Briefe herausgegeben von Daxdorf, Th. 1. S. 83. Vgl. auch Göthes Winckelmann und sein Jahrh. S. 407.

ihn dort zu erwerben gestrebt haben. Rom hat dabei den Vortheil in dieser Hinsicht, daß es keine herrschende Stadt ist, und daß es dem Vaterlande nicht entfremdet, indem es uns mehr aus der Zeit herausversetzt in die Vergangenheit, und nicht zu einem fremden lebenden Geschlecht hinzieht, sondern an etwas Ideales fesselt. Daß doch so selten für wissenschaftliche Zwecke, sey es zum Schreiben oder zum Lehren, eine recht glückliche und heilsame Vereinigung gestiftet wird, wodurch so viel mehr, so viel sicherer und mit so viel weniger Mitteln und Köpfen ausgerichtet werden könnte! Nicht als ob eine Nemesis der Wissenschaften, damit den künftigen Geschlechtern genug übrig gelassen werde, sich entgegenstellte, so scheint oft das Folgenreichste zu unterbleiben, und oft die Männer, welche die größten Wirkungen hervorbringen könnten, weil sie es nicht auf dem gewöhnlichsten Wege vermögen, von den Staaten am allerschwersten die kleine Unterstützung zu erlangen, die sie bedürfen um zu dem Gedeihn der Wissenschaften beizutragen, welches im Allgemeinen etwa gewünscht wird. Auch Zoega, obgleich einem Staate angehörig, der mit Achtung gegen hervorragende Geistesgaben mehrmals auch ausländischen Schriftstellern Hülfe gewährt, und seit langer Zeit in die Beförderung der Wissenschaften Ehre gesetzt hat, und von diesem in spätern Jahren mit großer Freygebigkeit und Schonung des Verdienstes behandelt, erlangte doch die Begünstigung der Regierung auf seinem bloß wissenschaftlichen Wege, nur nach langer Ungewißheit und vielen vergeblichen Versuchen, woran nur zum Theil und früher der Entschluß sich ein neues Vaterland zu wählen Schuld

gewesen seyn mag: später mehr ein immer gleicher und abgemessener Gang der Regierung, der nicht erlaubte eine neue Stelle zu schaffen.

Alle Beschränkungen haben jedoch nicht verhindern können, daß Zoega nicht in sich ein Muster gegeben hätte, wie man das Alterthum untersuchen und kennen lernen soll, wenn es ihm auch nicht gewährt war, es selbst nach seinen Untersuchungen darzustellen. In ihm ist die Trennung aufgehoben, in der so oft Alterthumsforscher und Geschichtsforscher, Wortgelehrter und Alterthumsgelehrter, Archäolog und Kritiker dergestalt auseinander gehen, als ob sie nicht von einem und demselben Geiste, von einer und derselben Kunst regiert werden sollten, und ob nicht das Ganze und alle Theile verstehen und würdigen müßte, wer Einen meisterhaft bearbeiten will. So hat Zoega Grammatik, Etymologie und Wortkritik, so wenig er darin für gelehrt angesehen seyn mochte, für seine Zwecke zu handhaben sehr gut verstanden, und ob er gleich das Gebiet der Sprache als Sprache nicht bearbeitete, weil er mit Mythen, Vorstellungen und Bildwerken genug zu thun hatte, den Ausdruck der Volksbildung, der auch in ihr als Sprache liegt, wohl empfunden und richtig angeschlagen. Er hat zuerst in die von ihm bearbeitete Seite der Alterthumswissenschaft die ganze Strenge der Kritik eingeführt, wovon bisher nur eigentliche Philologen Muster aufgestellt hatten, und so auch durch die Gleichheit der Behandlungen das allzu oft Getrennte verbunden. Ein ursprünglicher Trieb hatte ihn zu dem geschichtlichen Studium des Menschen geführt, und er hatte, von seiner Bestimmung dunkel geleitet, unter verschiedenartigen Din-

gen mit einer leichtergreifenden Anlage so lang umhergesucht, bis er eine Wissenschaft gefunden und sich fest daran geheftet, die er, wenn auch seine ersten Anregungen und Umgebungen ganz andere gewesen wären und er ihnen eine Zeitlang nachgegeben hätte, endlich, wenigstens in einem gewissen Umfang, sich sicher zu eigen gemacht haben würde, eine Wissenschaft, die in ihrer durchgängigen Beziehung auf das Edelste und das Ganze des Menschen, sowohl unmittelbar in ihrem eigenen Kreis, als mittelbar durch Uebereinstimmung und Gegensätze, wodurch sie auf alles andre Bedeutende in der Menschengeschichte hinweist, einen höhern Gehalt hat. Die zerstreute Vielheit seines Universitätsstudiums scheint ihn in Beziehung auf diese Anlage wenig haben fördern zu können; auch erinnere ich mich, daß er davon gering sprach und das eigentliche Studium seines Fachs erst von der numismatischen Reise an setzte. Doch konnte das meiste wenigstens als Vorbereitung dienen, und vielleicht gerade die Vielheit von schnellversuchten Gegenständen, die ihn nicht befriedigten, die angeborene Neigung schneller zum Berrußtseyn bringen, die, da sie gar nicht mit einem äussern Wirkungskreis in Verbindung stand, nicht einmal, wie häufig den Dichter und Geschichtschreiber ein noch halb unbestimmter Trieb auf bestimmte anziehende Vorbilder und Vorgänger verwies, einer überaus kräftigen innern Richtung bedurfte, um hervorzudringen; denn es gehört nicht wenig Thätigkeit und selbst Glück dazu, daß einer, frey von allen Nebenabsichten und zufälligen Liebhabereyen, in dem Gebiet der Wissenschaften, in das man wie Kolonisten in eine große neue Welt ausgelassen

wird, frühzeitig seine Heymath finde, die Stelle, die Herz und Kopf gleichermaßen ausfülle, und in der man sich je länger je mehr wie eingeboren fühle, so etwa wie man immer mehr die Züge des Vaterländischen in sich selber wahrnimmt. Mit jenem so fort entwickelten Sinn und Bestreben alle einzelnen Arbeiten und Sammlungen, wie entfernt sie auch von den Hauptansichten und Gesichtspunkten stehen möchten, zu durchdringen, hat Zoega niemals aufgehört, und seine Werke haben daher für den, der sie zu finden versteht, eine innere Einheit und Lebendigkeit, welche dem großen Fleiß der Gelehrsamkeit gewöhnlich abgehn. Er hat immer die Frische der Anschauung mit der Schärfe des Begriffs, das Gemüthliche, womit das Große und Schöne aufgefaßt werden muß, mit der Kälte der Kritik, die Poesie, womit man der Antiquität entgegen kommen muß, mit der Trockenheit so vieler nothwendigen Kenntnisse und Untersuchungen verbunden. So wie der Bildhauer des hohen und reinen Gedankens fähig seyn muß und zugleich des langsamsten Fleißes an dem schwierigen Stoff, oder wie nach dem Talmud der Gelehrte zugleich ein Handwerk besorgen soll, so hat er das nachempfindende Genie nie unterdrückt werden lassen durch den handwerksmäßigen Bestandtheil der Gelehrsamkeit. Wie viel würdiger und gehaltreicher ist die Ansicht, die sich nach seiner Bildung von Umfang, System und Zweck der Alterthumswissenschaft nehmen läßt, als die, besonders in der Anwendung weit verbreitete, die besonders früherhin von sehr berühmten Philologen ausgesprochen worden ist!

Auf die bildende Kunst in Rom hat Zoega ganz im Stillen einen nicht unbedeutenden Einfluß ausgeübt. Viele Dänische und andere Künstler bedienten sich gern seines Rathes und achteten auf seine kurzen und treffenden Winke. Vorzüglich hat er durch sein strenges Urtheil Thorwaldsen in den Zeiten seiner Ausbildung vielfach geleitet. Mit Vergnügen erzählt dieser treffliche Künstler, wie Zoega ihm seine Figuren beurtheilt und getadelt habe, oft mit den Worten, das hätten die Alten nicht so gemacht, so trugen im Alterthum sich keine züchtige Frauen, viel weniger Göttinnen, und dergleichen; wie er selbst dann wieder eingerissen so lange bis er sie dem reinen Geschmack der Antike näher gebracht, und durch den Tadel ihn befriedigt habe<sup>\*)</sup>. Der Punkt, worin der Stil Thorwaldsens und anderer noch jüngerer nordischer Bildhauer von verwandter Richtung, vorzüglich Rauchs, von Canova abweicht, ist kein anderer, als daß sie sich mehr bestreben, ihre Darstellungen nüchtern, streng und rein im Geist der Griechischen Kunst zu denken und den Nachwirkungen einer eiteln und ausgearteten Bildneren gänzlich zu entsagen. Diese Lauterkeit des Antiken, die in dieser Kunst allein zur Vollkommenheit führen kann, hat Zoega mit seinem durch das zusammenhängende Erforschen des wesentlich Antiken in Büchern und Bildern geschärften und nicht zu täuschenden Blick, und mit diesem Sinn

---

\*) In den Atti dell' Academia Ital. T. 1. P. 2. p. 269 ist bemerkt, daß Thorwaldsen seine Geistesbildung und höhere Richtung in der Kunst seinem verstorbenen Freunde verdanke. Von Winkelmann soll in seiner Jugend Canova geleitet worden seyn.



für das Rechte und Ungemischte, der alle verwirrten Gränzen haßte, gegen ein so verführerisches Ansehen zu befördern, unbezweifelt beygetragen. Er war übrigens Freund von Canova und Bewunderer. „Ihr andern Kenner mögt nun von Canova urtheilen was ihr wollt, schreibt er einmal, so hat mich sein neuestes Werk ungemain erfreut.“ Er meynete, Canova sollte Maler seyn, (wirklich hat er viel gemalt, und, als Venezianer sehr schön in Farben), weil in der Malerey das Genie weniger beschränkt werde. So neige er immer ein wenig zu Berninis genialer Verkehrtheit hin. — Ueberhaupt seyen fast nicht mehr Künstler durch zu wenig Genie verunglückt, als durch zu viel, besonders auch in der Baukunst.

Auch Fernow soll ihm manche Belehrung über Kunstwerke, da sie die Museen oft mit einander besuchten, verdankt haben \*). Er hingegen nahm durch jenen einen Theil an der neuen Philosophie, obwohl im Ganzen auf ihn angewandt werden mußte, was Göthe gesagt hat, daß allein von allen Schriftstellern die ächten Alterthumsforscher sich ungestraft der durch Kant bewirkten Revolution entziehen durften. Ueberhaupt sagte Zoega manchmal, die Oltramontani seyen nicht anzuhören über Kunstfachen. Wo, wie in Rom, eine gewisse Vertrautheit mit dem Kunstschönen als allgemein vorausgesetzt wird, muß, besonders für die, welche zugleich das Ungediegene und Lückenhafte leicht bemerken, sehr vieles,

---

\*) Fernows Leben, S. 278. Fernow erfreute sich in seinen letzten Tagen an den ersten Hesten von Zoegas Basreliefen. Das. S. 422.

was in Deutschland über Kunstwerke geschrieben wird, sich so ausnehmen, als ob man die Schönheit von Abend und Morgen, Berg und Thal wie ein eben vom Staar geheilter, wieder und wieder beschreiben, lehren und erheben wolle. Je mehr Worte über einen Gegenstand, um so weiter gewöhnlich er selbst entfernt. Vermuthlich sind auch die Alten hauptsächlich darum so kurz und sparsam über das Schöne der Natur und Kunst, weil eine oberflächliche Redseligkeit darüber entweichend ist, auch der würdigste Ausdruck desselben gleiche Empfindung und Anschauung schon voraussetzt, an sich also wenig mehr ist als Andeutung. Die Malerey gestand Zorca nicht mehr so sehr zu lieben, als vordem; wo er vieles über Gemälde auch von der feinen Kennerchaft des Maler Müller gelernt hatte. Auch die Liebe zum Theater hatte er längst aufgegeben, zum Theil aus Furcht vor Feuersgefahr. Personen, vorzüglich Frauen, von sehr glänzender Unterhaltung liebte er nicht sehr; vermuthlich weil er ihnen weniger eigenthümliche und aus der Tiefe keimende Ideen, als eine leichte, geschickte und witzige Mischung und Verbindung von vielen fremden zutraute, wodurch der Denkende und Unterrichtete nicht leicht belehrt, der ruhige aber, wegen allerley damit verknüpfter Ansprache weniger ergötzt wird. Von Herder erzählte er, daß er in Rom manchmal sehr unzufrieden gewesen, sich Vorwürfe gemacht habe gereist zu seyn, und sich nicht zum besten in Borgias Cirkel befunden habe, weil er nicht wohl Italiänisch sprach und die andern nicht gern Lateinisch. Ungemein liebte er Shakspeare und Göthe, minder Schiller; wenigstens die Braut von Messina mißfiel ihm wegen

der Mischung der Religionen; und allerdings ist in diesem Punkt der Einbildungskraft mehr freyer Spielraum gegeben, als der sonst sehr antiken Haltung des Stücks angemessen scheint. Von Alfieri gefiel ihm vorzüglich die *Congiura de' Pazzi*.

An Männern von ungewöhnlichem Charakter und Schicksal findet man nicht selten scheinbare Widersprüche zu bemerken; aber sie sind von ganz anderer Art als die in seichten oder charakterlosen Personen und man muß nicht glauben, sie alle in einem einzigen Gemeinurtheil auflösen zu können. Vieles hängt im Leben und in der Natur mit feinem Fäden zusammen, als daß wir sie immer erblicken könnten, und wir sprechen dann nur irrig von Folgelosigkeit und Widerspruch. Wie wir natürlicherweise durch Personen und Bestrebungen oft um so mehr angesprochen und gereizt werden, je verschiedner sie von uns selbst sind, so mögen oft Menschen von fast gleich großer Empfänglichkeit als Willenskraft gern von menschlichen Zuständen und Stimmungen so viel in sich selbst vereinigen, sogar entgegengesetzten Thätigkeiten sich so viel überlassen, als beydes mit dem Grundzug ihres Wesens sich irgend verträgt, und zuweilen, indem sie schwerer durch sich selbst befriedigt werden, dasjenige am liebsten gutheißeln was am wenigsten ist wie sie selbst. Bey Zoega verbindet sich in seiner Jugend eine große Empfindsamkeit von nordischem Anstrich mit einer Sehnsucht nach Italien, die von südlich sinnlicher Einbildungskraft genährt wurde; Vorliebe für den Ossian mit Vorliebe für die heitere bestimmte Schönheit der Alten, und immerfort Gemüthlichkeit, und große Zartheit der Em-

pfundung mit einer heftigen Sinnlichkeit. Eine gewisse sanfte Begeisterung in den Ansichten war bey ihm immer begleitet von einer geschichtlichen Untersuchungs- und Zweifelsucht, die ihm die Italiäner oft zum Vorwurf machten; eine tiefe Philosophie der Geschichte von einer Pünktlichkeit in dem Gegebenen der Untersuchungen, die bis zum Pedantischen gehn konnte. Er mochte kleben an Hieroglyphen, Münzen Koptischen Bruchstücken, eifrig und thätig, und fand doch in ganz andern Dingen Befriedigung. Aber überhaupt, obgleich sein Sinn wohl größtentheils so gewesen seyn möchte, daß ihn die Worte im *Trionfo della morte*:

O ciechi, il tanto affaticar che giova?

Tutti tornate alla gran madre antica

E'l nome vostro appena si ritrova.

auf das Sprechendste ausdrückten; — auf welche Stimmung und Ansicht in frühern Jahren nicht wenig der genießliche und entnervende Geist vieler großen Italiänischen Dichter mitgewirkt haben kann, — und wenn er auch jenem Römer geradezu beygepflichtet hätte: Wen Jupiter haßt den macht er zum Schriftsteller, — that er je so, wie er dieses fühlte? Nur in so fern höchstens, als er von seinen großen wissenschaftlichen Entwürfen zurückgekommen ist. Und allerdings wird eine größere und entschiedenere Einheit erfordert, zum Umgestalten auch einer Wissenschaft; dazu gehört mehr Sturm, unaufgehalten durch eine allzugewissenhafte Gründlichkeit, ein blinder Muth; und zur Erreichung mancher Punkte, und um sich irgend eine Laufbahn ganz selbst zu schaffen, nicht selten Ehrgeiz, dem jenes Rousseausche Genießen seines

selbst, jene Gleichgültigkeit gegen die allzu tief durchblickte Welt gerade entgegengesetzt ist. Vorher scheint Zoega zwischen sehr viel und nichts thun für die Welt häufig geschwankt, nachher, da er von dem erhabnen Gedanken zum Besten der Welt zu arbeiten, sey es durch Enttäuschung oder durch Irrthum oder durch den Wirkungskreis, in welchen er gerathen war, zurückgeführt worden, die Gelehrsamkeit und seine Arbeiten oft nur wie ein geschicktes Handwerk betrachtet zu haben. Und dieser Art von Unbestimmtheit und Hingegebenheit im Thun entspricht allerdings etwas im Innersten seiner Empfindungsweise, wonach er z. B. einmal ausruft: „Doch wer kennt seine eignen Wünsche, oder ist der Mensch bestimmt, Wünsche zu haben?“ Vielleicht war bey ihm der Fall, wie Fichte in der Prüfung von Rousseaus Behauptung über den Einfluß der Künste und Wissenschaften auf das Wohl der Menschheit, über diesen bemerkt, daß seine Urtheilskraft zuweilen das Gefühl unrichtig gedeutet und ein gemischtes Gefühl für ein reines aufgenommen habe, und daß er zwar von den unentwickelten Gefühlen aus stets richtig folgere und den Leser mit sich fortreisse, aber eben weil er auf dem Weg der Folgerung dem Gefühl keinen Einfluß ferner verstatte, nicht wieder zum Wahren zurückgeführt werde. Bey dem allen beweist Zoega durchgängig mehr Eigenheit und Stätigkeit im Leben und Denken, als zumal heutiges Tags häufig gefunden wird. Dabey aber hatte er die vollkommenste Duldung gegen alle, eine Duldung die ohne Mühe jede Eigenthümlichkeit nach ihr selbst beurtheilte, jedem willig seinen Gang ließ, seine Meynung nicht abstritt, seine Thorheit gönnte,

kaum belächelte. Sein Urtheil über Verhältnisse und Begebenheiten drückte immer etwas sehr männliches, Kühnes und oft hartes aus, sein Handeln aber nur Sanftheit, Umsicht und ängstliche Vorsicht. Gegen die Welt im Allgemeinen hatte er eher etwas störrisches, (wiewohl was in frühern Jahren sich als Stolz oder Kälte geäußert haben mag, später nur als Zurückgezogenheit erschien) und so viel weiches und treuherziges gegen Angehörige und Freunde. Er äusserte sich gern augenblicklich übertreibend, scheinbar bitter und kalt, wie die Lakonischen pflegen, und war ausführlich und ausdauernd im Ertragen; besonders hielt er die Sorge und Wartung seiner hinsterbenden Kinder, wie mich eine sehr geistreiche Frau versichert hat, mit der zärtlichen Gedult und der rührenden Selbstvergessenheit aus, die sonst fast nur den Frauen eigen ist; und ich habe selbst gar oft bemerkt, wie Sokratisch er die letzte lange Kränklichkeit seiner Frau und die damit verbundene Störung seiner ganzen Thätigkeit ertrug. So hatte er auch ohnerachtet häufiger Klagen, die in seinen Briefen manchmal vielleicht zu stark hervortraten, weil viele ihre Klagen gern gerade für Briefe sammeln und aufsparen, da er trotz einer gewissen Neigung zur Unzufriedenheit doch viel innere Gerechtigkeit und Genügsamkeit besaß, gewiß das Bewußtseyn von den Freuden, die ihm geworden waren, und von dem Glück, das es ihm bey allen Kummernissen gebracht hatte, in Rom zu leben, von welcher Stadt er mir vor meinem Abschied von da sagte, wie in andern Zeiten jemand von Athen, man müsse sie nicht sehen oder nicht verlassen.



Sein Aeußeres und sein Benehmen entsprachen in vieler Hinsicht seinem Innern. Klein von Wuchs, unscheinbar von Kleidung, von röthlichem Haar, dabem gegen die meisten Fremden zurückhaltend und still, kündigte er sich nicht allen gleich an als der er war. Doch war in allem diesem nichts unangenehmes, man durfte sich nur selbst in lauterer Absicht nähern, so verschwand diese Zurückgezogenheit; ein Ausdruck von Kraft und von Wohlwollen in den Gesichtszügen floßte Achtung und Liebe ein, und die ganze ruhige, nie um Gefallen bemühte Haltung entwickelte nie etwas ungefälliges. Es ist unmöglich, sich jemanden freyer zu denken von aller Eitelkeit, Anmaßung und Selbstsucht. Gelehrtenstolz ist überhaupt in großen Städten seltner, und in Rom läßt die leichte Berührung verschiedner Stände, der häufige Wechsel des gebildeten Cirkels und ein halboffnes Auge für alles, was einen umgiebt, am wenigsten etwas zunftartiges aufkommen, und der Ausländer dürfte diese Einwirkungen noch stärker empfinden, als der Einheimische. Aber aus keinen Verhältnissen des Orts, sondern allein aus innerer Freiheit, kann diese ächte Liebenswürdigkeit hervorgehn, womit Zoega durchaus unfähig war des Neides, anerkennend gegen jedes Verdienst, gütig, mild und erhebend gegen jedes Streben, zuvorkommend gegen jeden aufrichtigen denkenden Umgang, so sehr er sich dem gewöhnlichen entzog, besonders einem jugendlich lernbegierigen sich sehr willig leihend, allen Unterschied von Jahren, Verdiensten und Bürden nur so behandelnd, wie es in einer einträchtigen Familie geschieht, populär und zwanglos, wie es die Alten waren und die südlichen Völ-

ter noch im Allgemeinen mehr sind als die nördlichen. Bereit, Freunden zu dienen, war er unverdrossen, das Uebernommene genau auszuführen; eine Antwort auf wissenschaftliche oder andere Nachfragen der verschiedensten Art, wurden bey ihm leicht zu einer fertigen Abhandlung. Freygebig und ohne allen Rückhalt theilte er auch im Gespräch seine Einsichten mit, belehrte, besonders auf seinen Spaziergängen, um zu unterhalten, und unterhielt um zu belehren, nahm gern und prüfend auf, äusserte sich unter Freunden mit geistreicher und durchdringender Freymüthigkeit und satyrischem Scherz über grosse Personen und Verhältnisse, und auch im Gespräch war sein Urtheil immer durchdacht, bestimmt und fest, apophtegmenartig, wie die Weisheit vieler alten Philosophen. Einigemale sah ich ihn bey lustigen kleinen Festen von jungen Künstlern bis zum Mitsingen erheitert. Die Freundschaft zu einem ältern Mann, in dem alle jugendlichen Kräfte nicht abgelebt sind, sondern nur geregelter, und in Vereinigung gemäßigter wirken, hat etwas, das uns allmählig mit leiseren aber vielfachen Banden fesselt, während die Freundschaft der Jüngern oft durch ein einziges starkes Band geknüpft wird; wenn diese dem hinreisenden Frühling, so gleicht jene einem frucht- und farbenreichen Herbst, und dieß Verhältniß ist es, worin sich ein jugendlicher Freund der Kunst und Wissenschaft mit Zoega fühlte. Seine Wohnung war, ich glaube ununterbrochen seit 1784, in strada Gregoriana, wo er zuletzt mehrere Jahre den Preussischen Gesandten Freyherrn von Humboldt zum freundschaftlichen Nachbar gehabt hat.

---

## L e b e n s e n d e.

---

Wie sehr, besonders in späteren Jahren, Zoega bey einer kachektischen und zärtlichen Leibesbeschaffenheit durch allerley Uebel zurückgesetzt worden, indem sie ihn bald bettlägerig machten, bald ihn sich so eben fortschleppen ließen, davon ist in diesen Blättern nur zu viel die Rede gewesen. Denn so mittelmäßig war im Ganzen seine Gesundheit, daß wenige unter den sämtlichen Briefen seyn möchten, worin sich nicht einiges auf sie bezöge: es wird schwächlichen Personen zur Gewohnheit, über ihr Befinden zu reden. Am Ausgang des Jahres 1808 hatte ihn, wie er unterm 24. Dec. an den Herausgeber schrieb, die Kälte, welche seit drey Wochen dauerte, zu aller Arbeit unfähig gemacht und ihm Gliederschmerz, Kopf- und Magenweh zugezogen, so daß er den ersten Artikel von dem sechszehnten Hest der Basreliefe unvollendet niederlegen mußte. Drauf regnete es, und er fühlte sich besser, machte auch in den letzten Tagen des Jänner's heitre Wanderungen mit seiner Freundin Friederike Brun, die ihm in dem schönen Gesang auf die ohne ihn in noch frischer Trauer besuchte Via Appia sehnsüchtig nachruft.

Der gedachte Artikel ist noch beendigt worden, aber der letzte des Werks geblieben, dem mehre schon

fertige Kupferblätter ohne seine Erläuterung haben angehängt werden müssen. Die Erklärung ist gerade stehn geblieben vor dem Raub der Kora; die ihm nicht, wie einst dem Pindar, Zeit gelassen hatte, ihr noch zulezt seinen Dienst zu entrichten; sondern Betrachtungen über die Götinnen der Zeit und der Bestimmung, und über Schlaf und Ruhe vom Leben sind seine letzten gewesen, und er hat nicht geahnet, wie er unmittelbar vorher die wehmüthig heitre Vorstellung der Alten von dem Gott berührte, der sanft und mild das Licht des Lebenstages auslöscht, um den Schlummer heranzulocken, daß er so bald mit der gesenkten Fackel an seine eigne Urne sich stellen werde. Es war große Schwäche und Abmagerung an ihm bemerkt worden, und die Wartung seiner beyden jüngsten Kinder, die nach einander krank wurden, hatte verursacht, daß er noch mehr abnahm. Besonders hatte er an den Sohn, den er nicht von sich ließ, die Ruhe vieler Nächte verloren; aber die Freude gehabt, ihn hergestellt zu sehen. Da befiel ihn, nach verschiedenen kleinen Unpäßlichkeiten, den ersten Februar 1809 starke Neigung zum Erbrechen und heftiger Kopfschmerz. Die Luft dieses Winters hatte gallichtkatarthalische Zufälle, ihm ohnehin gefährlich, ziemlich allgemein gemacht, und Zoega glaubte, daß ein mehrmals wiederholter Mergel sein Uebelbefinden mit veranlaßt habe. Hauptsächlich war daran der damalige unglückliche Zustand seines Vaterlandes Schuld, wovon er wenige Tage zuvor vieles Einzelne erfuhr, und der ihn um so mehr aufreizte, als er nunmehr, da auch sein schrift-

stellerisches Untetnehmen gescheitert war, sich von neuem mit Mangel bedroht sah. Und in der That ist bald darauf das Dänische Papiergeld noch mehr und schneller heruntergekommen, als damals selbst die trübste Abndung fürchten ließ. So hatten beynah ein Jahr früher ebenfalls zunächst Gemütherschütterungen durch Ergießung der Galle den Tod Johann Müllers veranlaßt. \*) Nach gelind bewirktem Erbrechen stellte sich am zweyten Abend der Krankheit Fieber ein, das Anfangs mit Unterbrechungen, nachher vom siebenten Tag an fortdauernd ihn nicht mehr verlassen hat; fast zugleich mit diesem ein entzündungsartiger Schmerz um die Gegend der Leber, der mehrere Tage anhielt. Nach Vertreibung desselben ließ er sich nicht leicht abhalten, statt stärkender Getränke eine große Menge Wassers, woran er gewöhnt war, zu sich zu nehmen, um bey dem noch dauernden bitterlichen Geschmack, seiner eignen Theorie zu Folge, die Galle auszuspuhlen. \*\*) Den fünften und sechsten Tag gieng es sehr gut, auch am siebenten; er verlangte, den folgenden Tag aufzustehn, an Sterben hatte er nicht den leisesten Gedanken gehabt, und scherzte über allerley Dinge, namentlich mit einem seiner besten Freunde unter den Deutschen Künstlern, dem Bildhauer Rauch. Ueber:

---

\*) Joh. v. Müllers Werke Th. 7. S. 405. 421 ff.

\*\*) Auch Seume, der in einigen Beziehungen Aehnlichkeit mit Zoega hat, wollte verdorbenen Magen, oder was ihm sonst fehlte, nur mit Wasser heilen. Spaziergang nach Syrakus Th. 3. S. 9.

haupt sah er in seiner Krankheit häufig und Stunden lang seine Freunde und Landsleute, die ihn von dem Augenblick der Gefahr an, namentlich Thormaldsen und Lund, nie mehr verließen. Dieser Augenblick war da seit der auf diesen Tag folgenden Nacht, worin alle Zufälle eines starken Nervenfiebers, Krämpfe und ein geringes Irrenn eintraten. Der Kranke kam inzwischen nach einigen Stunden ganz wieder zu sich, und hat bis zu seinem Hintritt das Bewußtseyn vermuthlich nicht wieder verloren, ob er gleich nur wenige Worte bey den wichtigsten Veranlassungen sprach, und sonst immer die Augen schloß. Man zog einen der berühmtesten Römischen Aerzte zu dem Deutschen, Hn. D. Kohlrausch, der ihn mit der möglichsten Sorgfalt und mit dem Antheil der achtungsvollsten Freundschaft behandelte, und dessen gütiger Mittheilung wir eine genaue Krankheitsgeschichte verdanken, hinzu. Boega schien darüber, vielleicht wegen seiner oft deßfalls geäußerten Grundsätze, unwillig, und antwortete auch, als ihn sein Arzt frug, ob er seinen Beichtvater haben wollte, ein rasches Nein. Der Kopf war und blieb frey. Der Kranke schien wenig zu leiden, bewegte sich hin und wieder mit Kraft; aber das Fieber war am Abend wie am Morgen, und er sank immer mehr in einen Zustand der Gefühllosigkeit und in heftigere Krämpfe, und die Nervenzufälle oder ihr Spiel in den Muskeln machte es unmöglich, noch etwas zu schlucken; nur zuletzt kehrte, nachdem sich vergeblich ein kleiner Aus Schlag gezeigt, eine Art von Schmerzlosigkeit und Ruhe zurück, in welcher er am zehnten Februar



gegen elf Uhr Vormittags verschied. Sein sehr verzogenes und entfärbtes Gesicht nahm bald nachher wieder einen freundlichen Ausdruck an, und ist in der davon genommenen Maske, wonach Thorwaldsen das diesem Buch vorgesezte Bild gezeichnet hat, vollkommen lebensähnlich. Ein Kapuziner, der in den letzten Stunden mit dem Curato von der nahen Kirche S. Andrea delle Fratte zugegen war, ertheilte dem Sterbenden die absolutio in futuro. Seine Reste, mit anständigem Geprång bestattet, ruhen in der genannten Kirche: und seine Landsleute in Rom hatten sich vorgesezt, sein Brustbild ausführen zu lassen, um im Kreise der berühmten und verdienten Männer im Pantheon aufgestellt zu werden.

---

## W e i t e r e   N a c h r i c h t e n .

---

Der Hinterbliebenen Zoega's nahm sich, nicht blos als Stellvertreter seines Königs in Italien, sondern eben so zuvorkommend, wie seine Freundschaft für den Vater gewesen war, und wahrhaft väterlich Hr. von Schubart an. Er setzte für die beyden ältesten Kinder, welche in die Familie des rechtschaffnen und geschickten Malers Labruzzi, des Nachbars und vieljährigen treuen Freundes von Zoega, aufgenommen wurden, einen Unterhalt aus eignen Mitteln aus, und nahm in der Folge den Sohn selbst zu sich; so wie die jüngste, achtjährige Tochter sogleich von der als Schriftstellerin und Reisenden berühmten Freundin des Vaters aufgenommen wurde; bey der sie auch in Kopenhagen noch mehrere Jahre geblieben ist. Der Gesandte hielt unverzüglich bey seinem Hof um Versorgung der Verwaisten an, übernahm mit Einwilligung ihres entfernten Oheims, die Vormundschaft, und trug die nöthige Sorge für den Nachlaß. Von den vorgeschundenen Papieren ließ er ein Verzeichniß durch Doctor Koes ausfertigen, welches er dem Hofe mit dem Vorschlag vorlegte, sie in die Bibliothek in Kopenhagen aufzunehmen, den Kindern aber ein zu dem Gehalte des Vaters verhältnißmäßiges Einkommen zu versichern. Hierzu war der König geneigt und beauftrag-

te den Bischof Münster, über das Verzeichniß der Papiere zu berichten. Dieser setzte ihre Wichtigkeit auseinander und schlug Sr. Majestät vor, zu geruhen, daß in Betracht derselben und in Rücksicht der Verdienste des Vaters und der Ehre, die er dem Vaterland gemacht habe, den Kindern der ganze Gehalt, den er gezogen habe, fortgesetzt werde, so daß der Sohn jährlich 500 Thlr. bis zu den Jahren, wo er in Königl. Dienste treten könne, und jede der beyden Töchter jährlich 200 Thlr. und nachher eine Ausstatt. erhielt. Schon im September 1809 wurde nach diesem Vorschlag entschieden, und dem Sohn das vollendete ein und zwanzigste Jahr als Grenze seines Gnadengehaltes, und die Aussteuer der Töchter festgesetzt; alles aus der Königl. Finanzkasse, weil der sogenannte wissenschaftliche Fond, woraus Zoega sein Geld erhalten hatte, die Ausgabe nicht ertrug. Gewißehrt diese Königl. Versorgung eben so sehr das Andenken dessen, dem zu Gunst sie gewährt wurde, als die Regierung, welche sie bewilligte; und wenn nachher unter den eingetretenen Finanzverhältnissen diese Gehalte das schwankende Schicksal aller übrigen theilten, so kam die Freundschaft zu Hülfe. Für den Sohn namentlich sorgt der bisherige Plegvater fort, in dem Gedanken ihm eine des Vaters würdige Ausbildung zu Theil werden zu lassen. Wer diesen genau gekannt hat, und die theils mächtigen theils äußerst leisen Einflüsse, welche von der Verschiedenheit des Geburtslandes, der Erziehung und andern äußeren Umständen abhängen, gegen das Angeborne abzu-

wägen versteht, dem würde es unterhaltend seyn so manches von dem Wesen des Vaters in dem Sohn, der auch in Körperbau und Gesichtszügen sehr an ihn erinnert, abgespiegelt zu bemerken. Die Bestimmung, welche ihm von jenem zugedacht gewesen war, wurde mit einer wissenschaftlichen vertauscht, und er widmete sich schon in der Schule in Italien vorzugsweise, und zunächst nachher ein paar Jahre in Gießen der Mathematik.

Im Besitz der Kinder ist auch das Koptische Werk geblieben, nachdem es endlich den Bemühungen des Hrn. von Schubart gelungen war, durch einen den 27. Sept. 1809 von dem päpstlichen Staatssekretär gefaßten Beschluß, die ganze Auflage von 480 Exemplaren, bis auf 15, die man der Propaganda vorbehielt, von ihr herauszubekommen, unter der Verbindlichkeit, die Nebensachen, welche Zoega noch zurückgehalten hatte, selbst hinzudrucken zu lassen. Darunter fand sich auch die Zueignung an den Kronprinzen, der inzwischen den Thron bestiegen hatte. „Die langwierige mühsame Arbeit, so drückt er sich in einem vorläufig entworfenen Schreiben aus, wodurch die historischen Wissenschaften einen neuen, vielleicht nicht anfruchtbaren Zweig gewinnen würden, mit einem Fleiß und einer Genauigkeit ausgeführt, welche ihr die Zufriedenheit der Kenner auf eine gewisse Art versichern könnten, dem Fürsten weihen zu dürfen, dessen Unterstützung alles, was dieß Buch nützliches enthalten möchte, zu verdanken sey, dem es, so wie alles, was er noch künftig auszuführen im Stande seyn würde,

als Eigenthum angehöre; dieß Zeugniß vor der Welt ablegen zu dürfen, werde sein Herz erleichtern, und die Erlaubniß, es zu thun, werde ihm eine neue Wohlthat seyn nach allen den andern, wofür er mit seinen Kindern den Namen des Kronprinzen segne.“ — Bey einem Mann, der so wenig der Förmlichkeit wegen that, dem aber Dankbarkeit zu beweisen Bedürfniß war, und der durch seine gewohnte Wahrheit und Kürze selbst das fast ganz zur Förmlichkeit Gewordene wieder zum Bedeutenden zu erneuen im Stand war, ist diese Zueignung sprechend, die einzige, die er gemacht hat; denn die vor den Obeliskten rührt von Marini her. Sie ist im Stil der Steinschriften ausgedrückt: *Friderico sexto daniae et norwegiae regi patriae patri et vindici optimo maximo scientiarum bonarumque artium fautori et cultori librum de aegyptia sequioris aevi litteratura eo favente coeptum et ad finem perductum summo suo patrono Georgius Zoega danus ddd romae MDCCCVIII.*

Hätte Zoega vorausgesehn, daß mit so viel Bereitwilligkeit so vollständig für seine Nachlebenden gesorgt werden würde, manche ängstliche Sorge und manchen Verdruß hätte er sich vielleicht erspart. Aber wie er schon in früher Jugend bekannte, daß er gewöhnlich geneigt sey, sich das Schlimmste vorzustellen, so hat er ohne Zweifel die Theilnahme, die Freunde und Landesregierung einmal gegen seine Kinder äußern könnten, in diesem Grade wenigstens, nicht zu hoffen gewagt. Diesem Umstand mag es zuzuschreiben seyn, daß sich bey Eröffnung seines Schreibepults, zum Er-

staunen aller Bekannten von ihm, drehtausend zweyhundert Piaster in Gold vorfinden, die nach seinen Papieren schon seit vielen Jahren sein Eigenthum gewesen waren, und die er durch zu große Vorsicht verhindert worden war, nützlich anzulegen. Alle Geldangelegenheiten fanden sich außerdem in der besten Ordnung, und ein paar hundert Scudi, die zu den laufenden Ausgaben bestimmt waren, bey der Hand. Diese still geheime Ersparniß hat eine gewisse Aehnlichkeit mit dem In sich verschließen von Gedanken, Plänen und Ausichten bis zur Zeit ihrer völligen Reife; so wie mit dem langen stillen Einsammeln und Aufsparen wissenschaftlicher Schätze, wozu ihn anfänglich ein weiser Plan und später auch der Zwang der Umstände veranlaßt hat. Eine Weise, welche man in gewissen Berrichtungen, Gegenständen oder Neigungen zu befolgen gewohnt ist, pflegt leicht auf ganz andre Arten derselben Einfluß zu haben und ihnen einen ähnlichen Charakter mitzutheilen. Ein Vergnügen an heimlichem Besiße ist überhaupt ganz im Geiste eines Mannes, der gar keine Freude des Scheins kennt, und im Haushalten, nachdem die Verhältnisse ihm diese weibliche Sorge aufgedrungen, mochte er leicht um so eher zu weit gehn, als er alles einmal Uebernommene nicht anders als möglichst vollständig ausführen konnte. Durch das Schwankende und Ungleiche seines Einkommens, durch wiederholte üble Erfahrungen wurzelte dieser Gedanke immer fester: und seine große Mängelsüchtigkeit kam dazu, bey der er schon durch Ungewißheit und Unordnungen der



Wechselsendungen oft zur höchsten Sparsamkeit angetrieben werden mußte. Schon sobald er anfieng für sich selbst sorgen zu müssen, war er immer, wie seine früheren Freunde erzählen, sparsam und in seinen Bedürfnissen abgemessen; ungefähr seit der Zeit, wo er sich vom Dichterischen abgethan hatte. Für seine Kinder trieb ihn die Sorge zu geizen. Wenn aber in Briefen an Freunde und Verwandte, so manche Aeußerung ist, die, statt auf die Vermuthung eines ersparten Kapitals zu führen, ihr geradezu widersprechen würde, so dürfte man annehmen, er habe sich immer nur auf die bekannte und regelmäßige Einnahme eingelassen und etwas, das er durch Arbeiten und Geschäfte hinzugewann, ein für allemal seinen Kindern als ein unveräußerliches Eigenthum bestimmt. Wirklich ist ihm in dem Briefe vom 19. Juny 1802 der Ausdruck entfallen, daß ihn der Verkauf von seinen Exemplaren in den Stand gesetzt habe, wie in der vergangenen Zeit, etwas von dem Seinigen herzugeben; und in dem vom 14. Nov. 1801 hoffte er, aus gleicher Quelle ein kleines Kapital als Beysteuer zu den zu bewilligenden Reisekosten zu ziehen.

Zoega war Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, ausser den Italiänischen zu Bellettri, Siena, Florenz, der Academia Italiana, der auswärtigen zu Göttingen, zu Berlin, seit 1806 zu München, zu Kopenhagen. (seit 1798.) \*)

---

\*) Diese, ausser München, nennen Hr. Thiebaut und die Schwabische Zeitung.

Den unersehblichen Verlust, den durch seinen Tod die Wissenschaften erlitten, hat man überall gefühlt, und ihn, mit persönlichem Wohlwollen, vorzüglich auch in Rom unter allen Ständen, betrauert. In der Versammlung des Kapitels der Königl. Dänischen Ritterorden am 28. Juny 1809 wurden durch den Ordenssekretär Nachrichten über sein Leben vorgelesen, (er war Ritter vom Dannebrog geworden, wiewohl die Nachricht davon erst acht Tage nach seinem Tode ankam) welche mit den Worten schlossen: „Zoega hat als Dänischer Gelehrter zu dem Ruhm der Nation in der Fremde wesentlich beygetragen, er hat die Grenzen der Wissenschaften, in denen er arbeitete, erweitert; seine hinterlassene Werke sind klassisch; sein Name wird unter den Europäischen Gelehrten stets groß bleiben; ein jeder Alterthumsforscher wird in Zukunft Aufklärung und Begleitung bey Winckelmann und Zoega suchen; und von dem großen Geiste beyder durchdrungen, wird er dem Dänischen Gelehrten in Ansehung seiner gründlichern Gelehrsamkeit, schärfern Kritik, tiefer forschenden Urtheilskraft den Vorzug geben.“

---

## Ueber

## die nachgelassenen Schriften und Papiere.

---

Die hinterlassenen Papiere Zoega's wurden im Frühjahr 1811. durch Se. Excellenz den Dänischen Gesandten Baron Schubart selbst nach Kopenhagen gebracht, wo sie sich in der großen Königl. Bibliothek befinden, bis jetzt noch in der Ordnung, wie sie, auf Veranstaltung ebendesselben, durch den bald nachher auf der Insel Zante verstorbenen wackeren Dänischen Gesandten D. Roes in 17 Päckte abgetheilt und verzeichnet worden waren. Hier wird es zweckmäßiger seyn, eine geordnete Uebersicht davon zu geben, mit jeweiliger Beziehung auf den vorhandenen Katalog, wo die Römische Ziffer den Pack, die gewöhnliche die Nummer anzeigt. Ein Theil ist völlig ausgearbeitet, zur Herausgabe unbedingt geeignet; manches andre muß wenigstens durch eine schickliche Benutzung der Wissenschaft gerettet werden. Daß dieser unvollendeten und auch der druckfertigen Arbeiten ungewöhnlich viele sind, ist bey den vielfach berührten Hemmungen, so wie bey den Schwierigkeiten des Herausgebens nicht zu verwundern. Weit mehr wird man durch die Masse der Papiere überrascht, die nur zu Vorbereitungen und als Hülfsmittel dienen.

## A.

Was künftig noch herauszugeben oder zu bearbeiten ist.

## 1.

## Topographie von Rom.

Nachricht über sie enthalten die Briefe vom 19. Aug. 1797. 25. Jul. 1801. 26. Nov. 1803. 16. März und 13. Apr. 1805. 15. März und 16. May 1806. 17. Jan. und 7. Febr. 1807. Die erste Bearbeitung wie sie im Jahr 1800 zum Druck bereit lag, (s. den Brief von Zoega im Deutschen Mercur 1800. St. 6.) in Französischer Sprache, beträgt außer vielen Einlagen 73 Bogen in der Mitte gebrochen, so daß die eine Hälfte die Beweisstellen aus den Alten enthält. Sie war nach Beendigung des Buchs *De Obeliscis* auf die Veranlassung entstanden, daß sich Zoega nach seiner planmäßigen Weise zur Cicero- nie eigends vorbereiten zu müssen glaubte, zu welcher Vorbereitung auch Hefte über die Römischen Kirchen und die Paläste in alphabetischer Ordnung, besonders über die Gemälde in N. XV. gehören, worin aber nicht viel eigenes zu suchen seyn dürfte. Im Jahr 1803 war vermuthlich zunächst Se. Rdn. Hoheit der Erbgroßherzog Georg von Mecklenburg Strelitz Veranlassung zu einer gänzlichen Umarbeitung \*) in

---

\*) Hr. Arsenne Thiébaud drückt sich aus, nach dem Zoega den genannten Fürsten in Rom geführt habe, sey die

Deutscher Sprache, auf vierthalbhundert Seiten in 8. in folgenden Abschnitten: Capitol, Palatin, Vallis Murtia, Forum Romanum, Kaiser-Fora östlich vom F. Romanum, zwischen Forum und Palatin und Nachbarschaft, zwischen Forum und Tiber, Aventinus, Coelius, Westliche Gegend unter dem Coelius, Südöstlich vom Aventin von der porta Capena und in der Nachbarschaft der V. Appia und der V. Latina; Esquilin, Viminalis, Quirinalis, Westliche Gegend von dem Quirinal, Collis hortulorum, Campus, Jenseit der Tiber. Das meiste ist genau nach dem Compaß bezeichnet, alles leicht und klar geschrieben, wie zum gewöhnlichen Handbuch der kleinen Reisen in der alten Stadt, und ohne alle Beweisstellen. Die dritte im Winter 1806—7 in Italianischer Sprache begonnene Bearbeitung führt nur in einer geringen Anzahl von Bögen die Geschichte des Capitolinischen Hügels, der in Verbindung mit dem Palatin und den Umgebungen, als die älteste Gestalt der Stadt, den ersten Abschnitt bilden sollte, bis zu dem Brand des Jupitertempels. Nun in der hier begonnenen Gestalt, als eine gründliche ganz unabhängig und neu aus den Quellen bearbeitete und Schritt vor Schritt mit Belegen und Zeugnissen versehene Geschichte der Stadt, würde das Werk Zoega's ganz würdig gewesen seyn. Er hatte zum Behuf desselben viele alte Schriftsteller von neuem ganz ausgezogen als Ciceronis op. omn.

---

Topographie bereitet worden. Dieß ist vermuthlich nicht ganz richtig ausgedrückt.

Livius, Sallustius, Horatius, Ovid. Fast., Catullus, Tibullus, Propertius, Juvenalis, Varro, Festus, Gellius, Macrobius, Val. Maximus, Statius, Dio Cassius, Procopius, auf 35 ganz voll geschriebenen Bogen, wozu Auszüge kommen aus Aringhi, Ficoroni, Fabretti und mehreren Neuern. Mehrmals hat er gegen den Herausgeber der seinem Wohlwollen Abschriften der Deutschen Topographie und des Anfangs der Italiänischen verdankt, geäußert, daß viele der in jener aufgestellten Annahme überhaupt unsicher, oder ihm seitdem zweifelhaft geworden seyen, und daß er über manches andre Ansichten genommen habe. Er pflegte diese zum Theil ungemein verwickelten und schwankenden Untersuchungen eine angenehme Matäoponie zu nennen, die wenn sie zu keinen gemeinwichtigen Aufschlüssen führe, wenigstens einem unschuldigen Wettstreit des Scharfsinns Raum gebe. Auch sagt er in einem Brief vom 15. Febr. 1792 mit einem andern, der nicht zu zweifeln liebe, sey einem gewissen Fremden zum Cicerone mehr gedient als mit ihm, und es gebe sehr wenige Dinge, von welchen er zu sagen wisse, was sie eigentlich gewesen seyen. Inzwischen ist sicherlich eine wohlgeordnete Darstellung von so manchem Wissenswürdigen, das gewiß ist und durch willführliche Annahmen nicht durchaus entstellt werden kann, sehr wünschenswerth, nicht bloß für Gelehrte in Rom, die unwillkürlich in das Innere dieses Studiums hineingezogen werden, und für alle Arten von Reisenden, sondern auch für alle, welche sich um das Alterthum bekümmern, und vielleicht nur aus Mangel



eines schicklicheren Handbuchs im Allgemeinen weniger Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand richten, als die Verflechtung der Geschichte der Hauptstadt, ihres Baues und ihrer Pracht mit der der Nation zu erfordern scheint. Möchte darum recht bald zur Bekanntmachung der Zoega'schen Arbeiten Anstalt gemacht werden! Unseres Dafürhaltens müßten diese buchstäblich genau, ganz unverändert, ungefeilt, und abgesondert herausgegeben werden, und zwar so, daß die Deutsche Bearbeitung, als die Hauptsache vorangestellt; dann aus der Französischen die in jener fehlenden besonderen an verschiedenen Orten eingeschobenen Abschnitte über Thore, Hügel, Straßen und Brunnen, Klöfen, Eintheilungen, Circusse, Obelisken, Triumphbogen, Thermen, Grabmäler der Via Appia und Via Latina, Gärten, Theater, und endlich das alphabetische Verzeichniß der Tempel in Rom, beygefügt, und auch der Anfang der größeren und gelehrteren Bearbeitung anhangsweise übersetzt würde. Aus der Französischen könnten ferner in Noten die Stellen der Autoren gezogen und vielleicht ohne große Mühe mit andern aus den schon gedachten Auszügen vermehrt werden. Zu diesen die sich V, 4 befinden, kommen noch von der ersten Bearbeitung her 16 Bogen aus Livius, Tacitus, Suetonius, und Quinctilianus. Auch sind V, 3 unter verschiedenen schon benutzten Auszügen und Kladden einige wenige noch zu gebrauchende Blätter. An dieß Ganze könnte denn jeder, der Lust und Kräfte dazu hätte, seine eignen weiteren Forschungen in Rom anknüpfen. Der Herausgeber aber müßte auch die Reiz-

se der Frau von der Necke, welche 1804 und 1805 von Zoega in Rom geführt wurde, vergleichen, obwohl ihre Angaben nicht leicht über den Inhalt der Deutschen Bearbeitung hinausgehen möchten. Eine Karte nach den Zoega'schen Angaben eingerichtet dürfte nicht fehlen. Es ist zu bedauern, daß die, welche er gewöhnlich benutzte, und worauf er den Umfang der Stadt zu verschiedenen Zeiten nach seinen späteren Untersuchungen mit der Feder eingezeichnet und manches andre berichtigt hatte, sich nicht vorfindet.

Als Beylage dieses Werks könnte mitgetheilt werden aus N. XII was in einem Auszug aus Stef. Cabral und Fausto del Rè *Delle ville e dei monumenti ant. della città e del territorio di Tivoli* berichtendes beygefügt ist, ein fertiger Aufsatz über den vermeyntlichen Canopus zu Tivoli, 1 Bogen stark, unter den Beschreibungen der Basreliefe (N. VII.) und einige Blätter, worauf die alten Ueberreste in der Gegend von Albano angegeben sind. Einige wenige Bemerkungen sind auch dem Auszug aus Chaupy *Decouverte de la maison de camp. d'Horace* (17 Bogen) Italiänisch beygeschrieben. Endlich würde dahin gehören einiges aus dem Tagebuch nach Neapel XIII, c., β. Hier heißt es den 30 May (1789): „Ich entwarf einen Grundriß von dem Tempel der Isis mit einer genaueren Beschreibung als der vom 23.“ Dieser nach durchgängigen Ausmessungen entworfene sehr saubere Plan des Tempels ist da. Die Beschreibung, wie ich sie zusammengefunden und beziffert habe, geht von S. 9 bis 16 und dient der ersten S. 178 theils

zur Ergänzung theils zur Berichtigung. Jene enthält auch alle Verzierungen des Tempels in stucco und in fresco, vgl. S. 24—26. 33. 35. 41. Eine eben so genaue Untersuchung ist dem sogenannten Tempel des Serapis gewidmet S. 28—32, wonach er entweder dem Neptun angehörte, oder das Gebäude nur ein Lusthaus eines Kaisers mit Bädern und Wasserkünsten und die angebliche cella nur ein prächtiger Brunnen gewesen.

## 2.

Abhandlungen vornehmlich zur Götterlehre  
und Kunstauslegung.

- a) Ueber den Bacchusverächter Tykurgos. Geschrieben 1790. Vgl. oben unter dem 15. März 1800. In Dänischer Uebersetzung erschienen in den Schriften der Königl. Gesellschaft der Wissensch. in Kopenhagen für 1803 und 1804 S. 41—72.
- b) Ueber Tych und Nemesis. Geschrieben im July 1794.
- c) Bemerkungen über ein Denkmal des Ptolemaeischen Museums Th. 4. Taf. 25. Vgl. unter dem 4. May 1798. Unter dem 2. März ist dieser Aufsatz auch erwähnt als sui generis tormentatori di Psiche. Dänisch a. a. O. im 1. Bd. für 1800. S. 293—304.
- d) Ueber die den Mithrasdienst betreffenden Denkmäler. S. unter dem 2. März 1798. Das Römische Institut, worin auch diese Abhandlung

vorgelesen wurde, forderte sie für den Druck; die Sammlung seiner Schriften ist aber nie zur Ausführung gekommen. Als daher Münter den Vf. auffoderte Abhandlungen nach Kopenhagen einzusenden, so wählte er diese, die in Rom in Handschrift umgegangen war und ausgezeichneten Beyfall gefunden hatte, und die über den Lylurg. Beyde wurden von Hn. K. F. Desgen übersetzt: die über den Mithras steht a. a. D. im 4. Bd. für 1805—6. S. 113—232. Seitdem hatte er darin einiges zu ändern gefunden und ergriff die Gelegenheit dieses zu thun, als er sie dem größeren Theil nach in den *Bassir. di Roma* Tav. 58. 59. aufnahm, so daß nur das dort Uebergangene und für eine andre Nummer Vorbehaltene hier gezählt werden kann.

- e) über den erstgebornen Gott der Orphiker. S. unter dem 27. Febr. 1799. War auch für das Institut bestimmt, und ist also eine der wenigen Früchte, welche die neue Römische Republik getragen hat.
- f) Vorlesungen über die Griechische Mythologie. Von ihnen findet sich in den Papieren nirgend eine Nachricht. — Die Handschrift davon ist deutsch, von des Verfassers eigener Hand, und bricht beim dritten Abschnitt, Theogonien, und Heroogonien, ab.
- g) Ueber Homer. Darunter steht: „Morgens den 31. October 1788, nachdem ich Cesarotti T. I. p. I. I. gelesen.“ Im Ganzen mit den Wolfischen Ansichten übereinstimmend.
- h) Ueber Lylurg und die Sparter. Findet sich  
*Soega's Leben. II. Thl.* 28

in einem kleinem Auszug aus Joh. Gillies history of ancient Greece zu T. 1. p. 89.

- i) Vermuthung über den Ursprung des Namens der Völker; der einzige aus vielen Nachforschungen über die älteste Italiänische Geschichte hervorgegangene kleine Aufsatz.
- k) Diatribe de Memnone, aus der frühesten Zeit in Rom, und nur theilweise jetzt noch brauchbar.
- l) De varia apud Aegyptios anni ratione. Erwähnt und ausgezogen, Num. Alex. p. 395 sq. Zehn Quartblätter. (in X.) Vgl. J. R. Forster in den dem 2. Bd. des Oxfordischen Strabon (1807) angehängten Anmerkungen.

Vorzüglich die ersten von diesen Abhandlungen sind mit so viel Ernst und Begeisterung geschrieben, daß man wohl sieht, wie sehr der Verfasser die alte Religion nach ihrer innersten Bedeutung, wie die Besten der Vorzeit selber gethan, lebendig auffaßte.

### 3.

#### Beschreibung der Römischen Basreliefe.

Von dieser großen Vorarbeit ist in den Briefen mehrmals die Rede gewesen, vorzüglich unter dem 20. May 1796, 2. Dec. 1797. und 16. May 1800. Zoega erzählte, er habe sich einmal mit Siebenkees und Schow in die Römischen Basreliefe getheilt gehabt, so daß er die Bacchischen, die von Psyche und Proserpina erhalten. Dieß scheint aber ein vorübergehender Anschlag gewesen zu seyn; in den vorhandenen Papieren ist keine Klasse dieser Werke, und kein Ort, wo in und um Rom welche

sind, ausgeschlossen, und ich habe nach langem und durchgreifendem Gebrauch derselben allen Grund zu glauben, daß die Sammlung in hohem Grad wenn auch nicht durchaus vollständig sey. Ein fleißiger Theilnehmer der Untersuchungen an Ort und Stelle ist Hr. Staatsroth Uhden gewesen. Im Jahr 1799 schreibt einmal Zoega: „Zu meinem Werke über die Basreliefe habe ich den Muth verloren.“ Darauf aber folgt ein Italiänischer Brief ungewiß an wen und von wann, der wegen der darin berührten beabsichtigten Bestimmung des Werkes nachgetragen werden muß.

„Von Hirts Antrag hatte mir schon Giuntotardi gesagt, und ich hatte schon gedacht, an ihn zu schreiben, wie ich thun werde; aber ich bin noch nicht mit mir selbst einig über die in der Herausgabe des Werks zu befolgende Ordnung und Methode; und ich sehe nicht wie ich es anfangen kann ohne einen sichern Vorschuß zu haben, und kann mir nicht versprechen, daß einer dazu wird beytragen wollen, ohne eine Probe des Werkes gesehen zu haben. Es wird eine Anzahl Kupfer erfordert, die, mit der Genauigkeit gemacht, welche einer der Hauptvorzüge des Werks seyn würde, ein nicht geringer Gegenstand wären, um so mehr als hier zu Land die Preise aller Dinge ungeheuer gestiegen sind und die Zahl der Künstler sehr abgenommen hat. Die beyden Cardelli hatten mir damals versprochen, mir für die Zeichnungen beizustehn, und hätten vielleicht an der Unternehmung Theil genommen; der eine ist in Neapel gestorben, der andre nach Spanien gegangen. Der Kupferstecher Bossi, mit dem ich Freundschaft hatte, und der um Monumen



te zu stechen vielleicht jedem andern vorzuziehen war, ist nach Korfu gegangen; der Zeichner meiner Obeliskens Koncalli ist Magazinverwalter geworden, und der Kupferstecher Antonini Lieferant und so weiter. Gäbe man das Werk heftweise heraus, wie Hirt's Meynung ist, so muß man nach Ordnung der Materien gehn, und was rathen Sie mir alsdann für ein System zu befolgen? Vermuthlich das von Winckelmann, als das angenommenste, und im Wesentlichen dasselbe, was die Antiquare immer befolgt haben. Zwar würde jede Ordnung von dieser Art für mich das Ueble haben, daß ich mich auf die Erklärung der Denkmäler einlassen müßte, da mein erster Gedanke war, nur die Beschreibung davon zu geben, indem ich nur die Theile erklärte und erläuterte, die es mir bequem gewesen wäre, wie die Herausgeber der Klassiker zu thun pflegen. Auch hätte ich nach der Reihe der Museen oder Sammlungen gehn müssen, was übrigens, außerdem daß es sich nicht mit der heftweisen Herausgabe verträgt, verschiedenen andern Uebelständen ausgesetzt gewesen seyn würde. Theilen Sie mir ihre Gedanken über den Plan mit, der Ihnen am schicklichsten scheint. Sie kennen mein Manuscript, welchem jedoch die letzte Revision der Monumente fehlt, die Ausbesserung des Stils und die Ausführung (il detaglio) der Erklärungen. Nach Ihrer Abreise habe ich fast nicht wieder daran gedacht. — Grüßen Sie mir herzlich Domeyer.“

Wie sich nachher der Plan der Behandlung verändert und erweitert hat, liegt in dem Anfange des unternommenen großen Werks vor Augen. Die Beschreibungen der darin erklärten Werke sind aus der Reihe ver-

schwunden, und meine Nachfragen danach bey demjenigen, welcher in Rom die Herausgabe der letzten Hefte besorgte, und diese Blätter in Händen hatte, sind vergeblich geblieben. Da die Werke der verschiedensten Orte häufig ohne Ordnung unter einander gesetzt sind, so können dadurch zugleich manche andere Denkmäler verschleppt worden seyn. Das Ganze, diese Lücken eingerechnet, enthält gegen 700 ganz und meist ungemein knapp und eng beschriebene Bogenseiten. Dazu kommen noch manche besondre Stücke, und dann (in N. XIII.) *Antichità osservata a Napoli nel mese di maggio 1789, und Monumenti ant. osservati nel viaggio fatto nell'anno 1789 nei mesi di Luglio, Agosto, Settembre (nach Venedig)*, wiewohl hier das Meiste Aegyptisch ist. In der Hauptsammlung ist vieles durchgestrichen und anderswo wieder aufgenommen, manches in erweiterter oder berichtigter Abschrift wiederholt; — sehr oft ist bey einer zweyten oder dritten Vergleichung nachgebessert, oft nur mit Bleystift an Ort und Stelle, wie auch die ersten Aufsätze ohne Zweifel entworfen wurden. Häufig sieht man noch die Züge des Bleystifts mit Dinte nachgefahren. Diese Beschreibungen haben etwas ganz eigenthümliches, schon durch den Gedanken an sich, sehr zusammenge setzte Vorstellungen in allem Wesentlichen und Unterscheidenden durch Worte so bezeichnen zu wollen, daß in gewisser Hinsicht der Kupferstich dadurch entbehrlich gemacht werden könnte; und dann durch die Art wie die Gegenstände, die Stellungen, die Handlung, die Abzeichen, der Ausdruck, in einem eigends dazu festgestellten und fein auf einander bezogenen, aber an sich deutlichen

Sprachgebrauch wirklich geschildert sind. Die Bezeichnung ist gewöhnlich ganz allgemein gehalten, so daß gewöhnlich nicht einmal die Figuren von unzweifelhafter Benennung bey ihrem Namen genannt werden; was sich aus dem Zusammenhang dem Unterrichteten ergeben muß, ist nicht ausgesprochen, was sich nicht entschieden ausdrückt, ist nicht bestimmt, Urtheil mehr vermieden, als daß ihm vermuthungsweise vorgegriffen würde, selbst das, worauf es am meisten ankommen möchte bey der Erklärung es zu benennen und zu untersuchen, gewöhnlich nicht angedeutet noch hervorgehoben. Hinweisungen auf ähnliche Vorstellungen, oder Beziehungen auf solche sind außerst selten; Schriftsteller werden niemals angeführt, keine Art von Register ist vorhanden: kurz das Ganze ist größtentheils beschränkt auf die bloße Untersuchung des Marmors und der Figuren selbst, ihres Zustandes nicht ihres Sinnes, auf bloße Beschreibung: und macht also nur einen vorbereitenden Theil der eigentlich erforderlichen Behandlung aus. Doch sind diese Blätter auch so als höchst wichtig und schätzbar zu betrachten, theils weil ein großer Theil der Werke noch gar nicht bekannt ist, theils wegen der Ungenauigkeit der vorhandenen Zeichnungen, die nach ihnen berichtigt werden können, da Zoega an Genauigkeit und Umsicht nicht leicht je übertroffen werden kann. Allein schwerlich möchte die Theilnahme an der genaueren Erforschung dieses Kunstzweigs verbreitet genug seyn, um eine Ausgabe von so beträchtlichen Sammlungen veranstalten zu können. Daher scheint es zweckmäßig, die vorhandenen Kupferstiche mit der wörtlichen Beschreibung zu vergleichen und nur das auszuhe-

ben, was den Ausdruck oder die Bedeutung der Werke selbst genügender als die Zeichnung oder überhaupt abweichend darstellt, aber dieß vollständig, und allenfalls wo sich die Zeichnung nicht allgemein verständlich ausspricht die Beschreibung zur Erläuterung beizufügen; so daß nichts übergangen würde, was nicht aus der Zeichnung selbst schon zulänglich abgenommen werden könnte. Nach dieser Ansicht sind von mir alle Beschreibungen der Werke, welche in den Monumenti inediti, im vierten Bande des Mus. Capitolino, im ganzen Mus. Pio-Clementino, den Mon. Gabini und den Sculpture del palazzo della villa Borghese und einigen andern Werken gestochen sind, auf das Sorgfältigste ausgezogen worden. Dabey ist zugleich alles benützt, was sich in Zoega's fortlaufenden Auszügen aus dem Text dieser Werke gelegentlich bemerkt und berichtet findet. Auf ähnliche Weise sind die vorfindlichen Beschreibungen von Campanischen Gefäßen nach d'Hancarville, Tischbein u. s. w. vergleichend ausgezogen und bis auf die letzte Kleinigkeit zu Rathe gezogen worden. Was die noch übrig bleibende beträchtliche Anzahl von erhobenen Werken betrifft, so können sie nachher theils nach vergleichender Bezehung auf schon bekannte verwandte Vorstellungen, theils wenn der Inhalt ganz neu und eigen ist, nach vollständiger Uebersetzung, nachdem eine so beträchtliche Masse schon ausgeschieden ist, eher angewandt und gedruckt werden, und der Herausgeber hat die gnädigste Erlaubniß Sr. Majestät des Königs von Dänemark von diesen Papieren Gebrauch zu machen, in dem Umfang benützt, daß ihm, so weit seiner Einsicht nach Gebrauch zu machen

war, nicht leicht eine Zeile entgangen seyn wird. Nur die vielen eingestreuten Inschriften zu vergleichen und vielleicht manche noch nicht bekannt gemachte herauszuziehn hat er andern überlassen.

## 4.

### Gemme et Amuleti del Museo Borgiano.

Aus einem allgemeinen Catalogo dei Monumenti Egiziani in Velletri nel Museo Borgiano composto et ordinato del sign. G. Zoega dotto Danese nel mose di ottobre 1784. von fremder Hand abgeschrieben und hernach mit vielen Verbesserungen und Beylagen von Zoega selbst versehen mit Fortsetzungen vom Febr. May, Okt. 1785. Okt. 1786. Okt. 1787. und Oktober 1788, und, so viel ich bey der Verwirrung ausmachen konnte bis N. 717 laufend, vgl. unter dem 28. April 1792. (vielleicht in besserer Gestalt in Händen der Borgiaschen Erben) scheint das Verzeichniß der Gemmen und Amulete mit neuen Berichtigungen und Erweiterungen zu einem selbstständigen Ganzen, ausgezogen zu seyn. Es sind in druckfertiger Abschrift (denn außerdem ist der erste Aufsatß da) 22 Bogen, von Zoega's Hand, in der Mitte gebrochen, und nur auf der einen Halbsseite beschrieben, und man liest darüber: 22 Aprile 1800. J. pezzi composti in questo catal. sono. 454. etc. In einem Brief vom 14 Nov. 1801. sagt er: „Borgia läßt in dieser Zeit seine Scarabäen und Gemmen abzeichnen unter meiner Direction, so daß sie in Kupfern publicirt werden können, und zugleich mit dem Katalog, den ich davon verfertigt habe. Dieser ist bloß materiell, aber

äußerst genau und detaillirt, wie ich wünsche, daß alle dergleichen Sachen seyn möchten.“ — Den 22 May 1802: „Mein Verzeichniß ist zum Druck fertig.“ Es ist angegeben Steinart, Größe, Art der Arbeit, und Inhalt: letzterer sehr genau, aber ohne andre Erklärung als die in der Benennung der Gegenstände liegt. Das Werkchen zerfällt in 3 Abtheilungen: 1) Aegyptische Arbeit in sechs Klassen. 2) Persische, Persisch = Aegyptische, Persisch = Griechische Arbeit. 3) Griechische, Griechisch = Aegyptische, Römisch = Aegyptische Arbeit. Aegyptische oder auf gewisse Weise mit den Aegyptischen Dingen verbundene Gegenstände, im Griechischen Geschmacke behandelt und mit Griechischer Inschrift begleitet. Gemmen und Pasten von Ringen von ersörmiger Gestalt, mit eingeschnittenen Figuren, wenn es nicht anders bemerkt wird, die Figuren gewöhnlich links gewandt, die Arbeit wenn es nicht anders angegeben wird von laufender Manier. a) Isis und Osiris. b) Serapis. c) Harpokrates. d) Horus und Phanes. e) Hermes, Anubis und verschiedene thierköpfige Gottheiten. f) Typhon hahnenköpfig, schlangensüßig. g) Kebos und andre auf den Aberglauben der Alten, besonders der Aegyptier sich beziehende Thiere. h) Canopus und andre Gefäße. i) Sol, Luna und verschiedene mit den Griechisch = Aegyptischen Superstitionen zusammenhängende Gottheiten. k) Vermischte Gegenstände. — Koes irrte, wenn er diese Arbeit für eine und dieselbe mit dem allgemeinen Katalog hielt. Dieser, der manche weitläufige Artikel in den Beilagen enthält, welche gewöhnlich in jener angezogen werden, müßte übrigens von einem Her-



ausgeber der letzteren mitberücksichtigt werden; wenn man nicht lieber noch besonders eine Nachlese über Aegyptische Kunst und Alterthümer veranstalten wollte, worin dieses mit allem übrigen zusammengestellt würde, was sich brauchbares zerstreut finden würde als III, 2, Nachrichten über Aegyptische Alterthümer an vielen Orten in Rom und Italien, und Auszüge aus neueren Schriften, ferner manches aus den Beschreibungen der Basreliefe. Dagegen würde wenigstens das Einschlägige aus dem Auszug aus Caylus, aus dem vollständigen Verzeichniß der Raspeschen Gemmen, einer *Scelta d'impronte della raccolta di Dolce und Zolli da me posseduti*, oder andern Stücken in N. XII, mit vorzüglich in dieser Klasse häufigen eignen Bemerkungen, sichtlich den Borgiaschen Gemmen angehängt werden. Aber freylich wäre zu wünschen, daß die Zeichnungen, die Borgia hatte machen lassen, noch vorhanden seyn und zugleich herausgegeben werden möchten. Vorher hatte er auch *Tavole Arpocratee*, und zwölf Etrurische Opferschalen stechen lassen, die bis jetzt gleichfalls vergessen geblieben sind.

## 5.

Vorbereitungen zu einer Ausgabe des Orpheus.

Vergleichung der Handschriften in Rom, Florenz, Venedig, Neapel, n. s. w. (X, 2.) Zoega gab die Aushaute dieser Handschriften als unbeträchtlich an. Ueber zwey in der Laurentiana zu Florenz sagt er in einem Briefe: „Die beyden Orphischen Handschriften enthal-

ten jede für sich das Argonautikon, die Orphischen Hymnen sammt denen des Proclus; aber die eine hat auch die beyden von Frearte herausgegebenen und theilt außerdem den Hymnus an die Musen in zwey, und ich glaube, daß diese Theilung recht ist. Dieser Codex enthält auch mehr sowohl in dem Argonauten als in den Hymnen wie die gedruckten Ausgaben. Der andere hat nichts besonderes, und verdient kaum die Mühe der Vergleichung. Beyde sind auf Pergament und aus dem 15ten oder 16ten Jahrhundert. Eine eigenhändige Abschrift des Gesnerschen Textes mit einem Theil der Anmerkungen enthält hier und da sein eigenes Urtheil. Alle Stellen der Alten über Orpheus zusammengeschrieben, und so dann nach der Zeitfolge der Schriftsteller geordnet in N. V.

## 6.

## Randanmerkungen in Büchern.

a) Numi Alexandrini. Alle handschriftlichen Zusätze (welche bereits dem Hn. Sestini mitgetheilt worden sind,) beschränken sich auf Münzen und vielleicht sind dieß dieselben, die von einem Monachus et Abbas Mandelli aus der Sammlung Vani in Venedig 1790. in einem Briefe nachgetragen werden, 50 an der Zahl. Eckhel versprach Ergänzungen, die er aber nachher nicht wichtig genug befand. In der ansehnlichen Münzsammlung des Hn. Bischoffs Münster finden sich gegen 20 und in der gleichfalls sehr ansehnlichen des Hn. Thomson in Kopenhagen gegen 30 noch unbekannte Münzen dieser Klasse.

b) De obeliscis.

- c) Chr. Scholz. Grammat. Aegypt.
- d) Wichtiger sind die zahlreichen sacherklärenden Anmerkungen zum Horapollo, meist über Pauw's Noten, dessen Text zugleich ganz mit abgeschrieben ist. Diese dürfen bei einer künftigen Ausgabe nicht übergangen werden, woben denn zugleich die in der Hoeschelschen Ausgabe beneschriebenen Noten von Reiske, dessen Nachlaß bekanntlich in derselben Bibliothek aufbewahrt wird, benutzt werden können.

## 7.

Anmerkungen zu dem *Contrat social* von Rousseau, in Französischer Sprache auf 7 1/2 gebrochenen Bogen, wo die Hauptstellen des Werks selbst, auf welche sich jene beziehen, auf der einen Seite abgeschrieben sind. (in N. VI.) Dabey ein kurzer Italiänischer Aufsatz, welcher nach aller Wahrscheinlichkeit unmittelbar danach geschrieben ist, und einen geordneten Subbegriff der dort auseinandergesetzten Vorstellungen über das Wesen und die denkbaren und wirklichen Hauptzustände der Gesellschaft enthält. Vermuthlich ist dieß im Lauf der Französischen Revolution geschrieben; nicht früher, das zeigt das Aeußere, und später aus dem Grunde wohl nicht, weil die Täuschung über das Wesen der Französischen Revolution und die Reihe der daran geknüpften Weltbegebenheiten dem Verfasser wahrscheinlich die Laune genommen hatten, später noch über diese Gegenstände zu denken. Ein Freund von ihm aus jener Zeit erzählte mir, Zoega habe aufgehört für die französische Revolution zu seyn, als er Pethions erste mysti-

sche Rede gelesen, und habe nachher geglaubt, mit so vielen der Edelsten, daß durch ein schlechtes Volk eine gute Sache verdorben worden sey. Er hat sich später noch einmal täuschen lassen, und sich, wenn auch nicht mit sehr lebhaftem Antheil, Hoffnungen und Ansichten überlassen, die unter seinen Freunden nicht die Uebereinstimmung fanden, als die früheren. Ob Vorstellungen des Römischen Kaiserreichs, um so gefährlicher in Rom selbst, ob die Ansicht von einem nothwendigen Uebel, oder das Gefühl, daß die Welt einer Entwicklung nahe, und große Veränderungen und Durchgänge nothwendig seyen, oder ob vielmehr eine gewisse Scheu vor großen Veränderungen und dem gewaltigen Sturz der bestehenden Macht, verbunden mit einem bitteren Zweifel an dem Schicksal der Völker, und tiefer Unglaube, daß das Gute, das Rechte in den Verfassungen und Völkerverhältnissen siegen werde, hierauf Einfluß gehabt haben mögen, wage ich nicht zu bestimmen.

Was die Aufsätze selbst betrifft, so gehören sie unter die Zeichen, wie weit ein folgerichtiges Denken ausgehend von einem falschen Grundsatz führen könne. Die Menschheit losgerissen von Gott, abgesondert von dem All der Dinge, aus sich selber, d. i. alsdann aus der Thierheit entwickelt und hervorgezogen, und demnach immerfort um das eigene Wohl als Mittelpunkt sich bewegend, diese Ansicht, so wie sie die höhere Geschichtsforschung verwirrt, muß auch der Staatslehre eine Gestalt mittheilen, wovor das Gefühl mitunter erschrickt, und eine von entgegengesetzten Grundsätzen ausgehende Ueberzeugung sich mit Bedauern wegwendet. Demohinge-

achtet bleibt diese, wiewohl nicht vollendete, sondern nur vorläufig hingeworfene Arbeit in mehrfacher Hinsicht merkwürdig. Erstens nemlich wegen der großen und wichtigen Wahrheiten, auf welche von irgend einem Standpunkt ausgehend ein großer Denker, ein von der Natur edler Mensch, im Zusammenhang seiner Untersuchungen stoßen muß. Dann aber auch, weil durch die scharfsinnige Widerlegung Rousseaus, der im Grund doch auf derselben Seite stand, aber in vieler Hinsicht dem durch Geschichtskennntniß unterstützten Scharfsinn Zoegas große Blößen gab, die Wahrheit selbst gefördert, das Unbefriedigende jener Philosophie einleuchtender wird. Auch werden diejenigen, die, eine andre Denkart zwar gewöhnlich im Munde führend, die Welt eigentlich in jenem Sinn behandeln und beherrschen, entlarvt oder in ihr rechtes Licht gestellt; und endlich ist eine strenge kühne und bündige Ausführung eines jeden Systems an sich wichtig und belehrend.

## 8.

## Kunstberichte.

Obgleich nicht in der Königl. Bibliothek befindlich, dürfen doch diese Kunstnachrichten hier nicht übergangen werden. Die Berichte an die Akademie der Künste enthalten zum Theil Neuigkeiten aus dem Gebiet der Kunst, der neuentdeckten Alterthümer, und der Literatur, wie sie für den Augenblick angenehm, nach einiger Zeit aber gleichgültig sind; zum Theil Beurtheilungen der vorzüglichsten neuen Kunsterzeugnisse, und der in Rom lebenden Künstler, und archäologische Bemerkungen, die für den

Künstler und Gelehrten lehrreich, und der Aufbewahrung werth sind. Leider ist ein sehr beträchtlicher Theil derselben untergegangen, einige bey dem Brand im Königlich-Residenzschloß Christiansburg, der das Archiv des Kronprinzen und darin namentlich die Gelehrtenberichte bis zu den ersten Monathen 1794 verzehrte, andre in der großen Feuersbrunst im folgenden Jahr, und bey der Beschießung von Kopenhagen im Jahr 1807; und unter beynah 50 derselben, die noch im Original zusammengebracht worden, sind gerade von den größeren archäologischen, die vierteljährig an den Kronprinzen eingesandt wurden und eben so viele sachreiche Abhandlungen ausmachten, (vgl. unter dem 15 Febr. 1792.) nur einige wenige übrig geblieben. Mehrere sind in der Dänischen Monathsschrift *Minerva* schon abgedruckt; (1798 St. 2. S. 317. St. 3. S. 48. 129. 257. St. 4. S. 121. 319. 1799 St. 1. S. 209. 257. St. 2. S. 1. 139. 269.) darunter nur einige von der eben bezeichneten Klasse. Wann diese aufhörten, weiß ich nicht; vermuthlich bey der Anstellung in Kiel. Was die andere betrifft, so schreibt Zoega den 15. März 1806: „Das Verhältniß hatte lange aufgehört. — Nun muß ich auch gestehen, daß so sehr ich bey der hier beständig wachsenden Theuerung und den häuslichen Plagen, womit ich unaufhörlich heimgesucht bin, Verbesserung meiner Umstände bedarf, ich doch finde, daß 100 Thlr. die in unsern Tagen so äußerst wenig bedeuten, zu theuer verdient sind durch monatliche Briefe über Künstler und Kunstwerke, die nicht werth sind, darüber zu schreiben, und einem viel Zeit kosten und manche Complimente. Jährlich kom-



men hier etwa 2—3 Kunstproducte zum Vorschein, worüber etwas zu sagen seyn kann; das Uebrige ist langweilig.“ — Alle noch vorrâthigen Handschriften hat S. Hoheit der Prinz Christian seit dem Ableben seines Herrn Vaters, des Erbprinzen Friedrichs, Präsident der K. Akademie der Künste zu Kopenhagen, Freund und Kenner der Wissenschaften, dem Herausgeber zur allensfallsigen Bekanntmachung mittheilen zu lassen die Gnade gehabt.

---

Von Zoega ist auch ein Aufsatz im Intell. Bl. der Allgem. L. Z. 1796. St. 86. Italiänische Litteratur erste Uebersicht.

## B.

Was nur zu eigenem Gebrauch gedient hat.

Nachdem der Geist, durch welchen Zoega in seinen gelehrten Forschungen geleitet wurde, durch seine Lebensgeschichte noch vollständiger kund geworden, als er sich durch seine Werke ankündigt, wird es nicht überflüssig seyn, auch die äußeren Anstalten und Zurüstungen bey seinen Arbeiten etwas näher zu betrachten.

Das Merkwürdigste in dieser Hinsicht ist, daß er das Lesen der Alten ganz gesondert vom Untersuchen trieb, daß er sie nicht gelegentlich theilweise, sondern im voraus und ganz, sogar zum großen Theil wiederholt ganz las, ja daß er sie ohne irgend eine auszuspuerende Ausnahme einmal alle miteinander der Zeitfolge nach gelesen, und ferner, daß er alles was in den Kreis seiner Untersuchungen gehörte, oder auch ihm vorzüglich gefiel,

ganz daraus abgeschrieben, und sich so eine ihm fast ohne Ausnahme für alle Fälle und in jeder Hinsicht zureichende alte Literatur im Kleinen, durch welche die Bücher ihm beynahe entbehrlich und am Ende alles Eßtere weitläufige Nachsuchen erspart würde, mit eigener Hand zusammengeschrieben hat. Münter hat irgendwo geäußert, wohl keiner der jetzt lebenden Gelehrten habe mit so standhaftem Fleiß und so planmäßig alle schriftlichen Denkmäler der Griechischen und Römischen Welt gelesen und ausgezogen, als Zoega: (man kann mit Gewißheit hinzufügen, keiner hat alle Denkmäler der bildenden Kunst so genau betrachtet und erforscht; Aegyptische vielleicht nie ein Sterblicher so viele oder so genau.) Was das Ausziehen betrifft, so ist mir auch kein früherer Gelehrter bekannt, der es darin je so weit getrieben hätte. Aber die Vortheile eines zusammenhängenden Lesens der ganzen alten Literatur nach der Zeitfolge, wovon auch der große Scaliger ein Beispiel gegeben, ist es unnöthig nach dem, was Ruhnkenius in der Vorrede zum Timäus bemerkt hat, etwas zu sagen. Zoegas Arbeiten giengen immer ins Große und Ganze, wie im Schreiben so im Lesen: was er aufsaß, sollte abgethan werden, und nur solche Arbeit galt ihm als eine Arbeit. Uebrigens mag auf diese Art und besonders auf den Umfang des Abschreibens die Freyheit von Aemtern mit Einfluß gehabt haben.

Diese Auszüge beschränken sich sehr selten auf bloße Inhaltsangabe (in Lateinischer Sprache) und ziehen niemals zusammen, sondern enthalten die Stellen vollständig: welches auch in Hinsicht der hier vorzüglich berück-

sichtigten Gegenstände nothwendig seyn möchte, indem oft der kleinste Umstand durch eine neue Seite für die Untersuchung wichtig wird. Aus den allermeisten Büchern bedarf der Kenner, besonders für einen bestimmten Zweck, nur einen sehr kleinen Theil: und was die andern betrifft, so ist ein so durchgreifendes Excerptiren wenigstens als die langsamste, und als eine mehr thätige Art des Lesens, wenn man die gewöhnliche übereilte Viellezerei dagegen hält, hochzuschätzen. Daß die Richtigkeit, Vollständigkeit und Einheit der auf solche Auszüge gegründeten Untersuchungen dabey gewinnen müssen, versteht sich, \*) wiewohl nicht alle einräumen würden, daß ein so großer Zeitaufwand gemacht von einem großen Mann, durch die Vortheile ganz aufgewogen werden könne. Es kann allerdings geschehen, daß selbst die genauere und zusammenhängendere Kenntniß vieler einzelnen Dinge die durch diese Art, alles, was zur Entwicklung oder zur kritischen Beschränkung einer Thatsache oder Ansicht gehörendes vorkommt, zu vereinigen, entsteht oder doch erleichtert wird, daran gewöhne, auf untergeordnete Dinge, Nebenumstände und ein reichliches Material zuweisen auf Unkosten der Geistesfreiheit und Kraft, zuviel Zeit und Aufmerksamkeit zu verwenden; und das Mühsame über das Erfinderische und Geistreiche zu erheben. Auch hierin entscheide die Natur eines jeden. Zoega schreibt einmal von einem nächtlichen Stieg auf den

---

\*) S. über das Excerptiren Joh. Müllers Werke Th. 7. S. 17. und Joh. v. Müller von Woltmann. S. 273 ff.

Blockberg, er freue sich nun einmal an so mühsamen Dingen. Auch im Wissenschaftlichen verdroß ihn das Mühsame nicht. In andern trifft das Herculische und das Musenhafte nicht zusammen, sie würden nichts anrichten, wenn sie allumfassend zu Werke gehn wollten, sondern müssen nach Lust und freyem Antriebe thun und dem guten Glück im Begegnen des Zugehörigen etwas überlassen. Noch andere würden vielleicht sich durch die Masse verwirren lassen und ins Kleinliche verlieren, statt Vollständigkeit zu erlangen; würden auf den Eigensinn gerathen, sich auch das Unnöthige, was schon abgemacht ist oder nur durch Nachträge vervollständigt zu werden braucht, in die Sammlungen einzutragen.

Diese Auszüge aus den Alten sind nach der Zeitfolge gelegt und zählen 4156 Seiten (der Anfang bis S. 172. ist in N. IX. und XI, das Uebrige N. VIII. Nur der erste Anfang Orpheus fehlt.) Davon ist ein Theil aus früherer Zeit, z. B. Plato von Kopenhagen, andre vermuthlich von Göttingen, oder viele auch von der ersten Zeit in Italien her, z. B. von der Villeggiatur 1785 viele Römische Dichter, und Prosatiker, und diese meist in Quartformat; die grosse Masse der späteren, hinter einander einige Jahre durch gemachten, in folio, und zwar durchaus voll geschrieben, und mit so vielen Abkürzungen, zum Theil so fein, daß auf so einer Seite zum Erstaunen viel steht. Von den früher ausgezogenen Schriftstellern liegen immer *Excerpta secundaria*, einigemal die dritten bey. Bemerkungen oder Winke sind äusserst selten beygefügt, manchmal Vergleichen aus Handschriften, wie S. 812 zum Josephus, S. 886 zum Syn-

cellus. Um ein Verhältniß anzugeben, so zählen in den alten Excerpten Platon 126 S. Xenophon 16. S. Aristoteles 58 S. Herodot 51 S. Thukydides 24. S. Apollodor nebst Knon, Hephästion, Parihenius und Ant. Liberalis 80 S. Libri de re r. (Lieblingsgegenstand) 91 S. Pausanias 83. Cicero 45 S. Vitruvius 15 S. In den neuen aber Platon wieder 80 S. Herodot 68 S. und wieder 23. Aristoteles 40. Diodor 150 Cicero 28 S. Josephus 25 S. Clemens 40 S. Die Kirchenväter sehr ausführlich, Hesychius, Euidas und das Etym. M. 58 S. ungemein gedrängt. Eustathius 22 S. Corp. jur. civ. und Cod. Theod. 20 S. die Byzantinischen Geschichtschreiber 57 S. Inschriften p. 3485—4117. Dann folgen aus Handschriften in Rom und Neapel die Commentatoren des Platon. Auch die Bruchstücke von mehreren untergegangenen Schriften, sind in so weit sie dahin gehörten zusammengestellt. Die noch nicht gedruckten Inschriften in Rom sind anderwärts zerstreut aufgeschrieben.

Zu dieser fortlaufenden Sammlung kommen noch besondere Auszüge, als Odyssee und Ilias (N. IX, 6) 453 Bogenseiten, aber diese größtentheils nicht in der Urschrift, sondern Italiänisch und untermischt mit vielen mythologischen und geographischen Bemerkungen; ferner (in N. XI.) Hesiodus ganz, mit wenigen unterlaufenden Lateinischen Anmerkungen, sodann ganze Stücke und große Stellen der Tragiker, Aeschylus 17 dicht volle Bogen, Sophokles 14, Euripides 33, welche alle auch früher weitläufig ausgezogen sind, und manches andre. Eben so (in IX, 2.) eine Masse historischer und

mythologischer Stellen, wo allein Platon von neunm 16 Bogen anfüllt.

Zum Gebrauch der Auszüge dienen 6 Inhalteregister auf 1300 Octavblättern, in fünf Abtheilungen 1) Sachen, oder der Inhalt der sogenannten Antiquitäten, nach zum Theil besondern Gesichtspunkten. 2) Griechische Litteraturgeschichte. 3) Geographie und Geschichte. 4) Mythologie. 5) Aegyptische Alterthümer; gewöhnlich auf einem Blatt nur Eine Rubrik mit oft abkürzend vielen Citaten.

Wenn Zoega nun zur ausführlichen Abhandlung eines Gegenstandes schritt, so begnügte er sich nicht, die einschlägigen Stellen zusammenzusuchen, sondern schrieb sie noch einmal untereinander ab, um sie sich überschaubarer unter Augen zu legen, und nicht leicht etwas übergehn zu können; und so finden sich nicht bloß zu den in seinen Werken behandelten Gegenständen, sondern auch zu vielen andern im voraus alle betreffenden Stellen aus den Alten, zwar äußerst flüchtig, aber ordentlich zusammengeschrieben, z. B. für den Hercules, das aus der neueren Litteratur eingerechnet, 260 S. (in N. XII) wieder mit eignen Registern über jede seiner Thaten (in N. XIII) — (dieß bey Gelegenheit der Bassirilievi di Roma) — in eben der Art für den Mithras, den Orphischen Gott, Kybele, Kadmus, Inche und Nemesis, Orpheus und eine Anzahl Götter von Göttern in N. VI, und III, 6. Eben so für die Obelisken (X, 1.) Funebria, Inferiae, Sepulchra, Inscriptiones sepulchrales (aus den Sammlungen, und sehr vermehrt durch später gefundene) Indica, scriptu-



ra, aspis, Hermes, Sesostriſ, Osiriſ, u. ſ. w. Die Neuern immer eingeſchloſſen, viele Gottheiten und heilige Gegenſtände, XV, 5 u. ſ. w. So war bey der letzten Bearbeitung der Topographie alles für das Capitolium aus den Excerpten excerptirt. Was ſich IX, 2. unter der Rubrik Laconica findet, ſo wie X, 3. unter Volſci, Latini, Hetruſci, Italia, läßt darum mit Sicherheit auf vorgehabte Abhandlungen ſchließen. Auf dieſe Weiſe konnte in dem, was die Grundlage jeder alterthümlichen Forſchung iſt, was die Alten ſelbſt auſſagen, nicht leicht etwas überſehen oder einſeitig genommen werden, und es iſt unglaublich wie große Vortheile davon abhängen, indem ſo viele Bücher mit unnützen oder falſchen und ſchielenden Anſichten und Ausführungen überladen ſind bloß aus Unkenntniß der Quellen und Mangel an Ueberſicht der Stellen, die in Frage kommen mußten. Zoega's Arbeiten ſind, wie man ſie für ſich ſelbſt machen würde, die der meiſten dagegen wie auf den Kauf oder in Frohn. Auch auf dem Felde der Forſchung werden reichliche Früchte nur im Schweiße des Angeſichtes erzogen.

Eine andre große Abtheilung der Auszüge, die aus der neueren antiquariſchen Litteratur, iſt nicht mehr in Ordnung und größtentheils nicht mehr vorhanden, wahrſcheinlich weil ſie für das Obeliſkenwerk ſammelte worden war, und ihren Dienſt ein für allemal gethan hatte. Die Seitenzahlen 4013—4023 (N. XII) und viele geringere, wo alles zu der gethanen Vermuthung ſtimmt, bezeichnen ihren Umfang. Außer dieſen ſind viele unbezifferte, beſonders von allen Werken über

die Kunst, (allein in N. XII. 10 Hefte voll) zum Theil die zweiten und dritten Auszüge, zum Theil wie Caylus, Montfaucon, mit eignen Bemerkungen, die schon durch die verschiedene Sprache leicht zu unterscheiden sind.

Die dritte Klasse sind Reisebeschreibungen. (N. XIV.) Auch hier die Stellen immer ganz unabgekürzt und zwar in den Ursprachen, und zuweilen der Inhalt des nicht Aufgenommenen nur in ein paar Worten angegeben, sehr selten eine kleine Anmerkung eingestreut; also immer der Arbeit alles vorbehalten, während Joh. Müller in seinen gleich staunenswerthen Excerpten immer unmittelbar verarbeitete. Auch diese Auszüge sind auf ganzen Bogen und fein genug und doch deutlich geschrieben, und zählen 1430 Seiten, worin S. 1391. und 1400 ein paar Mittheilungen von Reisenden über Aegyptische Gebäude vorkommen; und dann wieder von vorn 871 Seiten und hernach ohne Seitenzahl noch 90 Bogen. Wäre dieß alles gedruckt, es würde jedem Freund der Geschichte zu großer Bequemlichkeit dienen, indem hier alles umfaßt ist, was in allen damals erschienenen Reisebeschreibungen die Religion, Sitten, Gebräuche, Bildungsstufe, mit Einem Wort den Menschen selbst angeht. Auch ein paar Handschriften, die Edda, und einiges andre ist mitbenutzt.

Endlich sind noch Schriften aller Art besonders ausgezogen, und allerley Hülfsmittel, welche andre in gedruckten Handbüchern suchen, eigens entworfen. Von jenen will ich nur anführen aus den Jugendjahren, besonders vermuthlich von Göttingen her, die Italianis

schen Dichter, vor allen Dante und Petrarca, sehr reichlich, Vasari und seine Genossen (über 40 Bogen), Desnina Ital. Geschichte (20 Bogen) Anacharsis (20 Bogen) (in XV, und XVI.) Ossian (für den Homer). Auch manch schönes Gedicht von Stollberg, Göthe, Alfieri u. a. findet sich abgeschrieben. Zu der andern Klasse gehören chronologische und litterärhistorische Auszüge zum Theil sehr alt; später *Annali dell' impero di Roma*, (40 Bogen) in sechs Perioden, *preparazione*, *fondazione* (*regno*), *formazione*, (*repubblica* 245—294.) *potenza* (*republ.* 294—553) *prevalenza* (*rep.* 553—724.) *cosmarchia* (*imperio*) — nicht bloß chronologisch, sondern, besonders im zweyten und dritten Punischen Krieg, Erzählung hinzugeschrieben, nebst kurzem Auszug; ferner Notizen zur Physik, zur Naturgeschichte, Mineralogie, Astronomie, nach Buffon, Condillac, Cassini, la Lande, Waller (*Systema mineral.*) u. a. Vorzüglich auch (aus dem früheren Aufenthalt in Rom) über den Römischen Ackerbau ausführlich und systematisch.

Zu dieser Art von Schreibereyen, deren ganze Menge hier keineswegs vollständig angegeben ist, kommt noch das Numismatische (N. IV) und mancherley Studien zu den größeren Werken. Diese bestehen zum Theil darin, daß bedeutendere Abhandlungen, wie von Warburton, Barthelemy, Luchsen, St. Creir mit fortlaufender Kritik ausgezogen sind, darunter auch des Paulini a. S. Barthol. *Grammat. Samserdanica*, mit mehreren Anmerkungen; (N. XIV) zum Theil in vorläufigen Entwürfen, in Italianischer Sprache, als Mutterspra-

che; zum Theil in vielen sorgfältigen selbstgemachten Durchzeichnungen von Aegyptischen Alterthümern, (N. II. und XIII, c, a.) besonders Hieroglyphen mit Nummerungen, (aus welchem allem noch deutlicher als aus dem gedruckten Werk die hohe Gewissenhaftigkeit hervorgeht, womit es ausgeführt worden,) auch von Gothischen, Gallischen, Schottischen Denkmälern u. s. w. (XIII, 7.) Dort liegen auch die Zeichnungen, die in dem Aegyptischen Werke gestochen sind, und andre von Bergia'schen Alterthümern, auch viele einzelne Stiche nach Aegyptischen Werken des Museums Mani in Venedig, welche man erklärt gewünscht hatte, und andre.

---

## Druckfehler.

## Theil I.

- S. XV Z. 5. v. u. l. innern  
 — XXI Z. 3. v. u. l. ganz st. ganze  
 — 25 Z. 3. v. u. l. 1775.  
 — 28 Z. 8. v. u. ist sie einzuschieben.  
 — 45 Z. 18. nach Grad fehlt ein Wort, das im Original  
 unleserlich geschrieben ist.  
 — 76 Z. 3. l. dichterischen und  
 — 94 Z. 9. l. unconfin'd  
 — 98 Z. 15. l. innig  
 — 122 Z. 13. l. ist es  
 — 123 Z. 5. v. u. l. den ich dir  
 — 174 Z. 3. v. u. l. stieß heute.  
 — 234 Z. 1. l. Hr Schow, ein specieller Landsmann von  
 meinen, ist derjenige, mit dem ich ic.  
 — 238 Z. 6. Vor Gestern ein Strich. —  
 — 247 letzte Z. l. an alle.  
 — 254 Z. 2. l. um st. nun.  
 — 260 Z. 2. v. u. ist aber zu streichen.  
 — 316 Z. 3. Wenn nicht aus einem früheren Ta-  
 gebuch.

## Theil II.

- S. 25 Z. 13. l. nahmen.  
 — 27 Z. 7. v. u. l. 279 f. 179  
 — 30 Z. 6. l. St. Florian st. Statorian.  
 — 41 Z. 15 ist gar zu tilgen.  
 — — Z. 3. v. u. l. würde st. würden.  
 — 44 letzte Z. l. Muzel = Stosch I, 160.  
 — 45 Z. 2. ist nach Tochter, und Z. 3. nach Sohn Kom-  
 ma zu setzen  
 — 80 Z. 7. nach Dolomieu's Komma.  
 — 117 Z. 11. l. Beschreibungen.  
 — 135 Z. 20. nach viele Komma.  
 — 149 Z. 9. v. u. vor mit Komma.  
 — 154 Z. 8. v. u. l. worum.  
 — 171 Z. 2. v. u. l. meist st. erst.  
 — 180 Z. 4. l. und nicht aus den.

- S. 182 B. 7. l. legent.  
 — 184 W. 3. nach Cronetti Komma.  
 — — W. 13. l. Augustenburg.  
 — — W. 2. v. u. l. mich st. mir.  
 — 185 W. 5. v. u. l. Sprache, Pal.  
 — 187 W. 3. v. u. l. Emtendorf.  
 — 193 W. 3. v. u. l. Agentenstelle.  
 — 199 W. 1. l. Dallemagne.  
 — 241 W. 10. l. dann st. denn.  
 — 277 B. 1. l. an Münter st. an denselben.
-



